BIBLIOTHECAE
ELECTORALIS
MONACENSIS.
Ch. Wink. del.
Söckler sc. 1779.

<36604921610016

<36604921610016

Bayer. Staatsbibliothek

Oec. 1033

~~Oeconomia. Lexica~~ 17.

~~Oec. gen. No. 22.~~

Non Labore tantum sed Industria.
Divitiæ

Oeconomiſche Encyklopädie,

oder

allgemeines Syſtem

der

Staats- Stadt- Haus- und Landwirthſchaft,

in alphabetiſcher Ordnung;

von

D. Johann Georg Krünitz.

Sieben und Vierzigſter Theil,

von Kran bis Kraus.

Nebſt 26 Kupfertafeln.

Brünn,

gedruckt bey Joſeph Georg Traßler, Buchdrucker,
Buch- und Kunſthändler.

1791.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

K. K.

Kran, ſiehe Cran im VIII Th. S. 419.

Krän, die oberdeutſche Benennung des Meerrettiges; ſiehe Rettig.

Kran-Beere, eine auf dem Harze übliche Benennung der rothen Heidelbeere, Vaccinium Vitis Idaea *L.*; ſ. Preiſel-Beere.

Kranawet-Baum, ſiehe Krammets-Baum.

Krangel, was die Seiler alſo nennen; ſ. Seiler

1. Kranich, L. Grus, Fr. Grue. Dieſen Namen führen verſchiedene hochbeinige Vögel, die bey dem Ritter Linné zum Geſchlecht des Reihers, Ardea gehören, gemeiniglich aber größer als die eigentlichen Reiher ſind, einen kürzern Schnabel, und eine ganz beſonders gewundene Luftröhre haben, dergleichen man nicht bey den Reihern antrifft. Ueberdies iſt, nach des Wallerius Bemerkung, die mittelſte Zehe der Kraniche an beyden Seiten glatt, da ſie hingegen an den Reihern gezäckelt iſt.

Die Kraniche ſind theils kahlköpfig, theils gehaubt. Erſtere heißen beym Linné Ardeae Grues,

capite caluo, letztere aber Ardeae criſtatae, roſtro vix capite longiore.

I. Kahlköpfige Kraniche, ſind folgende fünf.

1. Der gemeine oder graue Kranich; Grus *Bellon. Geſn. Aldrov. Willughb. Marſil. Raj. Alb. Briſſon. Klein.* Ardea Grus, occipite nudo papilloſo, pileo remigibusque nigris, corpore cinereo, tectricibus intimis laceris *Linn.* Bey den Dichtern Avis Palamedis, Avis Palamedia, der Vogel des Palamedes, weil ſie vorgegeben haben, daß Palamedes während des trojaniſchen Krieges, vier griechiſche Briefe, die Schlachtordnung und die Loſung von den Kranichen erhalten habe; Poln. Zorow; Ungar. Gerzab; Ruſſ. Schurabl.

Schon in den alten bayeriſchen Geſetzen Crano, im Schwabenſp. Cranch, im Niederſ. und im gem. Leben der Hochdeutſchen Krahn, Krane, Krohn; im Angſſ. Cran und Craen, im Engl. Crane, im Schwed. Kran und Trana; im Dän. Trane; im Walliſ. Garan im Holländ. Krane, Kraanvogel; im Ital. Gru, Grua, im Span. Grulla, im Catalon. Grua, Gabilan; im mittlern Lat. Grua, im Lat. Grus; im Franz. Grue; im Griech. Γερανος, welchen Namen man daher leitet, weil er der in der Erde liegenden Saat nachſucht. Indeſſen iſt es wahrſcheinlicher, daß er dieſen Namen von ſeinem unterſcheidenden Geſchreye hat, welches das Deutſche Krahn und Krohn, und Schwed. Trana, ſehr genau ausdrücken, ſo daß dieſes Wort zu krähen, dem veralteten kreyen, jetzt ſchreyen, und andern dieſes Geſchlechtes, gehören würde.

Ein junger Kranich heißt im Lat. Vipio.

Es findet ſich ein auſſerordentlicher Umſtand in den verſchiedenen Nachrichten, die wir von der Geſtalt und Größe des Kraniches haben. Willughby und Pennant beſchreiben ihn, daß er zwiſchen 5 und 6 Fuß, vom Kopfe bis zum Schwanze lang ſey. Andere ſagen; er ſey über 4 F. hoch; und andere, er ſey von Menſchenlänge. Ein Vogel, deſſen Leib nicht größer iſt, als der Leib eines wälſchen Huhnes, und von welchem durchgängig geſagt wird, er wiege nicht

nicht über 10 Pfund, kann wohl kaum für ſo groß, als ein Storch, angenommen werden. Briſſon ſcheint indeſſen dieſem Vogel ſein wahres Maß zu geben, wenn er ihn als etwas kleiner beſchreibt, als den braunen Storch, ungefähr 3 F. hoch, und etwa 4 F. vom Kopfe bis zum Schwanze. Es iſt ein langer, ſchmächtiger Vogel, mit langem Halſe und langen Beinen. Der Schnabel iſt gerade, ſpitzig, vorn mit einer ſchwärzlichen Hornhaut überzogen, beynahe 4 Zoll lang, und auf den Seiten platt. Die Zunge iſt breit, und hart wie das Horn am Ende des Schnabels. Der oberſte Theil des Kopfes iſt ſchwarz, und von dem Schnabel bis an den hintern Theil, mehr mit Haaren oder ſchwärzlicher Seide, als mit Federn, bekleidet. An dem hintern Theile des Kopfes befindet ſich ein Fleck, in Form eines halben Mondes, welcher mit dünnen Haaren, nur einzeln, bedeckt, und faltig iſt, roth ausſieht, und mit kleinen Erhebungen beſetzt iſt, welche gleichſam wie Wärzchen auf dieſer Haut ſitzen. Den obern Theil des Halſes nimmt ein dreyeckiger Fleck von aſchgrauen Federn ein. Ferner wird man zwey weiße Streifen gewahr, deren jeder bey den Augen anfängt, und nach hinten zu geht, und die beyde ſich an dem hintern Theile des Halſes nach dem obern Theile des vorerwähnten dreyeckigen aſchgrauen Fleckes vereinigen, und hernach bis zu dem obern Theile der Bruſt fort gehen. Die Kehle und die Seiten des Halſes, ſind von einer ſchwarzen oder dunklen Farbe. Der Rücken, die Schultern, die Bruſt, der ganze Bauch, die Dickbeine, und die Federn der Flügel, wenn ſie ſich wieder eingezogen haben, die an dem letzten Gelenke ausgenommen, ſind ganz und gar aſchgrau. Die Flügel ſind ſehr weit; jeder beſteht aus 24 großen ſchwarzen Federn, wiewohl die kleinern aus dem Schwarzen in das röthliche fallen, eben ſo wie die größten der zweyten Ordnung, welche ſich an

dem letztern Gelenke befinden. Ueber den Schwingen jedes Flügels ſind zwey ſtarke Federbüſche; an den Enden ſind ſie ganz fein gekräuſelt, und der Vogel kann ſie nach Belieben aufheben und niederdrücken. Geſner ſagt, man habe zu ſeiner Zeit dieſe Federn gewöhnlich in Gold gefaßt, und als einen Zierrath auf den Mützen getragen. Der Schwanz iſt klein und ſehr kurz, nach Beſchaffenheit der Größe des Vogels, und beſteht aus 12 aſchgrauen Federn, welche an dem Ende ſchwarz, und, wenn ſie entwickelt ſind, rund erſcheinen. Die Schenkel ſind ſchwarz, über den Gelenken federlos. Die äuſſere Zehe iſt durch eine dicke Haut mit dem letztern Gelenke der mittlern Zehe verbunden.

Die Luftröhre iſt von einer ſeltenen, beſondern und bewundernswürdigen Beſchaffenheit. Parſons macht davon eine kurze Beſchreibung, als er in den Schriften der londner Societät die mancherley Vortheile bey der Structur der Luftröhren an verſchiedenen Vögeln zeigte (*). Er giebt daſelbſt auch eine Abbildung von derſelben, die aber, was die Lage und Verbindung der Knorpelringe, woraus ſie beſteht, betrifft, gar nicht deutlich genug gezeichnet iſt. Im 4 B. der Beſchäftigungen der berl. Geſellſch. Naturforſch. Freunde, (Berl. 1779, gr. 8.) S. 586. fgg. hat Hr. D. Bloch, unter ſeinen ornithologiſchen vermiſchten Anmerkungen, auch der Luftröhre des Kraniches gedacht, und ihre Lage ſchon genauer beſchrieben. „Nachdem, ſagt er: „dieſe Luftröhre „in die Bruſthöhle gekommen iſt, theilt ſie ſich nicht, „wie gewöhnlich, in zwey Röhren, ſondern ſie geht „innerhalb der ſcharfen Kante des Bruſtknochens „der

(*) An account of ſome peculiar advantages in the ſtructure of the Aſperæ Arteriæ, or Wind-Pipes, of ſeveral Birds, and in the Land-Tortoiſe, by Dr. *Parſons*, it. n. 6 Figg. auf 2 K. T. im LVI B. der *Philoſ. Tranſact.* a. d. J. 1704' S. 204—215.

„der Länge nach, macht am Ende deſſelben eine Beu„gung, geht nahe an der Unterfläche wieder nach vorn „zu, und macht eine zweyte Beugung; alsdann geht „ſie wieder zurück bis ohngefähr zur Hälfte des Kno„chens, formirt alsdann einen halben Bogen, wäh„rend daß ſie in die Höhe ſteigt, kömmt wieder nach „vorwärts, beugt ſich nach der Bruſthöhle, und als„dann erſt entſteht die gewöhnliche Theilung derſel„ben. Die Luftröhre iſt, ſo weit ſie im Bruſtkno„chen liegt, unbeweglich, weil ſie allenthalben an „demſelben befeſtigt iſt. Dieſer Bruſtknochen hat keine „ſcharfe Kante, wie der Bruſtknochen anderer Vögel, „ſondern er iſt rund, damit die Luftröhre Platz „darin hat. Die untere Fläche hat oben und unten „eine Hervorragung, um der Luftröhre Raum zur Um„beugung zu verſchaffen". Hr. Bloch hatte den Vogel von dem Hrn. Domherrn von Rochow erhalten, und von eben demſelben erhielt auch Hr. Prof. Titius einen Kranich, um die Luftröhre an demſelben zu unterſuchen. Er that es, unter Beyhülfe des Hrn. Lic. Frenzel, der auch den Bruſtknochen, ſammt der daran gewundenen Luftröhre, ſehr ſauber präparirte, welche Hr. Titius, der Seltenheit halber, nebſt einer davon genommenen genauern Zeichnung, noch in ſeiner Sammlung aufhebt. Dasjenige, was daran beſonders bemerkt worden iſt, meldet derſelbe (*) in folgender Nachricht.

„Die Luftröhre des Kraniches geht von ihrem Anfange längſt dem Speiſecanale am Halſe bis in den hohlen Bruſtknochen herab. Sie erſtreckt ſich unten in demſelben bis an das äuſſere Ende, macht daſelbſt unter einer Wendung einen ſpitzigen Winkel, läuft nach der inwendigen Seite wieder rückwärts, kömmt am vordern Theile dieſes Bruſtknocheus wieder heraus, und windet ſich ſeitwärts an dem erſten Eingange der Luftröhre wieder, in den

(*) Im 39 St. des Wittenb. Wochenbl. v. Jahr 1780.

den Bruſtknochen bis in die Mitte deſſelben hinein, wo ſie abermal einige Beugung und Krümmung macht. Alsdann geht ſie an der andern Seite aus dem Bruſtknochen heraus, und endigt ſich in die Lungen.

Die Luftröhre ſelbſt unterſcheidet ſich nach der Verſchiedenheit der ringformigen Knorpel unter ſich. Nämlich: 1) 3 Knorpel ſitzen unmittelbar am Kopfe der Luftröhre feſt an, können nicht abgeſondert werden, und zeigen ſich nur auf der Seite mit dazwiſchen liegender Membran. 2) 24 Knorpelringe unterſcheiden ſich, indem ſie nicht völlig geſchloſſen, ſondern nur durch eine anhängende Membran Ringe formiren. 3) 97 andere Knorpel machen den dritten Theil der Luftröhre aus, wovon allemal zwey den dritten, und der dritte, mit Beyhülfe des fünften, den vierten bedecken, und wiederum bedeckt werden, ſo, daß ſie auf einer Seite breit ſind, auf der andern aber ſich ſehr ſchmahl anfangen, und nach und nach das breite Ende formieren. Hiedurch kann die Luftröhre um die Hälfte kürzer und länger gemacht werden. Dieſe Knorpel erſtrecken ſich bis zum Eingange der Luftröhre an den Bruſtknochen fort. 4) Vom Eingange dieſer ringförmigen Knorpel in den Bruſtknochen bis wiederum zu ihrem Ausgange aus demſelben, verwandeln ſie ſich in eine knochige Röhre, woran man aber doch das knorpelige Weſen noch deutlich unterſcheiden kann. Sie werden nun aber ziemlich breit, und verwandeln ſich nach und nach in eine knochige Membran. Dieſerwegen iſt hier die Luftröhre unbeweglich, und kann weder ausgedehnet, noch enger gemacht werden. Sie iſt überdies an den mehreſten Theilen mit dem Bruſtknochen verwachſen, und damit genau durch ein knochiges Zellgewebe verbunden, ſo, daß ſie bloß eine knochige Röhre ausmacht. 5) Bey ihrem Ausgange aus dem Bruſtknochen erhalten die Knorpel wiederum die vorige Beſchaffenheit, daß zwey abermal die dritte, u. ſ. w. bedecken, damit dieſes Stück der Röhre wiederum länger und kürzer gemacht werden kann. 6) Alsdann verändern ſich die Knorpel in wirkliche Ringe, werden ſchwach und ſchmahl, und ehe ſie in die Lungen eintreten, wird ein Knorpel auf jeder Seite, in Geſtalt eines halben Zirkels, formiret, woran ſich halbe Knorpel anſetzen, die Luftröhre in zwey abgeſonderte Gänge theilen, rechts und links ausgehen, nach und nach kleiner wer-

den,

ken, und ſich endlich in den Lungen völlig verlieren. In der inwendigen Seite überzieht dieſe halben Knorpel eine dünne Membran, welche die Röhre verſchließt, und ſie bilden hilft, auch auf jeder Seite eine beſondere Röhre zuwege bringt. Dieſe Membran ſetzt ſich an einem Knorpel an der in der Mitte der getheilten Luftröhre befeſtigt iſt, und endigt ſich endlich in den Lungen, als ein völlig membranöſer Canal.

Aus der Länge dieſer Luftröhre, da ſie an die 42 pariſ. Zoll, faſt 2 leipz. Ellen lang iſt, und aus ihrer Weite von 6 par. Lin., erhellt gar deutlich, was für eine Menge Luft ſie zu faſſen vermag. Und es iſt ganz natürlich richtig, wie Hr. D. Bloch vermuthet, daß die Menge Luft in dieſer Röhre, aber auch die im Bruſtknochen ſelbſt, zum hohen und langen Fluge des Vogels ungemein viel mittelſt der dadurch geſchehenen Erleichterung des Körpers, beyträgt. Selbſt die Knochen der Vögel nehmen Luft ein, wie dieſes Hr. D. Bloch, in den Schriften der berl. Naturf. Geſellſch. erwieſen hat. Betrachtet man aber die trompetenförmige Windung und Krümmung der Luftröhre ſelbſt, ihren Bau aus ſo mancherley Subſtanzen, aus knorpeligen, häutigen, knochigen Subſtanzen, ihre Beweglichkeit im Verkürzen und Verlängern des Luftganges ſelbſt, indem ſich die Knorpelringe über einander ſchieben und wieder aus einander gehen, ihre Erweiterurg und Verengerung, u. ſ. f. ſo wird man von dem mancherley ſtärkern, ſchwächern, und unterſchiedlich modificirten Tone des Vogels ſich bald einen Begriff machen können. Ich finde, daß die Kranichsluftröhre bloß in der Höhlung des Bruſtknochens, auf 10 gar merkliche Krümmuagen macht, folglich muß die Luft, wenn ſie plötzlich aus den Lungen geſtoßen wird, 10mahl an dieſe Ecken anſtoßen, davon abprellen, ſolchergeſtalt eine ſtärkere Erſchütterung ihrer Theile erlangen, die in der Luftröhre mehr oder weniger geſpannten Häute und Knorpel in gleichmäßig ſtärkere Erſchütterung ſetzen, und zur großen Stärke des davon entſtehenden durchdringenden Tones der Stimme, die natürlichen Urſachen zuwege bringen".

Ferner hat Hr. D. Bloch gefunden, daß die Luftröhre des Weibchens vom Kranich nur bis zur Hälfte des Bruſtknochens, nicht aber die ganze Länge deſ-

 ſelben

ſelben hinunter, ging. Eben dergleichen Vorſtellung hat auch Parſons a. ang. O. beygebracht, und vermuthlich hat er ebenfalls eine Sie vom Kranich vor ſich gehabt. Da Hr. B. auch bey andern Vögelarten, im weiblichen Geſchlechte, die Luftröhren gar merklich von der Männchen ihren verſchieden angetroffen hat, ſo äuſſert er den Gedanken, ob hievon nicht die Verſchiedenheit der Stimme in beyden Geſchlechtern abhänge? und ob nicht ſelbſt hieraus ein Kennzeichen vom Geſchlechtsunterſchiede der Vögel, ob ſie Männchen oder Weibchen ſind, her zu nehmen ſeyn möchte?

Afrika und Aegypten, imgleichen die Türkey, ſind vermuthlich das vornehmſte Vaterland der Kraniche; doch ſcheint es, daß ſie in allen Welttheilen gemein ſeyn, und ſich an jedes Klima gewöhnen können, ungeachtet ſie eines immer vor dem andern wählen. Denn man trifft ſie in allen warmen Ländern häufig an, und auch in den kalten bleiben ſie eine Zeitlang, wenn ſie ſich gleich größtentheils daraus, in gewiſſer Jahrszeit weg begeben. Sie kommen ſo gar in kalten Jahrszeiten nach Frankreich, und ſind im Frühlinge ſehr zeitig in Schweden zu finden. Nach Klein, halten ſie ſich in Pohlen und Lithauen das ganze Jahr durch auf.

Der Kranich iſt ein Zugvogel, den man in jedem europäiſchen Lande, nur nicht in England, kennt. Es giebt keine Weltgegend, ſagt Belon, wo die Felder angebauet ſind, wohin der Kranich nicht käme, um von der Aernde ſeinen Antheil zu holen. Als Zugvögel kommen und verſchwinden ſie regelmäßig zu denen Jahrszeiten, in welchen ſie Futter zu finden hoffen. Ueberhaupt verlaſſen ſie Europa gegen den Ausgang des Herbſtes, und kehren im Anfange des Sommers wieder zurück. Auf dieſen Wanderungen fliegen ſie indeſſen nicht beſtändig weiter fort, ſondern

wenn

wenn ſie unterweges ein Kornfeld finden, ſo machen ſie Halte, um ſich daran zu weiden. Bey dergleichen Gelegenheiten thun ſie ſehr viel Schaden, inſonderheit des Nachts, und der Landmann, der ſich in froher Erwartung niederlegt, ſteht dann am Morgen auf, und ſieht ſeine Felder gänzlich durch einen Feind verwüſtet, der zu ſchnell entkommen kann, als daß er ihn noch mit ſeiner Rache einzuholen vermögend wäre. Nach Goldſmith's Verſicherung, iſt England jetzt von ihren Beſuchen frey, ob ſie gleich ehedem in dieſem Lande bekannt waren, und wegen der Schmackhaftigkeit ihres Fleiſches ſehr geſchätzt wurden. Es ſtand ſo gar eine Strafe auf die Vernichtung ihrer Eyer. Jetzt aber verlieren ſie ſich niemals ſo weit von ihrem Wege. Landbau und Bevölkerung gehen immer Hand in Hand; und wenn ihnen gleich die Felder in England größern Ueberfluß darbieten, ſo ſind ſie doch auch zugleich dergeſtalt bewacht, daß dieſe Vögel die Gefahr größer finden, als den Genuß; und wahrſcheinlich befindet man ſich beſſer bey ihrer Abweſenheit, als bey ihrer Geſellſchaft.

Haſſelquiſt hat ſie im October aus der Türkey nach Aegypten kommen geſehen. Henneberger (*) erzählt, daß zu ſeiner Zeit ein ſehr großer Moraſt oder Bruch diesſeits Friedland auf Natangen, 6 Meilen von Königsberg, der Zetamoraſt genannt, geweſen ſey, auf welchem die Kraniche im Sommer Junge gezogen hätten. Heutiges Tages iſt dieſer Moraſt größtentheils ausgetrocknet und urbar gemacht, daher die Kraniche ihren Stand nicht mehr daſelbſt haben. Nach Helwing's Zeugniß (**), niſteten vormals auch die Kraniche auf einer Inſel des angerburgiſchen

(*) Von den Seen, Ströhmen und Flüſſen in Preußen, S. 29.

(**) Lithogr. Angerburg. Th. 1, S. 6.

Sees, die zu den gräflich Lehndorfiſchen Steinorthi-ſchen Gütern gehört. Heutiges Tags findet man ſie in Preußen noch hier und da, doch in keiner beträcht-lichen Anzahl, deſto häufiger aber im Großherzog-thum Litthauen, woher die Polen des Sommers öf-ters zahm gemachte, und zum Tanzen abgerichtete Kraniche auf ihren Fahrzeugen nach Königsberg und Danzig bringen.

In die ſüdlichen Gegenden von Europa kommen ſie nur mehr zum Beſuch, als zum beſtändigen Auf-enthalt. Die Züge der Droſſeln oder Krammetsvögel ſind augenſcheinlich und bekannt; ſie ziehen nord-wärts oder ſüdwärts nach einem gleichen Striche; mit dem Kraniche hingegen verhält es ſich ganz an-ders; er bringt den Herbſt in Europa zu; dann fliegt er davon, vermuthlich nach einer ſüdlichen Ge-gend, um dort einen Theil des Winters hin zu brin-gen; kehrt im Frühlinge nach Europa zurück; kreuzt im Sommer hinüber nach Norden, und kommt dann wieder herunter, um im Herbſte auf unſern vollen Feldern Verwüſtungen anzurichten.

Man erzählt von den Kranichen, daß ſie in ihrem Zuge, wenn ſie bey dem Anfange des Herbſtes unſere nördliche Gegenden verlaſſen, ſich der Beſchwerlichkeit der Reiſe auf eine ſehr ſinnreiche Art entledigten. Denn ſie verſammelten ſich in großer Anzahl, und ſtellten ſich in zwey Linien, welche in einen Winkel zuſammen laufen, an welchem ſich einer von den Kra-nichen befindet, der die übrigen anführt. In dieſer Figur verlieſſen ſie unſere Gegenden, und erhielten hiedurch den Vortheil im Fliegen, daß die Luft auf dieſe Art ganz leicht und ohne Beſchwerde von einan-der getrieben würde. Zu noch mehrerer Erleichterung lege immer der nachfolgende ſeinen Kopf auf den Schwanz des vor anfliegenden. Weil nun dieſes der erſte nicht thun könnte, ſo flöge er nach einiger

Zeit

Zeit, wenn er müde geworden ſey, vorn weg, und lege ſeinen Kopf auf den Schwanz des letzten, in der einen Reihe; dagegen rückte der, welcher ihm ſonſt am nächſten war, an ſeine Stelle, und führte nunmehr ſo lange den Flug, bis er ſeinem Nachfolger das Amt wieder abträte, und ſich, wie der erſte, hinten anſchlöſſe. Im Anfang müſſen ſie ſich mit Mühe von der Erde heben; wenn ſie aber eine gewiſſe Höhe erreicht haben, heben ſie ſich leicht, und zwar öfters ſo hoch, daß man ſie aus dem Geſichte verliert, oder daß ſie wenigſtens nicht größer als ein Krammetsvogel zu ſeyn ſcheinen. Da ſie ihrer Bildung nach leicht ſind, und ihre Flügel weit ausbreiten, ſind ſie vermögend ſich in der größten Höhe zu halten; und wie ſie ihre Sicherheit dadurch befördern; daß der Menſch, ſie zu erreichen, nicht im Stande iſt, ſo fliegen ſie auch ſo hoch und ſtark, daß jeder andere Vogel, der ſie einzuholen gedächte, bald ermüden würde.

Sie können ein beſonders fürchterliches Geſchrey machen, und gleichſam aus dem Bauche ſchreyen, weil ihre, oben beſchriebene, Luftröhre unten gerade in der Bruſthöhle mit rothſchieferartigen Häutchen bedeckt iſt, durch deren Hülfe ſie den ſtarken Ton hervorbringen. Ihr Geſchrey iſt von allen Vögeln das lauteſte; und man hört es oft in den Wolken, wenn man gleich den Vogel ſelbſt nicht ſehen kann. Iſt man ihm nahe, ſo wird man von dem Geſchreye faſt ganz übertäubt, es thut aber vorzüglich dem Thiere ſelbſt große Dienſte. Denn wenn die Kraniche beym Füttern, welches ſie gemeiniglich in der Stille thun, von irgend einer Seite angegriffen werden, ſo pflegt allemal derjenige unter ihnen, der die Gefahr zuerſt wahrnimmt; Lärm zu machen, und ſogleich machen ſich alle in größter Eile auf die Flügel. Auſſer dem eigenthümlichen ſchmetternden Klange des Geſchreyes, welches von der auſſerordentlichen Länge und Krümmun-

nung der Luftröhre herrührt, macht der Kranich auch, wenn er ſeinen Schnabel ſchließt, ein klapperndes Geräuſch, welches im Franz. craquer heißt.

Wenn gleich die Kraniche auf ihren Luftreiſen oft ſelbſt unſichtbar ſind, ſo können ſie doch jeden Gegenſtand, der unter ihnen iſt, durch ihr Geſicht ſehr genau unterſcheiden. Sie lenken und regieren ihren Flug durch das Geſchrey, und fliegen weiter oder hernieder, wenn ſich ihnen eine bequeme Gelegenheit zum Raube darbiethet. Auf der Reiſe halten ſie unter einander gute Freundſchaft; ſonſt aber, wenn ein Paar von ihnen uneins werden, halten ſie ſehr hitzige Gefechte mit einander, und ſtreiten ſo heftig, daß ſie gar leicht darüber erſchlichen, und gefangen werden können. Gegen den Adler und Geyer wehren ſie ſich mit aufgerichtetem Schnabel, auf welchem ſich die Raubvögel, wenn ſie unvorſichtig ſtoßen, zu ſpießen pflegen.

Die Kraniche nähren ſich von Saat und Körnern, daher ſie in großen Schaaren auf die Getreidefelder fallen, und ſie abfreſſen; auſſerdem nähren ſie ſich auch von Kräutern, Würmern, Inſecten, Eidechſen und Muſcheln. Ihre Verheerungen der Felder geſchehen gewöhnlich tief in der Nacht, dann kommen ſie auf ein Kornfeld, und treten und ſtampfen es dergeſtalt zu Boden, als ob ein ganzes Regiment Soldaten darüber gegangen wäre. Ein andermal wählen ſie irgend eine große ſumpfige Gegend, wo ſie ſich den ganzen Tag bey einander hinſtellen, als ob ſie ſich berathſchlageten, und da ſie hier kein Korn finden, welches ihr liebſtes Futter iſt, ſo waten ſie im Sumpfe herum, und ſuchen Inſecten und andere Nahrung, die ſie mit weniger Gefahr erhalten können. Korn iſt ihre liebſte Speiſe, indeſſen verſchmähen ſie auch faſt kein anderes Nahrungsmittel. Redi, der einige Kraniche öffnete, fand den Magen des einen voll von dem

Kraute Dandelion, der Magen eines andern war voll Bohnen; ein dritter hatte eine Menge Klee im Magen; zwey andere, eine Menge Erdwürmer und Käfer; bey einigen fand er Eidechſen und Seefiſche; bey andern, Schnecken, Gras und Kieſel, die ſie vielleicht als Arzeneymittel verſchluckt hatten.

Der Kranich iſt überhaupt ein hochmüthiger und von ſich eingenommener Vogel. Er tritt mit einer beſondern Ernſthaftigkeit einher, und iſt doch gar nicht mürriſch, ſondern, wenn er vergnügt wird, luſtig genug, läuft in die Wette, ſpringt, wirft Steine und kleine Briter in die Luft, und ſtellt ſich, als wenn er ſie mit dem Schnabel wieder fangen wollte. Uebrigens haben ſich von dieſem Vogel, ſowohl in alten als neuern Zeiten, mehr Fabeln, als von irgend einem andern, verbreitet. Es iſt ein Vogel, mit welchem faſt alle alte Schriftſteller bekannt ſind, und bey deſſen Beſchreibung ſie faſt immer Phantaſie und Geſchichte vermengt haben. Von der Politik der Kraniche, ſagen ſie, können wir ein Ideal des vollkommenſten menſchlichen Staates entlehnen; von ihrer zärtlichen Liebe gegen ihre abgelebte Aeltern (wovon man ihn auch Avis pia genannt hat,) ſollten wir kindliche Zärtlichkeit lernen; vornämlich aber könnten wir von ihrer Art, mit den äthiopiſchen Pygmäen zu kämpfen, unſere Grundſätze in der Kriegskunſt hernehmen. Zur Zeit des Alterthumes kam die Naturgeſchichte bloß in die Hände der Dichter, deren Pflicht es mit ſich bringt, alles zu verſchönern. Als in der Folge kaltblütigere Männer ſich mit dieſer angenehmen Wiſſenſchaft beſchäftigten, mußten ſie die Nachrichten ſo annehmen, wie ſie dieſelben fanden; und in dem gegenwärtigen Falle kam Fabel, mit Wahrheit untermengt, auf die Nachwelt. In dieſen Erzählungen iſt folglich vieles durch die Einbildungskraft hinzu geſezt.

Schon Plutarch, auf deſſen Glaubwürdigkeit ich freylich nicht viel baue, erzählt von den Kranichen, daß ſie immer einige zur Schildwache ſetzten; ſie ruheten auf einem Beine (*), und hielten in der Klaue des andern einen Stein, den ſie feſt zuſammen drückten, wodurch ſie ſich lange Zeit am Schlafe hinderten; wenn ſich jedoch der Schlaf endlich ihrer bemächtigte, ſo fiele der Stein nieder, und durch den Klang und Schall dieſes Falles würden ſie wieder erweckt (**). Daher, dieſen nachzuahmen, Alexander der Große, wenn man dem Ammianus Marcellinus glauben darf, wenn er wachen wollte, in ſeiner Hand über einem ehernen Gefäße bey ſeinem Bette, eine Kugel von Silber hielt, welche, da ſie fiel, wenn er vom Schlafe überfallen wurde, ihn durch den durchdringenden Klang, den ſie machte, aufweckte. Der Kranich iſt unſtreitig ein ſehr geſelliger Vogel, und man findet ihn ſelten allein. Gemeiniglich fliegen oder ſitzen ſie ſchaarweiſe, an 50 bis 60, beyſammen und, während daß einige darunter ihr Futter ſuchen, ſtehen die übrigen wie Schildwachen auf der Hut.

Plinius ſagt, daß die Kraniche Sorge tragen, ihre Aeltern, wenn ſie alt geworden ſind, zu ernähren. Dieſes merkt auch der heil. Ambroſius, in ſeinem Hexaëmeron, und nach ihm Olaus Magnus, in

(*) Die Franzoſen ſagen daher im gem. L. ſprichwortsweiſe faire le pied de grue, wörtlich, das eine Bein in die Höhe heben, wie die Kraniche, wenn ſie ruhen, d. i. lange Zeit ſtehen und worauf warten; lange auf jemand oder auf etwas paſſen. J'ai été plantélà deux heures comme une grue, da habe ich ganze zwey Stunden wie ein Narr warten müſſen.

(**) Man hat auch ein Schauſtück von ordentlichem flachen Thalergepräge ohne Jahrzahl, auf deren Avers der auf einem gezähmten Löwen reitende Cupido, und im Proſpect eine Stadt, mit der Umſchrift: AMOR VINCIT OMNIA; auf dem Revers aber, ein Kranich, welcher in dem aufgehobenen rechten Beine einen Stein hält, mit der Umſchrift: AMAT VICTORIA CURAM, ſich befindet.

in ſeiner Hiſt. ſeptentrion., an. Wenn die alten Kraniche, ſagt Letzterer, ſich niedergeſetzt, und durch das Alter ihre Federn verloren haben, ſo unterlaſſen die jungen nicht, ſich um dieſelben aufzuhalten, ſie zu liebkoſen, und mit ihren Flügeln zu bedecken, ſie bringen ihnen zu freſſen; und damit ſie zugleich ihre verlorne Kräfte wieder bekommen, ſo heben ſie dieſelben mit ihren Flügeln, und üben ſie im Flug; auf ſolche Weiſe bringen ſie ihre Glieder wieder in Stand. Dieſe Fabel, daß die Kraniche ihre bejahrte Aeltern ernähren, iſt von ihrer genauen ehelichen Liebe entſtanden, denn der Kranich iſt ein Vogel, dem die Polygamie verhaßt iſt. Ein jedes Paar buhlt nie mit Fremden, ſondern beobachtet eine unverbrüchliche Treue gegen einander.

Aber welche Regel iſt ohne Ausnahme? — Wie unter Menſchen, ſo unter Thieren — Ein junger artiger Wollüſtling unter den Kranichen fand die ſonſt treue Gattinn eines andern, einſam unter verwachſenen Sträuchern, in einer ſumpfigen Gegend, ihrer Nahrung nachgehen, eben zu der Zeit, da ihr Vertrauter, anderer Abſichten wegen, weit weggeflogen war. Günſtiger Augenblick! Er wandte alle ſeine Liebkoſungen an. Die Unſchuld und Treue lag unter. Sie verſtattete dem Verführer den Zutritt, welcher nach vollbrachter That ſich ſogleich entfernte. Unterdeſſen kam der rechte Gatte zurück. Er traf ſeine Geliebte nicht in der Munterkeit an, die er ſonſt an ihr gewohnt war. Es war, als wenn die Entehrte ihre Augen vor Scham nicht hätte aufſchlagen können. Er argwohnte die That, und ließ in ſeinem Betragen, Stolz und Verachtung blicken. Nach einiger Zeit verſammelte ſich eine zahlreiche Heerde anderer Kraniche. Man ſchloß die Treuloſe in einen Kreis, und hörte nicht auf, die feindſeligſten Behandlungen gegen dieſelbe auszuüben, bis ſie todt war.

24 St. des Hannov. Magaz. v. J. 1779, Col. 369, f.

Was das Gefecht der Kraniche mit den Pygmäen betrifft, ſo iſt es wahrſcheinlich, daß ſie ſich herzhaft den Anfällen der Affen widerſetzt haben, wenn ſie ihre Neſter

Neſter plündern wollten. Denn, da der Kranich am liebſten von Vegetabilien lebt, ſo iſt er hier vermuthlich niemals der angreifende Theil.

Der Kranich niſtet an ſumpfige Oerter, dahin man nicht leicht kommen kann. Das Weibchen, welches ſich von dem Männchen leicht unterſcheiden läſſet, weil es nicht, wie dieſes, hinten kahl iſt, legt zwey dunkel aſchgraue und mit hellbraunen Flecken gewölbte Eyer, welche denen vom Schwan in der Größe gleich ſind.

Ein Dorfſchulmeiſter bey Angerburg ließ zwey Kranich-eyer von einer Henne ausbrüten, welche auch die Jungen umher führte, und die ſammt der Henne mit Mehl-klößen gefüttert wurden. Mit größtem Unwillen ſahe die Henne jedesmahl die Jungen mit den Klößen nach dem Waſſer eilen, dieſelben darin eintauchen, und ſo angefeuchtet verzehren.

Bocks wirthſchaftl. Naturgeſchichte von Preußen, 4 B. (Deſſau, 1784, gr. 8.) S. 345.

Diejenigen, welche jung aus dem Neſte genommen und in Gärten erzogen werden, pflegen mit den wilden davon zu ziehen, wenn ihnen die Flügel nicht recht gelehmt worden ſind. Sie finden ſich zwar im folgenden Jahre wieder an ihrem Orte ein, ſtoßen aber auf, wenn man ſie greifen will.

Die Jungen lernen ſehr bald fliegen, und dann laſſen die Alten ſie für ſich ſelbſt ſorgen, vorher aber bringen ſie dieſelben nach Oertern, wo ſie am leichteſten ihre Nahrung finden, uud dann verlaſſen ſie dieſelben mit einem Geſchrey, welches man in der Ferne hören kann. Wenn auch die jungen Kraniche noch keine Federn haben, laufen ſie doch ſchon ſo ſchnell, daß ein Menſch ſie nicht leicht einholen kann.

Der Kranich, iſt, ungeachtet ſeiner wilden Art; doch zu zähmen, wie man denn dergleichen auf den Schloßplätzen großer Herren herum gehen ſieht. Wie Ariſtoteles ſagt, ſo kennt man die Kraniche, welche alt werden, daran, daß ihre Federn im Alter

ſchwarz

ſchwarz werden. Aldrovand führt als einen Beweis ihres langen Lebens an, daß einer ſeiner Freunde einen zahmen Kranich über 40 Jahr gehabt habe.

Dieſer Vogel iſt leicht zu hintergehen; denn wenn ein Menſch ſein Geſchrey nachahmet, ſo kommt er hüpfend herbey. Er liebt wohl die Geſellſchaft, und daher wird er auch leicht zahm; aber ohne Locke iſt es ſchwer, ſich ihnen zu nähern, und einen von ihnen zu erlegen, ob man gleich öfters ſehr viele beyſammen auf der Erde ſieht. Wenn man ſie anruft, ſo fliegen ſie in dem Angeſichte des Jägers davon. Sie gehören mit zur hohen Jagd. Sie werden mit hiezu abgerichteten Raubvögeln, inſonderheit Falken, welche man Kranichfänger, Kranichſtößer, Kranichfalken, Fr. Gruyer, Faucon gruyer, nennt, gebeizet. So groß der Kranich auch iſt, ſo kann ihn doch ein kleiner Falk oft verfolgen und überwältigen. Bey der Falkenjagd pflegt man verſchiedene Falken zuſammen nach ihm fliegen zu laſſen; der Kranich ſucht ihnen dann dadurch auszuweichen, daß er immer gerade in die Höhe fliegt, bis die Luft zu dünn wird, um ihn länger zu tragen. Der Falk leiſtet ihm indeſſen immer Geſellſchaft, und ob er gleich die dünnere Luft nicht ſo gut vertragen kann, ſo fliegt er doch ſchneller, und behält dadurch die Oberhand. Sie fliegen oft beyde ſo hoch, daß man ſie nicht mehr ſieht; aber bald hernach täumeln ſie beyde herunter, mit großer Heftigkeit von Seiten des Falken, und einen lautem Geſchrey von Seiten des Kraniches. Wenn er nun ſo auf das Aeuſſerſte gebracht iſt, und nicht mehr fliegen kann, ſo wirft das arme Thier ſich auf den Rücken, und vertheidigt ſich in dieſer Lage noch ſo lange aus allen Kräften, bis der Jäger kommt, und dem Kampfe ein Ende macht.

Die rechte Zeit des Kranichfanges iſt um Jacobi, oder kurz hernach, und währt ſo lange, bis es

 kalt

kalt zu werden anfängt. Wo ſie ihre gewöhnlichen Ruheſtellen haben, macht man tiefe, aber enge Gruben, wirft Getreide, oder was ſie ſonſt gern freſſen, hinein, legt eine ſtarke Schleife oder Schlinge von Pferdehaaren über die Grube, und bindet ſie an einem Stocke feſt an. Wenn nun der Kranich mit ſeinem langen Halſe hinunter reicht, wird er von der Schleife ergriffen, und alſo gefangen. Andere fangen ſie auf eben die Art, wie ich im XLVI Th. S. 466, f. bey den Krähen erzählt habe; ſie ſtecken nämlich lange papierne Düten in die Gruben, werfen unten Erbſen oder Bohnen hinein, und beſchmieren ſie oben mit Vogelleim; will nun der Kranich um den Fraß heraus zu langen, mit dem Kopfe in die Düte fahren, ſo bleibt ihm ſolche an dem Kopfe kleben, daß er, davon geblendet, leicht mit den Händen ergriffen werden kann.

Wer ſie mit einem Rohre beſchleichen und ſchießen will, muß Acht haben, daß der Wind von dem Vogel gegen ihn gehe; denn wo der Wind von ihm auf den Kranich geht, ſo wittert er es gleich, und fliegt davon, ehe man zum Schuß kommen kann. Sonſt werden die Kraniche auch, auf eben die Art, wie die Trappen und Nachtreiher (Focken), mit der Karrenbüchſe (ſ. Th. XXXV, S. 199) und dem Schießpferde geſchoſſen.

Wo die Kraniche ſich häufig einfinden, und dem platten Lande, ſonderlich an den beſäeten Feldern vielen Schaden thun, wird einem Jeden, dieſelben zu fangen oder zu ſchießen, erlaubt.

Kön. Preuß. Edict, daß Jedem erlaubt ſeyn ſoll, Kraniche zu ſchießen, d. d. Berlin, d. 3 Oct. 1722, ſt. in Mylius Corp. Conſtit. March. IV. Th. 1. Abth. No. CIX. Col. 725, f.

Declaration, daß wilde Gänſe, Kraniche, Reiher ꝛc. zu aller Zeit geſchoſſen werden können, d. d. Berl. d. 22 Dec. 1728, ſt. eb. daſ. No. CXXXI. Col. 761, f.

Der

Der gemeine Mann iſt, bis auf den heutigen Tag ſehr liebreich und mitleidig gegen die Kraniche geſinnt. Vielleicht ſind daran noch die alten günſtigen Vorurtheile für dieſen Vogel ſchuld. In einigen Ländern ſieht man es für ein ſchreckliches Verbrechen an, einen Kranich zu tödten; und wenn gleich die Geſetze es nicht beſtrafen, ſo pflegt doch das gemeine Volk dieſe Beleidigung zu rächen. Es hält den Kranich gewiſſer Maßen für den Prophet der Jahrszeit; nach ſeinen Ankunft oder ſeinem Ausbleiben richtet man ſich in der Geſchäften der Landwirthſchaft. Wenn dieſe Vögel im Frühlinge zeitig zu uns kommen, ſo erwartet man einen fruchtbaren Sommer und angenehmen Herbſt; bleiben ſie aber mit ihrem Beſuche lange aus, ſo vermuthet man ein unfreundliches Frühjahr. Wenn ſie frühzeitig und in großen Haufen ziehen, ſoll ſich der Winter bald einſtellen, weil es ein Zeichen iſt, daß die Kälte in den nördlichen Gegenden ſchon eingefallen iſt; wenn ſie aber ſpät und nur in kleinen Truppen ziehen, hat man ſo bald keine Kälte zu befürchten. Man ſagt auch, wenn ſie hoch und stillſchweigend, ohne Geräuſch fliegen, daß dieſes eine ſchöne Witterung verkündige; wenn ſie aber niedrig und ohne Ordnung ziehen, auf der Erde öfters ausruhen, auch im Fluge ſchreyen, daß ſie alsdann Regen und Ungewitter anzeigen. Bey den alten Römern wurde der Kranich für einen Leckerbiſſen gehalten, welcher nur auf große Tafeln gehörte. So wohlſchmeckend ihr Fleiſch auch ehedem geweſen ſeyn mag, da man, wie Plutarch erzählt, Kraniche zu blenden und in Käfiche zu ſetzen pflegte, um ſie für die Tafel der vornehmen Römer zu mäſten; oder, da ſie in England für die Tafel des Adels erzogen und mit Krauſemünze und Raute geſtopft wurden, ſo hält man ſie doch jetzt in ganz Europa für ein ſchlechtes Eſſen. Das Fleiſch iſt ſehnig, hart und trocken, und

muß ſehr gewürzt werden, um es ſchmackhaft zu machen; und ſelbſt dann noch ſchickt es ſich bloß für den Magen ſtarker arbeitſamer Leute.

Dieſes Wildbret hat das Eigene an ſich, daß es, wie mit allem andern Fleiſche geſchieht, durch Einwäſſern eine ungemeine Zähigkeit annimmt. Der Kranich muß daher gar nicht in Waſſer kommen, wenn er am Spieße, oder in der Paſtete, mürbe und genießbar werden ſoll. Ferner hat dieſes Wildbret das Eigenthümliche, und worin ihm keine einzige Fleiſchart gleich kommen kann, daß, wenn er klein gehauen und gekocht wird, eine Brühe daraus entſteht, welche, wie Hr. Germershauſen (*) es ſelbſt erprobt zu haben verſichert, vor allen Brühen einen Vorzug hat. Nach ſeinem Urtheile, wäre daher eine Kranichſuppe für ſolche Patienten die allerbeſte, denen der Arzt, nach Beſchaffenheit der Krankheit, eine ſchleunige Wiederherſtellung der verlornen Leibeskräfte anrathen, oder einer tödtlichen Abmattung zuvor kommen müßte.

Auch von dem Kranichbraten kann, nach eben Deſ. Anzeige, eine ungemein ſchmackhafte, und noch kräftige, Suppe erhalten werden, wenn der Kranich zu alt geweſen, und durch das Braten nicht mürbe genug geworden wäre. In dieſem Falle können die Keulen, wenn die Bruſt abgegeſſen worden iſt, klein gehackt und zur Suppe gekocht werden.

Wenn der Kranich ſeinen Wiederſtrich im Frühjahre bey uns hat, ſo geht ſeine Begattungs Zeit bald an, in der er weniger wohl ſchmeckt, als im Sommer und Herbſte.

In Polen und in der Tartarey werden die jungen Kraniche (L. Vipiones) zahm gemacht, gemäſtet und gegeſſen, da ſie alsdann wie Gänſe oder Aenten ſchmecken ſollen.

In der Medicin iſt dieſer Vogel ſchon bey den Alten gebraucht, und inſonderheit das Fett, die Galle, der Kopf, die Augen, der Magen und das Mark, hoch gehalten worden. Man hielt ihn wider die Kolik von Blähungen und zur Stärkung der Nerven dienlich,

(*) S. Deſſen Hausmutter 1 Th. (Lpz. 1778, gr. 8.) S. 498.

lich, er mag auf eine Art gegeſſen werden, wie man will. Des Fettes bedienet man ſich in der Lähmung und bey Flüſſen. In die Ohren gebracht, ſoll es den Tauben oder Harthörigen das Gehör wieder geben. Es ſoll auch die Warzen und andere harte Gewächſe, welche bisweilen am menſchl. Leibe entſtehen, erweichen. Die Galle ſoll die Flecken der Augen wegnehmen. Der Kopf, die Augen und der Magen, ſollen, getrocknet und zu Pulver gemacht, zur Beſtreuung der Fiſtelſchäden, des Krebſes und der Geſchwüre der Krampfadern, dienlich ſeyn.

Bey den Japaneſern ſteht der Kranich in ſo großer Achtung, daß ihm auf keine Weiſe Schade zugefüget werden darf. Da er in dieſem Lande als ein Glücksvogel betrachtet wird, ſo hat er unter dem Volke Clienten genug, die ihn mit den Titel eines gnädigen Herren beehren (*).

Dem Abte **Banier** zu Folge (**), trugen die Gallier das Bild eines Kraniches, ſo wie die Römer das Bild eines Adlers, auf ihren Fahnen.

Der Kranich war bey den Alten ein Sinnbild der Wachſamkeit und der Vorſicht. In der allegoriſchen Vorſtellung der Wachſamkeit hat man ihr einen Kranich zum Zeichen gegeben. Er iſt auch in viele Deviſen gekommen. Ein auf der Wache ſtehender Kranich um den herum die andern ſchlafen, mit dem Worte: Nihil me ſtante timendum, iſt das Sinnbild eines wachſamen Fürſten oder Prälaten. Kraniche, die, nach ihrer Gewohnheit, einem einzigen nachfliegen, mit den Worten: Omnes dirigit una, können auf einen Fürſt oder Prälaten gedeutet werden, deſſen Beyſpiele ſein ihm anvertrautes Volk folgt. Ein Kranich, der einen Stein aufnimmt, wenn ein Sturm-

(*) Mannigfaltigkeiten, 3 Jahrg. (Berl. 1772, 8.) S. 7.
(**) Mythologie, To. V. p. 450.

Wind kommt, mit den Worten. Firmat grauitate volatum, zeigt an, daß ein Anſchlag erſt reif werden muß. Man hat auch einer Republik, wo ein jeder nach der Ordnung im Regimente abwechſelt, zum Sinnbilde, Kraniche gegeben, die ebenfalls nach der Ordnung die Hut haben, mit den Worten: Alternis agmina ducunt.

2. Der canadiſche Kranich, Grus freti Hudſonis *Briſſ.* Grus fusca Canadenſis *Edw.* Ardea canadenſis, ſincipite nudo papilloſo corpore cinereo, alis extus teſtaceis *Linn.* La Grue de la Baye de Hudſon *Briſſ.* Grue brune & cendrée *Edw.* Brow. and aſh-colour'd Crane *Ej.* Backen und Kehle ſind, nach Edward's Beſchreibung, weiß; der Kopfwirbel röthlich, und mit ſchwarzen haarigen Federchen beſetzt; der Hinterkopf und Steiß aſchgrau; der Schnabel ſchwarz, mit fleiſchfarbiger Spitze; über die Flügel geht ein weißer Streif; der Oberleib iſt röthlich, und die Federn deſſelben haben einen braunen Rand; der Unterleib iſt röthlich aſchgrau. Die großen Schwungfedern ſind ſchwarzbraun mit weißem Kiel; die Schwanzfedern ſind dunkel aſchgrau.

3. Der amerikaniſche Kranich, Grus americana *Briſſ.* et *Edv.* Grus americana, vertice nucha temporibusque nudis papilloſis, fronte nucha remigibusque primariis nigris, corpore albo *Linn.* La Grue d'Amerique *Briſſ.* Grue blanche de l'Amerique *Cateſ.* Grande Grue de la Baye de Hudſon *Edw.* The hooping Crane *Cateſb.* The hooping Crane from Hudſonsbay *Edv.* Die Flügel haben einen blaßroſenfarbigen Saum: der Schnabel iſt bräunlichgelb, und der Rand ſeiner Spitze gezäckelt; der untere Theil des Kopfes iſt bis an den untern Kiefer roth; die Füße ſchwarz; der Schwanz weiß.

4. Der

4. Der oſtindiſche Kranich, Grus orientalis indica *Briſſ.* Grus major indica (the greater indian Crane) *Edw.* & *Klein.* Ardea Antigone, capite nudo collarique papiloſo rubris, corpore cinereo, remigibus primoribus nigris *Linn.* La grue des Indes orientales *Briſſ.* Grand grue des Indes *Edv.* Er iſt unter allen Kranichen der größte, und zeichnet ſich auch vornämlich durch drey kahle weiße Flecken ſeines Wirbels aus. Der Schnabel iſt gelbgrün; die Füße roth; die Schwanzfedern aſchgrau.

Von dieſer Art ſcheint der mexikaniſche Storch, Grus mexicana *Briſſ.* Grus cinerea, capite ſuperiore rubro, pennis raris nigris, pilo aemulis, obſito; remigibus majoribus nigris; rectricibus cinereis, oder Grus indica *Will. Rai.* & *Klein.* oder Toquil coyotl ſ. Coceayauhqui *Hernand.* La Grue du Mexique *Briſſ.* nur eine Varietät zu ſeyn.

5. Der weiße japaniſche oder ſibiriſche Kranich, Grus japonenſis *Briſſ. Aldrov. Jonſt. Charlet. Klein.* Ardea leucogerana, Grus leucogeranos *Pall.* Dieſer Vogel den man nicht allein aus Japan, ſondern auch aus Amerika bekommt, iſt nach Briſſon's Beſchreibung, am ganzen Leibe, wie auch am Schwanze, weiß; nur ſind der untere Hals und die großen Schwungfedern ſchwarz, der Kopfwirbel iſt hochroth, und hin und wieder mit ſchwarzen Federchen, die faſt wie Haare ausſehen, beſetzt. Die großen weißen Kraniche hat Hr. Coll. Rath und Ritter Pallas, beſonders in Rußland, in einem Theile der iſchimiſchen Steppe in den Gegenden von Krutaja, welcher mit ungemein großen Seen verſehen, und daher an Waſſerwild reich iſt, ſehr häufig angetroffen. Um ihre Lebensart näher kennen zu lernen, verweilte ſich Hr. P. deswegen ein Paar Tage in Krutaja, und ſchickte darnach aus. Sie ſind noch weit ſcheuer, als die gemeinen Kraniche. Wenn ſie einen Menſchen auch in

der größten Ferne erblicken, erheben ſie ſich ſogleich mit ihrem gewöhnlichen Geſchrey in die Luft. Wegen ihrer Höhe, die, wenn ſie aufrecht ſtehen, faſt 5 Fuß beträgt, ſind ſie im Stande, ſehr weit um ſich zu ſchauen: und auch die geringſte Bewegung im Schilfe iſt ihnen verdächtig. Daher muß derjenige, der ſie ſchießen will, ſich ihnen ganz verdeckt zu nähern ſuchen, wenn ſie ſich am dem Ufer der Seen nach kleinen Fiſchen, die ihre Nahrung ſind, umſehen. So furchtſam ſie aber ſonſt vor den Menſchen ſind, ſo wenig ſcheuen, ſie hingegen die Hunde, ſondern gehen, wenn ſie ſolche am Ufer erblicken, zornig auf ſie los, vergeſſen auch wohl darüber vor dem nahen Schützen auf der Hut zu ſeyn. Eben ſo dreiſt werden ſie gegen Menſchen, die ſich ihrem Neſte nähern; alsdann ſuchen ſie nicht zu entfliehen, ſondern vertheidigen ihren Aufenthalt auf das muthigſte, und wegen ihrer Größe und Schärfe ihres Schnabels ziemlich gefährlich. Sie machen ihr Neſt in einſamen Schilfmoräſten auf den Riethgrashügeln, aus zuſammen geflochtenem Schilf. Das Männchen wechſelt mit dem Weibchen in der Wache ab. Sie legen nur 2 Eyer, welche ſo groß als Gänſeeyer, gelb grünlich und braun gefleckt ſind. Sie hatten damals (d. 11 May 1771) eben zu brüten angefangen. Die Jungen wachſen im erſten Jahre faſt zur Größe der Alten, ſind aber über den ganzen Leib mit ochergelben Federn bekleidet, unten etwas weißlicher, und der Kopf um den Schnabel ſchwärzlich. Im zweyten Jahre werden ſie weiß, und behalten nur die äuſſerſten ſchwarzen Schwingfedern. Der Kopf wird bis über die Augen, ſo weit er von Federn entblößt iſt, roth, und hat nur kleine rothe Haare; auch die Haut iſt alsdann, nebſt Schnabel und Füßen, roth, und nur am Halſe bleibt noch etwas von feuergelber Farbe; dieſe aber verliert ſich mit zunehmendem Alter gänzlich, und der ganze Vogel wird

ſchwa-

ſchwanenweiß. Man findet dieſe Vögel vom uraliſchen Gebirge bis zum Ob am meiſten um einſame weite Seen und Moräſte der iſchimiſchen und barabyniſchen Steppe herum, wo ſie alle Frühling von Süden her angeflogen kommen. Ueber das caſpiſche Meer ſieht man ihn alle Frühling, aber ſehr ſparſam, ziehen, und vermuthlich zieht er einzeln und ſehr hoch, weil er wenig bemerkt wird; iſt auch nirgend ſo häufig, wie der gemeine Kranich, anzutreffen. Wegen der Aehnlichkeit ſeiner ruſſiſchen Benennung, Sterch, haben ihn die vorigen ſibiriſchen Reiſenden vermuthlich für den weißen Storch gehalten, und in der Nähe nicht betrachtet. Man kann die Jungen des weißen Kraniches, wie andere Kraniche erziehen, und ſie leben mit den gemeinen Kranichen zuſammen ſehr einträchtig, wie Hr. Pallas ſelbſt in Niſchno-Tagilsk und in Tobolsk geſehen hat; allein ſie ſind zornig, und gehen gern auf Kinder los.

II. Gehaubte Kraniche, ſind folgende zwey.

1. Der baleariſche Kranich, capiſche Kranich, Diademkranich, gekrönte afrikaniſche Kranich, Akkawiak, Königsvogel, Seepfau, Waſſerpfau, Pfauenreiher, Pauo marinus *Cluſ.* Ardea pauonina *Linn.* Oiſeau royal *Briſſ.* La Grue panachée, de l'Afrique *Edw.* La Grue baléarique. Er hat eine Krone von Borſten oder ſteifen Haaren, eine ſchwarze Haube oder Fleiſchhaut auf dem Schnabel; die Flügel ſind weiß; die Schwungfedern kaſtanienbraun; am Leibe und Halſe ſchwarz, doch ſpielen die Federn bräunlich und grün untereinander. Die Mohren ſtecken ſeine ſchwarze Schwanzfedern auf ihren Kopfbund rings herum zum Zierrath.

2. Der numidiſche Kranich, das Fräulein aus Numidien, die numidiſche Jungfer, der numidiſche Kronvogel, Grus Numidica, La Grue de Numidie, *Briſſ. Albin,* et *Klein.* Virgo Numidica *Edw.*

& *Dodart.* Otus plumbeus *Barrére*, Scops *Moehring.* Ardea Virgo, ſuperciliis albis poſtice retrorſumque longe criſtatis *Linn.* La Demoiſelle de Numidie, ein ſchöner africaniſcher Vogel, von der Größe eines Storches, mit einem an der Wurzel grünen, in der Mittel gelben, und an der Spitze rothen Schnabel. Der Kopf, und die an der Kehle wie ein Palatin herab hängenden Federn ſind ſchwarz; auſſer der Kopfplatte, welche grün iſt. Nicht weit von den Augen findet ſich eine lange und krumme Feder, die, wie ein gekrümmtes Widderhorn, vom Nacken gegen die Bruſt zurück geht. Der hintere Theil des Halſes, wie auch der ganze Leib, die Flügel und der Schwanz, ſind bläulich-aſchfärbig; die größern Schwungfedern ausgenommen, welche ſich, ſo wie auch die Spitzen der Schwanzfedern und die ſchuppigen Füße, ſchwärzlich oder ſchwarz ſind. Dieſer Vogel ſcheint die Gebärden eines Frauenzimmers, welches ſich der Anmuth in ſeinem Tragen befleißigt, und in ſeinem Gange etwas tanzmäßiges an ſich hat, nachzuahmen. Die Alten nannten ihn daher den Gaukler, den Tänzer und Poſſenmacher, der alles, was er ſieht, nachthut. Wenn er merkt, daß man ihn betrachtet, ſo fängt er ordentlich an zu tanzen, und macht allerley Bewegungen mit dem Kopfe.

2. **Kranich.** 1. Ein vornehmlich in den Schiffhäfen und bey dem Bauweſen gebräuchliches Hebezeug, oder Gerüſt, wodurch man nicht nur bey Schiffen, Güter und andere Laſten vom Ufer oder Lande in die Schiffe hinein, oder aus dieſen heraus auf das Land oder an das Ufer bringt, ſondern auch bey dem Bauweſen allerley Baumaterialien in die Höhe fördert. Siehe Krahn im XLVI Th.

2. Ein in den Ankerſchmieden gebräuchliches Hebezeug, womit bey dem Schmieden eines Ankers, die

die Ruthe und die Arme aus der Eſſe auf den Amboß gebracht, darauf regiret und umgekehrt werden. Siehe eb. daſ.

3. Kranich, ein Sternbild in der ſüdlichen Halbkugel, welches neben dem Phönix und Indianer (zwiſchen dem ſüdlichen Fiſch, und der amerikaniſchen Gans, Toucan,) ſteht, aber in unſern Gegenden nicht ſichtbar iſt. Es enthält 13 Sterne, nämlich 2 von der 2ten, einen von der dritten, 2 von der vierten, und 8 Sterne von der 5ten Größe.

Kranich-Beere, Vaccinium Oxyccocos *L.*; ſ. Moos-Beere.

Kranich-Falk, Kranich-Fänger, Kranich-Stößer, ein auf die Kraniche abgerichteter Falk; ſ. oben, S. 17.

Kranichfeld, Cranichfeld, eine Herrſchaft und Stadt, nebſt 2 Schlöſſern, am Fluß Ilm in Thüringen. Die Herrſchaft hat vor Alters einem davon benannten edeln Geſchlechte gehört, welches einen Kranich im Wapen führte. Sie wird in **Ober- und Unter-Kranichfeld** eingetheilt, wovon dieſe ein churmaynziſches, jene ein churſächſiſches Lehen iſt. Die obere Herrſchaft verkauften 1451, die Burggrafen zu **Kirchberg** (an welche dieſe Herrſchaft nach Abſterben der Edlen von **Kranichfeld** kam,) an die Grafen **Reuſſen**, und von dieſen wurde ſie wieder im J. 1615 an das Haus Sachſen-Weimar für 83000 Gulden, und 1620 von Weimar und **Carl Günther** von Schwarzburg-Rudolſtadt für eine gleiche Summe wiederkäuflich überlaſſen. Im J. 1657 übergab Herzog **Wilhelm** zu Weimar das Einlöſungsrecht derſelben an Herzog **Ernſt** zu Gotha, welcher ſie 1663 vom Graf **Albrecht Anton** zu Schwarzburg-Rudolſtadt einlöſete. 1694 verkauften die Grafen **Reuſſen** ihre bisher daran gehabte Gerechtigkeit an Herzog **Friederich** zu Gotha. Die niedere Herrſchaft (Unter-Kranichfeld, kam von

den Herren v. Kranichfeld an die Grafen zu Schwarzburg; welche ſie um das Jahr 1390 an Burggrafen Albrecht v. Kirchberg überlieſſen, aber bald, entweder pfandweiſe, oder eigenthümlich wieder bekamen, und 1398 an Markgraf Wilhelm zu Meißen wiederkäuflich überlieferten, doch ſie hernach wieder einlöſeten, und endlich 1412 an Burggr. Albrecht v. Kirchberg verkauften. Dieſes Sohn, Burggraf Dieterich, verkaufte die niedere Burg und Herrſchaft Kranichfeld 1455 an Grafen Ludwig v. Gleichen. Nach Abgang der Grafen v. Gleichen, hat Chur-Maynz mit derſelben die Grafen von Hatzfeld beliehen, welche aber erſt lange hernach durch Vergleich und Wiedereinlöſung zum wirklichen Beſitz derſelben gelangt ſind, und dieſelbe noch inne haben.

Der Boden iſt größtentheils bergig, und hat nur ſelten einen mehr als mittelmäßigen Grad von Fruchtbarkeit.

Die Stadt Kranichfeld liegt, von vielen Bergen umgeben, an der Ilm. Die umliegende Landſchaft hat ſehr viel Angenehmes, indem Berge und Thäler, Waſſer, Holz, Aecker, Wieſen, Schlöſſer und Dörfer, mit einander abwechſeln, und dem Auge die reizendſte Ausſicht verſchaffen. Die Ilm, welche hinter der Stadt wegfließt, richtet durch ihre Ueberſchwemmungen öfters großen Schaden an. Die Gegend um Kranichfeld iſt an Kalkſteinen von verſchiedener Art reich. Man findet auch allerley Verſteinerungen, als: Turbiniten, geſtreifte und glatte Chamiten, u. a. m. Der Ackerbau einer ſo bergigen und ſteinigen Gegend iſt, wie man ſich leicht vorſtellen kann, ziemlich mittelmäßig. Kranichfeld war Anfangs nur ein Dorf, welches nach und nach zu einem Marktflecken anwuchs. Im J. 1652, wurde ihm von Graf Carl Günthers zu Schwarzburg Wittwe, Anne Sophie, einer gebornen Fürſtin von Anhalt, imgleichen Graf Ludwig Frie=

Friedrich zu Mörsburg, Stadtrecht verliehen. Seit der Zeit iſt Kranichfeld eine Stadt, welche im J. 1780 aus 250 Wohnhäuſern beſtand, und 1380 Einwohner hatte, die theils herzogl. gothaiſche, theils gräfl. hatzfeldiſche Unterthanen, und beynahe gleich vertheilt ſind. Die Einwohner haben das Recht, einen ſo genannten Beyzapfen zu halten, vermöge deſſen ſie nach der Reihe Bier brauen und verſchenken dürfen. Die Landesherrſchaft hat den Bürgern auch 1645 erlaubt, Hausbier zu brauen, zwar jedem Bürger jährlich 8 weimar. Scheffel. Jeder darf ſeinen eigenen Backofen halten. Dafür muß die Gemeine dem Herzog jährlich 1 Fl. 19 Gr. Backofenzins erlegen. Die wenigſten Einwohner beſitzen Aecker und Wieſen, und ſie müſſen ſich auf andere Art zu ernähren ſuchen. Man trifft daher faſt alle Handwerker unter ihnen an; viele ſehen ſich aber auch genöthigt, mit Handarbeit und Holzſuchen ihr Brod zu verdienen. Unter andern Handwerkern waren im J. 1780, daſelbſt: 13 Korbmacher, 12 Strumpfwirker, 4 Seifenſieder, 5 Leinweber, 2 Nagelſchmiede, 2 Färber, 3 Hutmacher, 3 Tuch- und 2 Zeugmacher. Es werden jährlich 2 Jahrmärkte, 1 den Montag nach Michaelis, 2. den Montag nach Rogate, gehalten. Hiezu kommt ein Viehmarkt, am Dienſtage nach den gehaltenen Jahrmärkten. Der Wochenmarkt wird am Freytage gehalten. Die Ilm treibt 2 Mühlen, jede von 3 Gängen nebſt Oehlſchlägen. Noch eine Walk- und Oehlmühle wird vom Waſſer aus einem Teiche getrieben.

Auſſerdem gehören zum gothaiſchen Antheil 14 Dörfer, und 2 adeliche Dorfſchaften.

Galetti Geſchichte und Beſchreib. des Herzogthums Gotha, 3 Th. (Gotha, 1780, gr. 8.) S. 230, fgg.

Kranich-Hals, der lange Hals eines Kraniches.
An einigen Orten figürlich ein Name des Storchſchnabels, Geranium; ſiehe dieſes Wort.

Kranich-Kraut, Schweinsſalat, Hyoſeris *Linn.*; ſ. unter Salat.

Kranich-Schnabel, eine Art des Storchſchnabels, Geranium gruinum *L.*; ſ. Storch-Schnabel.

Kranich-Suppe, ſ. oben, S. 20.

Kranich-Tanz, bey den Alten, ein feyerlicher Tanz, wodurch ſie die Irrwege des kretiſchen Labyrinthes vorzuſtellen ſuchten. Man nannte ihn deswegen alſo weil die Tänzer einander alle in der Reihe folgten, wie die Kraniche, wenn ſie truppweiſe mit einander ziehen. Ein Mehreres davon wird im Art. Tanz vorkommen.

Kranich-Zug, 1. Im Hüttenbaue, ein Werkzeug mit einem Haken, woran der Treibehut hängt.
2. In den Spiegelgießereyen; ſ. Spiegel.

Krank, 1. Eigentlich, oder doch mehr eigentlich.
(1) Dünn, ſchmächtig, ſchlank. Wird der rach (Rauch) dann gejagt von der Luft, ſo entzündt er ſich vn wa er krenker iſt do beugt er ſich als ein Schlang, Buch der Natur 1483, für dünner.
(2) Schwach, unvermögend, ſchlecht. Dietrich der iſt zu chlaine und zu chrank, Strycker, d. i. ſchwach. Eine cranke Veſtin. Jeroſchin bey dem Friſch, d. i. eine ſchwache, elende Feſtung. Ein kranker Schein, Buch d. Natr 1583. d. i. ein ſchwacher Schein. Bey den Jägern iſt ein Thier krank, wenn es ſo ſehr verwundet iſt, daß es ſich zu verſtecken ſucht, ſich nicht mehr zu entfliehen getrauet.
(3) Geringe, dem Gehalte nach. In der Brem. Goldſchmiedsrolle von 1392, in dem Brem. Niederſ. Wörterbuch heißt es von gutem feinen Silber, beshalven dat de lödige Mark ein lodt kranker ſey. In allen drey Bedeutungen iſt es im Hochdeutſchen längſt veraltet. 2. Figür-

2. Figürlich, wo es

(1) von thieriſchen Körpern und deren Theilen gebraucht wird, denjenigen Zuſtand derſelben zu bezeichnen, da ſie zu ihren gewöhnlichen Verrichtungen ungeſchickt ſind, im Gegenſatze des geſund. *Einen kranken Fuß, eine kranke Hand, einen kranken Kopf, einen kranken Magen haben.* Von dem ganzen Körper braucht man es nur, wenn ſich die innern Theile des Leibes in dieſem Zuſtande befinden, weil nur alsdann eine eigentliche Schwäche damit verbunden iſt. Von einem Menſchen, der z. B. eine Wunde am Fuße hat, ſagt man wohl, er habe einen kranken Fuß, aber nicht, daß er ſelbſt krank ſey, es müßten ſich denn die Folgen der Verwundung über den ganzen Körper verbreiten, und denſelben in denjenigen Zuſtand der Schwäche verſetzen, welchen dieſes Wort eigentlich ausdruckt.

Krank ſeyn. Krank darnieder liegen. Tödtlich krank ſeyn, im g. L. *todt krank, ſterbens krank. Lag er lange krank? Am Fieber, an der Schwindſucht, an den Blattern u. ſ. f. krank liegen. Krank von etwas werden. Jemanden krank machen. Sich krank machen,* d. i. ſtellen. *Vor Liebe krank ſeyn. Man möchte ſich krank lachen,* im g. L. von einem hohen Grade des Lachens.

Imgl. als ein Hauptwort. *Ein Kranker,* eine kranke Perſon, ohne Unterſchied des Geſchlechtes oder Alters. *Einen Kranken pflegen, warten. Kranke geſund machen.*

(2) Nach einer noch weitern Figur, auch von demjenigen Zuſtande der Kräfte der Seele, da ſie zu ihren gewöhnlichen Veränderungen untüchtig ſind. *Schonen ſie meines kranken Kopfes, er kann heute nicht vernünfteln, Wirkungen einer kranken Einbildungskraft. Am Gemüthe, am Verſtande krank ſeyn.* Im Scherze auch von der Unvermögenheit

heit in Anſehung des zeitlichen Vermögens. Einen kranken Beutel haben, Mangel an baarem Gelde haben.

In der zweyten Bedeutung im Niederſ. und Schwed. krank, im Isländ. krankur. Da der Begriff der Schwachheit in dieſer ganzen Bedeutung der herrſchende iſt, ſo iſt es in derſelben eine Figur von der mehr eigentlichen Bedeutung des dünn und ſchlank, in welcher es allem Anſehen nach zu geringe, dem Oberd. rahn und rahnig, und im Niederſ. rank, geſchlank, gehört; ohne doch das Angelſ. crangan, ſeufzen, ſtöhnen, Schwed. klanka, und Engl. Grank, die Klage von der Verwandſchaft auszuſchließen. Da es in allen Sprachen nichts ſeltenes iſt, daß ein Wort zwey verſchiedene Begriffe ausdrückt, wenn ſie in einem dritten ſehr ſinnlichen Umſtande mit einander überein kommen, ſo bedeutet cranc im Engl. auch ſtark, geſund, munter. In einem 1477 in Oberdeutſchland gedruckten Vocabulario wird valere durch dogen (taugen) oder krangken überſetzt; wohin auch das Griech. ακραγγης, krank, ſchwach, bey dem Heſychius gehört, wo, wenn man das α privat. wegnimmt, κραγγης, ſtark, geſund, bedeutet. Siehe Ringen. Bey dem Ottfried iſt krankolen, ſtolpern.

Es herrſcht ein groſſes Vorurtheil auf dem Lande, daß man alle Krankheiten und ihre Veränderungen aus dem Urin müſſe ſehen können, und dieſe von den Voraltern fort geerbte Meinung iſt durch keine Vorſtellung abzubringen. Daß man vieles aus dem Urin erkennen könne, iſt zwar nicht zu läugnen, aber in den meiſten Fällen iſt noch eine gar genauere Belehrung über verſchiedene Umſtände nöthig, wenn der Arzt auch nicht den Kranken ſelbſt ſehen ſoll. Dieſe Belehrung iſt eben ſo ſchwer zu erhalten, wenn auch ein redlicher Arzt ſich ein Vergnügen daraus macht, dem leidenden Mitbürger ſeinen Rath ohne Rückſicht auf die Belohnung, zu geben. Tiſſot machte, in ſeinen Avis au peuple ſur la ſanté, die wichtigſten Fragen bekannt, welche jedermann, der einen Arzt zu befragen kommt, es ſey für ſich oder Andere zu beantworten im Stande ſeyn ſollte.

Allgemeine Fragen. Wie alt iſt der Kranke? hat er bis dahin eine vollkommene Geſundheit genoſſen? Wie iſt bisher ſeine Lebensart geweſen? Wie lange iſt er krank? Wie hat ſein Uebel angefangen? Verſpürt er Fieber? Iſt ſeyn Puls hart, oder weich? Iſt er noch bey Kräften, oder iſt er ſchwach? Hält er ſich den ganzen Tag in dem Bette auf, oder iſt er auſſer demſelben? Iſt ſein Zuſtand alle Stunden des Tages allezeit gleich? Iſt er unruhig, oder ſtille? Hat er Hitze, oder Froſt? Empfindet er Schmerzen in dem Kopfe, dem Halſe, der Bruſt, dem Magen, dem Unterleibe, den Lenden, oder äuſſern Gliedmaßen? Hat er eine trockne Zunge, Durſt, widrigen Geſchmack im Munde, Reiz zum Erbrechen, Widerwillen gegen die Speiſen, oder Luſt zum Eſſen? Geht er oft oder ſelten zu Stuhl? Wie iſt der Stuhlgang beſchaffen? Geht der Urin häufig ab? Wie iſt der Urin beſchaffen? Verändert er ſich oft? Hat er Schweiß? Hat er Auswurf durch den Speichel? Kann er ſchlafen? Iſt ſein Athemholen leicht? Welche Lebensordnung beobachtet er? Was für Arzeneymittel hat er bisher gebraucht? Was für Wirkung haben ſolche gethan? Hat er dieſe Krankheit vorher noch niemals gehabt?

Bey den Krankheiten des weiblichen Geſchlechtes und der Kinder, kommen beſondere Umſtände vor. Man muß demnach, wenn man für ſolche um Rath fragt, nicht nur die allgemeinen Fragen, ſondern auch diejenigen, welche ihnen eigen ſind, beantworten können.

Fragen, welche ſich auf das weibliche Geſchlecht beziehen. Haben ſie ihre monathliche Reinigung? und iſt ſolche in der Ordnung? Sind ſie ſchwanger? Wie lange? Sind ſie in den Wochen? Iſt die Geburt leicht geweſen? Geht die Geburtsreinigung genug von ſtatten? Hat ſie Milch? Säuget ſie ſelbſt? Iſt ſie mit dem weißen Fluß behaftet?

Fragen, welche die Kinder betreffen. Wie alt iſt das Kind, auf das genaueſte gerechnet? Wie viel Zähne hat es? Hat es bey dem Zähnen viel zu leiden? Iſt es nicht verſchloſſen, oder unterwachſen? Hat es die Pocken gehabt? Gehen Würmer von ihm ab? Hat es einen großen Bauch? Iſt der Schlaf ruhig?

Neben dieſen allgemeinen Fragen, welche bey allen Krankheiten Statt haben; muß man auch diejenigen beantworten können, welche auf die gegenwärtige Krankheit eine nähere Beziehung haben. Z. B. in dem Halsweh, muß man genau von dem Zuſtande des Halſes unterrichtet ſeyn; in den Krankheiten der Bruſt, muß man von den Schmerzen, dem Huſten, der Beklemmung, dem Auswurfe ꝛc. Rechenſchaft geben können. Ich will mich nicht in die umſtändlichere Ausführung einlaſſen; man darf nur die geſunde Vernunft zu Rathe ziehen, den ganzen Plan zu begreifen; und obgleich die Fragen zahlreich ſcheinen, ſo wird es doch allezeit ſehr leicht ſeyn, die Antworten in einen eben ſo engen Raum einzuſchreibrn, als die Fragen ſelbſt einnehmen. Es wäre auch zu wünſchen, daß Perſonen von allen Ständen, in ihren Schreiben an Aerzte ungefähr einem ähnlichen Plane folgen möchten, ſie würden ſich damit oft befriedigendere Antworten zuwege bringen, und ſich die Mühe erſparen, von neuem zu ſchreiben, um die erſten Briefe zu erläutern. Der Erfolg der Arzeneymittel hängt von einer genauen Kenntniß der Krankheit ab, und dieſe Kenntniß von dem Berichte, welchen man einem Arzte giebt.

Kränkeln, das Diminutivum von kranken, ein wenig krank ſeyn, eine geringe Krankheit haben. Siehe Kränklich.

Im Niederſ. iſt es auch für ſiechen, d. i. eine langwierige aber nicht gefährliche Krankheit haben, üblich.

Kranken, ein Neutrum, mit dem Hülfsworte haben, krank ſeyn. Es kranken jetzt viele Leute.

Daher erkranken, krank werden.

Kränken, iſt das Activum des vorigen Wortes, kommt aber in einem größern Umfange der Bedeutung vor.

1. Für ſchwächen, eine im Hochdeutſchen veraltete Bedeutung.

2. Beſchädigen, im phyſiſchen Verſtande, ein gleichfalls ungewöhnlicher Gebrauch. Die gekränkten Schiffe ausbüßen, Dapper.

3. Nachtheil zufügen. Jemandes Ehre, ſeinen guten Namen kränken. Jemanden an ſeiner Ehre kränken. Es ſoll dir kein Haar gekränket werden.

3. Gram, Bekümmerniß verurſachen. Das kränkt mich, daß ich ihn nicht noch einmal ſehen ſoll. Das kränkte ſeine Eigenliebe ziemlich.

Imgl. als ein Reciprocum, ſich kränken, Gram, Bekümmerniß empfinden. Kränke dich nicht darüber.

Im Schwed. in der vierten Bedeutung kraenka, welches aber auch ſo wie das Dän. kränken, eine ledige Perſon beſchlafen, ſie ſchwächen, bedeutet.

Kranken=Anſtalten, ſ. Kranken=Haus, und Medicinal=Anſtalten.

Kranken=Beſuch. Krankenbeſuche von Perſonen, die weder Prediger noch Aerzte ſind, haben allerdings ihren Werth; ihren moraliſchen und phyſiſchen Nutzen, — wenn Menſchenliebe ſie begeiſtert, und Weisheit ihre Schritte leitet. Groß, überſchwenglich groß iſt der Nutzen ſolcher Krankenbeſuche, wo man es durch die ganze Converſation auf keinen Augenblick vergießt, daß nur die angenehmen Empfindungen, der Natur der Seele. — und alſo auch des Leibes, angemeſſen, die unangenehmen Empfindungsarten hingegen dem moraliſchen, mithin auch dem phyſiſchen Theile des Menſchen zuwider ſind. Allein, ſollte nicht auch ein gewiſſes Maß unangenehmer Empfindungen der Natur der Seele entweder, um die angenehmen Empfindungen deſto mehr zu contraſtiren, ſtärker zu erheben, oder als Gewürz und Arzeney heilſam ſeyn? Ganz gewiß; indeſſen iſt hier die Rede von phyſiſchen Kranken; und bey dieſen iſt die mittelbare

Erweckung unangenehmer Empſindungen deswegen am unrechten Orte, weil die Seele durch die Mitleidenſchaft ſchon zu viel davon empfängt. Will man alſo dem Kranken durch Zuſpruch nützlich werden; hat man die edle, die große Abſicht, ihm ſeine körperliche Leiden auf ein paar Stunden, und wenn es auch nur ſo viel Minuten wären, zu erleichtern, vergeſſend zu machen: o, ſo hüte man ſich ja, andere als angenehme Arten von Senſation in ihm zu erregen. Und dieſe Vorſicht ſey dann deſto größer, je reizbarer der Kranke iſt, je mehr Empfindungsvermögen er hat; das heißt, das Maß, die Zeit, die Urſachen, die Mittel, die Art und Weiſe, dieſe Empfindungen zu erwecken, beſtimmt bloß die Natur eines jeden Individui. Je mehr man es alſo glaubt, daß die Natur hier die ſicherſte, Führerinn ſey; je mehr man ihre Sprache, ihre Winke, ihren Gang ſtudirt; je mehr man dieſen Grundſatz modificirt, beherzigt, befolgt und ſich zu eigen macht, deſto mehr wird man es ſehen, daß man auf dieſem Wege am ſeltenſten irret; ſehen, daß die edle, die große Abſicht, Kranken Troſt und Muth im Leiden und im Sterben zu geben, erreichbar iſt, erreicht wird. Und dann Heil euch! Heil dem Kranken, den ihr beſucht! Er wird, wie im Enthuſiasmus, alle ſeine Kräfte aufbiethen, um mit ſeiner zitternden, vielleicht ſchon halb erſtorbenen und vom Todesſchweiß bethaueten Hand die eurige zu umfaſſen, und mit einer Thräne im Auge und gen Himmel gerichteten Blick Dank opfern.

Hiemit ſtimmt folgender vortrefflicher Aufſatz des Hrn. D. Bicker in Bremen, über die ſchädlichen Krankenbeſuche, durch Beyſpiele erläutert (*), überein.

Wenn es eine ausgemachte Wahrheit iſt, daß Gemüthsbewegungen, vorzüglich Zorn, Haß, Traurigkeit, auf

(*) In Hrn. g. h. R. Baldinger neuen Magaz. für Aerzte, 6 B. 6 St. 1784, S. 532, fg.

auf den Geſundheitszuſtand eines jeden Menſchen ſchädliche Folgen nach ſich ziehen, wie viel mehr muß ſich nicht der gewiſſenhafte, rechtſchaffene Arzt bemühen, dieſe und jede andere die Seele erſchütternde Leidenſchaften von ſeinen Kranken zu entfernen! Jeder aufmerkſam forſchende Arzt findet es in der täglichen Erfahrung gegründet, daß manche Krankheiten, deren Urſprung und Urſache er vergebens in der Beſchaffenheit des Körpers zu ergründen ſich bemühet, in irgend einer geheimen Leidenſchaft der Seele zu ſuchen ſey. Iſt es alſo wahr, welches ich nicht zu beweiſen brauche, daß Leidenſchaften an und vor ſich ſchon eine Menge Krankheiten hervor bringen, ſo folgt ja wohl ganz natürlich daraus, daß dieſe den Zuſtand eines aus phyſiſchen Urſachen darnieder liegenden Kranken unendlich verſchlimmern müſſen. Was iſt aber wohl im Stande, heftigere Gemüthsbewegungen, oder doch im gelindern Grade, Unzufriedenheit und Mißbehagen bey Kranken hervor zu bringen, als häufige Beſuche von Leuten, deren Umgang, ja wohl gar ſchon deren Anblick ihm mehr oder minder zuwider iſt! Die Beſuche bey Kranken gehören zu einem von jenen vielen leidigen Gebräuchen, die man unter dem Kunſtworte Etiquette begreift; nach meiner Meinung zu den allerſchädlichſten, die man dem Modegott zollet, weil es Leben und Geſundheit des Menſchen betrifft, obgleich deren Unterlaſſung insgemein für Todſünde gehalten wird. Iſt ein Kranker reich, und hat er in ſeinen geſunden Tagen viele Tiſchgenoſſen gehabt; hat er vielleicht keine beſtimmte Erben, und einigen von dieſen Hoffnung zur Erbſchaft gemacht: ſo wird er auf dem Krankenbette gewiß keinen Augenblick Ruhe haben. Die Minderglücklichen erkundigen ſich täglich nach ſeiner Beſſerung, weil ſie die gut beſetzte Tafel ungern verlieren: die andern forſchen ängſtlich; ob denn der Patient das Zeitliche nicht bald geſegnen werde. Aber noch ſonderbarer und unerklärbarer iſt es, daß Perſonen, die in Familienverhältniſſen ſtehen, und bisher aus dieſer oder jener Urſache in Zwietracht und Haß gegen einander gelebt, (und wo findet man Familien, die ganz Einigkeit ſind?), daß dieſe Perſonen, ſage ich, die, vor den Augen der Welt ihre Feindſchaft zu geſtehen, ſich nicht ſcheuen, es ſich zur Pflicht machen, einander bey vorkommenden ſchweren Krankheiten zu beſuchen. Kein Moraliſt wird es wohl von einem

Menſchen erwarten, deſſen Sinne und Nerven durch eine heftige Krankheit erſchüttert und geſchwächt ſind, daß er nun bey dem Anblicke einer ihm feindſeligen Perſon, jeden Gedanken an vorhergegangene Feindſchaft und ihre Urſachen, er ſey nun der beleidigte oder der beleidigende Theil geweſen, unterdrücken, und mit einem Herzen voll Sanftmuth und Freundſchaft eine ſolche Perſon empfangen ſollte. Ein einziger ſolcher Beſuch vernichtet oft im Augenblick die beſten und geſegneteſten Bemühungen des Arztes. Nun kommen eine Menge mit dem Kranken harmonirender Verwandten und Freunde! Welcher Arzt unterſteht ſich wohl, dieſen Perſonen den Zutritt zum Krankenzimmer zu verbiethen! Das wäre ja gegen alle Regeln der mediciniſchen Politik gehandelt! Und doch iſt nichts gewiſſer, als daß insgemein von dieſen Vettern, Tanten, Nichten ꝛc. dem Arzte die größten Hinderniſſe in der Cur, in den Weg geleget werden. Je mehr Beſuchende der Kranke hat, je mehr Conſulenten und Beurtheiler hat auch der Arzt. Da will faſt ein jeder dieſelbe Krankheit des Patienten entweder ſelbſt gehabt, oder bey andern beobachtet haben, und da habe der Arzt anders verfahren; da habe man ganz andere Mittel angewandt, eine andere Diät verordnet; und ſo wird alles mögliche hervor geſucht, den Patienten mit Mißtrauen gegen ſeinen Arzt anzufüllen, und ſein Gemüth auf die ſchädlichſte Weiſe zu beunruhigen. Alte Frauen ſind durchgehends am allergefährlichſten und ſchädlichſten beym Krankenbette, vorzüglich für den jungen Arzt. Dieſe berufen ſich auf ihr Alter und gehabte Erfahrung, ohne zu bedenken, daß Alter, ohne Nachdenken, Vernunft und Beleſenheit, nichts weniger als klug macht. Hier muß ich ein paar Fälle anführen, u. ſ. w. (*). Wer weiß nicht, daß bey Hals- und Lungenentzündungen, wahrem Seitenſtechen, Blutſpeyen oder andern heftigen Blutergießungen, gefährlichen Verwundungen der edeln Theile ꝛc. dem Kranken nichs ſchädlicher ſey, als vieles Sprechen? Und gerade in ſolchen Fällen wird der Kranke von der geſchäftigen Menge ſeiner Verwandten und Freunde mit Beſuchen überhäuft, mit Fragen geängſtiget wohe

(*) Ich übergehe dieſe Fälle, weil ſie für mein Werk zu weitläuftig ſind.

woher er ſich dies Unglück zugezogen, man habe ihn ja noch vor acht Tagen geſund und wohl geſehen, und endlich durch herzliches Bedauern, Achſelzucken, und bange bedeutende Pantomime, äuſſerſt beunruhigt. Weit entfernt, zu behaupten, daß es nicht manche, inſonderheit langwierige, Krankheiten gebe, worin der Beſuch des tröſtenden und theilnehmenden Freundes wahren lindernden Balſam in die Seele des Kranken gießt, wünſche ich nur, daß in allen hitzigen Krankheiten die Beſuche des Kranken mit der äuſſerſten Vorſicht gewählt und zugelaſſen würden. Alles, was das Gemüth des Kranken beunruhigen kann, muß ſorgfältig aus dem Wege geräumet, in denen Fällen, wo der Arzt es nothwendig findet, dem Kranken das Reden zu verbiethen, auch der vernünftigſte Beſuch abgekürzt, und dem Kranken ſo all. Gelegenheit benommen werden, die Vorſchriften des Arztes zu ſeiner Geneſung zu übertreten".

Mancher Kranke, der mit Beſuchen die nicht verlanget werden, und die ein wahres Märterthum für ihn ſind, beläſtiget wird, und deſſen Gemüth äuſſerſt zerſtreuet und unruhig werden muß, wenn er bald ein neues Beyleid, bald Nachrichten von dem Türkenkriege, von dem polniſchen Reichstage, bald die Begebenheiten der Stadt, bald die Wünſche eines Freundes, der ſich empfiehlt, bald die Hoffnungen eines andern, der noch Luſt zu ſitzen hat, bald andere Dinge vernehmen muß, die ihn ſtets aus einer Welt in die andere verſetzen, ohne daß er in ſeinem Hauſe und Bette ſein eigener Herr und Freund werden kann, mag ſich in dieſem Elende der Verſe des Hrn. v. Canitz erinnern, welcher über den unnützen Zuſpruch ſeiner Freunde, oder vielmehr der Müßiggänger, die ihn kannten, eben ſo ungedultig ward:

Dergleichen Leute ſind die Diebe meiner Stunden.
Es iſt ihr Höflichſeyn mit Ungeſtüm verbunden.
Da heißts: Wie geht es euch in eurer Einſamkeit?
Ich denke: Ziemlich wohl, wenn ihr nicht bey mir ſeyd.

Schreiben von Freulieb, wegen der Beſuche, womit man den Kranken beſchwerlich fällt, ſt. im 2. Th. des Arztes. (Hamb. 1760, gr. 8.) S. 380, fgg.

Uiber den Werth, Unwerth und Schaden der Krankenbeſuche, von ſolchen, die weder Prediger noch Aerzte ſind, (von Hrn. D. Koch, in Münden,) ſt. im 7 St. des Hannov. Magaz. v. J. 1786.

Kranken-Bett, das Bett eines Kranken. Siehe unten im Art. Kranken-Diät, No. IV.

Die Beſchreibung einer für Kranke ſehr vortheilhaften Bettſtelle, findet man im IV Theil S. 332, fgg.

Nach Hrn. White Meinung (*), ſollten die Bettſtellen in jedem, inſonderheit auch Kindbetterinnen Hoſpitale, von Eiſen ſeyn.

Fig. 2756, iſt der Abriß einer eiſernen Bettſtätte, die ein geſchickter Arzt zu Leiceſter, D. Vaughan erfunden und zu Birmingham hat verfertigen laſſen. Es leiſtet dieſelbe alle Dienſte einer Bettſtätte ſowohl, als eines Schlafſtuhles. Man kann den Kranken ſo hoch und ſo tief als man will, und mit weit geringerer Mühe legen, als bey irgend einer andern Methode geſchehen kann.

Fig. 2756 a), eine perſpectiviſche Vorſtellung dieſes Bettes.

a b, der obere Theil, der ſich in der Angel a bewegt, dergleichen eine ähnliche auf der andern Seite des Bettes befindlich iſt.

c, ein Stück von einem gezähnten Rade, dergleichen ſich auch auf der andern Seite befindet.

d, der Handgriff oder die Kurbel, durch welche die Achſe das Getriebe und das Sperrrad bewegt werden.

e, das Sperrrad.

f, der Sperrhaken.

Fig. 2756 b), der Grundriß dieſes Bettes.

d, die Kurbel.

e, das

(*) Carl White von der Behandlung der Schwangern und Kindbetterinnen, aus dem engl. überſ. Leipz. 1775, gr. 8.

e, das Sperrrad, welches an dem Getriebe befeſtigt iſt.

gg, Getriebe, deren jedes 12 Zähne hat, die zwiſchen die Zähne des gezähnten Rades c eingreifen, und durch eine Achſe von g bis g mit einander verbunden werden.

Eine ähnliche Maſchine verfertigte ein Schlöſſer in London, Namens **Brodie**, der auch ein Privilegium darüber erhalten hat. Er nennt es einen Bettſchraubenhebel (Bedſcrew-leuer), und verſichert, daß die Kranken dadurch ſo leicht und geſinde in die Höhe gerichtet würden, daß ſie es kaum fühlten. Sein Hebel wird durch eine Schraube bewegt, die unten am Fuße des Bettes angebracht iſt.

Siehe auch **Krankenſopha**, und **Krankenſtuhl**.

Jmgl. figürlich, der Zuſtand, da jemand bettlägerig iſt, aus Krankheit zu Bette liegt.

Kranken-Caſſe, ſ. **Medicinal-Anſtalten**.

Kranken-Diät. Ein ſehr großer, ja vielleicht der größte Theil der Krankheiten hängt von Fehlern in der Lebensordnung ab. Die widernatürlichen Beſtimmungen unſers Körpers können durch dieſe oder jene Gemüthsbewegungen, durch dieſe oder jene Beſchaffenheit der Luft, durch dieſe oder jene Speiſen und Getränke, u. ſ. w. bald begünſtiget, bald gehoben werden; ja, die beſten und geſundeſten Nahrungsmittel gereichen einem Kranken oft zum größten Nachtheil. Ich werde in gegenwärtigem Artikel nur von der **Diät** in **hitzigen** und **langwierigen** (**chroniſchen**) **Krankheiten** überhaupt handeln. Der bey jeder Krankheit insbeſondre ſchicklichen Lebensordnung geſchieht an ſeinem Orte Erwähnung.

Die erſte und allgemeinſte Regel iſt hier, ſich, ſo weit es thunlich iſt, nach der einmal gewohnten Lebensordnung des Kranken zu richten. Sollte der Kranke ſich auch feſt an Dinge gewöhnt haben: die

bey der gegenwärtigen Krankheit durchaus nachtheilig ſind, ſo dürfen wir ſie ihm doch nicht gleich auf ein mal verſagen, wenn wir nicht das Uebel noch mehr verſchlimmern wollen.

Von der Gewalt der Gewohnheit in der Diät, ſ. im XVIII. Th. S. 361.

Indeſſen erfordert es bisweilen die Nothwendigkeit, ſchädliche Gewohnheiten auszurotten, wenn wir das Uebel heilen wollen. Bey dieſem Geſchäfte haben wir folgende Vorſchriften zu beobachten. 1. Wir müſſen die Urſache; welche Gelegenheit zu der ſchädlichen Gewohnheit gegeben hat, und die ſie noch unterhält, zu entfernen ſuchen. 2. Können wir dieſes nicht, ſo müſſen wir dem Kranken ſeine Lebensordnung nicht auf einmal, ſondern nach und nach einſchränken, und ihm Zeit laſſen, ſeine Lieblingsgewohnheiten abzulegen. 3. Oder, wir müſſen die Aufmerkſamkeit des Kranken auf andere, fremde Gegenſtände zu richten ſuchen, ihn auf eine angenehme und unſchädliche Art beſchäftigen, ſo, daß er darüber die andern ſchädlichen Dinge, an die er ſich gewöhnt hat, vergißt. 4. Iſt aber der Kranke ſtark, und nicht ſehr empfindlich, die Krankheit nicht ſehr gefährlich, die Gewohnheit aber ſehr ſchädlich, ſo können wir uns auch ernſthafter und gewaltſamer Mittel, ihn davon abzubringen, bedienen.

I. Die Leidenſchaften haben, wie im geſunden, ſo auch im kranken Zuſtande einen ſehr merklichen Einfluß auf unſern Körper. Sie können allein Krankheiten heben, oder doch vieles zu ihrer Cur beytragen, ſie können aber auch dieſelben verſchlimmern und tödtlich machen. Was das erſtere betrifft, ſo wird, wenn eine Krankheit von irgend einer Leidenſchaft herrührt, und eine dieſer entgegengeſetzte Leidenſchaft ſich der Seele bemächtigt, in den meiſten Fällen jene Krankheit gehoben werden. Ferner können Leidenſchaften

Krank-

Krankheiten heben: wenn gewiſſe Eindrücke auf das Nervenſyſtem, von denen eine Krankheit abhängt, durch Leidenſchaften ausgelöſcht werden; ingleichen, wenn Leidenſchaften die ſchlafenden Heilkräfte der Natur zur Thätigkeit reizen; und endlich, wenn die Heilkräfte der Natur zu ſtark, oder irrig, wirken, Leidenſchaften aber dieſelben auf einen gemäßigtern Grad herab ſetzen, oder auf den rechten Weg leiten. Es können aber Krankheiten durch Leidenſchaften verſchlimmert und tödtlich werden: indem Leidenſchaften die widernatürliche Beſtimmung, von welcher die Krankheit herrührt, vermehren können; indem ſie, bey einer ſchon gegenwärtigen Krankheit, noch eine oder mehrere neue Krankheiten hervor zu bringen, und alſo nachtheilige Verwickelungen zu veranlaſſen, vermögen; und in ſo fern ſie die Heilkräfte der Natur zu ſehr verſtärken, ſchwächen, verwirren können.

Wollen wir uns der Leidenſchaften als Heilmittel bedienen, ſo kann dieſes auf eine zweyfache Art geſchehen: 1. unmittelbar, wenn wir zum Zweck haben, durch die, vermittelſt der Leidenſchaft, im Körper hervor gebrachten Veränderungen, der widernatürlichen Beſtimmung ganz, oder doch zum Theil, abzuhelfen; 2. mittelbar, wenn wir einen Kranken durch eine Leidenſchaft bewegen, unangenehme, ſchmerzhafte Hülfsmittel zu gebrauchen, zu welchen er ſich bey ſeiner durch die Krankheit oft ſelbſt eingeſchränkten Vernunft nicht ſo leicht entſchließen würde.

Zwar könnten wir die Leidenſchaften unmittelbar zur Heilung derjenigen Krankheiten anwenden: 1. in welchen Heilmittel erfordert werden, die eben ſolche Veränderungen in dem Körper hervor bringen, als wir durch eine Leidenſchaft zu erregen im Stande ſind; 2. wo uns die Beobachter ſchon Fälle eines glücklichen Erfolges aufgezeichnet haben. Da es aber keinesweges in unſerer Gewalt ſteht, die erforderliche Leidenſchaft

ſchaft allemal bey dem Kranken zu erwecken, ihre Stärke und Dauer zu beſtimmen, ihre mögliche, von der Idioſynkraſie und andern Nebenumſtänden abhängende Nebenwirkungen abzuwenden, u. ſ. w. ſo werden wir von jener Heilart nur in den ſeltenſten Fällen und unter der ſtrengſten Vorſicht Gebrauch machen können; in denen Fällen beſonders, wo das Nervenſyſtem hauptſächlich leidet, und wo uns diejenigen Mittel, deren Wirkungsart zu beſtimmen eher in unſerer Gewalt ſteht, ihre Hülfe verſagen.

Was wir im Allgemeinen, in Abſicht der Leidenſchaften, bey Krankheiten zu beobachten haben, iſt in folgenden Regeln enthalten. 1. Wenn eine Krankheit von einer Leidenſchaft herrührt, vermehrt oder verwickelt gemacht wird, ſo ſuche man, wenn man ſie nicht durch Entfernung der Urſachen, durch Zureden ꝛc. aufheben kann, die ihr gerade entgegen geſetzte Leidenſchaft bey dem Kranken zu erregen. Dieſes wird bald eine angenehme, bald eine unangenehme ſeyn müſſen, je nach dem die Beſchaffenheit jener iſt, die wir aufheben wollen. 2. Wollen wir durch eine Leidenſchaft gewiſſe in dem Nervenſyſtem haftende Eindrücke auslöſchen, und davon herrührende Nervenkrankheiten curiren, ſo müſſen wir die Beſchaffenheit jener Eindrücke unterſuchen, insbeſondre: ob und von welcher Leidenſchaft ſie ihren Urſprung haben, um darnach die zu erregende Leidenſchaft zu wählen, die derjenigen entgegen geſezt ſeyn muß, die Gelegenheit zu dem Uebel gegeben hat. 3. Jede Leidenſchaft, die heftige Bewegungen in Körper hervor zu bringen vermögend iſt, als: Schreck, Zorn, Hochmuth, Ehrgeiz, Freude, Hoffnung, Sehnſucht, Liebe, iſt auch im Stande, die ſchlafenden Heilkräfte der Natur zur Thätigkeit zu reizen. Nach Beſchaffenheit der Umſtände, des Temperaments, des Characters, der Erziehung, u. ſ. w. des Kranken, werden wir bald die

eine,

eine, bald die andere wählen müſſen; beſonders aber werden uns hier jene ſanftere Leidenſchaften, mäßige Freude, Hoffnung, Sehnſucht, Liebe, die beſten Dienſte leiſten, beſſer oft, als alle Arzenehmittel. 4. Jene verzehrende Leidenſchaften: Furcht, Traurigkeit, Schamhaftigkeit, Unwille, Haß, Neid, ſetzen die Heilkräfte der Natur oft dermaßen herab, daß die Krankheit dadurch einen tödtlichen Ausgang bekommt; ſie können daher mit Vorſicht da angewandt werden, wo die Natur in ihren Wirkungen ausſchweift; insbeſondre werden uns hier Furcht und Schamhaftigkeit zu Statten kommen. 5. Diejenigen Leidenſchaften, von denen faſt alles Glück, daß wir in geſunden Tagen genießen, abhängt: ruhige Freude, Hoffnung, Sehnſucht; befriedigte Liebe, ſind auch bey Krankheiten oft vermögend, die in ihrem Heilgeſchäfte irrende Natur auf den rechten Weg zu leiten, und auf dieſem Wege zu erhalten. 6. Im Allgemeinen betrachtet, darf in Krankheiten keine Leidenſchaft ſtark ſeyn, ſondern ſie muß immer in einem gemäßigtern Grade erhalten werden. Im Gegentheil iſt ein Kranker, der ganz ohne Leidenſchaften iſt, faſt noch unangenehmer und ſchwerer zu behandeln, als einer, der von heftigen Leidenſchaften beſtürmt wird.

Wie man ſich der Leidenſchaften mittelbar bey Heilung der Krankheiten bedienen könne und müſſe, iſt bekannt genug; auch laſſen ſich darüber nicht füglich allgemeine Regeln feſtſetzen.

Der Schrecken verurſachet einen plötzlichen heftigen Krampf der Gefäße in der Oberfläche des Körpers; dieſer bringt eine Empfindung von Kälte, und einen Trieb der Säfte nach den innern Theilen, zuwege. Gegenwärtige Ausleerungen werden gehemmt, und die Säfte verdickt. In allen Krankheiten alſo, wo eine Anhäufung der Säfte in den innern Theilen ſehr ſchädliche Folgen haben kann, oder, wo es darauf

ankommt,

ankommt, Ausleerungen zu befördern und zu unterhalten, da müſſen wir ſorgfältig allen Schrecken zu verhüten ſuchen. Gewiß iſt dieſe Leidenſchaft, in Krankheiten, unter allen die gefährlichſte, ob wir ſie gleich auch im Gegentheil, aber nur mit der ſtrengſten Vorſicht, gebrauchen können, gewiſſe wiedrige Eindrücke auf das Nervenſyſtem auszulöſchen.

Furcht, Traurigkeit, Kleinmuth, Schamhaftigkeit, Zorn, Unwille, Mitleid, Haß, Geiz und Reue, ſind Leidenſchaften, die, wenn ſie anhaltend ſind und in hohem Grade, auch ſchon bey einem Geſunden am Leben nagen, und ihn früher oder ſpäter in Krankheiten ſtürzen. Wir müßen daher bey Krankheiten alles anwenden, ſie zu entfernen, wenn deren Cur gelingen ſoll.

Eben ſo nachtheilig können Liebe, Sehnſucht, Heimweh, Neid, Hochmuth, Ehrgeiz, Eitelkeit werden, wenn ſie unbefriedigt bleiben. Sie ſind in dieſem Falle bey Krankheiten oft von den ſchlimmſten Folgen. Können wir ſie aber befriedigen, oder doch dem Kranken wahrſcheinliche Hoffnung zur Befriedigung machen, ſo iſt auch dieſes oft allein ſchon vermögend, die davon abhängenden oder verſchlimmerten Krankheiten zu curiren.

So wie aber das Gefühl einer ſtillen Freude, die aber immer noch einige ſüße Hoffnungen und Wünſche übrig laſſen muß, dem Geſunden die zuträglichſte Leidenſchaft iſt: ſo iſt es dem Kranken nicht minder. Ein Menſch, der gar nichts mehr hoffet, gar nichts mehr wünſcht, iſt, nach **Verulams** Ausſpruch, nicht glücklich. Wir müſſen daher auch bey Krankheiten dieſe Leidenſchaften vorzüglich zu nähren ſuchen. Der Kranke muß hoffen; muß mit der größten Ruhe der Seele, mit dem innigſten Zutrauen, glauben, daß ſein Uibel einen glücklichen Ausgang gewinnen werde. Könnten wir nur dieſen Zuſtand der Seele nach Gefallen

fallen hervor bringen, würde er nicht zu oft durch die vorher genannten Leidenſchaften, durch ein unruhiges Gewiſſen und andere Nebenumſtände geſtört und unterbrochen, gewiß, es würden weit mehr Kranke geſund werden. Von der Hoffnung, als einem großen Gute; ſ. im XXIV Th. S. 238, fgg.

Nicht anders, als durch Erregung oder Beſänftigung nützlicher oder ſchädlicher Leidenſchaften, wirkt die Muſik als Heilmittel auf den menſchlichen Körper, wie ich an ſeinem Orte ausführlicher zeigen werde.

II. Die Luft in den Krankenzimmern, muß rein ſeyn, ſonſt können die gelindeſten Krankheiten bösartig, und die kräftigſten Mittel unwirkſam werden. Eine immer reine Luft nimmt die von dem Kranken aufſteigenden Dünſte leicht auf, und führt dieſelben hinweg; auch trägt ſie nicht wenig dazu bey, die geſchwächten Kräfte des Kranken zu unterſtützen.

Uiberhaupt muß, bey hitzigen ſowohl, als auch langwierigen Krankheiten, die Wärme der Luft im Krankenzimmer zwiſchen 60 und 65 Grad, nach Fahrenheit. Thermometer, ſeyn. Zu warme Luft verurſachet dem Kranken Angſt, ſchädliche Schweiße und Ausſchläge. Dieſe allgemeine Regel leidet aber ihre Ausnahmen. In hitzigen Krankheiten, wo man den Schweiß befördern muß, ſo wie in langwierigen, wobey Kälte, Erſtarrung und verſtopfte Ausdunſtung Statt findet, muß die Luft des Krankenzimmers wärmer ſeyn; kälter hingegen, wo Fäulniß und ſchädliche Ausſchläge zu befürchten ſind, wo die Theile ſchlaff ſind, u. ſ. w. Es verſteht ſich, daß auch hier Gewohnheit und andere Nebenumſtände in einzelnen Fällen Regeln vorſchreiben

Ferner muß in allen Krankheiten, hitzigen ſowohl als chroniſchen, die Luft trocken ſeyn; doch leidet auch dieſe Regel in einzelnen Fällen ihre Ausnahmen. Plötzlichen Abwechſelungen der Luft dürfen Kranke nicht

nicht ausgeſetzt werden, hingegen können Abwechſelungen, die nach und nach erfolgen, von dem größten Nutzen ſeyn. Hieher gehören die Curen durch Veränderungen des Wohnortes, der Aufenthalt in hohen Gegenden, auf der See, u. ſ. w. die wir da anwenden, wo die Luft an dem Wohnorte des Kranken ſchädlich iſt, und wir, nach Beſchaffenheit ſeiner Krankheitumſtände, überzeugt ſeyn können, daß ihm die Luft an dem zu wählenden neuen Aufenthalte zuträglicher ſeyn werde. Wir gelangen zu dieſer Ueberzeugung, auſſer der Erwägung des kranken Zuſtandes, theils durch Prüfung der Güte der Luft, (wozu man ſich der an ſeinem Orte zu beſchreibenden Luftgütemeſſer, oder Eudiometer, bedient,) theils durch Erfahrungen, nach welchen ſich die Luft in ähnlichen Fällen ſchädlich oder heilſam gezeigt hat.

Die Luft in den Krankenzimmern iſt, ihrer Beſchaffenheit nach, entweder feucht oder trocken, kalt oder warm. Dieſe letztere Beſchaffenheiten ſind mit den erſtern auch verſchiedentlich verbunden, und daraus entſteht dann feuchte oder kalte, oder feuchte und warme, trockne und kalte, oder trockne und warme Luft. Ich werde den verſchiedenen Einfluß, welchen dieſe Beſchaffenheiten der Luft auf den menſchlichen Körper äuſſern, erklären, und die Mittel zur Erhaltung einer reinen und geſunden Luft in Krankenſtuben, vorzüglich in Privatwohnungen, anzeigen, dasjenige aber was in großen Krankenſählen, und in öffentlichen Krankenhäuſern, in dieſem Puncte zu beobachten iſt, im Art. Luftverbeſſerung nachholen.

Feuchte Luft erſchlaffet den menſchlichen Körper, denn es werden durch die feinen Hautöffnungen viele der in der Luft ſchwebenden Theile eingeſogen, und dadurch wird die Feſtigkeit des Körpers vermindert. Feuchte Luft iſt einem Kranken am wenigſten zuträglich.

In

In den mehreſten Krankheiten werden ohnehin die Faſern und Gefäße des Körpers erſchlaffet, wie der Augenſchein nach überſtandener Krankheit lehrt; mithin wird dieſe Erſchlaffung in feuchter Luft vermehrt, und das Uibel dadurch verſchlimmert. Der beſte Rath in dieſem Falle wäre wohl, die feuchte Luft zu vermeiden, deswegen werde ich auch unten, im Art. Krankenſtube, vor dumpfige und feuchte Krankenzimmer warnen. Da aber dies nicht allemal möglich iſt, ſo muß man auf ſolche Verbeſſerungsmittel denken, welche die Wirkung der feuchten Luft auf den kranken Körper einigermaßen einſchränken. Dies thut vorzüglich trocknes Räuchern mit Bernſtein, Zucker- oder Siegellack. Der Rauch, welcher die Stube anfüllt, nimmt die feuchten Dünſte zum Theil mit ſich, wenn man die Fenſter öffnet, damit er hinaus ziehen könne. Noch wirkſamer, als die jetzt gedachten Rauchwerke, iſt angezündetes Schießpulver, welches die feuchte Luft in den Zimmern ungemein verbeſſert. Man muß aber dieſe Verbeſſerungsmittel anwenden, ehe der Kranke in das Zimmer gebracht wird; und wofern er ſich ſchon in demſelben befindet, muß man die Fenſter bey Zeiten öffnen, und ihn vor den Rauch zu verwahren ſuchen, damit er denſelben nicht häufig einziehe, weil er ſonſt der Lunge ſchaden, oder beſchwerliches Huſten erwecken könnte.

Iſt die feuchte Luft zugleich warm, ſo iſt die ſchädliche Wirkung derſelben auf den Kranken noch ſichtbarer. Alle Dünſte erhalten durch die Wärme eine größere Neigung zur Fäulniß, welche dem Körper ebenfalls mitgetheilt wird. Es entſtehen daher ſo leicht in warmen und feuchten Stuben Frieſel, Fleckfieber und andere Arten faulichter Krankheiten, weil die Säfte des Körpers von der Wärme zu ſehr aufgelöſet und zur Fäulniß geſchickt gemacht werden. Höchſt nöthig iſt es, dergleichen Zimmer fleißig zu öffnen,

damit nicht nur die feuchten Dünſte verfliegen, ſondern hauptſächlich die Hitze gemäßigt, und dadurch der Nachtheil für den Kranken verhütet werde.

So wie die feuchte und zugleich warme Luft leicht Schweiß zu erwecken pflegt, weil, wie ich eben gedacht habe, die Säfte aufgelöſet und erhitzet werden: ſo unterdrückt im Gegentheil die feuchte und kalte Luft die ſo nöthige Ausdünſtung, und hält überflüſſige Säfte im Körper zurück, die im natürlichen Zuſtande ausgeführt werden ſollten. Es entſtehen daher Verſtopfungen in den feinen Gefäßen, und der Durchgang der Säfte wird in dem verſtopften Theile gehindert. Der Schnupfen entſteht auf dieſe Art, wenn man ſich in feuchter Luft erkältet hat. Bey unterdrückter Ausdunſtung haben überdem die in der Luft enthaltenen Feuchtigkeiten deſto freyern Zugang zu den einſaugenden Hautgefäßen, in welche ſie nun leicht eindringen, und mithin die davon entſtehenden obgedachten Umbequemlichkeiten um ſo eher hervor bringen.

Wie der kalten Luft abzuhelfen ſey? dieſe Frage wird jede Wärterinn leicht beantworten. Man muß brav einheizen, damit es warm werde! Richtig geantwortet im Allgemeinen; denn es wird allerdings erfordert, daß das zu kalte, beſonders zugleich feuchte Krankenzimmer erwärmt werde. Nur die Erwärmung ſelbſt, wenn ſie nicht ſchädlich werden ſoll, erfordert Behauſamkeit und Vorſicht. Iſt der Ofen im Zimmer von der Art, daß er von auſſen geheizt wird, folglich in der Stube ſelbſt keine Luftbewegung, keinen Zug verurſacht, ſo iſt es mit dem Einheitzen eine ſehr mißliche Sache, wenn der Kranke ſchon im Zimmer liegt, und darin bleiben muß. Die Wärme verurſacht ein ſtärkeres Hervordringen der Feuchtigkeiten aus den kalten Wänden, die Dünſte vermehren ſich, die Luft wird ſchwerer, und der Kranke wird noch mehr erſchlafft, ſeine Kräfte vermindern

ſich

ſich, und nun mit der größten Beſchwerde holt er Athem; Beweiſe genug, daß ihm feuchtwarme Luft übler, als feuchtkalte bekomme.

Unter allen Verbeſſerungsmitteln der feuchtkalten Luft in Zimmern, verdient wohl das Kaminfeuer den Vorzug, weil dadurch nicht nur hinlängliche, ſelten übermäßige Wärme, bewirkt, ſondern auch der Ausgang der feuchten Dünſte befördert wird. Iſt der Kamin gut gebauet, daß er hinlänglichen Zug hat, ſo wird er keinen Rauch in der Krankenſtube verurſachen, wohl aber die Feuchtigkeiten nach ſich ziehen, und ihnen den Ausgang verſtatten. Wo die Bequemlichkeit eines Kamines mangelt, da kann allenfalls ein Windofen, der gut zieht, deſſen Stelle, zwar nicht ganz, erſetzen, doch wird ein ſolcher Ofen vor unſern gewöhnlichen Stubenöfen noch immer einen großen Vorzug behalten. Man muß auch, vornämlich in feuchten Zimmern, zur Feuerung recht trocknes Holz erwählen. Man hat weniger Rauch zu befürchten, und die daraus entſtehende trockne Hitze iſt vermögender, feuchte Dämpfe in ſich aufzunehmen, als die Wärme, welche ſchon mit den Feuchtigkeiten des noch grünen Holzes angefüllt iſt. Was ich vorhin überhaupt bemerkt habe, gilt auch hier; man muß, um den feuchten Dünſten deſto ſchnellern Abzug zu verſchaffen, fleißig Thüren oder Fenſter öffnen.

Iſt die trockne, folglich mehr reine, von fremden Ausdünſtungen freye, Luft zugleich kalt, ſo wird ſie dem kranken Körper, in den mehreſten Fällen, wenn nur die Kälte nicht zu auffallend ſtark iſt, eher heilſam, als nachtheilig, ſeyn. Eine mäßig kalte, trockne Luft vermindert bey Fieberkranken die ermattende Hitze, und ſtärkt ihre Faſern und Gefäße; der Umlauf des Blutes wird gemäßigter; ſie athmen freyer, und fühlen ſich an Geiſt und Körper munterer und ſtärker, als vorher. Daher rathe ich, eine ſolche trockenkalte Luft

nicht etwa durch Einheitzen zu verändern, ſondern lieber den Kranken wärmer anzukleiden und ſtärker zu bedecken. Auf ſolche Art wird der Körper nicht erkältet, und die Lungen ziehen beſtändig reine, friſche, kühlende und erquickende Luft ein.

Anders verhält es ſich, wenn die trockne Luft zugleich warm oder gar heiß iſt, wie ſolches bey uns in den heißeſten Sommertägen zu geſchehen pflegt. In einer ſolchen Luft befinden ſich die Kranken viel ſchlechter; denn der Umlauf des Blutes geſchieht ſchneller, die Hitze wird dadurch vermehrt, die Ausdunſtung artet in ermattenden Schweiß aus, der Durſt iſt kaum zu löſchen, das Athemholen geſchieht mit äuſſerſter Beſchwerde, weil die warme Luft nicht hinlänglich die Lungen ausdehnt; kurz, faſt ein jeder Kranker beſonders aber der Fieberkranke, iſt in trockenheißer Luft doppelt krank. In ſolchem Falle nun kann die Verbeſſerung der Lüft auf zweyfache Art bewerkſtelliget werden; theils dadurch, daß man die Luft abzukühlen und zu erfriſchen ſucht, theils, indem man ſie mit feuchten, doch unſchädlichen, Dünſten anfüllt. Zu Erreichung der erſten Abſicht muß man im Zimmer eine beſtändige Zugluft erhalten. Dieſe ſonſt ſo gefürchtete Zugluft iſt dem Kranken auf keine Weiſe ſchädlich, wenn er derſelben nur nicht unmittelbar ausgeſetzt wird, beſonders zu der Zeit, wenn er ſtärker als gewöhnlich ausdunſtet. Man muß Fenſter und Thüren öffnen, um der Luft einen freyen Durchgang zu verſchaffen; denn je enger die Oeffnung iſt, durch welche die Zugluft ſtreicht, deſto empfindlicher und nachtheiliger iſt ſie denjenigen, den ſie trifft; hingegen wird die Zugluft, welche durch weite Oeffnungen in großen Ströhmen ausgebreitet hindurch geht, weniger heftig auf den Körper drücken, folglich auch weniger Schaden verurſachen. Um gedachte Abſicht deſto beſſer zu erreichen, muß man auch, ſo viel

viel möglich, die Sonnenſtrahlen von dem Kran=
kenzimmer abzuhalten, und ſolches in Schatten zu
ſetzen ſuchen, weshalb ich auch, im Art. Kranken-
ſtube, ein gegen Mitternacht gelegenes Zimmer zur
Krankenſtube im Sommer empfehlen werde. Liegt
die Stube aber einmal gegen Mittag, ſo verdienen
auſſer den Schirmen vor den Fenſtern auch die Art
Fenſterflügel empfohlen zu werden, welche, ſtatt
der Glasſcheiben, mit dünner Leinwand bezogen
ſind; dieſe geben hinlänglich Luft, verſtatten der Luft
einen beſtändigen Durchzug, und verhindern das allzu
ſtarke Eindringen der Sonnenſtrahlen.

Die zweyte Abſicht, die trockenwarme Luft mit
feuchten Dünſten anzufüllen, läſſet ſich ebenfalls ohne
ſonderliche Mühe erreichen. Es iſt bekannt, daß alle
Feuchtigkeiten in warmer Luft, die überdem ſehr tro=
cken iſt, ſtark ausdampfen. Kaltes Waſſer alſo, in
großen flachen Gefäßen in Krankenzimmern geſetzt,
würde die Luft ſchon mit feuchten Dünſten anfüllen.
Da wir aber aus Erfahrung wiſſen, daß das Aus=
dunſten deſto ſtärker ſey, je größer die ausdunſtende
Oberfläche iſt, ſo läſſet ſich aus dieſer bekannten Er-
fahrung die Anfüllung der trocknen Luft mit feuchten
Dünſten noch verbeſſern. Man weiß nämlich, daß
alle Pflanzen in ihrer ganzen Oberfläche ausdunſten,
wovon uns der Thau hinlänglich überzeugt. Man
ſetze alſo Pflanzen, Stauden oder kleines Geſträuch
in friſches Waſſer; dieſe ziehen das Waſſer an ſich,
und dunſten es durch die Oberfläche ihrer Blätter wie=
der aus. Dies iſt das beſte Mittel, trockne Luft anzu=
feuchten. Allein, es muß dieſes auch mit der nöthigen
Vorſicht geſchehen. Viele Pflanzen, beſonders die
Blüthen derſelben, geben einen bald ſtärkern bald
ſchwächern Geruch mit der Ausdunſtung von ſich, wel=
cher ſtark auf unſere Nerven wirkt; und eine betäu=
bende, ſchlafmachende Kraft auf dieſelben äuſſert.

Dieſe Unempfindlichkeit, oder wenigſtens doch verminderte Reizbarkeit der Nerven wird in vielen, wo nicht in den meiſten Fällen gefährlich. Aus dieſem Grunde muß man allzu ſtark riechende Blumen, als: Violen, Mayblumen, Orangeblüthen, und mehrere dieſer Art, beſonders die allzu große Menge derſelben, aus den Krankenſtuben verbannen. Ein gleiches gilt von Bäumen und Geſträuche; daher ich auch ſelbſt die allzu große Menge Birken, ob ſie gleich die Luft ſehr aufeuchten, und täglich eine anſehnliche Menge Waſſer ausdunſten, in den Zimmern nicht leiden mag. An ihrer Stelle wünſchte ich Aeſte von Nadelholz, als: Fichten, Tannen, Lerchenbaum, u. d. gl. zu ſehen; dieſe duften ebenfalls aus, und erfüllen die Luft mehr mit balſamiſchen, erquickenden, nicht betäubenden Feuchtigkeiten. Giebt man dieſen Aeſten täglich einmal, oder bey ſtarker Hitze und Dürre einigemal, friſches Waſſer, ſo wird dadurch die Luft zum Einathmen tauglicher und für den Kranken heilſamer werden.

Von dieſen gewöhnlichen Luftbeſchaffenheiten und deren Verbeſſerungen, komme ich nun auch auf die mit widernatürlichen und bösartigen Theilen angefüllte Luft, die nur leider gar zu häufig in Krankenſtuben angetroffen wird, ohne daß an ihre Beſſerung gedacht wird. Im Krankenzimmer kommen viele Dinge zuſammen, deren jedes das ſeinige beyträgt, die Luft mit fremdartigen, oft ſchädlichen Theilen anzufüllen. Der Schweiß, der Stuhlgang, der Urin des Kranken enthalten viele flüchtige Theile, welche alle in der ihn umgebenden Luft ſchweben bleiben; nicht zu gedenken, daß ſchon durch das Athemholen des Kranken die Luft verſchlimmert wird. Das Dampfen des Lichtes, welches doch wenigſtens die Nacht hindurch brennend erhalten wird; der Kohlendampf, welcher oft unvermeidlich iſt, wenn Betten oder Tücher, oder Speiſen und Getränke gewärmet

werden ſollen, oder wenn man räuchern will; alles dies verunreinigt die Luft, und erfüllt ſie mit ſo mancherley fremden Theilen, daß ſie zum Einathmen ganz untauglich wird. Jeder, der mit einer geſunden Naſe in ein Krankenzimmer tritt, wird es riechen, daß hier vielerley Dünſte in der Luft befindlich ſeyn, die ſchon dem geſunden Körper eben nicht angenehm, und noch weniger dem danieder liegenden Kranken dienlich ſind. Zur Verminderung und gänzlichen Entfernung dieſer ſchädlichen Dünſte nun gehört: 1. Fleißiges Wechſeln der Wäſche, ſowohl der Hemden und übrigen Kleidungsſtücke des Kranken, welche vom Schweiße durchdrungen ſind, als auch der Bettüberzüge und der Betten ſelbſt, wenn ſie von Schweiße oder andern Unreinigkeiten durchnäſſet ſind. 2. Schleunige Ausleerung der Geſchirre, welche den Koth und Urin des Kranken aufnehmen. Es iſt nicht genug, ſolche zu zudecken, um ſich die Mühe des Ausleerens zu erſparen; denn in dem mehrentheils warmen Zimmer des Kranken dringen die flüchtigen Theile dieſer Excremente auch durch die Decken der Gefäße hindurch, und verunreinigen die Luft. 3. Tägliches zweymaliges Oeffnen der Fenſter und Thüren, um die unreinen Dünſte, vermittelſt der Zugluft heraus zu treiben, und reinere Luft an deren Stelle zu bringen. 4. Vermeidung alles unnöthigen Beſuches, inſonderheit vieler Menſchen auf einmal, weil hiedurch nicht weniger die Luft verdorben und für den Kranken ſchädlich wird. Man ſollte es daher keinem verargen, der die oft zu lange dauernden Beſuche guter Freunde und Nachbarn, die freylich aus guter Meinung und aus Theilnehmung in Geſellſchaft bey dem Kranken zuſammen kommen und ganze Stunden verplaudern, abzukürzen ſuchte, da ſie auch in anderer Rückſicht nachtheilig ſind; ſ. oben, S. 35, fg. 5. Man muß auch die Beſchaffenheit der Dünſte

zu verbeſſern ſuchen, welches am füglichſten durch Beymiſchung anderer, mit Fleiß verurſachter Dämpfe geſchehen kann. Trocknes Räuchern mit Zucker, Wachholderbeeren, Aepfelſchalen, oder Räucherpulver giebt zwar einen veränderten Geruch in der Stube, allein die bösartige Eigenſchaft der Dünſte wird doch nicht verbeſſert. In den meiſten Fällen wird der Eſſigdampf unter allen übrigen Verbeſſerungsmitteln den Vorzug verdienen, weil er der Fäulniß, die ſo leicht in Krankenzimmern die Oberhand zu gewinnen pflegt, wiederſteht. Man läſſet, um den Eſſigdampf in der Stube zu verbreiten, entweder Weineſſig auf ein glühendes Eiſen gießen: oder man ſezt den Eſſig in einem flachen irdenen Gefäße über ein Kohlfeuer, und läſſet ihn durch gelindes Kochen allmählich verdampfen. Der ſäuerliche Geruch, welcher daher entſteht, iſt nicht nur angenehm, ſondern auch für den Kranken, und für die um ihn befindlichen Geſunden, überaus heilſam. In einigen Fällen kann, ſtatt des Eſſigs, der Salmiakgeiſt zur Verbeſſerung der Dünſte im Zimmer erwählet werden.

Noch einmal muß ich erinnern, daß die Zugluft das beſte Reinigungsmittel der Krankenſtuben iſt; daß daher auch die Ventilators, welche man in Fenſtern anzulegen pflegt, ſehr heilſam ſind, und niemals, wenn ſich ein Kranker im Zimmer befindet, zugemacht werden dürfen.

III. Was vor etwa 2200 Jahren **Hippokrates**, und vor 1600 Jahren **Galenus**, von der Einrichtung der Speiſen und Getränke für Kranke geſagt haben, das hat auch jezt noch ſeine völlige Richtigkeit, und enthält faſt alles vollſtändig, was ſich über dieſen Gegenſtand ſagen läſſet. In allen Krankheiten müſſen wir überhaupt ſolche Speiſen und Getränke wählen: 1) die dem Körper des Kranken wirklich Nahrung zu geben vermögend ſind; 2) die entweder

der an ſich ſelbſt ſchon ſo beſchaffen, oder ſo zubereitet ſind, daß wenig oder keine Verdauungskräfte erfordert werden, ſie zu verdauen; denn dieſe fehlen in Krankheiten oft, oder wirken oft zu träge; 3) die nicht leicht und geſchwinde in Fäulniß übergehen; denn einmal bleiben ſie bey Krankheiten länger im Körper, weil alle Verrichtungen deſſelben geſchwächt ſind, und dann wird auch immer etwas von der oft zur Fäulniß geneigten Krankheitsmaterie beygemiſcht; 4) die die Urſache der Krankheit nicht begünſtigen, verſtärken, auch die Wirkung der verordneten Mittel nicht hindern; es kann ein Nahrungsmittel die vorherigen drey Eigenſchaften beſitzen, und doch aus dieſem Grunde nicht anwendbar ſeyn; 5) die dem Geſchmacke des Kranken angenehm ſind, und mit denen man oft abwechſeln kann. Dieſe Eigenſchaften ſind wichtiger, als man glauben ſollte; ja, man kann eher in Abſicht der vorher genannten etwas nachgeben, als dieſe vernachläſſigen.

Unter hundert Kranken, welche die Hülfe des Arztes ſuchen, ſind gewiß mehr als neunzig, deren vornehmſte Klage darin beſteht: es fehle an Appetit zum Eſſen. Führt auch der Kranke ſelbſt dieſe Klage nicht, ſo ſind es doch deſſen Angehörige, welche täglich den Arzt damit quälen, er ſolle doch dem Kranken Appetit verſchaffen. Wenn er doch nur ein bischen auf etwas Appetit hätte! ſo klingt das ewige Lied übel unterrichteter Hausmütter und Wärterinnen, und unverſtändiger Freunde, wenn der Kranke nicht heißhungerig in ihre verwünſchte Kraftſüppchen und andere ſchädliche Leckereyen einfallen und ſolche verzehren will; gleich als ob er nur darum krank wäre, damit er nahrhaftere Speiſen in größerer Menge verſchlucken ſolle. Möchten doch alle Hausmütter und Wärterinnen den Satz nie vergeſſen: daß kein Kranker, ſo lange er noch ſchlucken kann, vor-

Hunger ſtirbt; daß man aber viel Schaden anrichte, wenn man ihn wider ſeinen Willen zum Eſſen nöthigt. Wenn man nur auf die tägliche Erfahrung Acht haben wollte, ſo würde man, ohne allen fernern Beweis, die Wahrheit des angeführten Satzes leicht einſehen. Der Kranke, welcher ſich früh Morgens bey leerem Magen ganz leidlich befindet, wird kränker, ja kraftloſer, nachdem er die ihm angeprieſene und faſt mit Gewalt angezwungene Kraftſuppe verzehrt hat. In Krankheiten entſteht die Mattigkeit und Entkräftung nicht aus Mangel an Nahrungsmitteln, ſondern von der Krankheitsmaterie ſelbſt. Je häufiger aber ſich dieſe im Körper befindet, deſto mehr ſinken die Kräfte, und das Uibel verſchlimmert ſich. Nun iſt es aber eine längſt ausgemachte Sache, die hier keines fernen Beweiſes bedarf: alle Körper, welche voll unreiner Säfte ſind, es mögen dieſelben im Magen und in den Gedärmen, oder in den übrigen Gefäßen ſtecken, verwandeln die Nahrungsmittel nicht in gute und geſunde Säfte, ſondern ebenfalls in ſolche ſcharfe und ſchädliche Unreinigkeiten, als ſie ſchon enthalten. Man nährt alſo durch häufigere Speiſen nicht den Kranken, ſondern die Krankheit; und es bleibt der alte Satz ewig wahr: je mehr man einem unreinen kranken Körper Nahrung giebt, deſto mehr ſchadet man demſelben. Ich werde hier die nöthigſten Vorſchriften, wie man die Kranken in Rückſicht der Koſt zu behandeln habe, mittheilen.

Vor allen Dingen empfehle ich den Hausmüttern und Wärterinnen die Regel: *Man zwinge den Kranken nie, wider ſeinen Willen, oder gar mit Ekel, Speiſe zu ſich zu nehmen.* Unſer Magen iſt von Natur ein harter Gläubiger, der ſich gewiß mit leeren Complimenten niemals abſpeiſen läſſet, ſo bald es ihm Ernſt wird ſeine Schuld einzu-

fordern. Man kann daher ſicher darauf rechnen, wenn der Appetit mangelt, der Magen ſey entweder angefüllt, oder deſſen Nerven mit einem zähen widernatürlichen Schleime überzogen, der die Empfindung des Hungers verhindert. In beyden Fällen wäre es thöricht, ihn noch mit mehrern überladen zu wollen. Iſt er zu voll von Unreinigkeiten, ſo vermehren ſie ſich; und enthält er widernatürlichen Schleim, ſo wird die Verdauung verhindert, folglich verderben die verſchluckten Speiſen, und wir machen übel, ärger. So bald aber das Widernatürliche ausgeleert iſt, wird ſich auch der Appetit in den mehreſten Fällen von ſelbſt wieder einſtellen. Auch hat die gütige Natur dafür geſorgt, daß meiſtentheils ein gewiſſer unwillkürlicher Trieb die der Natur der Krankheit angemeſſenſte Art Speiſen erwählt und fordert, ſchädliche dagegen verabſcheuet. Man ſieht dies in allen denen Krankheiten, beſonders in Fiebern, die von faulichter Art ſind. Der Kranke hat einen Ekel gegen alles Fleiſch und Fleiſchbrühen; dagegen wünſcht er Obſt, ſaure Gurken oder andere ſäuerliche Sachen zu genießen. Warum will man nun hier dem herrlichen Naturtriebe gerade entgegen arbeiten, wie man ſolches doch leider immer gewahr wird? „Obſt", ſpricht man, „giebt „keine Nahrung, wovon will der Kranke leben, wenn „er nicht ein wenig Brühenſuppe, oder zartes leicht„verdauliches Fleiſch genießt?" Es iſt dies eine grundfalſche Behauptung. Eben das Obſt, dem man die nährenden Kräfte abſpricht, iſt die beſte Herzſtärkung des Kranken; es kühlt ſein Blut ab, verbeſſert ſeine faulichte Säfte, und erquickt ihn augenſcheinlich, da hingegen nährendes Fleiſch und Suppen ihn mehr ſchwächen, als ſtärken. Niemals wird es alſo nöthig ſeyn, dem Kranken Speiſen aufzudringen, ſo lange er dieſelben verabſchenet; man darf nur geduldig die Zeit abwarten, wo die Natur ſelbſt fordert;

denn nur dann, und eher nicht werden die Nahrungs=mittel den Kranken ſtärken und erquicken.

Oft aber fordert auch der Magen des ausgemärgelten und entkräfteten Kranken, wenn erſt einiger Appetit ſich wieder einfindet, mit Ungeſtüm, beſonders bey ſolchen, die nicht gehörige Maße zu halten, zwiſchen Sättigung und Ueberladung keinen Unterſchied zu machen wiſſen. Man freuet ſich gemeiniglich über dieſen ſtarken Appetit, und glaubt, der Kranke werde deſto geſchwinder ſeine Kräfte wieder erlangen, je häufigere und ſtärkere Mahlzeiten er täglich zu ſich nimmt. Allein, man muß den ſtarken Appetit des Kranken zu mäßigen und einzuſchränken ſuchen. Nicht die Menge verſchluckter Nahrungsmittel, ſondern die, welche gehörig in Saft und Blut verwandelt worden ſind, ſtärken, ernähren und erquicken den Körper. Es wird aber, ſo wie der ganze Körper, alſo auch der Magen, in den meiſten Krankheiten geſchwächt. Die Verdauungskräfte, die eine Zeitlang unthätig geweſen ſind, müſſen nur allmählich wieder zu ihrer vorigen Stärke gebracht werden. Wenn alſo dem Kranken, deſſen Appetit ſich wieder einfindet, zu viel Speiſen gereichet und ſolche auch von ihm verzehret werden, ſo ſammelt ſich neuer Unrath, weil nicht alles gehörig in Speiſeſaft verwandelt wird, und giebt Gelegenheit, daß die Krankheit mit erneuerten Kräften zurück kehre, und den Kranken in größere Gefahr, als vorher, ſtürze. Es iſt daher nöthig, daß man die Mahlzeiten etwas ſparſam einrichte, damit der Magen nicht mehr zu ſich nehme, als er vollkommen und ohne Beſchwerde verdauen kann. Natürlicher Weiſe pflegt auch der Hunger des Kranken ſo auſſerordentlich heftig nicht zu ſeyn, auſſer in dem Falle, wovon ich ſogleich ſprechen werde; vielmehr entſtehen ſeine Uiberladungen häufiger von den Zuredungen ſeiner Freunde, wodurch ſein weniger Appetit

immer

immer mehr angefeuert wird. Der ungewöhnliche ſtarke Appetit des Kranken entſteht zuweilen aus einer widernatürlichen im Magen befindlichen Urſache: Wenn die Säfte des Magens, oder die Ueberbleibſel unverdaueter Speiſen, ſcharf werden, ſo reizen ſie die Nerven des Magens, und verurſachen dadurch eine dem Hunger ähnliche Empfindung, die oft bis zum Schmerz ſteigt. Der Kranke iſt begierig nach Speiſe, allein zu ſeinem größten Schaden. Hier muß die Hausmutter oder Wärterinn ein wachſames Auge haben, damit ihm nicht heimlich Speiſen zugebracht werden; denn iſt es irgendwo, ſo iſt es hier nothwendig, den Appetit des Kranken einzuſchränken, wenn man nicht ſein Uibel verſchlimmern und ihn der größten Gefahr ausſetzen will. Der Arzt wird ſchon dafür ſorgen, daß die widernatürliche Schärfe ausgeleeret werde, wonach denn auch der Heißhunger vermindert wird; den ſonſt die häufig genoſſenen Speiſen zu tilgen nicht vermochten. Uiberhaupt iſt es nie gut, wenn der Appetit bey dem Kranken zu ſtark wird; entweder fällt er ſehr leicht in ſein voriges Uibel zurück, oder die Krankheit läſſet andere üble Folgen nach ſich, die man gemeiniglich der Krankheit, und wohl dem Arzte, der nicht recht aus dem Grunde geheilt habe, zuſchreibt, die aber eigentlich bloß den nicht genug gemäßigten Appetit zur Urſache hat. Ich könnte, dieſes zu beweiſen, viele und mancherley Beyſpiele anführen; allein, ich will nur, um nicht zu weitläufig zu werden, eines einzigen Erwähnung thun. Die Geſchwulſt der Füße und des Unterleibes iſt, bekanntermoßen, eine nicht ſeltene Folge der Wechſel-oder ſo genannten kalten Fieber. Man ſchreibt dieſes Uibel dem nicht gründlich curirten Fieber, noch öfter aber, (nicht nur ehedem, ſondern noch jezt) den gebrauchten Arzeneymitteln, inſonderheit der Chinarinde, zu; daher rührt noch heutiges Tages die thörichte Furcht vieler

vieler, oft ſich einſichtsvoll denkender Leute, daß ſie keine Chinarinde nehmen wollen. Ich bin ſehr geneigt, alle dieſe Geſchwulſt, welche nach den Fiebern an den Füßen, oder im Unterleibe, oder über dem ganzen Körper, entſteht, weder dem Fieber ſelbſt, noch dem Arzte, noch ſeinen gebrauchten Arzeneymitteln, am wenigſten der unſchuldigen Chinarinde, ſondern bloß dem übermäßigen Appetite des Wiedergeneſenen, zu zuſchreiben. Der durch Brech- und Purgiermittel ausgeleerte Magen fordert Speiſe; der Kranke will ſich nicht mäßigen, er folgt ſeiner heftigen Begierde, wird aufs neue krank, und will nun nicht gern die Schuld tragen; alſo bürdet er ſolche dem Arzte und deſſen verordneten Mitteln auf. Ich hoffe nun deutlich genug gezeigt, zu haben, wie nöthig es in vielen Fällen ſey, den Appetit des Kranken zu mäßigen. „Aber," fragt man, „wie kann das geſchehen, wenn „der Kranke heftigen Hunger hat, und ſich mit leeren „Worten und Zuredungen nicht will abſpeiſen laſſen, „oder ſo unverſtändig iſt, wie Kinder zu ſeyn pflegen, unſern Gründen und Einreden zu folgen?„ O ja! es kann ſehr leicht geſchehen, wenn man nur ſelbſt, zum Beſten ſeiner Kranken ein wenig hart und nicht zu nachgebend, oder mit ſeinen Kindern gar tändelnd ſeyn will. Hungern ſoll der Kranke nicht, aber vor Uibermaß muß man ihn bewahren; man gebe ihm daher, wenn er fordert, kleine Portionen; fordert er zu bald wieder, ſo laſſe man ihn ein wenig warten, beſchäftige ſich mit andern Dingen, und thue als hätte man ſeine Forderung vergeſſen; oder iſt es ein Kind, ſo gebe man ihm Spielwerk, und ſuche es zu beſchäftigen, damit es ſelbſt nicht ſo ſchleunig an ſeine Magenbedürfniſſe denke. Dadurch wird man Aufſchub gewinnen, und der Kranke wird nicht leicht in Gefahr kommen, ſich den Magen zu überladen.

Der eben jetzt gegebenen Vorſchrift, den allzu ſtarken Appetit des Kranken einzuſchränken, füge ich daher gleich dieſe bey: Man gebe keinem Kranken zu viel auf einmal zu eſſen! Mit Erſtaunen ſehe ich immer die Schüſſeln voll Speiſe an, welche gute Freunde, Nachbarn und Anverwandte dem Kranken zu der Zeit ſchicken, wenn er weder eſſen kann, noch darf. So gut gemeint dieſer Gebrauch auch ſeyn mag, ſo iſt er nichts deſto weniger thöricht und ſchädlich. Was nützen den ſchwachen Kranken, der kaum einige Löffel voll Suppe zu ſeiner Nahrung braucht, die gehäuften Schüſſeln mit allerley Gemüſen, ſelbſt mit Fleiſch angefüllt? Das Gemüſe ſey noch ſo weich und zart, als: Blumenkohl, Spargel, u. d. gl. ſo iſt es doch nicht in allen Fällen zuträglich; Fleiſch iſt es ſelten, oder niemals, und wird dadurch am meiſten ſchädlich, weil es gemeiniglich ſehr fett gemacht iſt. Man will doch die Schande nicht haben, als ob man ſchlecht koche, daher wird zu einer Schüſſel, welche auſſer dem Hauſe den Kranken geſchickt wird, doppelte Portion Fett gethan, und in aller Wohlmeinung Ehren halber dem Kranken geſchadet. Man ſetzt als gewiß voraus, daß der Kranke von dieſen ſo herrlich zubereiteten Gerichten eſſe, weil man aus Erfahrung überzeugt iſt, daß er eſſen muß, weil man ihm ſo lange zuredet und anpreiſet, bis er von der verbothenen Koſt genoſſen hat. Eben dieſe Schüſſeln ſind es, die den Kranken ſo oft verführen, zu viel zu eſſen. Die Hausmutter oder Wärterinn muß mit einer anſtändigen Ernſthaftigkeit darauf halten, daß dem Kranken dergleichen verführeriſche Gerichte nicht vorgebracht werden, ſo lange es der Arzt nicht erlaubt; am wenigſten muß ſie ſelbſt Gelegenheit geben, wider die angeführte Vorſchrift zu handeln, und den ſchwachen Verdauungswerkzeugen ein Uebermaß von Speiſen aufzuladen. Hier höre ich abermal mir die ſchweren

Fragen vorlegen: „Was iſt genug? was iſt zu „viel?“ Ich geſtehe es, genau nach dem Gewichte läſſet es ſich im Allgemeinen nicht beſtimmen, was für jeden Kranken genug, was für ihn zu viel ſey. Der ſtärkere, mehr zu eſſen gewöhnte Mann, wird vielleicht auch krank mehr eſſen und vertragen können, als der ſchwächlichere mit wenigern Speiſen Zufriedene. Im Allgemeinen gilt aber gewiß die alte Regel: wenn es am beſten ſchmeckt, wenn man halb geſättigt iſt, muß man aufhören zu eſſen. Ein verſtändiger Kranker, deſſen Vernunft ſeine Begierden zähmen kann, wird auf Zureden gern dieſer Regel folgen. Uebrigens aber ſollte ich glauben, daß eine Hausmutter, welche ihre Hausgenoſſen aufmerkſam beobachtet, alſo auch mit eines jeden Appetit in geſunden Tagen bekannt iſt, wahrſcheinlich am beſten beſtimmen könne, was für den Kranken zur nothdürftigen Sättigung hinlänglich, was hingegen für ihn zu viel ſey. Nach dieſer Einſicht alſo muß ſie handeln, wenn ſie ihrem Kranken Speiſe reicht, damit ihm auch nicht einmal Gelegenheit gegeben werde, wider ſein eigenes Beſte zu handeln.

Eine Frage kommt mir hier noch zur Beantwortung vor, welche nicht allein die Hausmutter und Wärterin, ſondern ſelbſt den Arzt oft in Verlegenheit ſetzen kann; die Frage nämlich: ob man dem beſondern Gelüſten des Kranken nach dieſer oder jener Speiſe allemal eine Genüge thun müſſe? Ich habe oben eingeſtanden, daß der natürliche Trieb den Kranken ſelbſt auf ſolche Dinge leite, die ihm am zuträglichſten ſind, deshalb man ihm auch ſolche geſtatten und ihn nicht zu widrigen Speiſen nöthigen müſſe. Allein, es iſt auch nicht zu läugnen, daß der Appetit der Kranken oft auf wunderliche, allem Anſehen nach ſchädliche Dinge verfalle, und eben da entſteht die Frage: ob ihm ſolche geſtattet werden dürfen? Es fehlt kei-

neswegeſ in der Chronik der erfahrnen Weiber und Nachbarinnen an erbaulichen Beyſpielen, die uns erzählen, wie ſich dieſer oder jener, an der oder jener Speiſe geſund gegeſſen habe, woraus man denn folgert: auch im gegenwärtigem Falle müſſe das Verlangen des Kranken befriediget werden, weil es doch wohl zu ſeiner Geſundheit gereichen könne. Aufrichtig geſtanden, gehöre ich nicht zu den ſtrengen mediciniſchen Moraliſten, die gleich aus jeder kleinen Uebertretung ihrer diätetiſchen Geſetze Unglück und Tod prophezeyen; aber ſo viel kann ich denn doch nicht nachgeben, daß ich offenbar ſchädliche Dinge bloß darum den Kranken erlauben ſollte, weil es ihrem ſonderbaren Eigenſinne einfiel, ſolche zu fordern, und weil ſie, vielleicht aus bloßer Halsſtarrigkeit, nur feſt auf ihrer Forderung beharren. Meine wahre Meinung über die vorgelegte Frage iſt Folgende. Ich habe ſelten bemerkt, daß ein Kranker eine Begierde nach ſolchen Sachen bezeigt hätte, die ihm ſchlechterdings ſchaden müſſen. Viele Dinge ſind nur bey dem großen Haufen, und auch bey manchen Aerzten, einmal als ſchädlich verſchrieen, die im Grunde ſo gefährlich nicht ſind; ja von manchen getraue ich mir zu behaupten, daß ſie, gehörig zubereitet, eher nützlich ſeyn müſſen. Ueberhaupt ſind wohl wenig oder gar keine Nahrungsmittel an ſich, d. h. ihrer Natur und Beſchaffenheit nach ſchädlich; nur die Menge oder eine übliche Zubereitung macht ſie ſchädlich. Nach dieſem voraus geſchickten Bekenntniſſe, gebe ich nun den Hausmüttern und Wärterinnen über obige Frage folgenden Rath. Iſt das Verlangen des Kranken von der Art, daß der Arzt die Erfüllung deſſelben nicht geſtatten kann, oder die Hausmutter das Nachtheilige davon ſelbſt einſieht, ſo ſuche ſie ihn durch Vorſtellungen oder durch gemachte Zerſtreuungen davon abzuleiten. Beſteht der Kranke inſonderheit aus bloßen Eigenſinn auf ſei-

nem Kopfe, wie dies nicht ſelten bey Kindern der Fall ſeyn wird, ſo muß ſtrenger Ernſt angewandt, und der Kranke nicht noch mehr durch Nachgiebigkeit verdorben und verzärtelt werden; träte aber der Fall ein, daß der Kranke bey allen Vorſtellungen, mit eigener Ueberlegung und Vernunft ſeine Begierde nicht bezähmen könnte, ſondern dennoch das Gelüſten nach einer unerlaubten Speiſe behielte, ſo befriedige man ſeine Luſt, gebe aber dergleichen Dinge ja nicht zur Sättigung, ſondern nur in ſo kleiner Maße, daß auf allen Fall kein beträchtlicher Schade davon zu erwarten ſey. Unter dieſen Bedingungen wird man leicht ohne Nachtheil, die oft lächerlichen und thörichten Einfälle eigenſinniger Kranken zu befriedigen im Stande ſeyn, und oft das Vergnügen haben, nach befriedigter Leidenſchaft, den Kranken munterer, vergnügter und ruhiger zu ſehen, nicht weil die Speiſe Wunder wirkte, ſondern weil man des Kranken Willen erfüllte.

Ueber die Zeit, wenn man dem Kranken Speiſe reichen ſolle, läßt ſich im Allgemeinen nichts Gewiſſes beſtimmen. Der Kranke kann die zu den Mahlzeiten beſtimmten Stunden nicht abwarten, theils, weil er ſich nie vollkommen in einer Mahlzeit ſättidarf, theils, weil ſich oft eben zur Speiſeſtunde die Zufälle ſeiner Krankheit verſchlimmern, er alſo nichts genießen kann. Man gebe alſo dem Kranken zu eſſen, wenn es ſein Appetit fordert, beobachte aber jedesmal dabey die vorher gegebenen Regeln, um Ueberladung zu verhüten.

Endlich komme ich auf den wichtigſten Theil dieſes Abſchnittes, in dem ich zu beſtimmen habe, welche Speiſen den Kranken geſund und zuträglich ſeyn. Die häufigſten Fragen, welche an den Arzt ergehen, betreffen unſtreitig die Speiſen, ob dies und jenes wohl geſund ſey? ob der Kranke jenes eſſen

dürfe?

dürfe? u. ſ. w. Meiſtentheils laſſen ſich alle dieſe Fragen nur in einzelnen Fällen beſtimmt beantworten. Ich kann auch daher in dieſem Abſchnitte keine Speiſe für allgemein heilſam oder ſchädlich erklären, da ſelbſt die dünneſten und leichteſten Suppen in manchen Fällen verboten werden müſſen. Indeſſen giebt es doch manche Arten Speiſen, die für jeden Kranken überhaupt unſchicklich ſind ſind, die aber bey dem großen Haufen nicht in geringem Anſehen ſtehen, und wider alle geſunde Vernunft den Kranken zur Erquickung gereichet werden. Ich mache mit den Suppen den Anfang, weil dieſe ohnehin die gewöhnliche Krankenſpeiſe ſind, von denen man nicht leicht etwas übles befürchtet, und über welche man auch ſelten den Arzt zu Rathe zieht. Suppen an ſich ſind freylich eine ſchickliche Koſt für Kranke, doch können ſie durch die Zubereitung ſchädlich werden. Ich merke hier gleich überhaupt an: alles Fette iſt keinem Kranken zuträglich, von welcher Art die Krankheit auch ſeyn möge; geſetzt auch, ſein Magen wäre noch mit guten Verdauungskräften verſehen, ſo wird er ſolche durch den Genuß fetter Speiſen ſchwächen. Dies voraus geſetzt, folgt, von ſelbſt: die Krankenſuppen müſſen ohne Fett ſeyn, und die Hausmutter oder Wärterin muß dafür ſorgen, daß beſonders von den Fleiſchbrühen das Fett ſorgfältig abgeſchöpfet werde. Hier aber widerſpricht eben das eingewurzelte Vorurtheil. „Was ſoll dem „Kranken die magere Suppe?“ ſpricht man: „die „wird ihm keine Kräfte geben.“ Und eben dieſes iſt grundfalſch. Nur der Saft des Fleiſches nährt und ſtärkt, nicht aber das Fett, welches, zu häufig genoſſen, beſonders in ſo flüſſiger Geſtalt, wie es in den Suppen iſt, den Magen ſchwächt.

Alles übrige fette Fleiſch, es ſey friſch, oder eingeſalzen, am wenigſten aber geräuchert, darf den Kranken gegeben werden; es iſt ſchwer zu verdauen, und

verurſachet ſowohl im Magen und in den Gedärmen, als auch im Blute ſelbſt, Schärfe und Unreinigkeiten. Eben dies gilt auch von den ſcharf geſalzenen Speiſen, die nur ſelten den Kranken zur Koſt dienen können.

Was die Zugemüſe betrifft, ſo giebt es auch unter dieſen verſchiedene, die aus der Zahl der Krankenſpeiſen gänzlich ausgeſchloſſen zu werden verdienen. Dahin gehören vorzüglich alle Hülſenfrüchte, als: Erbſen, Linſen, trockne weiße Bohnen. Sie ſind zu hart, als daß ein ſchwacher Magen ſie verdauen könnte; ſie erzeugen überdies viele Blähungen, wovon hernach unzählige Beſchwerden im Körper entſtehen. Mit dieſen ſtehen in gleichen Range die nicht gegohrnen Mehlſpeiſen, wohin beſonders die Klöße und die aus Mehl friſch bereiteten Nudeln gehören. Daß man dem Kranken keine grobe Mehlklöße geben müſſe, davon läßt ſich leicht ein Jeder überzeugen; aber mit Eyern und Butter zubereitete Semmelklößchen hält man für leichtverdaulich und dem Kranken nützlich. Allein, auch dieſe ſind, beſonders wegen des vielen Fettes, eben ſo ſchädlich, und müſſen deshalb aus den Suppen, denen man ſie gemeiniglich beymiſcht, verbannet werden. Gleiche Bewandtniß hat es mit den Nudeln. Man glaubt, daß ſie, weil ſie nicht aus großen Klumpen beſtehen, leichter zu verdauen wären, als Klöße, da es doch faſt derſelbe Mehlteig iſt, woraus ſie bereitet werden; ſie liegen eben ſo ſchwer im Magen, und erzeugen einen widernatürlichen zähen Schleim, der nur mit Mühe wieder ausgeführet werden muß.

Bey dieſer Gelegenheit muß ich auch der Kuchen Erwähnung thun, die noch oft zum großen Schaden der Kranken ihnen nicht nur gegeben, ſondern ſo gar angeprieſen werden. Unter dem gemeinen Mann beſonders, dem alles Kuchenwerk zur Leckerey und Ergötzung dient, trifft man das Vorurtheil häufig

en, daß er mit Kuchen, die aus Weizenmehl, Hefen und Butter bereitet ſind, ſeinen Kranken einige Labung und Erquickung verſchaffen könne. Keinem Kranken iſt dieſe Art Gebackenes, welches ſchon oft den geſundeſten Magen verdirbt, zuträglich. Die Erfahrung lehrt es, daß nach Feyertagen, in welchen, dem alten Herkommen gemäß, viel Kuchen geſchmauſet wird, mancherley Uebel von überfülltem und verdorbenem Magen ſich einfinden, die der Arzt durch Abführungsmittel wieder heben ſoll. Beſonders muß ich die Vorſicht noch anrathen, daß man kranke Kinder niemals dergleichen Gebackenes ſehen laſſe; ſie ſind gemeiniglich nach ſolchen Leckereyen ſehr begierig, und hernach ſchwer davon abzuhalten; beſſer alſo iſt es, wenn ſie nichts dergleichen zu ſehen bekommen.

Gekochte Speiſen ſind, zum Gebrauch für Kranke, den rohen überhaupt vorzuziehen, in ſo fern durch das Kochen die Verdauung merklich erleichtert werden kann. Auch ſind wir durch dieſes Mittel im Stande, die nahrhafteſten Theile aus den nährenden Körpern aus zu ziehen, die etwa ſchädlichen Beſtandtheile derſelben abzuſondern, u. ſ. w. Wir müſſen aber auch zugleich dahin ſehen, daß durch das Kochen die Speiſen nicht verderbt werden, und dadurch ihr Zweck bey Krankheiten verfehlt werde. Der Arzt muß die Producte der erfinderiſchen Kochkunſt eben ſo gut kennen, als die zuſammengeſetzten Arzeneymittel, um über ihre Anwendbarkeit und Untauglichkeit in Krankheiten urtheilen zu können.

Nahrungsmittel aus dem Pflanzenreiche ſind, im Allgemeinen, bey Krankheiten, denen aus dem Thierreiche weit vorzuziehen. Dieſes beweiſen Erfahrung und Theorie. Denn 1. nähren vegetabiliſche Nahrungsmittel nicht ſo ſtark, als thieriſche; daß aber die meiſten Kranken nicht ſo ſtark genähret werden dürfen, als Geſunde, iſt leicht einzuſehen. 2. Stoffe aus dem Pflanzenreiche ſind leichter zu verdauen, und was davon zurück bleibt, hält ſich nicht lange im Körper auf, indem ſie den Leib offen erhal-

halten; alles Eigenſchaften, die ſie zum Gebrauch für Kranke empfehlen. 3. Sie haben alle, mehr oder weniger, Neigung zur Säure, vermöge welcher ſie kühlen, und der Fäulniß mächtig widerſtehen. 4. Die Säure etwa ausgenommen, wird es kaum Krankheitsurſachen geben, die durch vegetabiliſche Nahrungsmittel begünſtiget würden. 5. Daß thieriſche Nahrung den Körper empfindlicher und reizbarer mache, iſt eine entſchiedene Wahrheit; da es nun bey Krankheiten höchſt ſelten darauf ankömmt, jene Eigenſchaften des Körpers zu erhöhen, ſondern wir ſie vielmehr oft mäßigen müſſen, ſo folgt auch hieraus ein Vorzug der vegetabiliſchen Diät in Krankheiten.

Aus allen dieſen läßt ſich leicht beſtimmen, in welchen Fällen die Nahrungsmittel aus dem Pflanzenreiche Statt finden. Gegenanzeigen entſtehen: 1. von überflüßiger Säure im Magen und in den Därmen, die durch die Stoffe aus dem Pflanzenreiche vermehret werden könnte; 2. von der Nothwendigkeit, den Körper ſehr geſchwinde und ſtark zu nähren; ein Fall, der vornämlich nur nach überſtandenen Krankheiten Statt finden kann; 3. von der Gewohnheit des Kranken; 4. von einem ſehnlichen Verlangen des Kranken nach thieriſcher Nahrung, und von ſtarker Abneigung deſſelben gegen Vegetabilien.

Die jungen Wurzeln von Eichorien, Möhren, Paſtinak, Peterſilie, ferner Scorzoner = Zucker = und Haberwurzeln, geben, wenn ſie weich gekocht ſind, ſehr ſchickliche Nahrungsmittel für Kranke; indeſſen erfordern ſie doch mehr Verdauungskräfte, als die weichern Gemüſe, und die Obſtarten. Beſonders muß man darauf ſehen, daß ſie nicht alt und faſerig ſeyn. Sellerie, Meerrettig, Rettig und Rüben, ſind in hitzigen Krankheiten zu vermeiden, da ſie hingegen, ſo wie auch die Zwiebeln, wegen ihrer auflöſenden und urintreibenden Kräfte, in langwierigen Uebeln ſehr heilſam ſeyn können. Erdäpfel und Kartoffeln geben eine grobe, für Kranke gar nicht taugliche Nahrung, und ſind ſchwer zu verdauen. Sauerampfer, die jungen Sproſſen vom Löwenzahn (Taraxacum), Spinat, Portulak, Peterſilie, Kerbel, Melde, die jungen Neſſeln, Pimpinell, grüne Bohnen und Erbſen, beſonders die feinern Arten, als: Zuckererbſen und die Artiſchocken, ſchicken ſich unter den grünen Gemüſen, vorzüglich für Kranke, ſowohl

in hitzigen als langwierigen Krankheiten. Spargel und Hopfenkeime kann man ebenfalls den Kranken erlauben; doch jenen mit Einſchränkung in denen Fällen, wo urintreibende Mittel nachtheilig ſeyn würden. Alle Kohlarten verurſachen leicht Blähungen, und ſind überdies zur Fäulniß geneigt. Die Kreſſenarten ſind ſcharf und urintreibend, und daher in vielen chroniſchen Uebeln ſehr heilſame Nahrungsmittel. Eben dieſes gilt auch von den Laucharten. Die gewöhnlichen Salate ſind für die meiſten Kranken, beſonders wegen der Säure, eine angenehme und geſunde Speiſe; doch wird man ſie in vielen Fällen nicht mit Oehl zubereiten dürfen. Auch da, wo der Magen und die Därme ſehr erſchlafft ſind, bleiben die ſchwer zu verdauenden Blätter des Salates leicht an den Wänden jener Theile hängen, und verurſachen daſelbſt durch Reiz ꝛc. unangenehme Folgen. In dieſen Fällen würde es rathſamer ſeyn, die Salatpflanzen vorher zu kochen. Schwämme, Morcheln, Trüffeln, u. d. gl. ſind ganz und gar nicht für Kranke.

Faſt alle durch die Kochkunſt nicht verderbte Speiſen aus den mehligen, und dabey mehr oder weniger gelatinöſen Samen, aus Haber, Buchweizen, Gerſte, Reiß, Rocken, Weizen, türkiſchen Korn, Hirſe, Schwaden ꝛc. ſind gewiß unter allen, für Kranke die vorzüglichſten. Gleiche Eigenſchaften mit jenen Samen beſitzt auch das zubereitete Mark des Sagobaumes, und die einheimiſche Salepwurzel. Dieſe und der Weizen beſitzen unter allen genannten die meiſten gelatinöſen Theile, und nähren am ſtärkſten. Man bereitet aus denſelben entweder Decocte oder mehr oder weniger dicke breyartige Speiſen, die von gelatinöſer Beſchaffenheit ſind; oder auch Backwerk, worunter ein gutes Brod aus Rocken oder Weizen, und nach dieſem Zwieback und einige einfachere Arten von Torten, ſich am beſten zur Nahrung für Kranke ſchicken. Alle Mehlſpeiſen, die keine Gährung erlitten haben, ſind übrigens weit ſchwerer zu verdauen, als die gegohrnen.

Die trocknen Hülſenfrüchte, als: Erbſen, Linſen, Bohnen, Feigbohnen, u. d. gl. ſind ſchwer zu verdauen, geben wenig und ſchlechte Nahrung, und ſind daher überhaupt gar nicht für Kranke.

Gegen das Obſt äuſſerte ſchon Hippokrates Mißtrauen; Galenus erklärte es geradezu für ſchädlich; und daher kam es, daß die Aerzte, bis faſt auf unſere Zeiten, dieſes vortreffliche Geſchenk des Himmels nicht nur Kranken, ſondern auch Geſunden, als etwas Schädliches wiederriethen. Und doch iſt keine heilſamere Nahrung für Kranke zu finden, als eben das Obſt. In dieſer Rückſicht ſtehen die ſäuerlichen Früchte, als: ſaure Kirſchen, Aepfel, Johannisbeeren, Berberisbeeren, Preußelbeeren, Erdbeeren, ſchwarze Maulbeeren, Himbeeren, Weintrauben, u. d. gl. oben an. Es läßt ſich kaum eine Krankheit denken, wo dieſe Früchte nicht, entweder gewelkt und gekocht, oder mit Zucker, Eſſig ꝛc. eingemacht, oder auch friſch, zu erlauben wären. Sogar bey Krankheiten, die den Magen und die Därme ſelbſt angreifen, bey Durchfall und Ruhr, wird man ſie, unter den gehörigen Einſchränkungen, die von mancherley Umſtänden abhängen, unſchädlich, ja oft heilſam, befinden. Je ſaurer ſie ſind, deſto mehr wiederſtehen ſie der Hitze und der Fäulniß, und ſind daher, beſonders in hitzigen Krankheiten, von dem ausgebreiteſten Nutzen.

Mit jetzt genannten ſäuerlichen Früchten kommen die Citronen und Limonien, in Rückſicht der erwähnten Eigenſchaften, überein, ja, ſie beſitzen dieſelben in noch höherm Grade. Wenn ein Kranker auch gegen alle Speiſen einen Abſcheu hätte, wird ihm doch gewiß die Citrone nicht unangenehm ſeyn. Sie iſt daher immer das vorzüglichſte Mittel, den Speiſen und Getränken der Kranken einen anziehenden Geſchmack mitzutheilen. Die Schale muß, wegen des darin befindlichen Oehles, in allen denen Fällen, wo auch eine geringe Vermehrung der Hitze nachtheilig ſeyn würde, abgeſondert werden.

Weniger angenehm für Kranke ſind gemeiniglich die ſüſſen Früchte, als: einige Arten Pflaumen und Birnen, ſüſſe Kirſchen, Apricoſen, Pfirſichen, Ananas, Apfelſinen, Datteln, Feigen, Roſinen, u. a. m. Doch geben ſie ihnen eine nicht minder taugliche Nahrung, und ſind großen Theils zugleich ſehr wirkſam, die Leibesöffnung zu befördern. Der Fäulniß widerſtehen ſie nur ſchwach. Den nachtheiligen Folgen, die ihre leicht und ſchnell erfolgende Gährung im Magen und Gedärme, und die dabey erzeugte Luft,

luft verurſachen könnten, kann durch Beobachtung der Mäſſigkeit im Genuß, vorgebeuget werden.

Zuſammenziehende Früchte, als Kornelkirſchen, Quitten, Schlehen, Heidelbeeren, Miſpeln, u. d. gl. ſind insbeſondere in ſolchen Fällen, wo die Faſern erſchlafft ſind, für Kranke ſchicklich; bey ihrem Gebrauche aber muß man dahin ſehen, daß ſie die Leibesöffnung nicht hindern.

Die bittern Früchte, als: Pomeranzen, ſind nur als eigentliche Arzeneymittel, nicht aber als Nahrungsmittel, zu betrachten. Nüſſe und öhlige Kerne, als: Mandeln, Haſel- und wälſche Nüſſe, Kaſtanien, Pinien ꝛc. ſind, ihres öhligen Beſtandtheiles wegen, nicht allgemein zu Speiſen für Kranke zu empfehlen. Am unſchädlichſten ſind noch die daraus bereiteten Emulſionen. Hieher gehören auch die Cacaobohnen, die, ihres feinern öhligen Beſtandtheiles wegen, und weil ſie ſehr geſchwinde und ſtark nähren, in verſchiedenen langwierigen Krankheiten ſowohl, als auch nach überſtandenen hitzigen, mit großem Nutzen gebraucht werden können.

Melonen dürfen Kranke, wo der Magen und die Därme nicht unmittelbar und in hohem Grade ſelbſt angegriffen ſind, mäßig genießen. Sie ſind ſehr geſchickt, die Hitze zu dämpfen. Auch Kürbiſſe geben, gehörig gekocht, eine nicht ſchlechte Nahrung, die ſich indeſſen weniger für Kranke ſchickt. Dagegen ſind Gurken, entweder als Salat, oder allein, oder mit Eſſig eingemacht, in den meiſten hitzigen und chroniſchen, Krankheiten ſehr heilſam; ſie dämpfen die Hitze, und widerſtehen der Fäulniß mächtig. Eben dieſes gilt von dem eingemachten Kohle oder Sauerkraute, welcher, mäſſig genoſſen, den meiſten Kranken ſehr gut bekömmt. Die ſauer eingemachten rothen Rüben verdienen gleiches Lob.

Einer unſerer vorzüglichſten Arzenenkörper, der Zucker, beſitzt, auſſer ſeinen übrigen empfehlenden Eigenſchaften, auch ſehr ſtark nährende Kräfte. Er iſt vielleicht eines der beſten ſtärkenden Mittel, welches wir kennen, wenn der Körper durch ein langes Faſten, wegen irgend einer Urſache, geſchwächt worden iſt, als: aus Mangel an Nahrungsmitteln im geſunden Zuſtande, oder in Krankheiten, wenn die Nahrung zu dem körperlichen Bedürfniß nicht zugereicht hat. Unter dieſen Umſtänden wird ſich ein ſolcher Körper durch den Zucker beſſer, als durch jedes

andere Nahrungsmittel, erholen. Eben dieſes gilt, mehr oder wenigr, von Subſtanzen, die Zuckermaterie enthalten, und in vorzüglichem Grade von denjenigen Präparaten, in welchen der Zucker mit andern nährenden Dingen, aus dem Thier- oder Pflanzenreiche, verbunden iſt. Auſſer der Zuckermaterie, enthält der Honig auch noch andere Beſtandtheile, und iſt daher, anderer Eigenſchaften deſſelben hier nicht zu gedenken, in hitzigen und langwierigen Krankheiten als ein ſchickliches Nahrungsmittel zu empfehlen. Eben dieſes gilt von dem Möhrenſafte, welcher häufiger gebraucht zu werden verdient.

Aus der oben, S. 69, fgg. angeſtellten Vergleichung der Nahrungsmittel aus dem Pflanzenreiche, mit denen aus dem Thierreiche, laſſen ſich leicht die Fälle beſtimmen, wo letztere auch bey Kranken ohne Nachtheil angewendet werden können, oder auch müſſen. Wirklich iſt in Krankheiten thieriſche Nahrung der vegetabiliſchen bisweilen vorzuziehen, und eine ſchickliche Verbindung beyder iſt in dem kranken, ſo wie in dem geſunden Zuſtande, gemeiniglich am vortheilhaften.

Wenn die Verdauungskräfte eines Kranken nicht im äuſſerſten Grade geſchwächt ſind, ſo geben ihm Schnecken und Auſtern eine ſehr gute Nahrung, deren man ſich beſonders in langwierigen Krankheiten, wo der Körper ſehr abgezehrt iſt, mit vielem Nutzen bedienen kann. Aus den Schnecken wird gemeiniglich eine auſſerordentlich nahrhafte Brühe bereitet.

Aus der großen Familie der Inſecten haben wir bloß die Krebſe zur Vervielfältigung unſerer Speiſen gewählt. Sowohl die See- als auch beſonders die Flußkrebſe, ſind leicht zu verdauen, und geben eine gute Nahrung, die ſich auch für Kranke ſchickt. Sie werden, ſo wie die Schnecken, am beſten zu Brühen verwendet.

Unter den Nahrungsmitteln, welche uns die Claſſe der Amphibien liefert, iſt das Fleiſch der Fröſche, und inſonderheit der Schildkröten, ſehr nährend, und, wenigſten kräftige Brühen davon, eine ſehr ſchickliche Krankenſpeiſe. Weniger anwendbar ſind die Neunaugen. Hingegen lie fern die Vipern eine Nahrung, die man in der ganze Natur für Kranke, die leicht verdaulicher, und ſtark un geſchwinde nährender Speiſen bedürfen, nicht ſchicklicher finden kann.

S

So unſchädlich auch Fiſche in mehrern Krankheiten ſeyn mögen, ſo ſind ſie doch nicht allgemein als Speiſen für Kranke zu empfehlen. Am wenigſten ſchicken ſich hiezu diejenigen Gattungen, die einen thranigen Geſchmack, oder ein grobes und hartes Fleiſch haben, als: Stockfiſch, Schollen, Hecht, Lachs, u. d. gl. Eher ſind einige Gattungen, die ſich in ſüßen Waſſern aufhalten, z. B. Schleiben, Karpfen, Aale, Gründlinge, Forellen, Schmerlen, u. a. zu erlauben; wenigſtens werden die, beſonders in verſchiedenen Gegenden Oberdeutſchlandes, gebräuchlichen Fiſchbrühen wohl in den wenigſten Krankheiten ſchaden. Häringe und Sardellen, ſind in mehrern chroniſchen Uebeln, wo der Magen und die Därme verſchleimt und unthätig ſind, wahre Arzeney.

Das Fleiſch derjenigen Vögel, die ſich von Samenkörnern, Beeren, und andern vegetabiliſchen Subſtanzen, ſo wie auch von Gewürme, nähren, als: Lerchen, Tauben, Repphühner, Haſelhühner, gemeine Hühner, Faſane, Droſſeln, Schnepfen, u. a. m. ſchickt ſich ſehr gut für Kranke, denen Fleiſchſpeiſe erlaubt iſt. Weniger zuträglich, doch aber auch nicht allgemein nachtheilig, iſt das Fleiſch der Gänſe und Aenten. Die übrigen Gattungen Vögel, die zum Theil vom Fleiſch anderer Thiere, oder auch von Fiſchen, leben, verabſcheuen ſchon Geſunde; viel weniger ſchicken ſie ſich alſo für Kranke.

Friſche, oder auch weich geſottenene Eyer der Vögel geben viel Nahrung, und ſind leicht zu verdauen. Man kann ſie daher in dieſer Geſtalt den meiſten Kranken erlauben; indeſſen verſagt man ſie doch lieber denen, die ein beträchtliches Fieber haben. Alle Speiſen aber, in welchen die Eyer mit vielen öhligen, fettigen Dingen, oder auch mit Säuren vermiſcht, und die lympathiſchen, gelatinöſen Theile derſelben, zum Gerinnen gebracht ſind, taugen Kranke gar nicht.

Alles Fleiſch der Säugethiere, deſſen wir uns im geſunden Zuſtande zur Nahrung bedienen, iſt auch, unter den angeführten Umſtänden, Kranken zuträglich; doch vermeiman in dieſer Rückſicht das Schweinfleiſch gern. Wildbret verdient in aller Abſicht den Vorzug.

Was die Geſtalt betrifft, unter welchen man Kranken das Fleiſch der Vögel ſowohl, als auch der Säugthiere erlauben kann, ſo läßt ſich darüber Folgendes im Allge-

meinen beſtimmen. 1. Die gehörig bereiteten, nicht mit Fett überladenen Fleiſchbrühen ſind leicht zu verdauen, und geben Kranken hinlängliche Nahrung. Sie bleiben nicht lange im Magen und in den Därmen liegen, und begünſtigen daher die Fäulniß nicht. Aus dieſen Gründen ſind ſie in hitzigen Krankheiten vorzüglich geſchickt, den Körper zu nähren. Indeſſen darf man doch die Kranken nicht ganz allein darauf einſchränken; ſie werden der Brühen leicht und bald überdrüſſig; auch wird der Magen, bey zu lange fortgeſetztem Gebrauch derſelben, leicht erſchlafft, ſo, daß hernach feſtere Nahrungsmittel ſehr ſchwer verdauet werden. Es iſt daher nöthig, den Kranken, wenn ſie auch wirklich Fieber haben, doch bisweilen etwas feſtes Fleiſch zu erlauben, oder ſie doch geröſtetes Brod oder Semmel in den Brühen genießen zu laſſen. 2. Noch weit nährender, und eben ſo leicht zu verdauen, als die Fleiſchbrühen, ſind die aus allen thieriſchen Theilen, insbeſondere aber aus den Knochen, bereiteten Gallerten. In Fällen, wo Fieber iſt, ſchicken ſie ſich weniger, als da, wo man einen ſehr abgezehrten Kranken, mit ſchlechten Verdauungskräften, geſchwinde und leicht nähren will. Nichts nährt einen durch ſchwere und langwierige Krankheiten, durch Blutflüſſe, durch unmäßigen Samenverluſt, durch Eiterung rc. abgezehrten Körper, ſo nachdrücklich und dauerhaft, als eine Gallerte aus Schnecken. 3. Das Fleiſch für Kranke muß weder zu jung, noch zu alt ſeyn; jenes enthält wenig nahrhafte Theile, die noch nicht die gehörige Feſtigkeit haben; dieſes iſt ſchwer zu verdauen. 4. Gekochtes Fleiſch ſchickt ſich weniger für Kranke, als gebratenes; es iſt ſchwerer zu verdauen, und hat, auch bey dem vorſichtigſten Kochen, doch viel von ſeinem nahrhaften Beſtandtheile verloren. Wenn es indeſſen gehörig weich gekocht iſt, ohne daß ihm dabey zu viel von ſeinem Safte entzogen worden iſt, ſo kann es ohne Schaden genoſſen werden. Das Fleiſch nicht zu alter Thiere, an einem langſamen Feuer gebraten, iſt mürbe, und beſitzt ſeine nährende Kraft noch im volleſten Maße. 5. Bey Kranken, wo ein Ueberfluß von wäſſerigen Feuchtigkeiten Statt findet, und deren Körper man zu trocknen ſucht, muß gebratenes Fleiſch allen übrigen Fleiſchſpeiſen vorgezogen werden. 6. Zwar iſt nicht zu läugnen, daß eingeſalzenes, gepöckeltes und geräuchertes Fleiſch ſehr gute

Ver-

Verdauungskräfte erfordert, und daß es alſo Kranken nicht allgemein angerathen werden darf; am wenigſten darf es in hitzigen Krankheiten genoſſen werden. Da aber durch den beſtändigen Genuß zarter, wäſſeriger, weicher, ſehr leicht zu verdauender Speiſen, der Zufluß der wirkſamen Verdauungsſäfte gemindert, und der Magen träger und unthätiger gemacht wird, ſo iſt es wirklich von der äuſſerſten Wichtigkeit, auch in Krankheiten die Verdauungskräfte bisweilen mit etwas härtern Nahrungsmitteln zu beſchäftigen. Und ſollte ſich zu dieſer Abſicht ein Stückchen geräuchertes oder gebökeltes Fleiſch, dann und wann genoſſen, nicht wohl ſchicken? Alles kommt hier auf eine richtige Beurtheilung der Kräfte des Kranken an.

Die Milch ſteht, in Anſehung ihrer Eigenſchaften, als Nahrungsmittel, zwiſchen den Fleiſchſpeiſen und den Vegetabilien. Sie iſt ſehr nährend, leicht zu verdauen, und widerſteht wegen ihrer Neigung zur Säure, die Fäulniß. Aus dieſen Gründen ſchickt ſie ſich ſehr wohl zur Nahrung für Kranke, ſelbſt in fieberhaften Krankheiten; nur muß ſie, beſonders in letztern, ſehr mäßig genoſſen werden. Indeſſen ſind nicht alle Kranke im Stande ſie zu vertragen, obgleich ihre Verdauungswerkzeuge nicht immer die ſchwächſten ſind. Wir können ſie daher nicht immer im rohen Zuſtande geben, ob ſie gleich noch warm, ſo wie ſie aus den Brüſten kömmt, genoſſen, am nahrhafteſten iſt. 1. Die von allen fetten und käſigen Theilen befreyte, ſaure Milch, iſt noch nahrhaft genug, um in hitzigen Krankheiten eines der vorzüglichſten Nahrungsmittel abzugeben. 2. Die mit gemeinem Waſſer, oder auch mit dem Waſſer der Geſundbrunnen, verdünnte Milch, vertragen Kranke ebenfalls leicht, und ſie giebt eine leichte Nahrung. Ein Zuſatz von Zucker erhöhet ihre nährende Eigenſchaft ſehr. 3. Die ſüßen Molken enthalten die nahrhafteſten Theile der Milch, von allem, was ſchädlich ſeyn könnte, geſchieden, und ſind daher in hitzigen und langwierigen Krankheiten eines der unſchuldigſten Nahrungsmittel. 4. Die ſauern Molken, ſo wie auch der Milchzucker, empfehlen ſich mehr durch andere gute Eigenſchaften, zum Gebrauch für Kranke, als durch ihre nährende Kraft. Doch können ſie, in hitzigen Krankheiten, den Körper eine Zeitlang nähren; insbeſondere gilt dieſes, von den

den in Schweden gebräuchlichen Biermolken. 5. Die übrigen Milchſpeiſen, wo die Milch entweder geronnen genoſſen wird, oder die hauptſächlich fette, käſige Theile enthalten, oder die mit Mehl zubereitet ſind, müſſen Kranke ganz vermeiden.

Unter der Milch verſchiedener Thiere iſt ein ſehr merklicher Unterſchied, welcher beſonders auch bey ihrem Gebrauche für Kranke von nicht geringer Wichtigkeit iſt. Die Frauenmilch iſt unſtreitig die beſte, und am nahrhafteſten, wenn ſie unmittelbar aus den Brüſten geſogen wird. Es ſteht in unſerer Gewalt, ihr durch Lebensordnung oder auch durch Arzeneyen, gewiſſe Eigenſchaften mitzutheilen, die ſie auſſerdem nicht hat, und daher können wir ſie, nicht nur bey ſaugenden Kindern, ſondern ſelbſt bey ſehr abgezehrten erwachſenen Perſonen, als ein ſehr wirkſames diätetiſches Heilmittel gebrauchen. Nächſt dieſer hat ſich die die Eſelsmilch, ſeit den älteſten Zeiten, bey den Aerzten in vorzüglichem Anſehen erhalten. Auch die Ziegenmilch iſt zum Gebrauch für Kranke geſchickt; die Milch der Kühe aber, und beſonders der Schafe, iſt in dieſer Rückſicht die ſchlechteſte.

Um die Speiſen wohlſchmeckender zu machen, bedienen wir uns verſchiedener Zuſätze, deren Auswahl ebenfalls bey Krankenſpeiſen gewiſſen Regeln unterworfen iſt. 1. Es giebt nur ſehr wenig Gerichte, die wir ohne den Zuſatz von Küchenſalz genießen können; auch Kranken iſt daſſelbe, in gehörigem Maße, ſehr zuträglich; und nur in denen Fällen werden wir den Gebrauch deſſelben etwas einſchränken müſſen, wo offenbare Zeichen der gemeinen Salzſchärfe bey den Kranken vorhanden ſind. 2. Die hitzigen ausländiſchen Gewürze ſind ſowohl in langwierigen, als beſonders in hitzigen Krankheiten ſehr nachtheilig. Bloß in in denen Fällen können wir ſie zugeſtehen, wo die äuſſerſte Kälte und Erſchlaffung des Magens und der Därme den Gebrauch erwärmender Mittel anzeigt. Im Gegentheil würde es aber auch ungerecht ſeyn, allen Kranken die Gewürze überhaupt zu verbiethen; nur ſchicken ſich für ſie die inländiſchen gelindern Arten, als: Majoran, Thymian, Saturey, Meliſſe, Anieß- und Fenchelſamen, Saffran, Kapern, u. d. gl. am beſten. In hitzigen Krankheiten müſſen aber auch dieſe größten Theils wegfallen, und lieber 3. die vegetabiliſchen Säuren gebraucht werden, um

den

den Speiſen einen angenehmen Geſchmack mitzutheilen. Die Natur ſelbſt leitet uns darauf, indem der Appetit der Kranken ſich faſt immer nur auf ſaure Sachen einſchränkt. Eſſig, Citronen, oder andere, oben, S. 72, genannte ſäuerliche Früchte, Sauerampfer ꝛc. ſind daher ſolche Zuſätze zu den Speiſen, in hitzigen Krankheiten, die den Wünſchen des Arztes vollkommen entſprechen. 4 Der Wein iſt eines unſerer vortrefflichſten Arzeneymittel, und er kann in allen denen Fällen den Krankenſpeiſen zugeſetzt werden, wo man keine nachtheilige Folgen von Vermehrung der Hitze zu befürchten hat. 5. Durchaus ſchädlich aber ſind alle Zuſätze von öhligen und fetten Dingen, zumal, wenn ſie am Feuer braun gemacht worden ſind. Sie geben keine Nahrung, ſind ſchwerer zu verdauen, und können daher Kranken gar nicht, oder doch nur äuſſerſt ſparſam erlaubt werden. Eben dieſes gilt noch von vielen andern Dingen, welche die an ſchädlichen Erfindungen ſo fruchtbare Kochkunſt den Speiſen zuzuſetzen gelehrt hat, um ihnen einen haut gout zu geben, die aber nur den Magen verderben und der Geſundheit nachtheilig ſind.

Endlich ſind den Kranken noch folgende allgemeine Regeln bey ihrem Eſſen zu empfehlen. Man eſſe nicht zu viel auf einmal, auch nicht einerley Gerichte, wenn ſie auch einzeln alle unſchädlich ſind, durch einander! Man theile lieber die Mahlzeit, und eſſe z. B. das Obſt morgens und abends, ſtatt zum Nachtiſch, ſo wird es weit beſſer bekommen; doch hüte man ſich, nicht in den entgegen geſetzten Fehler zu verfallen, und gar zu oft zu eſſen! Man nehme auch von einer leicht verdaulichen, einfachen Speiſe nicht mehr zu ſich, als die Verdauungswerkzeuge hinlänglich bezwingen können; folglich bey unterlaſſenen Leibesbewegungen weniger, und vor dem Schlafe am wenigſten! Man verſchlucke die Speiſen nicht zu geſchwinde nach einander, ſondern zerkäue ſie vorher zu einem dünnen Brey! Man genieße ſie mit heiterm, von Kummer und Geſchäften freyem Gemüthe! Man enthalte ſich gleich vor und nach den Mahlzeiten aller Gemüthsbewegungen und Anſtrengungen des Geiſtes! Man nehme ſolche Speiſen deren oft wiederholter Genuß einen nachtheiligen Einfluß auf unſern Körper haben könnte, nur dann und wann

zu ſich! Man prüfe ſich endlich ſelbſt, was einem bekömmt, und nicht bekömmt! Dies iſt eine Hauptſache und wichtiger, als alle Vorſchriften der Aerzte.

Ich komme auf das Getränk des Kranken. Sonderbar iſt es doch immer, daß unſere Denkungsarten und Vorurtheile, noch mehr aber unſere Handlungsweiſen, mehrentheils den Naturgeſetzen ſchnurſtracks zuwider laufen. Dem Kranken, den nicht hungert, sucht man durch Ueberredung und faſt mit Gewalt Speiſe einzuzwingen, damit er nicht verhungern möge; hingegen verſagt man dem vor Durſt lechzenden Kranken oft genug die hinlängliche Quantität Feuchtigkeiten, womit er ſeinen Durſt löſchen könnte. Gleichwohl empfinden die meiſten Kranken mehr Durſt als Hunger. Heißt das nicht der Natur gerade entgegen gearbeitet?

Ich will mich, ehe ich die verſchiedenen Arten Getränke betrachte, über das zu viel und zu wenig trinken erklären, und die in dieſem Puncte herrſchenden Vorurtheile zu vertilgen ſuchen. Der in heftiger Hitze liegende Kranke trinkt innerhalb 24 Stunden einige Quart Waſſer oder anderes verdünnendes Getränk; nun erſchallt ſchon die Klage: der Kranke trinkt entſetzlich viel. Man trauet ſo gar den Verſicherungen des Arztes nicht, wenn er bezeuget, man könne ſolches ohne Gefahr verſtatten, vielmehr ſucht man dem armen Nothleidenden von ſeiner einzigen Labung etwas abzubrechen, weil man glaubt, daß ſo viel Trinken unmöglich dienlich ſeyn könne. Möchte man doch hier den Naturtrieben williger Folge leiſten! Es iſt faſt keine Krankheit, in welcher der Kranke zu viel trinken kann; ſelbſt in der Waſſerſucht, wo der Körper von überflüſſigen Feuchtigkeiten angeſchwollen und aufgetrieben iſt, wo man ehedem von dem vielen Trinken Vermehrung des Uebels befürchtete, haben uns neuere Erfahrungen überführt, daß es rathſamer ſey, häufiges zweckmäßiges Getränk zu verſtatten, als den armen Kranken

ken ſchmachten zu laſſen. Noch viel weniger wird man alſo in hitzigen Krankheiten, wo die Natur gleichſam mit Gewalt Verdünnung der ſtockenden Säfte fordert, von dem vielen Trinken etwas Nachtheiliges zu befürchten haben. Man kann daher, ohne Bedenken, den Kranken die zur Löſchung des Durſtes erforderliche Quantität dienlichen Getränkes reichen laſſen. Hier iſt nicht, wie bey den Speiſen, von der Menge leicht Schade zu befürchten, wenn nur die Beſchaffenheit des Getränkes von der Art iſt, daß ſie keinen Nachtheil verurſachet.

Die Getränke, deren ſich Kranke zu bedienen pflegen, ſind entweder warm, oder kalt. In Anſehung der erſtern, hat ſchon lange der ſchädlichſte Mißbrauch geherrſcht, daß man ſich derſelben zu häufig bey Krankheiten bedient hat, welchen ich endlich abgeſchafft wünſchte. Dem Kranken, welcher vor Hitze verſchmachtet, verſagt man einen Trunk kühles Getränkes, und quält ihn mit warmen, ekelhaften Thee, in der thörichten Einbildung, kaltes Getränk ſey dem ledigen Magen ſchädlich. Dies iſt nicht nur grundfalſch, denn auch dem ganz nüchternen Magen iſt kaltes Getränk heilſam, ſondern es iſt auch ſelten wahr, daß der Magen des Kranken ledig ſey. In den meiſten Fällen wird man ohne Gefahr dem dringenden Verlangen des Kranken Genüge leiſten und ihm friſches Waſſer zu ſeiner Erquickung reichen können. Wenn kaltes Getränk wirklich ſchädlich iſt, ſo wird es auch der vorſichtige Arzt ausdrücklich verbiethen; und dann iſt es Schuldigkeit, dieſer Vorſchrift auf das genaueſte nachzuleben. Uebrigens aber kann man, ohne Bedenken, kalt trinken laſſen, weil dadurch nicht ſo leicht, als durch die vielen warmen Getränke, geſchadet wird. Dieſe vermehren die Leiden der Kranken nicht wenig, verurſachen ihnen Angſt und Unruhe, und erſchöpfen die Kräfte; dagegen ſind jene, die kal-

ten Getränke, mit gehöriger Vorſicht gebraucht, ſtär-kend, und helfen dem Kranken ſein Uebel leichter über-ſtehen. Sie widerſtehen der Auflöſung und Fäulniß der Säfte, dämpfen die Hitze, und geben den feſten Theilen mehrere Spannung. Auch in chroniſchen Krank-heiten, wo die feſten Theile erſchlafft ſind, ſind kal-te Getränke den warmen vorzuziehen; ſeltener wer-den die Fälle vorkommen, wo ſich die Sache umge-kehrt verhielte. Selbſt da, wo man die Ausdun-ſtung, den Schweiß, oder auch den Ausbruch von Ausſchlägen befördern will, können kalte Getränke nicht ſchaden, ja ſie ſind vielmehr jenen Abſichten ge-mäßer, als die warmen.

Bey dem Gebrauche der kalten Getränke ſind aber gewiſſe Vorſichtsregeln zu empfehlen, von deren Be-obachtung der gerühmte gute Erfolg abhängt. Wenn der Körper durch ſtarke Bewegung erhitzt iſt und ſchwitzt, ſo darf nicht ſo gleich kalt getrunken wer-den; eben ſo wenig, wenn Leidenſchaften ſtarke Be-wegungen im Körper verurſachen. Ferner ſind kalte Getränke nachtheilig: wenn die innern Theile, beſon-ders der Magen und die Därme von Krämpfen ange-griffen ſind, oder heftige Schmerzen erleiden, die äuſ-ſern Theile zugleich kalt ſind, und der Puls hart und unordentlich iſt; wenn innere Entzündungen, beſon-ders in den eben genannten Theilen, Statt finden; wenn durch Alter, Krankheiten ꝛc. die Kräfte ſehr er-ſchöpft ſind, und ſich dabey zähe, ſchleimige Unreinig-keiten im Unterleibe feſtgeſetzt haben. Das Gefrorne macht einen zu ſchnellen und lebhaften Eindruck auf unſern Körper, und kann daher in Krankheiten nicht ſicher gebraucht werden.

Ein gutes, reines friſch geſchöpftes Quellwaſſer, iſt gewiß unter allen das ſchicklichſte Getränk für Kranke. Um aber daſſelbe theils wohlſchmeckender zu machen, theils um der Abwechſelung willen, theils

auch

auch um demſelben gewiſſe, auf die Umſtände des Kranken paſſende Eigenſchaften mitzutheilen, ſetzen wir entweder gewiſſe Dinge dazu; oder laſſen daſſelbe mit verſchirdenen Subſtanzen kochen, und das Decoct trinken. Kranke, deren Magen das bloße Waſſer ſonſt nicht verträgt; vertragen es gewiß unter einer von dieſen Geſtalten. Zu denen Dingen, die wir dem Waſſer beymiſchen, um es als Getränk für Kranke zu brauchen, gehören vorzüglich: Zucker, Syruppe, Honig, Wein, Citron- oder Weinſteinſäure, Eſſig, Vitriolſäure, friſche Eydotter, u. a. Decocte für Kranke werden bereitet: aus den mehligen Samen, beſonders aus Gerſte und Hafer; aus Brod, säuerlichen Früchten; vornämlich aus getrockneten Kirſchen; ferner, aus wohlſchmeckenden ſchleimigen Würzeln, als: Eibiſch- Süßholz- oder Salepwurzel; endlich aus thieriſchen Subſtanzen, die, z. B. wie das Hirſchhorn, viele gelatinöſe, nährende Theile bey ſich haben. Alle dergleichen Decocte dürfen nicht ſtark, und nicht lange, kochen, wenn ſie angenehm ſeyn ſollen. Oefters iſt, wie z. B. bey dem Brode, bloß ein Aufguß von kaltem Waſſer nöthig. Die zu Abkochungen beſtimmten mehligen Samen müſſen wohl gereinigt, und die Gerſte von ihrer äuſſern Schale befreyet werden, denn dieſe beſitzt eine purgirende Eigenſchaft.

Je mehr Luftſäure das Waſſer enthält, deſto beſſer ſchickt es ſich zum Getränk für Kranke, beſonders in hitzigen Krankheiten. In dieſer Rückſicht iſt das Waſſer verſchiedener Geſundbrunnen zu empfehlen, z. B. das pyrmonter, egerſche, ſelterſer, brückenauer, u. a. Indeſſen enthalten alle dieſe Waſſer noch andere Beſtandtheile, deren Wirkung auf den kranken Körper zugleich erwogen werden muß.

Mit den Decocten der mehligen Samen kommen die Biere ſehr überein; nur ſind ſie weit nährender,

und, wegen ihres ſpirituöſen Beſtandtheiles, reizender und erhitzender. Ein dünnes, wohl gegohrnes, helles Bier iſt gewiß keinem Kranken nachtheilig, das Uebel mag hitziger oder langwieriger Art ſeyn; wenigſtens wird man ein dünnes Nachbier wohl in allen Fällen erlauben können. Die weißen Biere ſind nährender, als die braunen; dagegen ſind dieſe, wegen ihrer Bitterkeit, mehr ſtärkend. Die ſchwerern, ſtark nährenden, erhitzenden Biere, können Kranken nur unter gewiſſen ſeltenen Umſtänden erlaubt werden. In hitzigen Krankheiten ſind ſie, als gewöhnliches Getränk, durchaus nicht anwendbar.

Wenn in hitzigen Krankheiten heftiger Durſt zugleich mit der größten Schwäche verbunden iſt, ſo iſt gewiß der Wein unſer beſtes Mittel, welches wir aber ſelten an und vor ſich geben, ſondern den oben, S. 83, genannten Getränken beymiſchen. Auſſer der angeführten Beſtimmung aber würde der Wein bey hitzigen Krankheiten nachtheilig ſeyn. Bey den meiſten chroniſchen Uebeln kann derſelbe ohne Schaden mäßig getrunken werden, nur müſſen die Fälle von der Beſchaffenheit ſeyn, daß auch eine geringe Erhitzung, eine mäßige Vermehrung des Kreislaufes, nicht ſchon nachtheilige Folgen haben können. Es verſteht ſich übrigens, daß man für Kranke nur guten und reinen Wein wählen müſſe. Die Wahl der Art hängt theils von der Gewohnheit des Kranken, theils von der Beſchaffenheit des widernatürlichen Zuſtandes ſelbſt, ab. Wo z. B. Neigung zur Säure iſt, da ſind ſaure Weine zu vermeiden; wo die Faſern trocken und geſpannt ſind, dürfen keine herbe, zuſammenziehende Weine getrunken werden, u. ſ. w. Der Moſt iſt kein Getränk, welches ſich für Kranke ſchickt. Ob der mit verſchiedenen Kräutern, z. B. mit Löffelkraut gegohrne Moſt zuträglich ſey, muß nach Beſchaffenheit des Uebels beſtimmet werden.

Aus

Aus Wein, beſonders rothem, Pomeranzen und Gewürze, wird ein ſehr beliebtes Getränk zubereitet, welches unter dem Namen Biſchof bekannt iſt. An einigen Orten Deutſchlandes verfertiget man dazu gewiſſe Extracte, die man, nebſt Zucker, dem Weine bloß beymiſcht, um einen Biſchof zu bereiten, der dem gemeinen, wozu man ſich der geröſteten Pomeranzen bedient, weit vorzuziehen iſt. Vorzüglich dieſer iſt ein ſehr geſundes Getränk, welches man unter allen weinartigen, geiſtigen Getränken, Kranken am erſten erlauben kann. Es befördert den Appetit und die Verdauung, und iſt dabey nicht ſo reizend und erhitzend, als der bloße Wein. Siehe auch Th. V, S. 502, fgg.

Punſch, Branntwein, und alle geiſtige gewürzhafte Liqueurs ſind nicht für Kranke; nur die ſo mächtige Gewohnheit kann bisweilen machen, daß man ſie ihnen nicht auf einmal ganz entziehen darf, wenn man nicht noch größern Nachtheil verurſachen will, als ſelbſt ihr Genuß nach ſich ziehen kann.

Wer einmal gewohnt iſt, Thee oder Kaffee zu trinken, dem kann man dieſe Getränke auch in den meiſten Krankheiten erlauben; und wenn gleich erſterer ſehr erſchlaffend, und daher in chroniſchen Krankheiten zu widerrathen iſt, wenn letzterer auch wirklich erhitzt und die Nerven etwas betäubt, ſo gehört es doch unter die lächerlichſten Vorurtheile, ſie ganz zu verwerfen, und ein ganzes Heer von Krankheiten allein aus ihrem Gebrauche herzuleiten. Die mit Gewürzen vermiſchte, und mit Wein oder Milch gekochte Chocolate iſt zwar ſehr nährend, dabey aber auch nicht wenig reizend und erhitzend, folglich Kranken nur in den ſeltenſten Fällen zu erlauben. Siehe Th. VIII, S. 72, fgg.

Die Aerzte hatten ehedem im Gebrauch, zu den Speiſen und Getränken der Kranken gewiſſe Arzeney-

mittel zu zuſetzen, vielleicht um ſie leichter und unbemerkter in den Körper zu bringen. Sie lieſſen mancherley übelſchmeckende Dinge in Suppen oder Brühen kochen, lieſſen Pulver oder Tropfen in die Suppen thun, lieſſen die Kranken übelſchmeckende Tränke als gewöhnliches Getränk trinken; ja, lieſſen ſo gar Bier mit gewiſſen Arzeneykörpern gähren, und dieſes die Kranken trinken, u. ſ. w. Da es aber Pflicht iſt, den Kranken ihre Leiden möglichſt erträglich zu machen, dazu aber angenehme, wohlſchmeckende Speiſen und Getränke vieles beytragen, ſo hat man jenen Gebrauch gegenwärtig mit Recht aufgegeben. Man gebe dem Kranken ſeine Arzeneyen unter der angenehmſten Geſtalt, deren ſie fähig ſind, verſage ihm aber auch dabey das Vergnügen nicht, ſich an einem wohlſchmeckenden Gerichte wieder zu erholen! Ein Kranker, deſſen Umſtände Nahrung erfordern, wird nicht leicht etwas zu ſich nehmen, oder das, was er zu ſich nimmt, wird ihm weniger nützen, wenn es wie Medicin ausſieht, riecht, oder ſchmeckt.

Nicht leicht werden Kranke Luſt bezeigen, Toback zu rauchen oder zu ſchnupfen, wenn er ihnen auch in geſunden Tagen noch ſo unentbehrlich war. Fangen ſie aber an, ſich wieder darnach zu ſehnen, ſo iſt dies oft ein Zeichen, daß die Krankheit ſich ihrem Ende nahet. Man kann hierin ihrem Verlangen allemal nachgeben, wenn der Reiz der Drüſen des Mundes und der Naſe, und ein vermehrter Zufluß der Säfte dahin, bey dem gegenwärtigen Uebel nicht von nachtheiligen Folgen ſeyn kann.

IV. Ein weſentlicher Theil der Krankendiät iſt ein geſundes und bequemes Lager des Kranken. Faſt in ganz Deutſchland, und in mehrern Reichen von Europa, bedienen ſich Geſunde und Kranke zu ihrem Lager der Federbetten, weil es ſich nicht nur ſehr bequem und weich darauf liegen läßt, ſondern

auch

auch der Körper auf eine angenehme Art von denſelben erwärmet wird. Von dem Nachtheile der gar zu ſehr angefüllten Federbetten für Geſunde, habe ich im IV Th. S. 318, f. gehandelt. Hier betrachte ich die Federbetten in Abſicht der Kranken.

Federbetten ſind zwar erwähntermaßen, ein weiches und bequemes Lager, welches anfangs den Kranken ungemein zu behagen pflegt; allein ihr Gebrauch iſt mit ſo mancherley Unbequemlichkeiten verknüpft, daß ſie nicht allgemein empfohlen zu werden verdienen. 1) Sie verſchaffen dem Kranken kein gleiches und ebenes Lager, weil ſie ſich, wenn ſie auch noch ſo gut zurecht gelegt und aufs beſte zubereitet worden ſind, bey jeder Bewegung verſchieben und zuſammen gedrückt werden. Die mehreſten Kranken liegen unruhig; daher iſt das beſte gemachte Bett nach wenigen Minuten ſchon wieder hart, und der Kranke klagt nicht ohne Grund über hartes und unbequemes Lager. Aus dieſer jetzt eben angeführten Urſache entſteht auch zum Theil mit das ſo genannte Durchliegen, oder das Abſchälen der Oberhaut an dem Theile des Körpers, wo die hervorſtehenden Spitzen der Rückgrathknochen zu vieles Reiben oder Drücken verurſachen; ſ. Th. IX. S. 768, f. Wäre das unterliegende Bett und deſſen Decken beſtändig in einer glatten Lage, ſo würde dieſer ſchmerzhafte Zufall nicht ſo leicht entſtehen; da aber von dem Umherwerfen ſo viele Falten und Ungleichheiten verurſachet werden, ſo iſt das Abſchälen der Haut die unausbleibliche Folge, wenn hagere ausgezehrte Körper ihren ſpitzigen, hervorragenden Rückgrath lange dem Drucke dieſer Ungleichheiten ausſetzen müſſen. Die Erfahrung lehrt auch, daß man dieſes empfindliche Durchliegen verhüten könne, wenn eine glatte Oberfläche ohne alle Falten den bloßen Rücken unmittelbar berührt. Man pflegt daher weiche, gar gemachte Thierhäute recht glatt un-

terzulegen, wenn ein langwieriges Lager zu befürchten iſt. 2) Ein anderer Nachtheil der Federbetten beſteht darin, daß ſie ſelbſt ſehr leicht erwärmet werden, und dann den darin eingewickelten Körper zu ſehr erhitzen. Wie oft findet man, daß Kranke, welche von der Fieberhitze heftig angegriffen werden, nun noch zum Ueberfluß mit ſchweren dichten Federbetten bedeckt, in ermattende Schweiße verfallen. Freylich iſt es, leider! immer der gewöhnliche Wunſch der klugen vorwitzigen Rathgeber, die Beängſtigung durch Schweiß vom Herzen zu treiben; ſie wiſſen aber nicht, wie viel ſie nicht nur die Angſt des Kranken vermehren, ſondern auch durch den gewaltſam erpreßten Schweiß ſchaden. Da nun die Federbetten ſo leicht Gelegenheit zu dieſer vermehrten Ausdunſtung geben, ſo iſt es auch in dieſer Abſicht in ſehr vielen Fällen nicht rathſam, den Kranken ein ſolches Lager zu zubereiten.

Da aber einmal die Federbetten in unſern Gegenden ſo allgemein gebräuchlich ſind, daß man nur ſelten Familien antrifft, in welchen, auſſer auf Betten, ein bequemes Lager für den Kranken zu finden iſt, ſo muß ich die nöthigen Vorſichtigkeitsregeln angeben, wodurch dieſe Art von Lagerſtätten weniger nachtheilig gemacht werden kann. Allzu weiche Betten ſind, aus ſchon angeführten Gründen, zu Unterbetten am wenigſten ſchicklich; der Kranke ſinkt zu tief in dieſelben ein, und wird gar zu leicht erhitzt. Dagegen ſind ſchwere, mit vielen Federn ausgeſtopfte Deckbetten eben ſo untauglich, weil ſie den Kranken zur Laſt fallen, und überflüſſige Wärme verurſachen. Es iſt alſo am beſten, wenn man einmal den Kranken in Federbetten legen muß, daß man ihm feſt ausgeſtopfte Küſſen unterlegt, die darüber ausgebreiteten leinenen Tücher ſo glatt als möglich hinlegt; über dieſe, um das Durchliegen zu verhüten, unmittelbar unter den bloßen Körper eine weiche Thierhaut, zur

Decke

Decke aber ein leichtes, mit wenigern und feinern Federn gefülltes Bett erwählt. Beſonders rathe ich, den Kranken, zumal wenn er viel Hitze hat, nicht gar zu ſorgfältig zu zudecken. Das wallende, geſchwinder bewegte Blut wird nicht leicht eine Erkältung zulaſſen; es iſt in dieſem Falle eine dünne Decke von wollenen oder gar leinenem Zeuge dem Kranken oft bequemer und heilſamer, als das erhitzende Federbett. Selbſt der Naturtrieb des Kranken fodert dieſe leichtere Bedeckung; und jeden wird es die Erfahrung lehren, daß er freyer athmet, ſo bald ihm die Laſt der beſchwerlichen Decke abgenommen iſt.

Viel geſunder und heilſamer iſt es für den Kranken, wenn er auf einer Matratze liegen kann, als welche ein weit ſichereres und weniger veränderliches Lager verſchaffet. Alle Glieder bleiben in einer mehr ruhenden Stellung, da ſie im Federbette ſo oft, wegen der entſtandenen unbequemen Lage, ſolche verändern müſſen. Freylich iſt es für Perſonen, die von Jugend auf der Federbetten gewohnt ſind, ein hartes und im Anfange unbequemes Lager; allein, die Gewohnheit thut hier viel, und in einigen Tagen wird man auf der Matratze weit bequemer und ſanfter ruhen, als auf Federbetten. Die Gefahr, eine allzu große Hitze zu erwecken, fällt hier auch weg, zumal, wenn man ſich bloß mit einer gefütterten und mit Baumwolle durchnäheten Decke zudeckt.

Endlich muß ich auch des armſelig ſcheinenden Lagers auf dem Strohſacke, oder auf bloßem Strohe, erwähnen. Mann kann dieſem ſeine große Unbequemlichkeiten nicht abſprechen, es auch nicht im Allgemeinen, auſſer in einzelnen Fällen, empfehlen. Indeſſen ruhet doch mancher armer Kranke auf ſeinem kühlen, obſchon harten Strohe ſanfter, genießt den erquickenden Schlaf ungeſtörter, als der begüterte und verzärtelte Wollüſtling in ſeinen weichen heißen

Flaumfedern, in denen er vom Schweiße trieft, und ſie ermatteter verläßt, als er hinein kroch. Die einzige Bemerkung muß ich hier noch hinzu fügen. Man wähle zur Bereitung eines Strohlagers, im Fall es erforderlich wäre, kein ſo genanntes langes oder gerades Stroh, ſondern krummes oder ungleiches, als welches lockerer liegt, und eine ſtetigere Lagerſtelle verſchaffet, als jenes, welches zu glatt iſt, und alſo verurſachet, daß der darauf Liegende herab glitſcht, folglich niemals feſt liegen kann, welches doch in manchen Fällen nöthig iſt.

In Anſehung der Stellung des Bettes, iſt Folgendes zu beobachten. 1. Man ſuche, wo möglich, das Bett ſo zu ſtellen, daß man ganz, oder doch von beyden Seiten daſſelbe umgehen, und dem Kranken überall Hülfe leiſten könne, welches hauptſächlich in ſolchen Fällen, wo der Kranke ſich gar nicht ſelbſt helfen kann, ſchlechterdings nöthig iſt. 2. Man bringe das Bett im Winter nie zu nahe am Ofen oder am Kamine, oder ſetze wenigſtens, wenn es nicht zu vermeiden ſeyn ſollte, einen Schirm dazwiſchen, damit die Hitze den Kranken nicht zu heftig treffe. 3. Man weiſe dem Bette einen ſolchen Ort an, wo der Durchzug der Luft nicht unmittelbar darüber hin ſtreicht, weil dadurch die ſo heilſame Reinigung des Zimmers verhindert, oder der Kranke zu unrechter Zeit der Zugluft ausgeſetzet würde. Beſonders aber vermeide man auch, das Bett zu nahe an die Wand zu ſtellen, zumal wenn ſie gemauert wäre, oder wohl gar Feuchtigkeiten ausdunſtete, wodurch dem Kranken leicht großer Schaden zugefüget werden könnte, wie dieſes bey Perſonen, die mit gichtiſchen Zufällen und ſo genannten Flüſſen behaftet ſind, leicht zu bemerken iſt.

Wenn es irgend geſchehen kann, ſo laſſe man die Kranken an ihrer gewöhnlichen Schlafſtelle, und in

ihrem

ihrem gewöhnlichen Bette; beſonders iſt dieſes in hi-tzigen Krankheiten, wo ſich Phantaſiren einfindet, von großer Wichtigkeit. Die ungewohnten, neuen Gegenſtände, die das neue, erſt beym Eintritt, oder gar während der Krankheit gewählten Krankenlager umgeben, machen einen höchſt unangenehmen Eindruck auf den Kranken, und vermehren ſeine Zufälle. Weniger wichtig iſt dieſe Vorſchrift in chroniſchen Krankheiten, wo die freyern Sinne des Kranken ſich eher an fremde Gegenſtände gewöhnen.

Auch ſuche man in Krankheiten, beſonders wenn ſie von einiger Wichtigkeit ſind, alles, was einen Einfluß auf die Kranken hat, ſo einzurichten, wie ſie es im geſunden Zuſtande gewohnt waren. Man gebe ihnen Nachtlicht, wenn ſie ſonſt dabey zu ſchlafen pflegten; im Gegentheil kann daſſelbe Urſache von Unruhe, Schlafloſigkeit und Phantaſiren, werden. Perſonen, die, ſo lange ſie geſund waren, an einem vom Geräuſche entfernten Orte ſchliefen, müſſen dieſes, beſonders auch in Krankheiten, fortſetzen. Hingegen wird einen Kranken kein Geräuſch ſtören, bey welchem er ſonſt zu ſchlafen ſich gewöhnt hatte. Hat man Kranke vor ſich, die ſich in ihren Geſchäften an eine gewiſſe Ordnung, an gewiſſe Stunden, gewöhnt haben, ſo laſſe man ſie dabey, ſo weit es die Umſtände ihrer Krankheit erlauben wollen.

Das Bett des Kranken muß der Jahrszeit, der Krankheit ſelbſt, und der Bequemlichkeit, gemäß ſeyn. Die einzige Vorſicht, die ſich hier im Allgemeinen geben läßt, iſt die: daß die Kranken nicht mit Betten beſchweret werden, ſondern nur mäßig warm liegen. Wer auf Matratzen zu ſchlafen gewohnt iſt, behalte ſie auch in Krankheiten bey. Auch die ſchwächſten Kranken muß man täglich, wenigſtens einmal, im Bette aufrecht ſitzen laſſen, ſollte es auch nur eine ganz kurze Zeit ſeyn; ſie werden dadurch unge-

mein erfriſcht. Können ſie es aushalten, ſo laſſe man ſie, ſo oft es angeht, auſſer dem Bette ſitzen, nur muß dabey alle Erkältung vermieden werden. Nichts ſtärkt ſie mehr, nichts befördert bey ihnen den Schlaf beſſer. Das immerwährende Liegen der Kranken iſt gewiß die gemeinſte Urſache ihrer Schlafloſigkeit. Um den Kranken, bey ihrem Aufenthalte auſſer dem Bette, die Füße warm zu halten, ſo wie auch ſelbſt zur Auswärmung des Bettes, ſind die engliſchen Fußwärmer allen Wärmflaſchen, Kohlenpfannen ꝛc. weit vorzuziehen.

V. Auch in Abſicht der Kleidung der Kranken, laſſen ſich keine ganz allgemeine Regeln geben. Ueberhaupt muß dieſelbe ſo beſchaffen ſeyn, daß ſie vor Erkältung hinlänglich ſchützt, wenn ſie das Bett verlaſſen müſſen. Zugleich muß ſie bey keinem Geſchäfte, welches der Arzt, der Chirurgus, oder die Umſtehenden an dem Körper des Kranken zu verrichten haben, im Wege ſeyn.

Reinlichkeit macht die Krankheiten erträglicher, und trägt nicht wenig dazu bey, daß die Cur glücklich von Statten geht.

Die Schädlichkeit verunreinigter und mit übeln Ausdunſtungen angefüllter Luft, habe ich kurz vorher gezeigt, und Reinlichkeit im Zimmer zur Vermeidung dieſes Uebels anempfohlen. Allein, es iſt nicht genug, die Luft des Zimmers täglich ein oder zweymal zu erfriſchen. Sie wird gar zu bald wieder vergiftet, wenn man nicht in allen übrigen Stücken bey dem Kranken gleiche Reinlichkeit beobachtet. Man iſt bisher noch nicht aufmerkſam genug auf die Uebel, welche aus der Unreinlichkeit entſtehen, geweſen; man hat ſie für Zufälle der Krankheit gehalten, und durch Arzeneyen zu heben geſucht. In der That hat das böſe Vorurtheil, welches oft die Säuberung und Reinigung des Kranken in langen Perioden verbiethet, viel

Unheil

Unheil angerichtet. Wie iſt es z. B. möglich, daß eine Wöchnerinn ſich wohl befinden kann, wenn ſie, nach dem Grundgeſetze der weiſen Frauen, neun volle Tage im entſetzlichſten Schmutz und Unrath liegen ſoll, ohne daß ihr Bett verändert, mit weißen Tüchern verſehen, oder ihr ſelbſt ein reines Hemd angezogen werden darf? Oder, wie kann der arme Kranke geſund werden, dem die übermäßige Wärme mit dem Schweiße einen Frieſelausſchlag hervor preſſete, und nun, dieſes Frieſels wegen, weder Bett noch Wäſche verändern ſoll, ſondern in den ſtinkenden Einhüllungen ausdauern muß, bis dieſer erzwungene Frieſel wieder Abſchied genommen hat? Wohl ihm, wenn er noch Abſchied nimmt, und nicht auf viele Monate ſich einquartirt!

Jedem Kranken, welcher geſchwitzt hat, muß unverzüglich ein weißes Hemd angezogen werden. Hier werde ich beſonders des weißen Hemdes wegen, den mehreſten Widerſpruch zu erwarten haben. „Ja,“ ſpricht man: „ein trocknes Hemd, welches ſchon der „Kranke ſelbſt, oder doch eine andere Perſon getra„gen hat, wäre noch wohl zu erlauben; aber ein „ganz weißes Hemd muß ſchlechterdings ſchädlich ſeyn, „denn hier iſt der zureichende Grund — das haben „wir von je her von allen Leuten gehört, daß kei„nem Kranken ein weißes Hemd oder ein weißer Ue„zug gegeben werden dürfe“. Man laſſe doch einmal dieſes alte Vorurtheil fahren, und bedenke, ob ein Hemd, welches ſchon mit alten Ausdunſtungen verunreinigt iſt, und wohl gar einen unangenehmen Geruch von ſich giebt, (weil die Ausdunſtung mancher Menſchen beſonders übelriechend iſt;) dem Kranken, der es nun anziehen ſoll, angenehm und erquickend ſeyn könne? Ich will nicht rügen, daß in manchem Falle, ein Uebel, welches derjenige, der vorher das Hemd trug, an ſich hatte, auf den Kranken fort-

ge-

gepflanzet werden könne, folglich neue Beſchwerden für den Kranken entſtehen. Ein weißes Hemd läßt alles dieſes nicht befürchten. Will man mir aber den alten Einwurf: es unterdrücke die Ausdunſtung, und treibe heilſame Ausſchläge zurück, entgegen ſetzen, ſo antworte ich; daß dies nicht vom weißen, ſondern nur vom allzu kalten Hemde zu erwarten ſey. Die Hausmutter oder Wärterin hat alſo dafür zu ſorgen, daß die Hemden, und überhaupt alle Kleidungsſtücke, welche dem Kranken neu angeleget werden ſollen, vorher gehörig durchwärmet werden, und zwar ſo, daß auch nicht einzelne Flecke derſelben kalt bleiben. Eine einzige kalte Stelle, wenn ſie die warme Haut berührt, verurſachet ein Schaudern mit plötzlicher krampfhafter Zuſammenziehung der geöffneten Ausdunſtungsgefäße, und treibt alſo den Schweiß ſo leicht und ſtark zurück, als ein ganz kaltes Hemd.

Um dieſes Durchwärmen gehörig zu bewirken, bediene man ſich eines Kohlfeuers, über welches man, unter beſtändigem Reiben, das Hemd hin und her bewegt, und dadurch demſelben überall eine gleichförmige Wärme mittheilt. Der Nutzen des beſtändigen Reibens beſteht theils darin, damit die Wärme ſelbſt beſſer vertheilet, theils auch die von der Wäſche entſtandene Steifigkeit des Hemdes vermindert werde. Man pflegt auch wohl Wachholderbeeren auf Kohlen zu ſtreuen, und damit das Hemd zu durchräuchern; allein es iſt dies weiter von keinem beſondern Nutzen, als daß der warme Rauch das Hemd durchzieht, und etwa den Geruch nach der Wäſche, welcher von der Lauge und Seife entſteht, vertilget. Bedient man ſich der jetzt bemerkten Vorſicht, ſo kann man mit völliger Sicherheit jedem Kranken weiße und ganz reine Wäſche anlegen, und ihm dadurch nicht nur Erleichterung, ſondern auch wahren Nutzen verſchaffen. Ich

bitte nur darauf zu merken, um wie viel der arme Kranke ſich beſſer befindet, wenn er von ſeinen, mit Krankheitsmaterie angefüllten Kleidungsſtücken befreyet iſt; ſein Anſehen wird augenſcheinlich munterer, und er fühlt ſich geſtärkt, gleichſam neu geboren.

Was ich jezt von den Hemden geſagt habe, gilt überhaupt von allen übrigen Kleidungsſtücken des Kranken, als: Mützen, Nachtkamiſölern, Strümpfen, u. ſ. w.; ſie müſſen alle vor dem Anlegen wohl gewärmt und getrocknet ſeyn; ob ich ſchon wünſchte, daß der im Bette liegende Kranke, in den mehreſten Fällen, von überflüſſigen Kleidern befreyt wäre, da ſie ihm nicht nur beſchwerlich, ſondern oft auch ſchädlich werden.

Gänzliche Veränderung des Bettes, oder doch wenigſtens des Ueberzuges und der Laken, iſt in ſehr vielen Fällen höchſt nothwendig. Ich will zuerſt vom Weißzeuge ſprechen. Nicht allein der Schweiß, der, wenn er heftig iſt, auſſer den Hemden und Kleidern, auch die Bettücher und Ueberzüge durchdringt, und ſolche naß und zum fernern Lager untauglich macht, erfordert eine Veränderung derſelben; ſondern auch viele andere menſchliche Ausleerungen, welche das Lager des Kranken verunreinigen; Stuhlgang und Urin, beydes Abgänge aus dem Körper, die oft den kraftloſen Kranken ſo ſchnell überraſchen, daß er ſolche nicht in die, zu ihrer Aufnahme beſtimmte Geſchirre hinbringen kann, ſondern mit ihnen ſein Lager beſudelt. In andern Fällen iſt die Betäubung und Fühlloſigkeit des Kranken ſo groß, daß er von dieſen bevorſtehenden Ausleerungen ſeinen Wärtern keine Nachricht geben kann, ſondern, ſeiner ſelbſt nicht bewußt, die Unreinigkeiten von ſich läßt; der Blutflüſſe, beſonders des weiblichen Geſchlechtes, nicht zu gedenken. Wer ſieht hier nicht, daß hier Reinlichkeit und Wechſel der Bettücher und Ueberzüge

ſchlech-

ſchlechterdings erforderlich ſey, wenn man nicht will, daß der Kranke theils von der Näſſe, theils von den faulichten Dünſten, die ſich nur gar zu bald durch den Geruch verrathen, nachtheilige Folgen erfahren ſoll?

Der Kranke muß demnach immer trocken liegen, und ein vernünftiger und gewiſſenhafter Krankenwärter wird ſich nicht die Mühe verdrießen laſſen, dieſes unſaubere Geſchäft der Reinigung, ſo oft es erforderlich iſt, willig zu übernehmen.

Was ich vorher in Anſehung der Hemden und Kleidungsſtücke bemerkt habe, gilt auch hier von dem Bettzeuge. Es muß nämlich daſſelbe jedesmal mit gehöriger Vorſicht gewärmet und gänzlich getrocknet werden, ehe es dem Kranken untergelegt wird. Beſtändig weißes noch nicht gebrauchtes Bettzeug überzuziehen, iſt wohl in den wenigſten Wirthſchaften möglich. Man bedient ſich daher des ſchon gebrauchten auch ohne Nachtheil, wenn es nur gut getrocknet und von allem etwa daran klebenden Unrathe völlig gegeſäubert iſt. Sind auſſer den Ueberzügen und Tüchern die Betten ſelbſt durchnäſſet, ſo müſſen auch dieſe mit trocknen und erwärmten verwechſelt werden. Die naſſen Betten müſſen ſogleich durch Luft gereiniget und durch Sonnen- oder Ofenwärme wieder getrocknet werden, damit ſie im Nothfalle wieder gebraucht werden können.

Noch eine Anmerkung, die Bettenverwechſelung betreffend, kann ich nicht zurück halten. Die Erfahrung lehrt, daß ſehr oft Kranke, die ohne Sinne und Empfindung danieder liegen, augenſcheinlich erquicket werden, wenn man ſie in ein reines Bett, und nach Umſtänden, die der Arzt allein beſtimmen muß, auch in ein anderes Zimmer, bringt. Beſonders wird man dies bemerken, wenn die Krankheit ſchon entſchieden iſt, d. h. wenn das eigentliche Uebel durch

eine

eine merkliche Veränderung im Körper gehoben worden iſt. Zu der Zeit kann man die Geneſung und völlige Wiederherſtellung ſehr beſchleunigen, wenn man den Kranken ſowohl mit reiner Wäſche, als auch mit neuen Betten verſieht. Die Natur ſelbſt ſcheint dies auch zu fodern, denn der Kranke klagt: er ſtinke ſich ſelbſt an, der widrige Krankheitsgeruch ſey ihm läſtig. Und in der That iſt er ihm auch ſchädlich; man thut daher am beſten, wenn man ihn, ſo bald als möglich, davon zu befreyen ſucht.

Ueber die noch übrigen zur Reinlichkeit des Kranken erfoderlichen Stücke werde ich mich kürzer faſſen können. Schon oben, S. 55, habe ich erwähnt, daß Nachtſtühle, Uringläſer, und alles was dergleichen Unrath in ſich hält, jedes mal nach geſchehener Ausleerung ausgegoſſen und gereiniget werden müſſe, um die Luftverderbung zu verhindern. Auſſer dieſem iſt es aber auch erfoderlich, daß alle übrige Geſchirre, die zum Gebrauch des Kranken beſtimmt ſind, in beſtändiger Reinlichkeit gehalten werden. Ich erinnere dies beſonders von der ſilbernen oder aus andern Metalle beſtehenden Löffeln, aus welchen der Kranke ſeine Arzeneyen etwa nimmt. Dieſe müſſen nach jedesmaligem Einnehmen rein ausgetrocknet werden, damit ſich theils nichts anhänge, und die Unſauberkeit dem Kranken die Arzeney verekle, theils aus folgender Urſache. Viele, an ſich eben nicht ſcharfe oder heftig wirkende Arzeneymittel ſind von der Art, deß ſie leicht die Metalle angreifen, und etwas von ihnen auflöſen, wie einer jeden Hausmutter bekannt iſt, die irgend einmal Salzwaſſer oder ſauere Brühe in einem kupfernen Keſſel hat ſtehen laſſen. Durch dieſe Auflöſung werden die Arzeneyen ſelbſt verändert, und können die gehoffte Wirkung nicht leiſten, wo nicht gar dem Kranken durch das aufgelöſte Metall Schade zugefüget wird. Alles dies kann

durch geziemende und anſtändige Reinlichkeit vermieden werden.

Ich ſage vorher, aller Unrath müſſe ſchleunig aus dem Krankenzimmer entfernet werden. Daraus will ich aber nicht folgern laſſen, daß ſolcher ſogleich weggeworfen werden ſolle. Bisweilen muß ſich doch der beobachtende Arzt, wenn er auch kein Urinprophet iſt, dem unangenehmen Geſchäfte unterziehen, nicht allein den Urin, ſondern die noch übler riechenden Excremente der Gedärme zu beſehen und zu unterſuchen. In dieſem Falle kann die Hausmutter oder Wärterinn dafür ſorgen, daß dem Verlangen des Arztes genau gewillfahret, und die Excremente des Kranken, doch auſſer dem Zimmer, aufbewahret werden. Findet ſich gar bey dem Kranken etwas Widernatürliches, es ſey im Urin, oder im Koth, oder im Auswurf der Lunge, ſo verſteht es ſich von ſelbſt, daß ſolches aufbehalten und dem Arzte zu näherer Unterſuchung vorgezeiget werden muß, worunter aber eben ſo wenig die Reinlichkeit des Krankenzimmers leiden darf.

So wie Bett und Kleidung der Kranken, ſo muß auch ihr Zimmer überhaupt reinlich und odentlich gehalten werden. Kranken, welche phantaſiren, ſind unordentlich und verworren durch einander liegende Gegenſtände äuſſerſt unangenehm, und vermehren ihre Unruhe. Eben ſo iſt Rauch, und beſonders Staub, in Krankenzimmern ſorgfältig zu vermeiden. Siehe Krankenſtube.

IV. Es folgen Betrachtungen über Schlaf, Ruhe und Bewegung des Kranken. Unter die vorzüglichſten Leiden eines Kranken, iſt billig der Mangel an Schlaf zu rechnen, und die meiſten ſchätzen ſich auch ſehr glücklich, wenn ſie einige ruhige Stunden haben. Iſt ein heftiger Schmerz die Urſache, welche den Schlaf von den Augen des Kranken verſcheucht, ſo

leidet

leidet er doppelt, denn es iſt ohnehin empfindlich genug, wenn man viele Nächte durchwachen ſoll, weil das heftiger wallende Blut keine Ruhe verſtattet, geſetzt auch, daß man von keinen ſchmerzhaften Empfindungen gepeiniget werde. Man pflegt daher im Sprichworte zu ſagen: „der Kranke verſchläft viel Uebels“, und ſpricht wahr, denn er iſt zu der Zeit von unangenehmen Empfindungen befreyt, und ſein Körper ſammelt auch vielleicht einige Kräfte zur Ueberwindung der Krankheit. Der Schlaf iſt daher allerdings wünſchenswerth, und man darf es dem Kranken nicht verargen, wenn er ſeinen Arzt bittet, ihm einige Stunden Ruhe zu verſchaffen. Zu bedauern iſt es nur, daß dies nicht allemall in dem Willen des Arztes ſteht, der, wenn er auch Schlaf verſchaffen könnte, doch nicht darf, wofern er nicht größere Gefahr anrichten will. Leider ſind viele Hausmütter und Wärterinnen mit ſolchen Arzneymitteln bekannt, welche unter dem Namen beruhigend, eigentlich betäubend ſind, die zwar Schlaf, aber ſchädlichen Schlaf, hervor bringen. Alle dieſe Mittel ſolten keinen andern, als den Händen des vernünftigen Arztes, anvertrauet werden, denn ſie werden zu Gift, ſobald ſie zur Unzeit angewandt werden. Der Schlaf ſtellt ſich von ſelbſt wieder ein, wenn die Urſachen, die ihn verjagten, gehoben ſind; allein, ihn durch ſolche Mittel herbey zu ſchaffen, welche die verhindernden Urſachen nicht tilgen, ſondern nur die Sinne betäuben, iſt nur in ſehr dringenden Fällen erlaubt, die niemand als der Arzt zu beurtheilen und zu unterſcheiden weiß.

Um hierüber den Hausmüttern und Wärterrinnen einige Belehrungen zu ertheilen, wodurch ſie beruhiget werden, im Fall ihr Kranker auf lange Zeit den Schlaf entbehren muß, muß ich etwas von denen Urſachen, welche an demſelben hindern, voraus ſetzen.

Der Kranke ſchläft nicht, ſo lange er heftige Schmerzen hat; denn dieſe verurſachen einen immerwährenden Reiz, welcher die Sinne beſtändig munter erhält. Entweder müſſen alſo die Schmerzen nachlaſſen, oder die Müdigkeit muß ſo groß werden, daß ſelbſt die ſchmerzhafte Empfindung dadurch überwogen wird, auſſerdem kann kein Schlaf erfolgen. Die Schmerzen ſelbſt aber entſtehen aus ſo mancherley Urſachen, daß es, ſolche durch einerley Mittel zu heben, unmöglich iſt. Man ſieht alſo leicht ein, daß hier ſchmerzſtillende Mittel verſchiedener Art erfodert werden, die der Arzt mit vieler Vorſicht wählen und verordnen muß, weil oft eines dem andern gerade entgegen geſetzt iſt. Fern ſey es daher von der Hausmutter oder Wärterinn, daß ſie in einer ſo mißlichen Sache eigenmächtig handeln, und dem Kranken ein ihr bekanntes, oder von vorwitzigen Freunden angerathenes, ſchlafmachendes Mittel reichen ſollte. Es iſt unnütz und ohne Wirkung, wenn es die Urſache des Schmerzens nicht hebt, und nicht ſelten äuſſerſt ſchädlich.

Der Kranke ſchläft ferner nicht, wenn ſein Blut in ungewöhnlicher Wallung iſt, und er Fieberbewegungen hat. Dieſes rührt von der, auch im Kopfe verſtärkten und beſchleunigten Bewegung des Blutes her, wodurch den Nerven, als den Empfindungswerkzeugen, ein beſtändiger Reiz beygebracht wird. Legt ſich die heftigere Bewegung des Blutes, ſo wird auch bald Schlaf erfolgen. In vielen Fällen iſt es aber nicht möglich, das letztere zu bewirken; die Krankheit verlangt einen gewiſſen Zeitraum, um ſich umzuändern und dann zu endigen; folglich wird man auch hier mit ſchlafmachenden Mitteln nichts Gutes ausrichten, wohl eher ſchaden, da viele derſelben von erhitzender Art ſind, und die Wallungen im Geblüte vermehren.

Oft

Oft iſt es auch eine verborgene, gleichſam im Innern der Seele liegende Urſache, die den Schlaf verhindert, welche ſich ſchwerlich, bey unſern geringen Kenntiſſen von der menſchlichen Seele erklären läſſet. Man trifft ſolche gemeinlich bey ſo genannten Gemüthskrankheiten und bey Tiefſinnigen an. Auch in dieſem Falle iſt der Gebrauch betäubender Mittel zu widerrathen, da die Erfahrung gelehrt hat, daß durch dieſelben ſtille tiefſinnige Leute in wirklich Raſende ſind verwandelt worden.

Die Hausmutter oder Wärterinn muß alſo in gedachten Fällen, wegen des Mangels an Schlaf nicht unruhig ſeyn, ſondern in Geduld ſtehen, bis entweder der Ablauf der Krankheit, oder die vom Arzte angewandten Mittel denſelben wieder verſchaffen. Nie aber erdreiſte ſie ſich, ohne Anrathen und Vorwiſſen des Arztes, irgend ein beruhigendes Mittel zu gebrauchen. Ich finde dieſes beſonders wegen der Kinder anzumerken für nöthig, denen die dinſtfertige Hand, wo nicht der Mutter, doch der Gevatterinnen und Nachbarinnen, ſo gern ein Ruhepulver oder Säftchen reicht, weil ſie viel ſchreyen und unruhig ſind. Wie manches Kind mag ſchon, nach dem unzeitigen Gebrauche dieſer gefährlichen Mittel, in die ewige Ruhe übergegangen ſeyn! Welcher Hausmutter ihr Kind oder anderer Kranker lieb iſt, welche ihr Gewiſſen rein bewahren will, die laſſe ſich durch keine Ueberredung verleiten, ein ſolches zweyſchneidiges Schwert in ihre Hand zu nehmen, und es den Kranken zureichen. Sie ſchaudere vor jedes Ruhemittel, welches nicht aus den Händen des verſtändigen Arztes kommt, zurück!

So wenig aber der Schlaf erzwungen werden kann und ſoll, ſo vorſichtig muß man verfahren, wenn die gütige Natur dem Kranken dieſe Wohlthat wiederfahren läſſet. Es ſind oft nur wenige Stunden,

ja vielleicht nur Minuten, die der Kranke in einem ſo erwünſchten Zuſtande durchlebt. Man mißgönne ihm alſo dieſelbe nicht, ſonder ſuche alle Störungen zu vermeiden. In den mehreſten Fällen wird ein natürlicher und geſunder Schlaf dem Kranken vortheilhafter ſeyn, als Arzeneyen; daher übertreibe man hier die Sorgfalt, Arzeneyen zu geben, nicht, wenn es nicht von dem Arzte ausdrücklich befohlen iſt. Ich habe geſehen, daß der arme Kranke aus dem ſüßeſten, erquickendſten Schlafe geweckt wurde, weil die Stunde ſchlug, wo er Arzeney nehmen ſollte. Der Arzt beſtimmt freylich gewiſſe Stunden hierzu; er kann aber nicht voraus ſehen, ob der Kranke zu der Zeit ſchlafen werde. Selten wird der Umſtand ſo dringend ſeyn, daß man nicht noch eine Stunde Schlaf erlauben könnte. Allzu pünctliche Genauigkeit wird hier zum Fehler.

Ganz anders hingegen verhält ſich die Sache, wenn der Schlaf widernatürlich, wenn er die Krankheit ſelbſt iſt; dann muß der Kranke freylich mit Gewalt ermuntert werden, um diejenigen Mittel zu nehmen, welche ihn erwecken und von ſeinem gefährlichen Schlafe befreyen ſollen. In dieſem Falle wird aber der Arzt die nöthigen Verordnungen geben, und die Hausmutter oder Wärterinn hat dafür zu ſorgen, daß ſolche genau befolgt werden. Hier muß ſie ein anderes Vorurtheil ablegen, welches nicht ſelten angetroffen wird, wenn man Kranke tief und anhaltend ſchlafen ſieht. Man ſagt: nun wird er wohl ſeine Krankheit ausſchlafen, man laſſe ihn nur ruhig liegen! In dieſer ungegründeten Hoffnung verabſäumet man, die höchſt nöthigen Mittel anzuwenden, und die Folge davon iſt, daß der vermeinte wohlthätige Schlaf am Ende in einen Todesſchlummer ausartet, aus welchem man den Schlafenden zu erwecken alsdann vergeblich bemüht iſt.

Auſ-

Auſſerdem aber, daß man den Kranken, wie ich ſchon bemerkt habe, nicht ohne Noth vorſetzlich aus dem Schlafe erwecken ſoll, ſind noch andere Vorſichten von der Wärterin zu beobachten, worüber die Hausmutter genau halten muß. Es muß alles unnöthige Geräuſch mit möglichſtem Fleiße verhütet werden. Der üble Gebrauch, im Krankenzimmer aufzuräumen, oder allerley Unreinigkeit aus demſelben fortzuſchaffen, während der Kranke ſchläft, ſollte nicht geduldet werden; denn bey der größten Vorſichtigkeit kann doch etwas hinfallen, oder es kann auf andere Art ein Gepolter entſtehen, wodurch der Kranke aus dem Schlaf aufgeſchrecket wird. Man thut deswegen am beſten, wenn man im Zimmer alles ſtill hält. Hat die Wärterinn Geſchäfte, z. B. leinen Zeug oder anderes Geräth zu reinigen, ſo muß ſie aus der Stube gehen, und unterdeſſen jemand anders bey dem Kranken laſſen, der ſie rufen kann, wenn der Kranke erwacht.

Viele Leute ſchlafen im geſunden Zuſtande unruhig, und entblößen ſich durch vieles Herumwerfen; noch leichter geſchieht dieſes in Krankheiten, wo der Schlaf ſelten ganz ruhig zu ſeyn pflegt. Es muß daher wohl Acht gegeben werden, daß der Kranke ſich nicht zu ſehr entblöße, zumal wenn er etwa ſtark ausdunſtete, oder gar in Schweiß käme. Durch Zurücktreten deſſelben entſtehen viele gefährliche Zufälle, die alle vermieden werden, wenn man den Schlafenden nur mit einer leichten Bedeckung vor Erkältung zu bewahren ſucht.

Es wohl unnöthig, zu erinnern, daß es Pflicht der Wärterinn ſey, alles Ungeziefer, beſonders im Sommer, wo möglich, aus dem Zimmer, wenigſtens doch vom Krankenbette abzuhalten. Mancher Kranke würde leichter ſchlafen, wenn ihn nicht das immerwährende Geſumſe ganzer Schaaren von Fliegen

und Mücken ſtörete, und ſeine Ohren ſowohl als ſein Gefühl beunruhigte.

Endlich muß ich noch etwas von der Bewegung kranker Perſonen erwähnen. Nicht alle Krankheiten ſind von der Art, daß der Kranke beſtändig im Bette liegen muß; in vielen hat er noch gute Stunden, die er auſſer dem Bette, ja wohl auſſer dem Zimmer, zubringen kann. In den Wechſelfiebern z. B. gibt es ganz freye Tage, an welchen der Kranke einige Geſchäfte zu verrichten im Stande iſt. Es wäre thöricht, wenn man ſolchen Kranken den Genuß der freyen Luft und der Bewegung unterſagen wollte. Jene iſt ihnen, unter der gehörigen Vorſicht, ſehr heilſam, und dieſe kann ebenfalls vieles zu ihrer Beſſerung beytragen, wenn ſie im gehörigen Maße unternommen wird, und die Schranken nicht überſchreitet. Einige Bemerkungen hierüber mögen zum Leitfaden dienen, wie viel man hierin den Kranken erlauben könne.

Keine Bewegung muß ſo lange fortgeſetzt werden, bis eine ſehr fühlbare Ermüdung folgt; denn dies würde einen merklichen Verluſt der Kräfte nach ſich ziehen, deren Erhaltung und Vermehrung man doch vorzüglich zur Abſicht hat. Iſt die Bewegung mäßig und den Kräften des Kranken angemeſſen, ſo wird er ſich nach derſelben erleichtert und munter befinden, und dann iſt ſie auch in der That heilſam. Entkräftend wird ſie aber dann, wenn nach deren Endigung ziehende Schmerzen in den Füßen und übrigen Gliedern gefühlt werden. Der Kranke muß hier ſelbſt ſeine Kräfte genau prüfen, und ſolche niemals überſpannen, wenn er ſeine Krankheit nicht verlängern, und ſich ſelbſt dadurch auf doppelte Art ſchaden will. Mit vielem Mißvergnügen habe ich es oft geſehen, daß Arbeitsleute, ſo bald ſie ſich einiger Maßen von ihrer Krankheit frey fühlten, ſogleich ihre gewohnte Geſchäfte

ſchäfte unternahmen, ohne auf meine Warnungen zu achten. Freylich waren es oft dringende häusliche Bedürfniſſe, welche ſie dazu antrieben: allein, der Schade war im Grunde doch größer, den ſie ſich durch zu frühzeitiges Arbeiten zuzogen, als der geringe Verdienſt, den ihr matter, kraftloſer Körper verſchaffen konnte. Einige Tage Schonung hätte vielleicht die Kräfte völlig hergeſtellt, und den Körper zu Geſchäften tüchtig gemacht; da nun die Erholung langſamer von Sttatten ging, und der Kranke erſt nach einigen Wochen das leiſten konnte, was er bey mehrerer Ruhe nach ſo viel Tagen zu leiſten vermocht hätte. Man laſſe alſo keinen Kranken zu frühzeitig anſtrengende Bewegungen unternehmen.

Eine andere Vorſicht, die der Kranke bey ſeinen Leibesbewegungen zu beobachten hat, beſteht darin, daß er ſolche ſo mäßige, damit er nicht zum Schweiß gebracht werde. Der Schweiß ſelbſt entkräftet, weil durch denſelben, beſonders wenn er heftig iſt, zugleich viele gute Säfte verloren gehen. Uiberdem iſt es auch für jeden Kranken gefährlicher, als für den Geſunden, bey ſeinen Bewegungen zu ſchwitzen, da er leichter von der Erkältung Schaden leidet. Vorausgeſetzt, daß jeder matte und ſchwache Körper leichter ſchwitzt, ſieht man von ſelbſt ein, wie ſehr man Urſache habe, deſſen Bewegungen zu mäßigen und einzuſchränken.

Indeſſen kommen auch Fälle vor, wo die Unthätigkeit des Kranken größer iſt, als ſeinem Zuſtande dient, wo man ihn mit Ernſt zu ſtärkern und anhaltenden Bewegungen anmahnen muß. Beſonders iſt dieß in manchen langwierigen Krankheiten nöthig. Hier würde es thöricht ſeyn, die Einbildung des Kranken, der ſeinem vermeinten allzu ſchwächlichen Körper nichts zutrauet, noch zu verſtärken, vielmehr

muß man mit einiger Härte dem verzärtelten Leibe wehe thun.

Zuletzt muß ich noch den wohlgemeinten Rath ertheilen, daß ſich jeder Kranke, der ſich in der freyen Luft bewegen oder Geſchäfte verrichten will, etwas ſorgfältiger, als in den geſunden Tagen, ankleide. Der Aufenthalt im Zimmer entwöhnt die Haut, daß ſie den Eindruck der Luft nicht mit voriger Gleichheit ertragen kann, ſondern empfindlicher davon angegriffen wird. Es wird alſo nöthig ſeyn, die verzärtelte Oberfläche des Körpers ſorgfältiger wider etwas rauhere und ungewohnte Luft zu beſchützen, welches am beſten durch dichte wohlverwahrte Kleider geſchieht. Vorzüglich empfehle ich dieſe Vorſchrift ſolchen Kranken, die ihre Leibesbewegungen in geringen Graden anfangen; die ſich der Luft ausſetzen, ohne ſich durch Gehen zu erwärmen; die im Wagen oder zu Pferde ſich bewegen laſſen. Dieſe ſind allemal heftigern Eindrücken der Luft ausgeſetzt, und haben daher doppelte Urſache, ſich mit aller Sorgfalt zu verwahren.

Selbſt Kranken, die ihr Zimmer oder ihre Wohnung nicht verlaſſen können, muß man, um ihr Uebel zu erleichtern, beſtändig eine gewiſſe Art von Leibesbewegung zu verſchaffen ſuchen, zu welcher Abſicht man ſehr vortheilhafte Maſchinen, unter andern auch Erſchütterungsmaſchinen, die ich an ſeinem Orte beſchreiben werde, erfunden hat. Sie ſind beſonders in denen Fällen von großem Nutzen, wo übrigens geſunde, zu Bewegungen gewöhnte Perſonen, wegen eines örtlichen Uibels, das Zimmer, oder ſelbſt das Bett, hüten müſſen.

Das Lachen, iſt unſtreitig eine der heilſamſten Bewegungen des Körpers, welche ſehr viel dazu beyträgt, Stockungen in der Bruſt und in der Gegend

der

der Leber aufzulöſen. Aus dieſem Grunde gehören muntere Geſellſchaften, und insbeſondere luſtige Schauſpiele, mit unter die ſehr wirkſamen diätetiſchen Heilmittel.

VII. Ich komme auf die natürlichen Ausleerungen. Der menſchliche Körper bedarf zu ſeiner Fortdauer nicht nur ſolcher Werkzeuge, die ſeine Ernährung und den Erſatz des Verlornen bewerkſtelligen, ſondern er muß auch mit ſolchen Theilen verſehen ſeyn, welche das Unnütze, Uiberflüſſige und Schädliche ausführen. Alle Nahrungsmittel, deren wir uns bedienen, enthalten, auſſer den eigentlich nährenden Theilen, auch andere, die im menſchlichen Körper nicht brauchbar ſind, die zu deſſen Erhaltung nicht angewendet werden können. Gleichwohl verſchlucken wir die letztern ſo gut als die erſtern, und ſie würden uns unſtreitig am Ende zur Laſt fallen, wenn der weiſe Schöpfer nicht zugleich Abſonderungs- und Ausführungswege eingerichtet hätte, vermittelſt welcher wir von allen fremdartigen Theilen befreyet würden. So lange wir alſo nicht aufhören zu eſſen und zu trinken, ſo lange müſſen auch die Ausleerungen fortdauern. Ein Satz, den Jeder leicht begreift und einſieht. Aber ſchwerer iſt der große Haufen davon zu überführen, daß die natürlichen Ausleerungen auch dann noch von Statten gehen müſſen, wenn auch der Kranke wenig oder gar keine Speiſe einige Tage lang zu ſich nimmt. Fragt der Arzt z. B. ob der Kranke offenen Leib habe? ſo iſt die gewöhnliche Art: der Kranke ißt ja nichts, wo ſoll der Stuhlgang herkommen! Man verwundert ſich noch überdies, wie der Arzt ſo wunderlich fragen, oder gar zur Beförderung der Leibesöffnung noch Arzeneyen geben könne. Unſere Vorfahren behaupteten ſehr mit Unrecht, daß in manchen Krankheiten die Leibesverſtopfung zuträglich ſey. Dieſes üble Vorurtheil hat bey vielen ſtarke Wurzel geſchla-

geſchlagen, und gereicht zum offenbaren Verderben der Kranken.

Tägliche Leibesöffnung iſt alſo bey allen Kranken nöthig und heilſam. Geſetzt auch, der Kranke ißt ſehr wenig, vieleicht 1 oder 2 zwey Tage gar nichts, ſo folgt daraus keineswegs, daß er deswegen die Leibesöffnung entbehren könne. Der Magen und die Gedärme enthalten in ihrer ausgedehnten Lage, und in ihren Krümmungen und Falten, noch Unreinigkeiten genug, deren jedesmahliger Abgang den Kranken ſehr erleichtert. Sehr oft überzeugt uns auch der noch hohe aufgetriebene Leib, obſchon ein Paar Faſttage vorhergegangen ſind, daß es keineswegs an Materie fehle, welche durch die untere Oeffnung der Gedärme ausgeleeret werden könne. Mit Recht fragt alſo der verſtändige Arzt täglich nach der Leibesöffnung; und es iſt die Schuldigkeit der Hausmutter und Wärterinn, darauf Acht zu geben, damit ſie die Frage des Arztes mit Gewißheit beantworten, und ſeine Verordnungen darüber vernehmen könne. Ich werde hier keine Vorſchrifen, weder von Klyſtieren, noch andern Arzneymitteln, wodurch die Leibesöffnung hervor gebracht und befördert wird, mittheilen. Dies iſt bloß die Sache des Arztes, und nicht der Hausmutter oder Wärterinn. Der erſtere kann am beſten das ſchicklichſte Mittel in der gehörigen Menge wählen und verordnen: der letztern liegt nur ob, für die genaue Befolgung der erhaltenen Vorſchrift zu ſorgen. Alles, was wir mit Billigkeit von der Hausmutter oder Wärterinn in dieſem Puncte noch fordern könnten, wäre etwann dieſes, daß ſie durch ſchleimige Suppen und durch reifes, gekochtes Obſt, dieſe Ausleerung zu erhalten ſuche. Eigene Vorſchriften aber kann man mit Rechte ihrer Wahl nicht überlaſſen, um ſie nicht, wie ſolches bey allen dergleichen allgemein gegebenen Formeln zu geſchehen pflegt,

pflegt, der Verlegenheit, falſch zu wählen, auszuſetzen. Folgſamkeit gegen den Arzt, iſt hier eine vorzügliche Tugend der Hausmutter oder Wärterinn, der ſie alle ihre Vortheile aufopfern muß. Ich bemerke dieſes beſonders, wegen des ſo heilſamen Gebrauches der Klyſtiere, denen ſich nicht ſelten Kranker, Hausmutter oder Wärterinn, und die ganze Genoſſenſchaft von Freunden und Nachbarn, zu widerſetzen pflegen. Viele ſtehen noch in dem übeln und gefährlichen Wahne, es ſey mit dem Kranken aufs höchſte gekommen, und ſein Leben ſey in großer Gefahr, wenn der Arzt Klyſtiere verordnet. Dieſe böſe Meinung iſt bloß daher entſtanden, weil ehedem die Aerzte zu ſpät, zu dieſem wirkſamen Mittel ihre Zuflucht nahmen, erſt dann, wann menſchliche Hülfe vergeblich war, vielleicht weil der Kranke oder deſſen Angehörige ſolches ſchlechterdings nicht eher verſtatten wollten. Eine unzeitige, ſehr übel angebrachte Schamhaftigkeit des Kranken, iſt eben ſo oft die Urſache, warum man ſich dieſes vortrefflichen Mittels nicht bedienen will. Beyde Vorurtheile ſind ſo thöricht, als ſchädlich; thöricht, weil ein ſolches gelindes Mittel, dergleichen die gewöhnlichen Klyſtiere ſind, nie ſchaden kann, und die Schaam, ſobald von Erhaltung der Geſundheit die Rede iſt, läppiſche Ziererey genannt zu werden verdient; ſchädlich, weil durch Verabſäumung der Kranke in den gefahrvollſten Zuſtand verſetzt werden kann, welches durch frühzeitigen Gebrauch verhütet wird. Ich muß hier alle Hausmütter und Wärterinnen ernſtlich ermahnen, wohl auf ihrer Hut zu ſeyn, alle dieſe angeführte Vorurtheile abzulegen, dem Arzte die etwanige Verſtopfung des Kranken nicht zu verſchweigen, in der Hoffnung, die Oeffnung werde ſich noch von ſelbſt finden, ſondern den wahren Zuſtand des Kranken redlich zu entdecken, und ſelbſt ihren Einfluß bey ihm dahin zu verwenden, damit er den Verord-

nun-

nungen gehörig nachlebe, wofern ſie von ihrem Gewiſſen keine Vorwürfe haben wollen. Hiermit will ich aber keinesweges behaupten, als ob eine 24 ſtündige oder 2 tägige Leibesverſtopfung ſogleich gefährlich oder tödtlich wäre; man weiß vielmehr, daß ſelbſt Geſunde, welche täglich ihre Leibesnahrung zu ſich nehmen, beſonders vom ſchönen Geſchlechte, aus einer übeln Gewohnheit, mehrere Tage hindurch nicht zu Stuhle gehen, und doch leben, auch nach ihrer Art geſund ſind. Meine Abſicht war nur, die Hausmütter und Wärterinnen an ihre Pflicht zu erinnern, dem Arzte dergleichen Dinge nicht zu verſchweigen, oder ſolche für geringe zu achten, weil ihnen auf allen Fall doch der daraus entſtehende Schade zu Schulden kommen würde. Indeſſen kann ich auch die üble Gewohnheit derer, welche ſich eine faſt immerwährende Verſtopfung oder Hartleibigkeit zugezogen haben, keinesweges billigen, wenn ſie ſich auch dem Anſehen nach dabey wohl befänden; ſie würden ſich noch viel beſſer befinden, wenn dieſe Ausleerung bey ihnen gehörig von Statten ginge.

Heilſam und zuträglich iſt es, in allen Fällen, Geſunden und Kranken, wenn ſie täglich von ihrem Unrathe befreyet werden, und es gehört nur wenig Aufmerkſamkeit auf ſich ſelbſt dazu, um ſich zu überzeugen, man befinde ſich um vieles beſſer, wenn man von der Leibesbürde unnützer und überflüſſiger Uiberbleibſel der genoſſenen Speiſen befreyt iſt. Am deutlichſten wird man dieſes bey Kranken gewahr, deren Zufälle augenſcheinlich nachlaſſen, wenn ſie die Laſt ſchädlicher Unreinigkeiten ausgeleeret haben, ſo, daß dieſe Bemerkung manchen Arzt bewogen hat, den Urſprung aller Krankheiten im Magen und in den Gedärmen zu ſuchen. So ungegründet auch dieſes leztere ſeyn mag, ſo können doch auch aus dieſer Bemerkung die Hausmütter oder Wärterinnen einen neuen Bewegungsgrund

her=

hernehmen, für die tägliche Leibesöffnung des Kranken alle mögliche Sorge zu tragen, und meine fernere Vorſchriften mit möglichſter Genauigkeit zu befolgen. Ich werde nämlich, nachdem ich die Nothwendigkeit der täglichen Leibesöffnung hinlänglich, erwieſen zu haben glaube, einige Regeln, welche bey und nach derſelben zu beobachten ſind, hinzu fügen, und ihre Befolgung beſtens anempfehlen.

Es iſt nie rathſam, daß ein Kranker, wenn er auch noch ſo viele Kräfte hat, das Bett zu verlaſſen und aus dem Zimmer zu gehen, ſeine Leibesöffnung in freyer Luft, oder auf einem gewöhnlichen heimlichen Gemache, abwarte. Dieſe haben unterwärts Oeffnungen, durch welche die Luft ſtreicht, um den übeln Geruch zu verhüten. Der Kranke ſezt alſo ſeinen entblößten Leib der Zugluft aus, und wenn er dann eben ſtärcker, als gewöhnlich, ausdunſtet, ſo ſteht er in Gefahr, ſich durch die plözlich gehemmte Ausdunſtung viel Uibles zu zuziehen. Am gefährlichſten iſt er zu der Zeit, wenn die Krankheit ſich etwann durch einen ſtarken heilſamen Schweiß endigen will. Wird dieſer unterbrochen, ſo kann es dem Kranken wo nicht den Tod, doch eine langwierige und gefährliche Krankheit zuziehen. Man muß daher in der Krankenſtube ein Gefäß in Bereitſchaft haben, in welches dieſe Ausleerung geſchehen kann, wie ſolches auch in den mehreſten Häuſern gewöhnlich iſt. Ich hielt es aber doch nicht für überflüſſig, dieſe Vorſicht anzumerken, theils weil bey Leuten niedriges Standes nicht für die gedachte Bequemlichkeit geſorgt wird, theils, weil ſelbſt mancher Kranke, um den Geruch zu vermeiden, lieber auſſer dem Zimmer ſeine Nothdurft verrichtet. Das leztere muß allerdings dadurch vermieden werden, daß, wie ich bereits oben, S. 55, angeführt habe, die verunreinigten Gefäße ſogleich aus der Stube geſchaffet und wieder gereinigt werden,

um

um ſowohl den Kranken als auch die im Zimmer befindlichen Geſunden, keine unangenehme Dünſte einathmen zu laſſen. Wäre der Unrath auſſerordentlich übelriechend, wie er es in vielen Krankheiten iſt, ſo muß ſo oft, als der Kranke Oeffnung gehabt hat, geräuchert werden.

Endlich muß auch die Wärterinn bey Ausleerung der Unreinigkeiten genau nachſehen, ob etwas Widernatürliches, als: Blut, Eiter, Würmer, oder andere fremde Körper, unter denſelben enthalten ſey, daß ſolches dem Arzte angezeiget werden könne. Wofern die Wärterinn ungewiß iſt, wofür ſie den beſondern Abgang halten ſolle, muß ſie ſolchen an einem beſondern Orte aufbewahren, um ihn dem Arzte vorzeigen zu können, welcher ſich dann auch nicht weigern darf und wird, dieſe unreinliche, etwas ekelhafte, aber doch nothwendige Beſichtigung vorzunehmen.

Ich wende mich zu einer andern höchſt nöthigen Ausleerung des Körpers, um auch darüber die Hausmütter und Wärterinnen näher zu belehren, nämlich zur Ausleerung des Urins. Bekannter Maßen hat die Harnbeſichtigung von je her eine große Rolle in der Medicin geſpielt, und ſpielt ſie leider an den mehreſten Orten unter dem unwiſſenden Haufen immer noch fort. Der Betrieger, welcher es unternimmt, dem Bauer, oder Bürger, oder der gnädigen Herrſchaft — denn, zu unſern Zeiten, in welchen man ſo viel von Aufklärung ſpricht und ſchreibt, iſt es doch noch ſo finſter, daß man manche adeliche, ja noch vornehmere, Herrſchaft, zwar nicht öffentlich, (des würden ſie ſich ſchämen,) aber doch heimlich, zum waſſerbeſehenden Scharfrichter, oder ſonſt einer alten klugen Frau, ſchicken ſieht, um ſich wegen ihrer Zufälle Raths zu erholen, und ſich durch heftig wirkende, unſchickliche Mittel ruiniren zu laſſen — der Betrieger, ſage ich, welcher es unternimmt einem Jeden

den für ſein baares Geld, unverſtändliches, mehrentheils widerſinniges und ungereimtes Zeug aus dem Urin zu prophezeyen, hat mehr Zulauf, als der vernünftige Arzt, der die Gränzen dieſer ſchlüpfrigen, ungewiſſen und mangelhaften Zeichen aus dem Urin kennt, ſolche nicht überſchreiten und nicht zum Windbeutel werden will. Alles Unglückes ungeachtet, welches dieſe Mörder anrichten, erhalten ſie ſich doch immer in Anſehen, wovon aber die Urſache leicht zu finden iſt. Jedermann ſchämt ſich, es zu geſtehen, wenn er dem Rathe eines Pfuſchers und Quackſalbers gefolget iſt, daher bleiben die meiſten unglücklichen Curen verſchwiegen. Gelingt es aber einmal einem ſolchen Betrieger, in aller Dummheit jemand curirt zu haben, ſo ſchreyet jedermann: Wunder! Der unerfahrne gemeine Mann iſt überhaupt geneigter, dem Wunderbaren Beyfall zu geben, als von natürlichen Mitteln natürliche Wirkungen zu erwarten.

So viel ſich hierüber noch ſagen lieſſe, ſo würde es mich doch zu weit von meinem Zwecke abführen. Ich kehre daher zu demjenigen zurück, was ich eigentlich den vernünftigen Hausmüttern, welche ihre Kranke nur verſtändigen Aerzten anvertrauen, über dieſe Ausleerung zu ſagen habe. Es muß zuvörderſt auf die Menge dieſer ausgeſonderten Feuchtigkeit Acht gegeben werden, zumal wenn der Kranke bey großer Hitze und Trockenheit des Mundes viel trinkt. Die Menge des Urins muß mit dem genoſſenen Getränke immer im Verhältniß ſtehen. Wenn daher der Kranke viel trinkt und wenig Urin läſſet, ſo muß dieſes dem Arzte zeitig angezeiget werden, damit er unterſuchen könne, woher dies entſtehe, und dieſem Uebel abhelfe, ehe es von weitern, oft ſchlimmern Folgen ſey. Eben ſo iſt auch im Gegentheil anzumerken, wenn bey wenigem Getränke oder flüſſigen Nahrungsmitteln doch ungewöhnlich viel Urin von dem Kranken abgeht, wel-

ches für den Kranken höchſt gefährlich werden kann; und doch wird hieran ſehr ſelten gedacht. Man glaubt genug gethan zu haben, wenn man ein wenig Urin in einem Gläschen zur Beſichtigung des Arztes aufbehalten hat, um die Menge pflegt man ſich ſelten oder gar nicht zu bekümmern. Wenn die Krankheit von der Art iſt, daß der Arzt täglich den Urin zu ſehen verlangt, um ihre Veränderungen und Abweichungen auch zum Theil hieraus zu erkennen, ſo muß der Urin, welcher gegen Morgen, oder nach geendigtem Anfall, (wenn die fieberhafte Krankheit gewiſſe Zwiſchenräume hat,) gelaſſen wird, in einem reinen, durchſichtigen, ungefärbten Glaſe aufbehalten werden. Auch im Urin befindeu ſich zuweilen widernatürliche Dinge, als: kleine Steine oder Sand; dieſe muß man, wenn man ſie bemerkt, dem Arzte ebenfalls vorzeigen, wenn er ſonſt nicht den Urin zu beſchauen pflegte. Es müſſen daher die Wärterinnen, bey jedesmahliger Reinigung und Ausleerung der Nachtgeſchirre, auch genau nachſehen, ob etwann in demſelben etwas Fremdes und Widernatürliches enthalten ſey.

Die dritte natürliche Ausleerung, welche die Sorgfalt und vorzügliche Aufmerkſamkeit der Hausmutter oder Wärterinn verdient, iſt die Ausdunſtung und der Schweiß. Beyde entſtehen aus gemeinſchaftlichen Quellen, geben auch dieſelbe Feuchtigkeit, nur daß ſie dem Grade nach unterſchieden ſind. Die Ausdunſtung geſchieht unmerklich, und währt ſo lange fort, bis ſie gewaltſamer Weiſe unterbrochen wird. Der Schweiß iſt mehr ſichtbar, und entſteht nur dann, wenn aus beſondern Urſachen, entweder die Hautöffnungen zu ſehr erweitert, oder der Antrieb des Blutes nach den Hautgefäßen ſehr verſtärkt wird. Hieraus folgt, daß die Ausdunſtung jedem Menſchen natürlich ſey, hingegen der Schweiß nur dann entſtehe, wenn die angeführten widernatür-

lichen

lichen Urſachen wirken. Der Kranke aber iſt beyden Ausleerungen ausgeſetzt, und er würde in vielen Fällen ſeine Geſundheit nicht wieder erlangen, wenn nicht durch einen heilſamen Schweiß die Krankheitsmaterie ausgeführt würde. Ich werde alſo von beyden handeln, und zeigen, wie man ſowohl in dem einen, als auch in dem andern Falle, den Kranken zu behandeln habe.

Zuerſt alſo von der unmerklichen Ausdunſtung. So lange dieſe bey dem Kranken fortdauert, welches man aus einer etwas feuchten Wärme der Haut erkennt, die ſich durch das Gefühl von einer trocknen Hitze leicht unterſcheiden läſſet, ſo lange iſt weiter nichts nöthig, als durch leichte Bekleidung und Bedeckung den Kranken in der gemäßigten Wärme zu erhalten. Beyde Fehler müſſen hierbey mit gleicher Sorgfalt vermieden werden. Den Kranken muß man nicht durch warme Kleider, dicke Betten, oder heiße Stuben, bis zum Schweiß erhitzen, aber auch nicht durch heftige Zugluft plötzlich erkälten. Geht man hier die rechte Mittelſtraße, ſo iſt weiter keine Gefahr zu befürchten. Anders verhält ſich die Sache, wenn dieſe natürliche Ausdunſtung gewaltſamer Weiſe gehemmet worden iſt; alsdann iſt es nöthig, dieſelbe, ſo bald als möglich, wieder herzuſtellen Doch muß in dieſem Stücke die Wärterinn den Vorſchriften des Arztes genau folgen, und niemahls durch ſo genannte Hausmittel, die mehrentheils gar zu hitzig ſind, den Kranken in Schweiß zu ſetzen ſuchen. Ich warne daher vor allen dieſen gefährlichen Mitteln, die vorzüglich unter dem gemeinem Haufen ſehr gebräuchlich ſind, als: Pfeffer und Branntwein, Theriak und ſelbſt Kienoehl; lauter erhitzende Dinge, die ſchon manchen Kranken in das Grab gebracht haben. Ein laulisches Bad von bloßem Waſſer, hiernächſt warmes Getränk, und ein gut erwärmtes Bett, werden die

Ausdunſtung bald wieder herſtellen; wären aber innerliche Mittel nöthig, ſo muß der Arzt darum befragt, und nie etwas, auf bloßes Anrathen dieſer oder jener klugen Frau, eingegeben werden. Es tritt aber auch oft der Fall ein, daß die Ausdünſtung wegen übermäßiger Hitze nicht gehörig von Statten geht. So brennend heiß auch der Kranke iſt, ſo bleibt doch ſeine Haut überall trocken, wie dies in ſo genannten hitzigen Fiebern oft geſchieht. Auch hier pflegt man den Kranken in warme Betten einzupacken, und mit warmen Getränken zu plagen, damit die Ausdunſtung hervor gehe. Ein Fehler, vor dem ich abermal warnen muß! Je mehr man den kranken Körper erhitzt, deſto weniger wird er ausdunſten. Hier muß man, zur Erreichung ſeines Zweckes, gerade den entgegen geſetzten Weg einſchlagen. Ein kühleres Verhalten, leichtere Decken, kühlendes Getränk, ja ſelbſt eine kleine Bewegung in friſcher Luft, ſind die Mittel, wodurch man in dieſem Falle am beſten und ſicherſten die Ausdunſtung befördert. Die Hausmutter oder Wärterinn ſey alſo folgſam, wenn der Arzt Vorſchriften letzterer Art ertheilt, und halte ſolche nicht für nachtheilig oder widerſinnig, ſondern erwarte erſt die Folgen, ehe ſie voreilig darüber urtheilt. Ich habe dieſe Bemerkung mit gutem Bedacht hier angeführt, weil man nicht leichter Widerſpruch und Ungehorſam findet, als wenn der Arzt den Kranken kühl zu halten befiehlt, der doch ausdunſten oder gar ſchwitzen ſoll.

Was die Vorſichtigkeitsregeln, welche in Rückſicht der verſtärkten Ausdunſtung oder des Schweißes zu beobachten ſind, betrifft, ſo finde ich zuförderſt einen ſehr ſchädlichen Mißbrauch, der ſchon manchen Tod verurſacht hat, auszurotten. Es ſtehen nämlich noch ſehr viele in dem Wahne, daß durch den Schweiß alles Uebel aus dem Körper geſchaffet, und dadurch gleich-

gleichſam das Böſe von dem Guten abgeſondert wer-
den könne. Von der Wahrheit dieſes ungegründeten Vorurtheils überzeugt, handeln ſie demſelben auch gemäß, und ſuchen je eher je lieber den Kranken in Schweiß zu bringen, in welcher Abſicht ſie ihn dicht und feſt in ſchwere warme Betten einpacken, das Zimmer recht erwärmen, und, damit es an nichts fehle, noch obenein hitzige ſchweißtreibende Mittel eingeben. Geſchieht auch vielleicht das Lezterе nicht, weil es der Arzt ernſtlich unterſagte, ſo werden doch die erſten Hülfsmittel gewiß nicht verabſäumet werden. Allein, wie ungegründet dieſe Meinung, und wie ſchädlich die Befolgung derſelben ſey, wird man ſogleich erkennen, wenn man Folgendes erweget. Viele Krankheiten entſtehen aus Unreinigkeiten im Magen und in den Gedärmen; hier kann alſo der Schweiß nichts helfen; er wird vielmehr den Kranken ſchwächen, weil durch denſelben gute Säfte verloren gehen. Andere fieberhafte Krankheiten, deren Urſache vielleicht im Blute, in einer darin befindlichen beſondern Schärfe zu ſuchen iſt, die man vermittelſt des Schweißes auszutreiben ſucht, werden, dem ungeachtet, durch erzwungenen, frühzeitigen Schweiß mehr verſchlimmert, als verbeſſert. Die vorausgeſetzte Unreinigkeit im Blute, muß doch vorher zur Ausleerung durch die Kräfte der Natur geſchickt gemacht werden; es muß eine gewiſſe Abſonderung vorhergehen, durch welche das Böſe vom Guten geſchieden wird, ehe jenes ausgeführet werden darf. Man ſteht alſo in Gefahr, mehr gute Säfte als Unreinigkeiten durch den Schweiß zu verlieren, und dieſe im kranken Körper zurück zu laſſen. Deshalb haben ſchon die älteſten Aerzte alle Schweiße, welche gleich im Anfange der Krankheit entſtehen, für nachtheilig und gefährlich erklärt. Ferner lehrt auch die Erfahrung, daß der Kranke ſich nur nach ſolchen Schweißen erleichtert fühlt, welche

von der Natur ſelbſt hervorgebracht werden, dahingegen alle erzwungene Schweiße ihn abmatten und entkräften. So ſehen wir endlich, daß, wie ich bereits vorhin bemerkt habe, alle hitzige Mittel, nebſt äuſſerlicher Wärme, doch nicht im Stande ſind, Schweiß hervor zu bringen, wenn die Säfte nicht gehörig dazu zuberitet ſiud. Man ſetzt alſo den Kranken den empfindlichſten Qualen aus, ohne dadurch etwas zu ſeinem Beſten zu bewirken. Hieraus, folgt nun die erſte, von den Hausmüttern und Wärterinnen zu beobachtende Regel: der Kranke muß nie zu warm gehalten, und es muß kein gewaltſamer Verſuch, ihn in Schweiß zu bringen, gemacht werden. Iſt hingegen die Krankheit, nach der Einſicht des Arztes, von der Beſchaffenheit, daß ein reichlicher Schweiß dieſelbe zu heben vermag; wenn im Ablaufe derſelben die Säfte zu dieſer Ausleerung gehörig vorbereitet worden ſind, und nun der Zeitpunct wirklich da iſt, wo zur Beſſerung des Kranken der Schweiß erfoderlich iſt, alsdann muß der heilſame Schweiß ordentlich abgewartet werden. Hierzu iſt aber mancherley Vorſicht nöthig. Der Schwitzende muß vor der kalten Luft wohl bedecket und bewahret werden. Damit verlange ich aber keinesweges, daß der Kranke bis über den Kopf eingepackt und zugedeckt werden ſolle, vielmehr widerrathe und mißbillige ich dieſes gänzlich. Eine leichte Decke, die nur dicht genug iſt, den Zugang der kalten Luft von dem bloßen Leibe des Kranken abzuhalten, iſt hinreichend, den Schweiß bey demjenigen zu unterhalten, deſſen Körper eben jetzt zum Schwitzen fähig iſt; es bedarf keiner verſtärkten Hitze, um dies zu bewirken. Der Kranke iſt ohnehin gemeinlich ungeduldig, wenn er lange in dem warmen und feuchten Schwitzbade ausdauern ſoll; man muß ihm alſo ſeine Laſt nicht erſchweren, aber auch Acht haben, daß er nicht aus Eigenſinn die Decken von ſich werfe, ſich

erkälte, und den Schweiß zurück treibe. Kinder erfordern in dieſem Falle doppelte Aufmerkſamkeit, weil ſie aus Unwiſſenheit leichter, als Erwachſene, den jetzt gedachten Fehler begehen. Ferner gehört zur rechten Abwartung eines heilſamen Schweißes, daß die Hemden und andere Kleidungsſtücke, ſobald ſie durchnäſſet ſind, mit trocknen durchwärmten verwechſelt werden. Dies iſt nicht nur dann nöthig, wenn der Schweiß nachläſſet und aufhören will, ſondern in vielen Fällen auch, wenn der Schweiß heftig iſt, wird man oft, während er noch fortdauert, die Wäſche verändern müſſen. Es kann ſolches ohne alles Bedenken geſchehen, wenn man nur jedesmal die oben, S. 93, fgg. im Abſchnitt von der Reinlichkeit gegebenen Regeln genau beobachtet. Ueberdem ſteht der Schwitzende in mehrerer Gefahr ſich zu erkälten, wenn er noch mit naſſen Kleidungsſtücken umgeben iſt, als wenn er gehörig abgetrocknet wird. Man darf daher niemahls zu lange mit der Verwechslung der Wäſche warten, ſondern es muß ſolches geſchehen, ehe die Feuchtigkeiten auf dem Leibe erkalten.

Zur Beförderung des Schweißes pflegt man auch dem Kranken warme Getränke zu geben, theils um den Durſt deſſelben zu löſchen, theils auch um die ausfließenden Feuchtigkeiten zu erſetzen, und durch die innere Wärme einen fortdauernden Trieb der Säfte nach den Hautgefäßen zu bewirken. Gemeiniglich ſind dieſe warme Getränke dem Kranken eben nicht ſehr angenehm, er begehrt vielmehr ſehnlich etwas kühlendes für ſeinen Gaumen, das ihm aber als gefährlich mehrentheils verſaget wird. Allein, man ſollte billig hier die Strenge nicht ſo weit treiben. Ein Schluck friſches Getränk, welches freylich nicht eiskalt ſeyn muß, vorſichtig in den Mund genommen und allmählich verſchluckt, wird den Kranken gar ſehr erquicken, ohne ihm im geringſten zu ſchaden. Schädlich,

ja tödtlich könnte es werden, wenn der ſchwitzende Kranke ganze Ströhme kaltes Getränk begierig verſchlucken wollte; unter der angeführten Vorſicht aber wird ein friſcher Trank mehr heilſam, als nachtheilich, ſeyn.

Auſſer dieſen jezt abgehandelten natürlichen Ausleerungen, giebt es noch verſchiedene andere, die aber theils widernatürlich, theils nur einem Geſchlechte eigen ſind. Zu den erſtern gehört der Auswurf aus den Lungen und aus der Naſe bey Huſten und Schnupfen, wie auch verſchiedene Blutflüſſe; zu den letztern rechne ich beſonders die monatliche Reinigung des weiblichen Geſchlechtes. Der dabey zu beobachtenden Vorſicht geſchieht an ſeinem gehörigen Orte Erwähnung.

Kranken-Diener und Dienerinnen, in Italien; ſ. im Art. Krankenwärter.

Kranken-Haus, das Haus, worin jemand krank liegt. In engerer und gewöhnlicherer Bedeutung, ein öffentliches Haus, ein beſonderes Gebäude, oder auch eine Anſtalt, wo Kranke, inſonderheit arme Kranke, verpfleget und curiret werden: ein Hoſpital oder Spital für Kranke; das Hoſpital, Spital, das Krankenſpital; das Lazareth; im Oberdeutſchen das Siech-Haus; Gr. und Lat. Noſocomium, Noſodochium, Valetudinarium; Fr. Hôpital, Hôtel-Dieu, Infirmerie; Engl. Infirmary.

Der Name Krankenhaus verdient im Deutſchen vor allen gleichbedeutenden um deswillen den Vorzug, weil ſein Begriff nicht ſo enge iſt, als der von einem Lazareth, und nicht ſo vieldeutig, wie der Ausdruck Hoſpital.

Lazareth bedeutete urſprünglich ein Haus, worin ausſätzige Perſonen verpflegt wurden, weil die berühmteſte Anſtalt dieſer Art in den mittlern Zeiten, welche vor der Stadt Jeruſalem lag, dem heil. Lazarus gewidmet war, daher auch ein jeder Ausſätziger in den mittlern Zeiten Lazarus genannt wurde; L. Domus leproſaria, Fr. Leproſerie,

ſerie, Maladerie Maladrerie. Nachmals iſt dieſe Benennung allen ſolchen Anſtalten, wo Kranke verpfleget werden, gemein geworden.

Hoſpital, Spital, im gem. L. Spittel, welches aus dem Lat. Hoſpitale verkürzt iſt, Gr. und Lat. Xenodocheum, Xenodochium, heißt eigentlich ein Haus, in welchem Fremde od r Reiſende für ihre Bezahlung beherberget und bewirthet werden. In engerer Bedeutung verſteht man darunter: 1. eine Anſtalt, wo alte, betagte oder bejahrte Perſon n gegen ein von ihnen eingelegtes Capital auf Lebenszeit verpfleget werden; Gr. und Lat. Gerocomium, Gerontocomium, Gerontodocheum, 2. Eine Anſtalt, in welch r arme, unvermög nde Perſonen unentgeldlich unterhalten und verpfleget werden; ein Armenſpital, Pflegehaus; Gr. und Lat. Ptocheum, Ptochium, Ptochodochium, Ptochotropheum, Siehe Th. II, S. 404, fgg. Mehrere Bedeutungen des Wortes Hoſpital, findet man im XXV. Th. S. 319.

Wenn man diejenigen Stiftungen, welche faſt an allen Orten unter dem Namen der Hoſpitäler befindlich ſind, betrachtet, ſo hat man Urſache, zu zweifeln, ob ſolche ſo, wie man ſie heut zu Tage verwaltet, eines Theils ihrer Stiftung gemäß, und andern Theils auf die in Anſehung der Polizey beſtmöglichſte Art gebraucht werden. Man bedient ſich derſelben zur Wohnung und zum Unterhalt alter, kranker, oder auch geſunder, einheimiſcher Perſonen. Nun iſt zwar nicht zu läugnen, daß, wenn ſie nicht ihr Brod durch Arbeit zu verdienen vermögend ſind, der Staat und das gemeine Weſen die Pflicht auf ſich habe, auch für ſolche zu ſorgen, und ihnen die Nothdurft zu verſchaffen; allein, daß dazu die eigentlich von uralten und den Zeiten ihrer Stiftung an, ſo genannten Hoſpitäler zu verwenden ſeyn ſollten, davon bin ich nicht überzeugt..

Die bey den alten Völkern im Gebrauch geweſene Gaſtfreyheit (ſ. Th. XVI, S. 413, fgg.), und die durch das Chriſtenthum eingeſchärfte Liebe des

Nächſten, mag wohl urſprünglich einen gleich ſtarken Bewegungsgrund zu Erricht- und Stiftung der Hoſpitäler geweſen ſeyn. Das Gaſtrecht (Jus hoſpitii oder hoſpitalitatis) kam durch allgemeine Gewohnheiten von einem Volke zum andern; inſonderheit waren, nach des Julius Cäſar und des Tacitus Zeugniſſen, die Deutſchen in der Gaſtfreyheit ſehr freygebig. Ihre Nachkommen mitttlerer Zeiten ſind davon nicht abgewichen. Gewiſſer Maßen fand ſich zur freyen Herberge und Unterhalt der fremden Reiſenden, nächſt dem, daß das Geld noch nicht ſo gemein war, auch dieſer Grund in den Landesgebräuchen, daß keine öffentliche oder eigentliche Gaſthäuſer und Herbergen vorhanden, und wenig oder gar keine Städte noch gebauet waren, in denſelben aber auch dieſe zum Handel und Wandel der Völker, der Länder und der Gegenden ſo nöthige Anſtalt, eine ziemliche Zeit von ihrem Urſprunge an, mangelte. Der Verkehr und das Handelsweſen der alten Deutſchen war auch in ſolcher Zeiten noch von geringer, oder nur an einigen Orten von weniger Bedeutung. Deutſchland war überdieß noch wüſte, und mit ſo wenig ſehens- und bemerkenswürdigen Dingen verſehen, daß ſehr wenig Ausländer ſich die Mühe gaben, dahin, ſonderlich aber tief in das Land zu reiſen. Bey ſolcher Bewandtniß nun mußten und konnten die alten Deutſchen die wenigen ankommende Fremde und Reiſende, wenn ſie anders die Menſchlichkeit nicht vergeſſen wollten, in ihre Häuſer aufnehmen, und ihnen Speiſe und Trank umſonſt reichen. Da nun ſolches bey allen Völkern nicht geſchahe, ſo leuchtet ihnen dieſes Bezeigen, als eine beſondere und ausnehmende Freygebigkeit und Gaſtfreyheit in die Augen, die Deutſchen aber machten ſich daraus endlich einen eignen Ruhm, bildeten ſich darauf etwas ein, und bemüheten ſich auch nachher, als ſich der Zuſtand änderte, und nach und nach Herberge,

berge, Eſſen und Trinken, für Geld hin und wieder zu haben war, daraus eine beſondere Ehre zu machen, für Fremde und Reiſende hier und da Häuſer anzulegen, wo dieſelben unentgeltlich eine Zeitlang mit Herberge, Speiſe und Trank, ja wohl gar mit etwas auf den Weg, inſonderheit als das Geld gebräuchlicher und gemeiner geworden war, verſehen wurden. Dergleichen Häuſer nannte man Hoſpitäler, von Hoſpes, ein Gaſt oder Wirth, welche Benennung das ſich ausbreitende Chriſtenthum noch allgemeiner machte.

Die neubekehrten Chriſten konnten ihre Liebeswerke, welche ihnen ihre angenommene Religion auszuüben befahl, durch nichts mehr ausüben, als wenn ſie ihren Knechten, wann dieſe ſich auch zum Chriſtenthum wendeten, die Freiheit ſchenkten. Deswegen geſchahen auch dieſe Freylaſſungen (Manumiſſionen) in der Kirche vor den Biſchöfen; ſ. Th. XLI, S. 363. Hieraus aber entſtand nach und nach eine ſo große Menge Freygelaſſener, welche nichts als ihre Freyheit beſaßen, uud aus Mangel an Kenntniſſen ſich nicht zu nähren wußten, daß ſie dem gemeinen Weſen zur Laſt fielen. Die Chriſtenliebe mußte ſich daher in das Mittel ſchlagen, und fing auch an, hier und da Hoſpitäler, Armen= und Krankenhäuſer zu ſtiften, worin ſolche Perſonen verpfleget wurden. Dieſe Stiftungen waren nach ihren Endzwecken ſorgfältig unterſchieden, und diejenigen, welche für Fremde und Reiſende ſolcher Perſonen beſtimmt waren, nannte man insbeſondre Hoſpitäler. Dieſer Gebrauch fand hauptſächlich im 11 und 12ten Jahrhundert, da bey Gelegenheit der Kreuzzüge faſt ganz Europa auf der Reiſe war, Statt, ſo gar, daß die Erbauung eines ſolchen zur Bequemlichkeit der nach Jeruſalem reiſenden daſelbſt erbaueten, und dem heil. Johannes geweiheten Hoſpitales den Grund zu den Hoſpitaliter= oder nachherigen Johanniterritter=

or-

orden gelegt hat, wovon ich im XXX Th. S. 647, fgg. gehandelt habe.

Solchemnach war ein Hoſpital zu der Zeit, da ſie in gedachten Jahrhunderten geſtiftet wurden, ein zur Bequemlichkeit, Wart= und Verpflegung fremder reiſender, dürftiger und nicht dürftiger, Leute errichtetes Haus; mithin wurden darin keine ſolche Perſonen auf= und angenommen und verpfleget, welche an dem Orte, wo das Haus befindlich war, ſelbſt einheimiſch waren. Und hierin gehen nun die Hoſpitäler heut zu Tage von der Abſicht ihrer Stiftung ab.

Es entſteht daher die Frage, ob es nicht einer guten Polizey gemäßer wäre, wenn man die Hoſpitäler wo nicht überall, doch wenigſtens an manchen Orten, wieder zu einem mit gedachter ihrer Stiftung übereinkommenden Gebrauch einrichtete? Ich meine, man ſollte dieſe Hoſpitäler zu öffentlichen Gaſthäuſern für unterſchiedene arme, alte, kranke und geſunde, Reiſende machen, worin ein Dürftiger und Reiſender entweder ſeine Mahlzeit ganz umſonſt, oder für ein Geringes, allein, oder auch ſeine Herberge entweder als ein Geſunder, oder auch als ein Kranker, und in dieſem Zuſtande ſeine Wartung ganz umſonſt, oder für ein Geringes, in gewiſſer Ordnung, ja auch nach Unterſchied der Perſonen, geringe und beſſer finden könnte. Auf ſolche Weiſe würde 1. die Menge der Bettler auf eine der Menſchenliebe gemäße Art verringert; 2. die Zucht der Armen und Dürftigen, die in ein Land kommen, befördert; 3. denjenigen, die erſt auf der Reiſe unglücklich geworden wären, mit nothdürftiger Hülfe beygeſprungen; 4. die beſſere Einrichtung der öffentlichen Gaſthöfe für geringe und vornehme Reiſende befördert; 5. die ſchädliche Hägung aber der heimlichen und unordentlichen Bettlerherbergen, der Spitzbuben= und Diebslöcher, verhütet werden. Alle dieſe Endzwecke würde man aber

noch dadurch beſonders erreichen, wenn die Hoſpitäler zugleich auch dazu mit beſtimmet würden, daß, wenn ein Zweig der Landesinduſtrie, wie ſehr oft geſchieht, auf eine Zeitlang ins Stecken geräth, folglich die damit ſich beſchäftigenden Arbeiter auf eine Zeit in Mangel und auſſer Nahrung geſetzt werden, daß, alsdann der Staat dieſen Arbeitern ſo lange, bis ihr Fleiß ſich wieder beſchäftigen könnte, ihre Nothdurft in dieſen Hoſpitälern reichen lieſſe. Gewiß, durch dieſes Mittel würde der Grund zu allen obgedachten guten und polizeymäßigen Endzwecken gelegt.

In einem Land, wo man auf ſolche Art den ohne Verdienſt befindlichen arbeitſamen Perſonen auf eine gaſtfreye Weiſe nur eine Zeitlang ihren Unterhalt hätte reichen laſſen, müßte ſich nothwendig die Menge der Bettler von Zeit zu Zeit verringern, je länger der Staat die Ausübung dieſes Vorſchlages fortſetzt. Verringert ſich dieſe Zahl von Zeit zu Zeit, ſo kann das gemeine Weſen diejenigen, welche doch als Bettler übrig bleiben, mit mehrern Kräften unterſtützen, dadurch aber ſie, auf ein oder andere Art, nach und nach gänzlich von der Betteley abhalten, und ſolcher Geſtalt ſeinen ganzen Bezirk von dieſem Uebel befreyen.

„Bey allen dem dürften aber noch fremde Dürf„tige und Arme in das Land kommen, welche alle das „Gute, das der Staat an ſeinen eingebornen Einwoh„nern bewirkt hat, wieder übern Haufen werfen kön„nen.“ Es iſt wahr, es werden dergleichen Leute in das Land kommen, und keine Gegend wird ſich ſo einſchränken können, daß ſie dem Fremden alle Zugänge zu verwehren im Stande ſey. Allein, man weiſe ſie in die zur Aufnahme ſolcher Leute freye, als Gaſthöfe, eingerichtete und mit guter Polizeyaufſicht verſehene Hoſpitäler. Hier werden ſie, was ſie Ausſchweifendes an ſich haben, entweder ablegen,

oder

oder ſie werden unſer Land von ſelbſt wieder meiden müſſen. Kein einziger Liederlicher wird auf dieſe Art den Augen des Staates entgehen, und es wird nur an ſeiner genauen Aufſicht fehlen, wenn in ſeinen Gränzen von laſterhaften Landſtreichern Uebelthaten begangen werden können. Unſere jetzige Gaſt- und Wirthshäuſer können dieſes nicht zu wege bringen; denn wenn ſie ſchon in dieſer oder jener Aufſicht auf die Reiſenden von der Obrigkeit Befehl erhalten, ſo iſt doch der Eigennutz des Wirthes gemeiniglich ſtärker, als alle Sorgfalt für das gemeine Beſte. Woher kämen ſonſt ſo viele heimliche und unordentliche Bettlerherbergen, Spitzbuben- und Diebslöcher! Würden hingegen die Hoſpitäler zu ſolchen öffentlichen Herbergen gemacht, ſo würden zugleich die darein geſetzten Wirthe, als beſtellte Bediente des gemeinen Weſens betrachtet, und müßten durchgängig nach der ihnen ertheilten Vorſchrift verfahren, wodurch denn die Sache ein ganz anderes Anſehen bekommen würde. Welche Bequemlichkeit würde auch nicht daraus für unſere jetzige Gaſthäuſer entſtehen, welche vielmals, zur größten Ueberlaſt und Hinderniß anderer Reiſenden, mit armen Bettlern beläſtigt ſind, dadurch aber vieles von ihrer Annehmlichkeit, Reinlichkeit und Bequemlichkeit, ſelbſt zum Nachtheil der Gaſtwirthe, verlieren! Wie erbärmlich iſt es auch nicht, wenn ein Reiſender, zumahl wenn er nicht mit genugſamen Mitteln verſehen iſt, krank wird, und wie ſchlecht ſteht es alsdann mit ſeiner Wartung und Verpflegung! Chriſtenthum und Menſchenliebe hört da auf, und niemand kann ſich eine deutliche Vorſtellung davon machen, als wer etwa auf dem Lande zu thun gehabt, und geſehen hat, wie ganze Gemeinden in ſolchem Falle zu verfahren pflegen; ja, zur Schande der Menſchlichkeit findet man auch wohl öffentliche Vorſchriften, welche dergleichen barbari-

ſch:

ſches Verfahren dem Unterthanen einſchärfen und anbefehlen. Gleichwohl kann es ſich ſehr leicht zutragen, daß ein Menſch in der Fremde auf der Reiſe krank wird; und je mehr Handel und Wandel ein Land hat, je ſtärker es alſo von Fremden beſucht wird, deſto öfter wird ſich ſolcher Fall zutragen. Sollte es daher nicht ein weſentliches Stück der Polizey ſeyn, auf ſolche Fälle genaue Aufſicht zu wenden, und dazu nöthige Vorſorge zu tragen? Man glaube nicht, daß ich dabey etwas Unanſtändiges vorſchlage, wenn ich der Hoſpitäler erwähne, um darin Verfügungen zu Wart= und Verpflegung fremder Kranken allerley Standes zu machen. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß dieſe Anſtalten in ihrer Art unterſchieden und ſtandesmäßig für Jeden eingerichtet ſeyn müſſen. Die Einrichtung und Verfahrungsart ſollte gewiß über das Vorurtheil der Benennung ſiegen; ſo wie man es bey Armeen für nichts unanſtändiges hält, daß ein Offizier im ſogenannten Lazarethe oder Invalidenhauſe liegt. Wie leicht iſt es auch, einer Sache durch andere Namen das Fürchterliche zu benehmen!

C. A. G. (Geutebrück) Anmerkungen über die ſogenannten Hoſpitäler, ſt. in Schrebers neuer Cameralſchr. 8 Th. (Halle, 1766, gr. 8.) S. 710, ſgg.

Die eigentlich ſo genannten Krankenhäuſer oder Krankenhoſpitäler, ſind entweder bürgerliche, oder militariſche. Von letztern werde ich im Art. Kriegshoſpital handeln.

Was die bürgerlichen öffentlichen oder allgemeinen Hoſpitäler und Krankenhäuſer betrifft, ſo werde ich zuerſt ihre Nothwendigkeit und ihren Vorzug vor den Beſuchanſtalten in den Wohnungen der Kranken zeigen; hernach ihre Einrichtung, nach den von verſchiedenen Schriftſtellern deshalb angegebenen Vorſchlägen und Vorſchriften, beſchreiben;

ſchreiben; und ſodann eine Nachricht von den berühmteſten und merkwürdigſten Anſtalten dieſer Art in verſchiedenen Theilen der Welt, hinzu fügen.

Man hat mehrmals die Frage aufgeworfen: ob es beſſer für den Kranken ſey, wenn ihn der Arzt in ſeiner Wohnung beſucht, oder wenn er denſelben im Hoſpitale beſorgt? Dieſe Frage iſt von erfahrnen Aerzten alſo beantwortet worden: Wenn der Kranke wohlhabend und vermögend iſt; wenn ſeine Wohnung hinlänglichen Raum, und ſolche Lage hat, daß man ſie nach Erforderniß mit reiner Luft durchlüften kann; wenn er das zur Krankenpflege nöthige Hausgeräth, beſonders aber genugſames Weißzeug beſitzt; wenn er Frau und erwachſene Kinder hat, die ihn mit mehr Liebe und Zuneigung, als jeder gedungene Wärter, pflegen: ſo wird er in ſeinem Hauſe weit beſſer, als in einem Hoſpitale, verpflegt werden. Auch iſt ein Kranker, im Beſitz ſeines Eigenthums, ruhiger, als an einem fremden Orte, wo er wegen der Seinigen, die er verlaſſen mußte, trauriger und unruhiger iſt, welches bey vielen eine nachtheilige Wirkung auf ihre Geneſung hervor bringt. Hat hingegen der Kranke eine enge, niedrige, feuchte, und in Abſicht auf die Lage eine ungeſunde Wohnung, und fehlt es ihm noch dazu an Holz, Licht, Bett, Wäſche, gehöriger Speiſe und Trank, an Arzeneyen und Aufwartung: ſo iſt es unſtreitig beſſer für ihn, wenn man ihn in ein Hoſpital bringt.

Der kön. däniſche Leibarzt, Herr D. Hensler, in Altona, hat in ſeiner Schrift: Ueber Krankenanſtalten, (*) d. d. Altona, d. 13. Febr. 1785, die Kran=

*) Hamb. 1785, 4. S. auch Hrn. Hofr. Schlözer's Staatsanzeigen, 7 B. (Gött. 1785, 8.) S. 273, fgg. und Hrn. Hofmed. D. Scherf Archiv der medic. Polizey ꝛc. 4 B. 2 Abth. (Leipz. 1786. 8. S. 47, fgg.

Krankenhäuſer mit Krankenbeſuchanſtalten verglichen, und darüber folgendes Urtheil gefällt.

Das ſo bald auf einander erfolgte Ableben zweyer hoffnungsvollen Aerzte unſerer Gegend macht auf unſer geſammtes Publicum einen Eindruck, der zu gerecht und zu wichtig iſt, als daß wir Aerzte mit unſerm Publico uns davon nicht unterhalten ſollten. Vor etwas mehr als einem Jahre ſtarb D. Grüno, einer der ſorgfältigſten Beobachter im Stillen, wie er einer der beſten Naturkündiger im ganzen Norden zu werden verhieß. Im Jan. d. J. (1785) ſtarb der jüngere D. Reimarus, ein Mann voll mannichfaltiger Kenntniſſe und voll Enthuſiasmus für ſeine Kunſt. Und in dieſem Monate (Febr.) verlieren wir den jüngern D. Bolten, einen Mann, deſſen wahre praktiſche Kenntniſſe, ein ſanfter Character und eine Beſcheidenheit zierten, welche mit Recht der Vorzug unſerer Jünglinge iſt, beyde hoffnungsvolle Söhne zweener berühmter Männer. Zwey andere unſerer geſchickteſten jüngern Aerzte, die Herren Büſch und Schröder, ſind in dieſem Zeitraume von einem faulen Fieber gleichfalls befallen, aber noch glücklich gerettet worden. Alleſammt waren ſie Aerzte am Krankeninſtitute, und wurden Opfer ihrer treuen Menſchenliebe, in Beſuchung von Kranken, die an faulen Fiebern darnieder lagen. Sie empfingen den Samen des Todes von denen, die ſie zu retten beſliſſen waren. Ein ſchöner Tod! wird man ſagen. Er iſt es; er iſt ſchön, wie der Tod fürs Vaterland. Aber ſie ſind uns doch geraubt, die für die Folgezeit wahrſcheinlich der Segen unſerer Gegend geworden wären, in denen ihre Väter und die ältern Aerzte allzumal, jene die Stütze ihres Alters, und wir alle die Hoffnung unſerer Nachwelt zu ſehen glaubten.

Die Hamburger Krankenanſtalt (*), die unter den patriotiſchen Bemühungen des Hrn. Paſt. Sturm, und Hrn. Prof. Büſch, noch fortdauert, iſt eine der rühmlichſten, die in neuern Zeiten gemacht ſind, um den hülfloſen Kranken in den niedern Ständen hülfreich zu werden, um ſie der Pfuſcherhand zu entreiſſen, die aufs Gerathewohl Tod und Leben aus dem Würfelbecher ihrer Kunſt herausſchüttelt.

Se

(*) Von dieſer und andern ähnlichen Krankenanſtalten, werde ich im Art. Medicinalanſtalten Nachricht ertheilen. K.

Sie hat Aufſehen gemacht, und es war billig; ſie iſt gelobt und zum Muſter dargeſtellt worden, wie ſie es verdiente. Jeder junge Arzt wollte ſeiner Kunſt und ſeinem Herzen dabey ein Genüge ſchaffen; aber drey dieſer vortrefflichen Jünglinge fielen als Opfer der Liebe für Kunſt und Menſchheit. Und das Los traf ſchwer.

Der Geiſt, in dem dieſe Krankenanſtalt geſtiftet iſt, iſt, wenn ich nicht irre, dieſer. Viele der Kranken in den niedern Ständen haben eine Abneigung gegen Spitäler, und wollen oft bey den Ihrigen lieber alle Gefahr laufen, als zu fremden Menſchen und zu fremder Pflege ins Siechhaus ſich bringen laſſen. Ehegatten ſcheiden ſich einer von andern, Kinder von Aeltern ſo ſchwer; allen iſt die treue liebevolle Wartung der Ihrigen ſo erwünſcht. Manche möchten in kranken Tagen, ſo ſchwach ſie auch ſind, doch etwas noch ſelbſt mitarbeiten, oder doch zurecht weiſen, wenigſtens das Auge auf die Arbeit der Ihrigen noch mit werfen, von der ſie leben ſollen. Andere können auch nicht einmal, wenn ſie auch wollten, den Transport ins Krankenhaus ertragen. Und im Ganzen hat die Idee, Kranke in ihren Wohnungen, im Schooße und bey der Pflege der Ihrigen zu beſuchen, und ihnen durch Rath und Mittel hülfreich zu werden, ſo etwas Gefälliges und Herzliches, iſt den liebſten wertheſten Verbindungen, in denen der Niedere, wie der Hohe, und gewiß weit mehr noch, ſein ſtilles Glück findet, ſo ſehr angemeſſen, daß beym erſten Anblicke dieſe Art, für arme Kranke zu ſorgen, ein weit menſchenfreundlicheres und liebſeligeres Anſehen gewinnt, als das von Krankenhäuſern, in denen, bey aller Aufſicht und Sorgfalt, der Kranke doch aus den theuern Verhältniſſen geriſſen worden, die ſein Hausglück machten, das Einige oft, was ihm die Vorſehung zuwarf.

Auch iſt dieſe Art von Krankenanſtalten leichter zu errichten, und wohlfeiler zu unterhalten. Der Bau eines Krankenhauſes erfordert eine anſehnliche Summe, die für den guten Willen des Patrioten nicht jedesmal zu Dienſt und zur Hand iſt. Und iſt ſie es, ſo wird ſie durch den Bau ein todtes Capital, das noch dazu mit den Jahren ſelbſt ſchwindet, da im Gegentheil dieſelbe Summe, nicht verbauet, ſich jährlich verzinſet, und in ſich ſelbſt nicht ſchwindet.

Aber auch dies nicht gerechnet, ſo iſt die Erhaltung eines ſolchen Hauſes an erſter Einrichtung und jährlichem Ab-

Abgang ſehr koſtenſpillig, und zwar ſehr nothwendig, wenn auch die Anſtalt aufs beſte verſehen und dirigirt wird. Und wird ſie das nicht mit vieler Strenge und mit Umherblick nach allen Seiten, ſo wird eine Anſtalt der Art, wie genugſam bemerkt iſt, eine Wohlthat nicht für die Nothleidenden, denen ſie beſtimmt iſt, ſondern eine fette Pfründe für den Oekonomus und deſſen Theilnehmer. Wohlthaten, ſo wie ſie bey der hamburger Krankenanſtalt angewandt werden, werden ſo ſehr gerade und ſo unmittelbar für die Noth der Menſchen angewandt, und darüber ſind viele wohl und richtig denkende Männer ſo ganz und gar für dieſe Krankenanſtalt eingenommen worden, daß ſie auch ſchon Krankenhäuſer verworfen haben, die doch, meiner Einſicht nach, die einigen Stiftungen ſind, denen man ein eigenes Gebäude widmen ſollte. Ich ſage dies nur vom Allgemeinen, nur als meine Meinung. Das Lokal macht eine Veränderung; Geiſt des Orts, Sitten und Vorurtheile ſind oft allgewaltigen Einfluſſes; und meine Meinung iſt die Stimme eines Einzelnen.

Warum ich alſo doch bey Krankenanſtalten, Krankenhäuſer für gut achte? darum, weil **Reinlichkeit, Pflege, Nahrung und Gebrauch der Mittel in dem Krankenhauſe beſſer und richtiger beſorget und gehandhabt werden können, als in eigenen Wohnungen.**

Obenan ſteht die unreine Luft, in der die Menſchen zwar lange geſund bleiben können — denn wozu gewöhnt ſich die Menſchennatur nicht, wenn ſie nur irgend rüſtig iſt? — aber die doch bey jedem ſchwächern Subjecte, und gemeiniglich ſinds die feinern und beſſern ihres Standes — zur erſten Urſache der Krankheiten werden kann; und wenn ſie das auch nicht wird, auf jede andere Urſache der Krankheit mit einwirkt, ſie verſchlimmert und ſie complicirt. Biſt du, lieber Leſer! je in einem Keller oder Saale, oder in einer Bude des gemeinen Mannes geweſen, ſo müſſen dir deine Sinne laut es geſagt haben, wie ſchon in geſunden Tagen der Dunſtkreis beſchaffen iſt, in dem ſo ein Mann mit Frau und Kindern ſein kümmerliches Leben führt, wie ſcheußlich und ſtinkend er iſt. Und nun denke dir ihn in kranken Tagen, worin vollends nicht Thür noch Fenſter geöffnet wird, wo die alltäglichen Dünſte mit Bett und Krankengerüchen aller Art die Luft verunreinigen und verpeſten. Auf dem Lande iſt es noch lange ſo arg nicht, als in

Städten. Da drängt noch reine Luft, wider Willen ihrer Bewohner, ſich in die Hütten ein; aber in den engen Gaſſen iſt nicht einmal die Luft rein, die ſich eindrängen kann.

Ich bin nur ein paar Wochen Vicarius des Armenarztes geweſen, und nicht einmal in einer Epidemie; und trug ſeit der Zeit den Eindruck und den Wunſch nach einem bequemern Krankenhauſe mit mir herum, der nun durch die Liebe meiner Mitbürger, und das thätige Streben meiner Collegen erfüllt iſt. Daß ein Geſunder ſolch einer Luft widerſtehen kann, iſt ſchon viel; daß es aber ein Kranker noch oft kann, iſt ſchier mehr unbegreiflich, als daß er es nicht kann, daß er der Verderbniß, die er ſelbſt als krank mit vermehren hilft, endlich unterliegen muß. Mit jedem Zuge athmet er das Gift wieder ein, was ſeine Natur ausdunſtete. Willſt du ihn retten, den Armen, der in ſeinem Dunſtkreiſe erkrankt iſt, ſo nimm ihn aus demſelben. Ertrug er ihn in geſunden Tagen; lehnte ſeine elaſtiſche Menſchennatur ſich lange gegen jeden Anfall davon auf: ſo widerſteht er in kranken ihm nicht, ſo unterliegt er.

Die Reinlichkeit der Betten, der Wäſche, des Zimmers, wie will man die in der elenden Wohnung des Kranken beſorgen laſſen? wie die Pflege und Handreichung, wo beyde ſo nöthig ſind? Durch die Angehörigen? Durch die, die es in geſunden Tagen nicht gewohnt ſind, und in kranken erſt eine andere Denkungsart annehmen ſollen, die doch immer Zeit erfordert? Denn Gründe thuns nicht. Es thuts nur Erfahrung, und die lehrt ſpät, oft zu ſpät. Auch iſt in andrer Hinſicht nicht Zeit dazu. Der Kranke iſt ſchon krank und es iſt nichts da, oder nichts bereitet da. Auch oft können die Angehörigen es nicht, wenigſtens nicht, wenn ſie vom männlichen Geſchlecht ſind, weil ſie ihr Gewerbe nicht können ruhen laſſen. Durch eine Wärterin alſo, ſagt man. Für jeden Kranken eine Wärterin? Wie kann die Anſtalt die bezahlen? Und wird dieſer Miethling denn alles ſo können und verſtehen? alles ſo wollen? alles ſo müſſen, wo keine Aufſicht iſt? Unvollkommen iſt alles, was wir ſind, und was wir beſchaffen, ich weiß es; aber ein Unterſchied iſt doch da, und er iſt nicht klein. Reinlichkeit, Pflege und Handreichung ſind in Krankenhäuſern doch um vieles leichter und pflichtiger, ſie ſind mehr angemeſſen, mehr verſtändig, und ſie ſind ſchon da.

Die

Die Nahrungsmittel ſind in langwierigen Krankheiten die halbe Cur, und das angemeſſene Getränk und die dienlichen Labungen ſind es in hitzigen. Sie ſind es beym Manne im Pallaſte, und der auf Eidern ruhet, aber zehnfach mehr ſind ſie es beym gemeinen Manne. Dem iſt ein Trunk Wein zu ſeiner Zeit die Quelle neuen Lebens. Aber wer wird ihm die Nahrung, das Getränk, das ihm dient, anſchaffen und bereiten? wer die Labungen ordnen und reichen? Dies iſt noch am erſten der Fall, wo die Pflege der Angehörigen geſchäftig iſt. Aber oft iſt er gar nicht da. Oft iſt es der Mann, oft ſind es Kinder, die auch das nicht vermögen. Nur eigentlich weibliche Angehörige vermögen es recht. Und wenn das nicht iſt, wieder die Wärterin, die ohne Kunde, ohne Intereſſe da iſt? für Tagelohn ſich beſſer ſieht, wenn ſie nicht recht thut, als wenn ſie recht thut? die gerade ſo viel gewinnt, als ſie dem armen Kranken abknappt oder entwendet? Wieder gilt, was ich eben ſagte; aber das kleinere Uebel iſt gemeinhin ſchon ein Gut.

Daß die Mittel zur rechten Zeit, daß ſie in gehöriger Ordnung, daß ſie zu Zeiten in Eile, daß ſie unter dieſen oder jenen Umſtänden, ſo oder ſo gereicht werden, dazu muß man, wenn man auch nur die zweyte Hand, die darreichende, leihet, doch nicht ganz ungewandt und unkundig, und alſo nicht ganz unberufen ſeyn. Geſchieht das aber nicht, ſo iſt alles, was Mittel heißt, nur halb Mittel, und oft iſt es darüber gar nicht. Wie kann man aber das von den Angehörigen, wie in dem nöthigen Maße, erwarten? Wie die auch nur geringe Kunde und das Gewandtſeyn? Wie bey der Sorge und Angſt zu allem die Entſchloſſenheit, und in allem die Feſtigkeit? Wie, daß ſie bey Leiden nicht mit wehleidig, und darüber ſoumſelig werden? Wie, daß ſie, und das iſt das Wichtigſte, keins ihrer Vorurtheile ſollen wirken laſſen? Jeder Ort nicht nur, ſondern auch jede Familie, oft jeder Menſch, hat ſeine vorgefaßte Meinungen. Der iſt gegen Blutlaſſen, ein anderer gegen Brech- oder gegen Zugmittel eingenommen. Er entſinnet ſich, daß es dem oder dem geſchadet habe. Wie will man dies vielköpfige Ungeheuer des Irrthums und des Vorurtheils bekämpfen, und nun plötzlich es bey Seite ſchaffen? Wie will man ſicher werden, daß das geſchehe, was geſchehen ſoll? Unſicher wird aber doch jeder künftige Schritt des Arztes, wenn er des vor-

vorherigen nicht gewiß iſt. Wärterinnen alſo ſollen es wieder ſeyn. Aber woher denn alle die, deren wir bedürfen? Hat man, um die Begüterten damit zu verſehen, für ſein ſchweres Geld doch ſeine liebe Noth. Einigen, wenn man es ihnen zum Beruf machen kann, es verſtändlich zu machen, das geht noch wohl; aber ſo vielen, als oft Kranke ſind, wie kann man das? Und ſind die Wärterinnen nicht auch aus niedern Ständen? Haben ſie nicht alle Vorurtheile derſelben, und werden ſie, wenn ſie nicht etwas unterrichtet, nicht in einiger Aufſicht und Dependenz ſind, dieſen Vorurtheilen gemäß nicht auch hier etwas thun, oder dort etwas laſſen? Ein großer Arzt in Leipzig nahm keinen Kranken in die Cur, dem er nicht eine Wärterin geben konnte, die von ſeinem Worte abhieng. Ich kann ſonſt nicht curiren, ſagte er. Das ſagte er über Kranke von Erziehung und Begriffen. Und wo das nun nicht iſt?

Genug. Iſt es dem Kranken nur möglich, ſich in ein Krankenhaus zu ſchaffen, ſo ſteht er ſich um vieles beſſer. Er hat die Pflege, die Nahrung, die Wartung, der er bedarf; er erhält Mittel und Labung, wie er ſoll; er hat die Reinlichkeit, die ihm ſo wichtig iſt; er athmet reine unverpeſtete Luft, und hat die Wärme, ſo viel er bedarf, und auch mehr nicht, als er bedarf. Eine Miturſache von Krankheiten und deren Verſchlimmerung, die ich noch nicht einmal berührt habe, und die doch wichtig iſt. In einem großen Theile von Krankheiten iſt Uebermaß von Wärme ſo ſchädlich, wie die Dünſte ſelbſt es ſind; ſie activirt die Schädlichkeit der Dünſte zu Gift noch mehr. Und wie will man dem abwehren? Durch die Wärterin? Gemeiniglich feuert ſie noch mehr ein, als der Kranke ſelbſt es will, am meiſten die Nächte, wo der Kranke in der Regel am meiſten Hitze, und die Wartfrau am meiſten Kälte empfindet.

Unabhängig von aller Rückſicht auf den Arzt ſelbſt, hat mich dies alles lange für eigene Krankenhäuſer entſchieden. Des Kranken Beſſerſeyn, die höhere Hoffnung, deſſelben Geneſung zu fördern, iſt überwiegend; aus Theorie nicht bloß überwiegend, ſondern auch durch Erfahrung. Aber ſtände die Wage auch; wären für Krankenhäuſer nicht mehr Gründe, als für die Krankenpflege in eigenen Wohnungen, ſo müßte das Wohl der Aerzte die Wage doch auf die Seite der Krankenhäuſer ſinken machen.

Genug weiß ich, was man von der allgemeinen Menſchenliebe ſingt und ſagt, und wie leichthin man den Arzt Preis geben möchte, der für jeden Kranken ein Opfer zu werden ſich ſcheuen würde. Es iſt ſein Beruf, ſagt man, und darin zu ſterben iſt Pflicht. Wer das ſagt, und am meiſten prediget, iſt vielleicht der, der es am letzten thun würde. Aber das mag ſeyn, oder nicht ſeyn. Die Frage iſt die: iſt das eigene Leben des Arztes bey der allgemeinen Lebensſorge, die ihm obliegt, nicht auch etwas?

Die Lebensgefahr aber iſt unläugbar. Zwar weiß ich wohl, daß man neuerdings faſt alle Anſteckung bezweifelt hat. Nicht nur der Ruhr und den Faulfiebern, ſondern der Peſt ſelbſt, hat man ſie abgeſprochen, und alle Verwahrung als eitel verrufen. Indeſſen was iſt gegen Sinn und Erfahrung, was nicht einmal behauptet iſt? Auch Pfützen ſollen ohne Schaden ſtinken, wenn man der Theorie oder halbigen Verſuchen glauben will. Man kann dergleichen auf ſich beruhen laſſen, wenn dem Publicum kein Schaden daraus erwächſt; aber wo es Gefahr bringt, ob das Paradoxon wahr ſey oder nicht, da muß man laut und bald dagegen reden. Man ſage ſo viel Gelehrtes, als man will; reihe ſo viel Verſuche an einander, als zum Satze ſich fügen wollen: ſo iſt die ſchlechte Erfahrung dieſe, daß nicht nur bey ſchweren Krankheitsläuften, wenn ſie argartig ſind, Genes= und Heilärzte und Umſtehende Gefahr laufen, angeſteckt zu werden, wobey ich nur bey unſerm Gedenken an Göttingen und Altona erinnere, ſondern daß es auch, wie es ja eben jetzt der Fall iſt, auch auſſer eigentlichen Epidemien, in Faulfiebern arger Art, bey einzelnen Kranken ſich begeben kann. Nicht nur in der Nähe und unter dem Athem des Kranken iſt es leicht, ſondern auch bey einigem Aufenthalte in der verpeſteten Luft iſt es möglich. Dem Geiſtlichen iſt es ſchon ſchwer, ſich zu verwahren; dem Arzte iſt es noch ſchwerer. Ich weiß es, was man von Vorſicht und von Verwahrungsmitteln ſpricht, und ſie ſind nicht unwichtig; ſie finden wirklich Statt. Aber gerade ſie beweiſen die Gefahr, ſind auch nicht allwirkend, und eben bey der Beobachtung, die ſeine ganze Seele beſchäftigt, beym Forſchen und Sinnen darüber vergißt gerade der treuſte, der denkendſte Arzt oft nur minutenlang ſein ſelbſt; aber in den Minuten eben athmet er den Dunſt des Todes.

Nun, er ſtirbt dann freylich in ſeinem Berufe den Tod der Pflicht, das weiß ich. Und das kann ein Troſt ſeyn, wie er es wirklich iſt. Aber bey alle dem ſteigt doch jedem der Gedanke auf: eben er, weil er ſo herzlich und ſo ganz Arzt war, weil er ſo unbefangen von ſich ſelbſt andere beobachtete, ſo alles beſpürte und beſann: ſo verdiente er doch am meiſten zu leben, ſo hätte er lange noch ein treuer und glücklicher Arzt, ein Retter vieler andern werden können. Das iſt doch auch ſo natürlich und ſo wahr.

Laß mißverſtandene Menſchenliebe über die geraden reinen Hinſichten uns doch nicht verblenden. Jedes Menſchenleben hat einen Werth, des Armen ſowohl als des Reichen, des Krahnziehers ſo gut als des Kaufmanns, des Bauern ſo gut als eines Fürſten. Was der Werth davon dort ſeyn wird, dazu haben wir nicht Wage und Gewicht. Aber verſchieden iſt er doch für dies Leben auch; und die Wichtigkeit für dies Leben iſt doch hier der Maßſtab der verſchiedenen Schätzung des Lebenswerthes. Es iſt doch nicht eins, ob ein unbeerbter Kurfürſt, oder ſein Trompeter, in den Pocken verhudelt wird. Und es iſt auch nicht völlig einerley, ob ein hoffnungsvoller junger Arzt, oder Handwerksburſch, dahin ſtirbt.

Das Publicum mag alſo mit Fug, und mich dünkt, es müßte ſein ſelbſt wegen auch auf die Lebenserhaltung deſſen einige Rückſicht nehmen, der der Lebenserhaltung Anderer ſich widmet. Es muß ihm ein Gran für die Wage werden, und da ſinkt denn die Schale für eigene Krankenhäuſer. In demſelben iſt es viel mehr in der Macht des Arztes, ſich ſelbſt zu bewahren, ſeinen Kranken und ſich die gereinigte Luft, und alle die Vorſicht zu verſchaffen, die das Leben des Kranken erhalten, und das Leben des Arztes ſchonen hilft. Ich möchte in der Wärme nicht gern mehr ſagen, als wirklich der Fall iſt. Bey aller Praxis, ſelbſt in den reinlichſten Wohnzimmern der Reichern, iſt ein gewiſſes Maß von Gefahr da, und eine Anſteckung bleibt immer möglich. Dieſes ſelbe Maß bleibt auch in Krankenhäuſern; aber es iſt das Maß der Gefahr nicht, dem man in Buden und Kellern ausgeſezt iſt, deſſen man bey der größten Vorſicht nur mit Noth ſich erwehren kann. Mehr wollte ich nicht ſagen; aber es iſt nicht wenig, daß man die Gefahr ſo geringe zu machen ſucht, als ſie es zu werden vermag.

Wie

Wie geſagt, auch für ſich ſelbſt müßte das Publicum es wünſchen, nicht bloß deswegen, damit der Arzt ſelbſt die Anſteckung nicht verbreite, welches ſelten, aber doch möglich iſt, ſondern vornämlich auch deswegen, damit ein guter Arzt mehr behalten bleibe, der bey andern und mehrern nützlich werden kann. Warum hat man ſonſt bey Peſtläuften die ordentlichen Aerzte von der Peſtpraxis befreyet? Freylich, damit auch ſie die Anſteckung nicht verbreiteten, aber auch damit ſie ſelbſt ſich Andern und Vielen erhielten. Bey andern Epidemien iſt nur das Maß der Gefahr minder, die Gefahr iſt wirklich da.

Als ich vorhin die Vorzüge der Beſuchanſtalten in den Wohnungen der Kranken aufzählte, bin ich mir bewußt, daß ich ſie nicht gemindert, nicht geſchwächt, nicht ins Dunkel geſtellt habe. Die verlornen Koſten eines Baues ſind groß, das weiß ich; aber die Vortheile ſind doch überwiegend, und auf andere Art doch nicht zu erhalten.

Die Pflege in eigenen Anſtalten iſt koſtbar, koſtbarer vielleicht, als in eigenen Wohnungen. Das kann ſeyn, und doch zweifle ich ein wenig, wenn im Krankenhauſe genaue Aufſicht iſt, und in Beſuchanſtalten durch Wärterinnen vieles beſorget werden mußte. Aber das ſoll es nicht, wenigſtens in der Regel nicht. Es ſollen die Angehörigen die Wartung beſorgen, und von denſelben iſt die treueſte Pflege zu gewärtigen, die oben ein nichts koſtet. Dies iſt wirklich wichtig. Aber auſſer daß es mit Angehörigen nicht immer der Fall iſt, wenn keine da ſind: ſo iſt es oft der Fall, daß ſich die Aeltern oder Kinder von ihren Nahrungsgeſchäften, wenn die nicht in Stocken gerathen ſollen, bey Tage oft ſo viel Zeit nicht abmüßigen können. Oft habe ich die Keller verſchloſſen gefunden, und zum Kranken nicht kommen können, weil der Mann auf der Wache war, oder die Frau irgendwo ſcheuern mußte. Und ſollen die Broderwerber derweile ſchadlos gehalten werden, ſo ſind wir wieder an Koſten, die vielleicht die im Krankenhauſe aufwiegen, und dem Broderwerber doch nicht genügen, weil er die Kundſchaft verliert. Nicht, daß nicht Fälle ſind, wo alles das nicht iſt; wo mehr Liebe und Pflege dem Kranken in ſeiner Wohnung angedeihen kann; aber ich ſage nur, daß man die Vorzüge der Pflege der Seinigen in niedern Ständen zu hoch anſchlägt, weil bey denſelben die Begriffe von Pflege aus den Mittel-

 und

und höhern Ständen nicht ſo eine dringende und Hauptſache iſt, als beym großen Haufen. Der Bauer wartet oft Kuh und Kalb ſorgfältiger, als Weib und Kind. Und nicht anders iſt es in Städten. Im Gegentheil habe ich oft geſehen, daß Frau oder Mann, ungeachtet ſie von den Ihrigen genommen wurden, gerade deshalb mit und weit eher ſich beſſerten, weil ihnen mit den Ihrigen die Gegenſtände ihrer Sorge, und oft ihres Kummers, entzogen wurden. Man nahm ihnen die Sorge ab, oder rückte ſie ihnen doch aus den Augen. Und was das wirken könne, begreift nur der, der mit der Erwerbſorge der niedern Stände bekannt iſt. Unſere Zartheit für die Unſrigen, die wir den niedern Ständen unterlegen, exiſtirt in dem Maße ſelten. Nicht, daß nicht auch Liebe und Sorge ſie beſeelte, aber ſo allgemein, ſo ſtark und lebhaft iſt ſie nicht; und wo ſie es auch iſt, ſo iſt ſie mehr ruhig und hingegeben.

Die Vorurtheile gegen Krankenhäuſer gründen ſich oft auf Nebenſachen, oft auf Namen und Schein. In das Lazareth, auf den Peſthof zu kommen, iſt manchen anſtößig geworden; in das Krankenhaus oder in das Siechhaus, wird es nicht ſeyn. Auch verlieren ſich die Vorurtheile, wenn treue Pflege und behägliches Benehmen der Wärter bekannt wird. Manches Spital ward darüber in der Folge eifrig beſucht, da zu Anfange niemand hinein wollte.

Wichtiger iſt es, daß man nicht alle Kranke in hitzigen Fiebern transportiren kann; und ich geſtehe, es ſind Fälle, wo es durchaus unmöglich iſt; aber ſie ſind lange ſo häufig nicht, als die Vorurtheile von Luft und Erkältung ſie machen. Es iſt ſchwer, den großen Haufen von ſo etwas zu entbinden, was ihm ſo feſt ſitzt. Aber wenn man einen bequemen Bettkorb oder einen Trageſeſſel wie ein Bett einrichtet, ſo iſt nicht leicht ein Tag, an dem ſich nicht Stunden zum Transport ohne Schaden fänden. Iſt das Krankenhaus abgelegen, ſo iſt es freylich etwas ſchwieriger. Allein, auch dem wäre dadurch abzuhelfen, wenn man, auſſer dem großen Krankenhauſe, in jedem Viertel oder Kirchſpiele der Stadt, ein kleines Haus von einigen Zimmern für die ſchweren Febricitanten einrichtete. Und wenn auch dahin der Transport unmöglich, und Hausbeſuche bey Kranken, die durchaus nicht mehr wegzubringen ſind, unvermeidlich wären: ſo riethe ich, wie man in Peſtläuften einen Peſtarzt beſoldet, daß für dergleichen nicht eben häufige Fälle ein

Haus-

Hausarzt für ein Jahrgeld beſtellt würde. Und zwar riethe ich, dazu eher einen ältern, als jüngern Arzt zu verbinden, da phyſiſche und moraliſche Urſachen die Gefahr bey ältern vermindern. Ich weiß, es giebt allerwegen Schwierigkeiten, und es hat alles noch Mängel und Unvollkommenheiten. Aber auf die mindeſten kommt es doch an.“

Es giebt große Krankenhäuſer in großen, und kleine in mittlern und kleinen Städten, von deren Einrichtung ich jetzt handeln werde. Bey bürgerlichen Krankenhäuſern überhaupt, müßte man, in Anſehung ihrer Einrichtung, die größte Vollkommenheit erwarten können, da bey ihrer Anlage weit weniger Schwierigkeiten zu überwinden ſind, als bey militäriſchen, und da ſie der Veränderung nicht ſo ſehr, wie dieſe, unterworfen ſind. Allein, leider müſſen reiſende Aerzte, welche Beobachtungsgeiſt beſitzen, einmüthig bekennen, daß nur wenige bürgerliche Krankenhäuſer das ſind, was ſie ſeyn ſollten und könnten, und daß man aus der Beſichtigung der meiſten eher lernen kann, was ſie nicht ſeyn ſollen.

Erſtlich kann bey der Anlage eines Krankenhauſes darin gefehlt werden, daß es nicht an einem ſolchen Platze erbauet wird, der nicht zu enge eingeſchloſſen, von Erneuerung der Luft abgeſchnitten, und mit ſtehendem Waſſer umgeben, ſondern frey, luftig, trocken und groß iſt. Durch eine ſolche unſchickliche Auswahl des Platzes, wird ein Krankenhaus leicht eine Mördergrube, für diejenigen ſo wohl, welche ſich darin verpflegen und curiren laſſen, als auch für die darin arbeitenden Aerzte, Wundärzte und Krankenwärter, nicht minder für den ganzen Stadtdiſtrict, in welchem man daſſelbe erbauet hat. Eine ſchickliche Auswahl des Platzes, iſt alſo der erſte Punct, worauf man bey Erbauung eines ſolchen Zufluchtortes für Kranke zu ſehen hat. Der zweyte iſt, daß man bey Ausführung des Baues ſelbſt alles das-

dasjenige vermeide, was der Abſicht davon widerſpricht. Dahin gehört: 1. wenn ein ſolches Haus von Steinen aufgeführt wird, die dem Salpeterfraße unterworfen ſind, wobey es nicht fehlen kann, daß das ganze Haus feucht, kalt, und für Kranke doppelt ſchädlich werden muß, da auch Geſunde nicht in einem ſolchen lange wohnen können, ohne Schaden an ihrer Geſundheit zu leiden. Solide Mauern von Backſteinen, oder von gebrannten Quadern, verdienen den Vorzug. 2. Es müſſen nicht zu viel Koſten auf äuſſere Verzierungen gewendet werden, die beſſer zur bequemern innern Einrichtung zu verwenden wären. 3. Das ganze Gebäude muß nicht zu klein angeleget werden, weil ſonſt zu viel Kranke in einen engen Raum zuſammen gepreſſet werden. 4. Die Oefen, Feuerſtellen und Feuermauern, müſſen nicht ſo ungeſchickt vertheilt und angebracht werden, daß der eine Theil der Kranken halb erfriere, da unterdeſſen der andere vor Hitze beynahe verſchmächtet. 5. Man muß innerhalb der Mitte des Gebäudes Platz genug zu einem Hofe laſſen, in deſſen Mitte ein Brunnen, ſo wie an die Hinterſeite ein großes Waſchhaus gehört; auch muß man einen Garten mit dem Hauſe in Verbindung zu bringen ſuchen, worin die Geneſenden friſche Luft ſchöpfen und ſich erholen können. 6. Die Krankenſähle müſſen nicht zu niedrig ſeyn, weil ſonſt die Erhaltung guter Luft und die Erneuerung derſelben erſchwert wird. 7. Die Fenſter der Krankenſähle müſſen nicht nach derjenigen Seite hin gerichtet ſeyn, von welcher gemeiniglich Regen und Sturm zu kommen pflegt. 8. In der Nachbarſchaft des Krankenhauſes müſſen keine ſchmutzige Handwerker, noch weniger die Abdeckerey, ſeyn. 9. Zu dem Zimmerwerke, wie auch zur Ausmeublirung, muß nicht, aus Sparſamkeit, weiches Holz, ſondern es muß hartes genommen werden. Dieſes iſt nicht nur dauerhafter,

ſondern läßt ſich auch reiner halten, nimmt nicht ſo leicht den Geſtank an, und veraltet nicht zu geſchwinde. 10. Bey der Ausmeublirung muß alles Wollene vermieden werden, weil ſich anſteckende Materien gern daran hängen, und dadurch fortpflanzen. Leinwand und Kattun haben hier einen großen Vorzug.

Was die Fehler, die bey der innern Einrichtung eines Krankenhauſes zu vermeiden ſind, betrifft, ſo iſt der größte unſtreitig die nachläſſige Vertheilung der Kranken. Perſonen mit anſteckenden Krankheiten werden nicht ſelten in allzu große Nähe mit ſolchen gebracht, die vor andern in Gefahr ſind, ebenfalls angeſteckt zu werden, ja, wo es in Krankenhäuſern höchſt unordentlich zugeht, wohl gar mit denſelben in einerley Bett gelegt. Dieſes muß nothwendig ſolchen Kranken nachtheilig, ja tödtlich werden, welche an Wunden liegen, und an welchen chirurgiſche Operationen vorgenommen werden müſſen. Billig ſollten Perſonen mit anſteckenden epidemiſchen Krankheiten, in ein eigenes Haus auſſerhalb der Stadt gebracht werden, welches bloß für dergleichen Nothfälle beſtimmt ſeyn muß. Den Nutzen ſolcher Häuſer, zur Unterdrückung epidemiſcher Krankheiten, habe ich im XI Th. S. 124, f. gezeigt. Volkreiche Städte ſollten billig ein ſolches Nothlazareth haben, auch um darin, in Zeiten, wo keine Epidemie daſſelbe anfüllen würde, ſolche Kranke, deren Uebel entweder von einer entſchieden anſteckenden Art wäre, und ſich leicht verbreiten könnte, oder wenn auch ſeine anſteckende Eigenſchaft noch zweifelhaft wäre, von einer Beſchaffenheit befunden würde, daß man keine gründliche Cur hoffen könnte, oder daß eine Verbreitung deſſelben aus wahrſcheinlichen Gründen zu befürchten wäre, wenn ſich der damit Behaftete unter andern Kranken aufhielte, ſolche Kranke, ſage ich, von der Gemeinſchaft mit Geſunden und andern Kranken zu entfernen. Man iſt, in Anſehung der

der Peſt, an allen Orten, wo man das Einſchleichen und die Verbreitung derſelben zu befürchten hat, auf die eben beſchriebene Weiſe vorſichtig; warum iſt man es aber nicht auch bey andern eben ſo ſchlimmen Krankheiten, z. B. dem Ausſatze und allen ſeinen Abarten? Mancher Ort hat Stiftungen und Anſtalten für unheilbare Kranke, die gewiß zum Ruhm ihrer patriotiſchen Stifter gereichen; allein, ein Leproſarium nach der Weiſe unſerer Vorfahren (ſ. oben S. 120 f.), deſſen Gebrauch aber auch auf andere ſchreckliche und ſeltnere anſteckende Krankheiten auszudehnen wäre, möchte zu unſern Zeiten in volkreichen Städten nicht weniger nützlich ſeyn.

Ein anderer Fehler in der innern Einrichtung der Krankenhäuſer, welcher das Gute, das ſie ſtiften ſollten, nicht wenig hindert, iſt eine zu große Menge von Kranken, im Verhältniß mit der Zahl der Aerzte, Wundärzte und Krankenwärter. Bey manchem Krankenhauſe iſt ein einziger Arzt, ein einziger Wundarzt mit einem oder zwey Gehülfen, und etwa 6 oder 12 abwartenden Perſonen, angeſtellt, da doch zuweilen 90, 100, und mehr Kranke täglich zu beſorgen ſind. Gemeiniglich ſind auch alle erwähnte Perſonen, die gemeinſchaftlich an der Heilung ſo vieler Kranken arbeiten müſſen, ſchlecht genug ſalarirt, um ſich denſelben nicht ausſchließend widmen zu können, ſondern noch auf Nebenerwerb denken zu müſſen; und um dieſen zu ſuchen, werden gemeiniglich die Hauptpflichten für das Krankenhaus mit einer Saumſeligkeit und Nachläſſigkeit ausgeübt, deren Nachtheil auf die Kranken zurück fallen muß. Nicht zu gedenken, daß der Kreis der Geſchäfte eines Arztes ſich nicht wohl auf ein ſolches Inſtitut allein einſchränken läßt, wenn es ihn auch hinlänglich vor Nahrungsſorgen ſicher ſtellte, ſo muß ihn eine ſolche Menge von Kranken zerſtreuen, und

und die Schärfe im Beobachten, die zu einer gründlichen Cur gehört, iſt da nicht zu erwarten. Eben ſo geht es mit dem oberſten Wundarzte einer ſolchen Krankenanſtalt! und dieſer inſonderheit wird ſich zu viel auf ſeine Subalternen verlaſſen müſſen, wobey ſich dann die armen Kranken nur deſto ſchlechter befinden. Dieſer gemeine Fehler bürgerlicher Krankenhäuſer fällt bey militäriſchen ganz weg. In letztern iſt das Praktiſche der Krankenbeſorgung jederzeit unter mehrere getheilt, obſchon dieſelben unter einem gemeinſchaftlichen Oberhaupte ſtehen. Der Militärſtand empfindet das Kluge, das Wohlthätige dieſer Einrichtung genugſam; und warum ſoll der bürgerliche Stand allein daſſelbe entbehren? Unter zwey Dingen iſt hier eines zu wählen: entweder die Anzahl der Kranken nach einem ſchicklichen Verhältniſſe derjenigen Perſonen, die für die Cur derſelben zu ſorgen haben, zu beſtimmen, oder die Anzahl dieſer letztern zu vermehren.

Ein dritter Fehler bey öffentlichen Krankenhäuſern, iſt, wenn man zu viel ungleichartige Verpflegungen mit einander in einem Inſtitute verbinden will. Löblich und weiſe verdienen die Einrichtungen genannt zu werden, worin veneriſche Kranke, wie z. B. in Stockholm, in einem beſondern Krankenhauſe beſorget, und nicht mit andern Kranken gemeinſchaftlich bedient werden, denen ſie durch ihre Ausdunſtungen, zumal wenn ſie neben andern Uebeln die veneriſche Krätze noch dazu haben, ſchädlich werden können. Eben ſo preiswürdig iſt es, wenn man bloß chirurgiſchen Krankheiten ein eigenes Inſtitut widmet, da bey der Behandlung derſelben ſo manche Dinge vorkommen, die auf andere Kranke leicht einen übeln Eindruck machen. Auch iſt es, wie ich bereits im XXII Th. S. 539, erinnert habe, aus mehr, als Einer Urſache, ein Fehler, wenn eine Entbindungs-

anſtalt

Anſtalt mit einem Kranken-Hauſe verbunden wird. Schwangere bedürfen der Ruhe und Stille, haben eine durch Ausdunſtungen von Kranken nicht verdorbene Luft für ſich und ihre Kinder höchſt nöthig, und müſſen von allem, was ihren Leidenſchaften eine nachtheilige Stimmung geben kann, entfernet werden. Alles dieſes findet in einem öffentlichen Krankenhauſe nicht Statt. Wenn man ſie auch in einem abgeſonderten Saale ihre Wochen halten läßt, ſo wird jenen Ungemächlichkeiten dadurch noch lange nicht abgeholfen. Was ſie nicht hören, noch ſehen, wird ihnen doch durch die zu ihrem Schaden geſchäftige Einbildungskraft ſo wiederholt vorgeſtellt, daß es ihnen nicht möglich iſt, ihren Geiſt von dergleichen Schreckbildern loszureiſſen, woraus immer die nachtheiligſten Eindrücke entſtehen müſſen. Man hat daher in wohl eingerichteten Entbindungshäuſern Bedacht darauf genommen, für die kranken Schwangern und Wöchnerinnen beſondere Zimmer zu halten, worin ſie von denjenigen abgeſondert werden können, bey denen nichts vorfällt, als was eine gewöhnliche Folge auch des geſundeſten Wochenbettes iſt. Daß, aus gleichen Gründen, bey ſolchen öffentlichen Anſtalten die Ammenſtube von andern Stuben abgeſondert ſeyn müſſe, verſteht ſich von ſelbſt.

An Orten, wo Krankenhäuſer nicht eigentlich beſtimmt ſind, zugleich praktiſchen Unterricht damit verbunden zu haben, könnte für die Arzeneywiſſenſchaft dadurch ein bisher ziemlich vernachläſſigter Nutzen geſchaffet werden, wenn jedem an einem Krankenhauſe beſtellten Arzte noch ein anderer als Acceſſiſt zugegeben würde, welcher leztere eigentlich keine andere Function haben müßte, als ein Beobachter des erſten zu ſeyn, ſeine Meinung ſagen zu dürfen, wenn er darum gefragt wird, und auf dieſe Weiſe zwar deliberativen, aber nicht deciſiven Antheil an der Beſorgung der Kranken bekäme. Daß ein ſolcher Acceſſiſt in nicht wenig Fällen dem angeſtellten Arzte zur

Er-

Erleichterung dienen könnte, iſt klar; und daß, weil jener, was er thut, unentgeltlich thut, die Freyheit haben müßte ſich, ſo bald die Lage ſeiner Geſchäfte ſich ändert, von dieſem Acceß los zu ſagen, damit ein anderer minder beſchäftigter Arzt in ſeine Stelle treten könne, verſteht ſich von ſelbſt. Die Meinung hiebey iſt, daß, was hier und da Aerzte an öffentlichen Krankenhäuſern, einigen andern als eine Privatgefälligkeit zuweilen erzeigen, ein Theil ihrer Pflicht werden müßte; und um alle Parteylichkeiten, die dabey vorfallen könnten, zu verhindern, könnte ſolch ein Acceß durch das Los vergeben werden. Anwartſchaft zu beſoldeten Stellen müßte er indeſſen nicht geben, weil dieſes eine andere Art von Parteylichkeit wäre, wodurch allen denen Unrecht wiederführe, die nicht das Los zu ihrem Vortheil gehabt haben. Durch dergleichen Einrichtung würde eine Inconſequenz vermieden werden, die bey der gewöhnlichen nur zu ſehr in die Augen fällt. Man dringt allenthalben bey praktiſchen Aerzten auf Erfahrung, und ſchneidet ihnen doch alle Gelegenheiten dazu ab, die ſich nicht etwa zufälliger Weiſe dazu anbieten, oder im eigentlichſten Verſtande von angehenden Aerzten erkauft werden müſſen. Nicht jeder fähige junge Arzt iſt reich, nach vollendeten academiſchen Studien, den Grund zu dieſer Erfahrung durch Reiſen und durch Beſuche ausländiſcher Krankenhäuſer zu legen; auch ſind, wie jeder gereiſete Arzt bezeugen wird, die wenigſten auswärtigen Krankenhäuſer von der Beſchaffenheit, daß durch ihren Beſuch eine reelle Erweiterung und Berichtigung praktiſcher Kenntniſſe zu hoffen wäre. Wie ungereimt iſt es alſo, jungen Aerzten zu zumuthen, für eine Sache Koſten anzuwenden, deren Erlangung in zehn Fällen noch ungewiß iſt, und ihnen dafür nicht zu Hauſe, ohne Koſten, den Beſitz derſelben auf eine weit gewiſſere Art zu verſchaffen!

Onomat. med. pract. 3 B. (Nürnb. 1785. gr. 8.) Col. 1072, fgg.

Zu Gaſthäuſern, Krankenhäuſern, und Armenhäuſern für alte Männer und Weiber, ertheilt Sturm (*) folgende Anweiſung.

„Gaſt-

(*) In ſeiner vollſtändigen Anweiſung, allerhand öffentliche Zucht- und Liebesgebäude, als: hohe und niedrige Schulen, Ritteracademien, Waiſenhäuſer, Spitäler für Alte und Kranke rc. wohl anzugeben. Augſp. 1765. f.

„Gaſthäuſer und Krankenhäuſer gehören billig zuſammen, wie ſie auch in dem Hauptexempel und Muſter, ſo davon in Amſterdam ſteht, het Gaſthuys genannt, beyſammen ſind. Ich will ſetzen, daß man Raum nöthig habe für 200 Kranke, welche nicht nur das Bette faſt beſtändig hüten müſſen, ſondern ſich auch vor aller Erkältung zu hüten haben; 600 Verwundete, und andere Kranke, welche zwar auch das Bette immer hüten müſſen, doch vor kalter Luft ſich nicht ſo ſehr zu hüten haben; 250 Kranke, welche bey ihrer Krankheit auf ſeyn, und herum gehen können; 225 Gebrechliche, übrigens aber geſunde; 250 fremde Wandersleute, deren jeder 3 Tage freye Herberge bekommt; überhaupt 1525. Zu ſo vieler Armen und Kranken Verpflegung, halte ich folgende Bediente für nöthig: 3 Hausväter mit ihren Weibern; ein Oberhausvater mit ſeiner Frau; ein Medicus mit einer Apotheke, dazu er einen Proviſor, und wenigſtens zwey Geſellen haben muß; 4 Prediger; 3 Küſter, welche ledig ſind; 2 Schneider; 4 Nähefrauen, und 100 Dienſtmägde, welche alle in dem Hauſe mit wohnen müſſen; ohne die Köche, Brauer, Schlächter, Bäcker und Schenken, welche in der Stadt wohnen können; wie auch 2 Chirurgi mit ihren Geſellen, welche täglich in das Haus kommen und ihre Dienſte verrichten müſſen. Was für großer Gelaß zu dem Hauſen Zeug erfordert werde, welches in einem ſolchen Hauſe aufgehoben und in guter Ordnung gehalten werden muß, iſt leicht zu denken, indem an weiß Leinenzeug allein 9150 Ueberzüge zu Betten erfordert werden, indem man Kranken nicht ſeltener, als 6 mal des Jahrs, friſch überziehen kann, billig aber öfter geſchehen ſollte. Alle dieſe Bequemlichkeit nun zu erhalten, habe ich Fig. 2757, folgendes Deſſein gemacht. Erſtlich iſt ein Achteck gewieſen worden, für den inwendigen Raum der Spitalkirche, deſſen jede

Seite

Seite 31 bis 32 Fuß halten muß, damit an jeder Seite ein 30 F. im Lichten breiter Sahl anſtoßen kann. Die Länge eines jeden iſt ſo groß, daß an jeder langen Seite 25 Betten alſo ſtehen können, daß ein Bett 3 Fuß Breite, und 2 F. an einer Seite Raum vor dem Bette habe. Wenn ich nun die Länge eines Bettes 6 F. ſetze, ſo bleiben zwiſchen den zwey Reihen Betten, 18 Fuß Gang übrig. Weil aber ein ſo breiter Raum weder nöthig noch nützlich iſt, ſo können mitten darin 20 nach der Länge an einander ſtoßende Betten, oder 2 ſolche an einer Seite ganz nahe zuſammen ſtoßende Betten ſtehen, da doch an beyden Seiten noch ein 6 F. breiter Gang bleibt, und alſo 90 Betten in jedem Flügel, in Summa 720 Betten kommen, in welchen ſo viel Kranke alle einen Prediger hören können, welcher ſeinen Predigtſtuhl in dem Centro der Kirche bekömmt. In den äuſſern Winkeln werden 8 Secrete gebauet, und damit ſie nicht durch Wind incommodiret werden, auch den Leuten nicht im Geſicht liegen, mit hohen vorgezogenen lebendigen Hecken verdeckt, wie No. 51 vorſtellt.

„Um dieſe große Spitalkirche werden ins Gevierte herum Gebände, ein Geſchoß hoch und 36 F. breit, geführt, daß ſie einen gevierten Hof, 400 F. lang und breit, begreifen. Weil aber gefährliche Kranke, welche in der geringſten Kälte, ungeachtet unter dem Bette, nicht liegen dürfen, in dieſe große Hoſpitalkirche nicht können gebracht werden, dennoch aber vor andern nöthig haben, und verlangen, daß ſie einen Prediger hören, und ſonſt dem Gottesdienſte mit beywohnen können, ſo habe ich auf eine Art kleinerer Zundenkirchen gedacht, und bey 37 und 65 in ihre beſondere Höfe gebracht, die ich hernach beſonders beſchreiben, und in Fig. 2758 vorſtellen werde, in deren jede 75 Kranke mit aller Bequemlichkeit ſeyn können. Dieſe Höfe ſind 200 F. lang, 100 breit, und

ringsum auch mit Gebäuden, ſo wie der groſse Hof, umfangen. An den 4 Ecken liegen mit gleichmäſsigen Gebäuden umgebene, noch 4 Höfchen, jeder 100 F. lang, 64 breit, in welchen Gebäuden wir allen nöthigen Raum finden, ſonderlich wenn wir aus den 16 Zuſammenſtoſsungen der Gebäude, durch Aufſetzung noch eines Stockes gleichſam ſo viel Pavillons formiren, welche auch dem Gebäude ein ſehr ſchönes Anſehen von auſſen geben werden. Innen an den Höfen herum, und auſſen, würde ich die Mauern nur 2 F. dick machen, und an der innern Mauer einen freyen an einander hängenden Gang führen, 6, höchſtens 8 F. breit, und durch daran gelegte 1 oder 1½ F. dicke Mauern, die Fläche zu den Zimmern abſondern, und dieſe durch eben ſolche und bis durch das Dach hinauf geführte Quer- und Brandmauern um Feuersgefahr wegen unterſcheiden, die übrige Unterſcheidungen aber bloſs durch dünne hölzerne Schiedwände zuwege bringen. Die übrigen Plätze für Gäſte und Kranke nur zuerſt zu ſehen, ſo ſind 1) für die Gäſte männliches Geſchlechts, die zwey Sähle, 46 und 56, jeder 200 F. lang; deren Betten ſind 2 F. breit genug, und 4 F. für jedes Bett in allem nach der Breite genug; können alſo in jedem Saale, in einer Reihe, 50 Betten ſtehen, und bleibt zwiſchen beyden noch 9 bis 12 Fuſs Raum, längs hin, in welchem noch 32 Betten, nach der Länge, an einander geſtellt ſeyn können, und doch Raum genug laſſen, unten und oben umhin zu kommen, daſs alſo in beyden Sählen 264 Fremde ihr Lager haben können. Ich habe aber an beyden Enden jedes Saales Stuben gelegt, 25, 47, 55 und 57, jede 21 bis 24 Fuſs breit, 45 lang, worin des Winters dieſe Leute in Wärme abtrocknen können. Daneben ſind noch vier kleine Stuben, 44, 48. 54 und 58, 10 F. breit und 54 F. lang, mit 4 Kammern, 43, 49, 53 und 57,

eben

eben ſo lang und breit, in deren jeder 12 Betten ſtehen können, wenn etwa wandernde alte Weiber kämen, dieſelben auch einnehmen zu können. Ferner haben wir vier Stuben, 7, 11, 24 und 28, nebſt vier langen Kammern, 8, 10, 25 und 27, deren jede 72½ F. lang iſt, folglich 48 Betten bequem faſſen kann. Endlich ſind noch ſechzehn Krankenſtuben übrig, nämlich, 33, 34, 35, 36, 38, 39, 40, 41, 61, 62, 63, 64, 66, 67, 68 und 69, deren jede 24 F. ins Gevierte hält, und 12 Betten faſſen, und noch allen nöthigen Raum laſſen kann, daß wir alſo darin noch 192 gefährlich Kranke zu verpflegen Gelaß finden, und in allem nur für 1614 Menſchen zu beherbergen, und nach allerley Beſchaffenheit der Krankheiten zu verpflegen, Raum finden.

„Für die Perſonen und Sachen, die zu ſolcher Verpflegung gehören, finden wir auch überflüſſig Raum; nämlich gleich vorn an dem Haupteingange des Hauſes A, den Raum 190 F. lang, und, wie alle übrige, 21 bis 24 breit; für den Oberhausvater, ſeine Familie und Meubles; eben ſo viel bey 2, für den Medicus, ſeine Familie, Apotheke, Laboratoria und Materialienkammer. Bey 3, eine Stube 24 F. lang und breit, für auſſerordentlich gefährliche Kranke, bey welchen der Medicus und ein Prieſter zunächſt an der Hand ſind; denn bey 4, iſt ein Platz 100 F. lang, für eines Prieſters und ſeiner Familie Wohnung. Bey 5, 13, 22 und 30, ſind vier Wohnungen, jede für eine ſchlechte Familie, welche ich indeſſen für überflüſſig rechnen will. Bey 6, iſt ein Raum, 64 Fuß lang, wo das Waſchhaus mit Rollkammer und allem andern Zugehör zu den größten Wäſchen ſeyn kann. Bey 9, iſt eine Küche, 35 F. lang, mit beyderſeits daran gelegenen 10 F. breiten Speiſekammern, woraus die Stuben 7, 65 und 11, geſpeiſet werden. Bey 12 iſt wieder, 64 F. lang, ein Raum, wo geſchlachtet und gebacken

wird. Bey 14, 21 und 31, logiren die übrigen drey Prediger. 15, 20 und 32, ſind wieder drey Zimmer, denen wir noch keinen gewiſſen Gebrauch anweiſen können. 26, eine Küche zu den Stuben bey 24, 28 und 37. Weiter 29, der große Holz- und Kohlenſtall; weil aber die oben gemeldeten Plätze 6, 12 und 23, noch viel übrigen Raum behalten, ſo kann auch daſelbſt noch eine gute Partie Brennholz vertheilet werden.. 42, 50, 52 und 60, ſind vier Küchen für die übrigen Kranken und Gäſte; 16, 17, 18 und 19, für die vier Unterhausväter mit ihrem Geſinde und Meubles.

„Es iſt noch übrig, daß ich die neue Dispoſition einer Spitalkirche etwas ausführlicher durch Hülfe der Figur 2758 erkläre, welche mir bey dieſer Materie beygefallen iſt. Weil die Krankenſtube nach der gemeinen Methode ſie anzulegen, für alle Arten der Krankheiten die nöthige Wärme und Verſicherung vor Verkältung nicht genugſam giebt, ſo habe ich nun hier ein rundes Gebäude angeordnet, deſſen Durchmeſſer 82 F. beträgt, deſſen 6 F. dicke Mauer auf 25 Bogen ruhet, deren jeder 5 Fuß im Lichten weit, und 8 hoch iſt. Inner- und auſſerhalb dieſer Bogen werden 10 Fuß hohe hölzerne Wände umher geführt; jene, daß der Durchmeſſer dazwiſchen 55 F. bleibt; dieſe aber, daß er juſt in allem 100 F. betrage. Ueber dieſe Wände werden Balken gelegt, und eine dichte Decke verfertigt; auf jedem vierten Pfeiler aber wird von der innern zur äuſſern hölzernen Wand eine Scheidewand gezogen, und alſo acht große Stuben daraus gemacht, über welche noch ein Durchgang dazwiſchen nach der Kirche übrig bleibt; mitten in jeder Stube aber bleiben zwey von den dicken Pfeilern frey ſtehen, und es können in jeder Stube 6 Betten bequem ſtehen, wie an der Hälfte des Grundriſſes dieſes untern Stockes zu ſehen iſt. Was nun von dieſen Stuben

auſ-

auſſerhalb der Mauer zu liegen kömmt, wird, als ein Altan, wohl vor der Näſſe verdeckt, und alſo eine himmeloffene Galerie darüber gelaſſen. Auf dem Theile hingegen, welcher innerhalb der Mauer zu liegen kömmt, müßte noch ein Gang, 8 F. im Lichten hoch, aufgebauet, und durch Scheidewände in 25 Cabinete eingetheilet werden, wie aus dem halben Grundriß dieſes obern Stockes zu ſehen iſt. An jeder innern Seite kann nun gegen der Kirche ein großes Fenſter gemacht, und juſt ein Bett daran geſtellet werden; auf der äuſſern himmeloffenen Galerie aber kann man zu allen dieſen Cabineten beſonders gelangen. Zur Heizung dieſer Gemächer nun, ſtehen in den untern acht Gemächern, in jedem ein Windofen mit einer Sandzarge, welcher dieſe Stube genugſam erheizt, aber aus der freyen Luft der Kirche werden durch jeden Ofen unter dem Feuer hin drey kupferne Röhren, jede 3 Zoll weit, und wenn ſie aus dem Ofen heraus gekommen, jede in eines der nächſt darüber gelegenen Cabinete geleitet. Wenn nun Feuer in dem Ofen iſt, ſo bläſet die kalte Luft der Kirche in die Röhren, erhitzt ſich unter dem Feuer, ſteigt alſo ganz heiß hinauf in das Cabinet, und heizt daſſelbe ganz vollkommen; man kann aber durch einen thönernen Pfropf die Hitze nach Belieben mäßigen, und es können die Röhren alſo geleitet werden, daß der Patient im Bette ſelbſt den Pfropf bequem dirigiren kann. Alſo können 25 Kranke, die gar nicht in- noch auſſerhalb des Bettes auf ſeyn können, in ihren warmen Cabinetchen die Predigt ganz bequem bey zugehaltenen Fenſtern hören, unten aber können 32 nicht ſo gar ſchwere Kranke, zur Predigtzeit, ſich aus ihren Betten an die Fenſter begeben oder bringen laſſen, und nebſt noch 16 in den Betten bleibenden das Singen und die Predigt anhören. Wollte man noch 25 Verwundete, welche, in den Betten liegend, die Kälte vertragen können,

noch in der Kirche herum legen, ſo findet ſich auch daſelbſt Platz dazu, daß alſo dieſe Kirche für ein mäßiges Krankenhaus in einer nicht gar großen Stadt genug und ſehr bequem ſeyn kann.

„Von den **Armenhäuſern für alte Männer und Weiber**, ſagt **Goldmann** ganz recht, daß ſie nicht beſſer könnten angegeben werden, als nach Art einer Karthauſe, wie er vornehmlich die Karthauſe zu Paris als ein Muſter vorſchlägt; nur dieſes einzige wichtige Bedenken iſt dagegen, daß ſolches Gebäude gegen die Anzahl derer, die darin logiren können, gar zu weitläuftig falle. Hingegen erſtreckt ſich die Mildthätigkeit auſſer dem Papſtthum kaum, ja ſelten ſo weit, daß man nur die höchſte Nothdurft für die Armen anſchaffen kann. Ja, die Mönchsorden unter den Papiſten ſelbſt, die Benedictiner und Jeſuiten ausgenommen, ob ſie ſchon oft ungeheure Koſten an ihrer Klöſter Bau wenden, wenden ſie doch an die Mönchszellen nicht ſo großen Raum, noch Propreté, ob ſie ſchon allzumal, wegen ihres gezwungenen Lebens, noch mehr Urſache haben, auf Gemächlichkeit der Wohnung zu ſehen, und dadurch den ſonſt unangenehmen Stand in etwas zu verſüßen, und eben deswegen, weil der Karthäuſer Lebensart vor allen andern die beſchwerlichſte iſt, iſt auch für ſonderlich bequeme Ordnung geſorget worden. Aber an alle dieſe koſtbare Bequemlichkeit haben wir bey armen alten Leuten, weil ſie frey und ungezwungen ſind, nicht zu denken, ſondern wenn nur ihre Speiſe geſund und vergnügſam, ihr Lager ihrer Art nach bequem und ſanft, ihre Wohnung aber reinlich und warm iſt, ſo hat man auf ſonderliche Räumlichkeit dabey nicht zu ſehen. Das Haus für arme alte Männer und Weiber zu Amſterdam iſt das am löblichſten angelegte und am reinlichſten unterhaltene; es wohnen daſelbſt zwey alte Perſonen in einer kleinen Zelle, wie die kleinſte Mönchszelle, beyſammen, ſo daß 200 in einem nicht gar zu großen Gebäude zuſammen wohnen, daher ich mir daſſelbe hier auch zum Muſter genommen habe, aber wegen Enge des Raumes nicht mehr, als für 124 Arme, meinen Riß eingerichtet. Siehe Fig. 2759.

Der ganze Raum des Gebäudes iſt 184 F. breit, und 244 lang. Die Breite iſt von keinem großen Nutzen, es mögen ſo viel Arme hinein kommen, als nimmermehr vorkommen kann; und ſchmäler darf ſie auch in anſehnlichen

Städten

Städten nicht werden, aber kann es noch im Nothfall werden, oder wo der Armen nicht gar viele ſind, daß die Gelegenheit des Vorder- und Hintergebäudes nicht ſo räumlich werden darf. Aber die Länge des Gebäudes muß ſich nach der Anzahl der Leute richten, welche allein in die Seitengebäude logirt werden, und werden allezeit von der Mitte der Scheidewand 1 Zoll, bis mitten an ihre andere Scheidewand, d. i. für die ganze Breite der Zelle, 12 Fuß abgeſtochen. Die Länge der Zellen im Lichten muß auch wenigſtens 12 Fuß, oder ſo groß ſeyn, daß juſt an einer Wand zwey Betten, der Länge nach, an einander ſtehen können, und zwey Reihen mit einem gemeinen Gange dazwiſchen angeordnet werden. In jeder ſolcher Zelle logiren zwey Alte beyſammen, und in zwey Zellen ſteht ein gemeiner Ofen mitten in der einen Scheidewand. An ſtatt der Betten aber, wie ſie insgemein gebraucht werden, iſt beſſer, holländiſche Koven anzuordnen, über oder unter welchen ein verſchloſſenes Schränkchen für jede Perſon gemacht wird, und ein Auftritt von 3 Stufen, der ſich leicht hin und wieder ſetzen läßt, darauf man entweder zu dem Schränkchen oder zu dem Bette ſteigt. Die Höhe der Zelle im Lichten darf nicht mehr als 8 F. ſeyn, daß ſie deſto leichter erheizet werde; wenigſtens muß ſie nicht höher als 10 F. werden. Sie werden zwar an die Erde, doch höher als der Hof, und 1 bis 1½ F. auf trocknen und wohl geſtampften Schutt gebauet, damit ſie deſto geſunder ſeyn. Der Gang zwiſchen beyden Reihen Zellen, muß nicht ſchmäler als 8 F. werden, daß die Paſſage zwiſchen beyderſeits Schorſteinen räumlich bleibe, über 12 F. aber iſt dieſe Breite unnütz. Wenn nun die Dicke der Mauern oder Wände beſtimmt iſt, findet ſich die ganze Breite der Gebäude von ſelbſt. Hauptſächlich iſt dahin zu ſehen, daß dieſer Mittelgang recht hell ſey, damit die Alten, die gemeiniglich ein blödes Geſicht haben, nicht an einander ſtoßen, und iſt nicht genug, wenn er nicht gar kurz iſt, daß nur an beyden Enden Licht hinein falle. In gegenwärtigem Deſſein, welches für eine anſehnliche Stadt eingerichtet iſt, habe über den Zellen nur ganz flache Dächer gemacht, die auch noch flächer können gemacht werden, wenn mit Kupfer oder Bley gedeckt wird. Man könnte auch ohne gar zu große Koſten die Zellen wölben, und mit einem gegen Schnee und Regen wohl verwahrten ſteinernen Aeſtrich

 decken.

decken. Die beyden Wände, die den Mittelgang einfaſſen, ſind über das Dach der Zellen ſo hoch hinaus geführt, daß Fenſter dadurch wenigſtens 2 F. hoch kommen können, welche dem Gange gar bequemes Licht geben".

Der engliſche Wundarzt, John Aikin, in ſeinen Thoughts on Hoſpital, Lond. 1771 (*), macht zuerſt einige allgemeine Anmerkungen über einige Umſtände, welche die gewöhnliche Bauart der Kranken-Hoſpitäler betreffen, und einen ſtarken Einfluß auf die heilſame Beſchaffenheit der Luft in ſolchen haben; und unterſucht dadurch, ob und in wie fern gewiſſe Krankheiten aus den Hoſpitälern entfernt bleiben müſſen.

„Man kann nicht glauben", ſagt er: „daß in einer Sache, die ſo ſehr bekannt und ſo ſehr in unſerer Gewalt iſt, als es die Wahl der Lage eines Hoſpitales in Anſehung der Luft zu ſeyn pflegt, in ſo fern ſolche von der Hitze oder Kälte, Trockenheit oder Feuchtigkeit, und dergleichen äuſſerlichen Umſtänden, abhängt, ein großer Fehler begangen werden kann. Bloß bey der Vertheilung der Zimmer und innern Einrichtung des Hauſes, muß man diejenigen Fehler zu vermeiden ſuchen, die unglückliche Folgen haben können. Es haben hiebey der Baumeiſter und der Arzt ganz verſchiedene und einander entgegen geſetzte Abſichten und Wünſche. Der erſtere hält es für ſeine Schuldigkeit, den Platz und die Baumaterialien ſo einzutheilen, daß er in einen ſo kleinen Raum, als möglich iſt, die größte Zahl von Patienten bringe. Der Arzt hingegen wünſcht, daß eben ſo viel leerer Platz bloß zur Bewegung der Luft übrig bleiben möchte, als es nur irgend die Gewohnheit und Bequemlichkeit erlaubt. Bloß

(*) S. Sammlung auserleſ. Abhandl. zum Gebrauch prakt. Aerzte, 3 B. 2 St. (Lpz. 1777. gr. 8.) S. 207. f.

Bloß davon, daß dem Baumeiſter gemeiniglich mehr, als dem Arzte, gefolgt wird, rühren alle die Fehler her, über die wir uns hier beklagen.

„Gemeiniglich wird ein Hoſpital in einem Viereck angelegt. Man räumt den unterſten Stock der Küche, und andern zur Wirthſchaft gehörigen Anſtalten, ein, und bringt die Patienten in die obern Stockwerke, die man zu dieſem Endzweck in lange Zimmer abtheilt, welche ſich die ganze Länge der Flügel hin, zu beyden Seiten erſtrecken, und deren jedes nach der Größe des Gebäudes von 20 bis 50 Betten enthält, die an der entgegen geſetzten Seite der Mauer ſtehen.

„Der erſte Fehler, den dieſer bey Hoſpitälern ſo gewöhnliche Plan hat, iſt die viereckige Geſtalt des ganzen Gebäudes, welche verhindert, daß die Luft nicht überall gehörig durchziehen kann, und macht, daß ſolche mitten in dem Gebäude ſtockt, und durch die ſchädlichen Ausdunſtungen, welche durch die in den Hof gehenden Fenſter heraus dringen, noch mehr verderbt wird. Ein anderer Fehler iſt, daß man zu dem Aufenthalt der Patienten lange Sähle beſtimmt. Dieſer iſt ſo ſchädlich, daß ich ihn als die vornehmſte Urſache der in den Hoſpitälern befindlichen ſchlimmen Luft, und der denſelben eigenen Krankheit, welche nicht viel weniger bösartig als die Peſt ſelbſt iſt, und die man mit dem Namen des Gefängniß- oder Hoſpitalfiebers belegt, anſehe, welches aus der Urſache ſelbſt erhellt, die zu dieſer Einrichtung Gelegenheit giebt, die nämlich darin beſteht, daß man gern eine große Anzahl Patienten in einem engern Raume zuſammen bringen will. Eine jede, auch ſonſt geſunde Perſon verdirbt durch ihren Athem und Ausdunſtung eine gewiſſe Menge der um ſie befindlichen Luft, und das Einzige, was da verhindert, daß wir nur ſelten die ſchädlichen Wirkungen dieſer verderbten Luft verſpüren, iſt, daß dieſelbe gemeiniglich bald wieder mit friſcher Luft vermiſcht,

miſcht, und durch die beſtändige Bewegung derſelben weiter fortgeführt wird. Sobald die Menge der Luft vermindert oder ihre Bewegung verhindert wird, ſobald entſtehen auch verhältnißmäßig gewiſſe üble Folgen. Man kann zwar nicht genau beſtimmen, wie weit die Luft verderbt ſeyn muß, ehe ſie einen irgend erheblichen Schaden in dem Körper hervor bringt; allein es iſt kein Zweifel, daß ſie ſchädlich werden muß, wenn 20 bis 50 Perſonen, davon viele mit Geſchwüren und andern ſolchen Krankheiten behaftet ſind, welche die Fäulniß der Säfte vermehren, beſtändig bey einander in einem Raume eingeſchloſſen ſind, der nur eben ſo groß iſt, daß er ihre Betten faſſen kann. Der Umſtand, daß die Patienten auch den Tag über in eben dem Zimmer bleiben, worin ſie geſchlafen haben, vermehrt das Uebel gar ſehr. Die Betten und Betttücher nehmen einen ſtarken Geruch von der Ausdunſtung, die des Nachts geſchieht, an, wie man dieſes ſchon alsdann bemerken kann, wenn man des Morgens in ein Zimmer kommt, worin nur eine Perſon geſchlafen hat; und ihre weiche und löcherige Subſtanz macht, daß alle Arten von Ausdünſtungen ſich länger darin aufhalten. Man ſollte daher in allen, vornämlich aber in denen Hoſpitälern, die ſehr mit Kranken angefüllt ſind, alle Patienten, die nur im geringſten aufdauern können, den Tag über in großen luftigen Vorſählen bleiben laſſen, und die Zimmer um die Betten unterdeſſen, ſo viel als möglich, mit friſcher Luft anfüllen, und derſelben ausſetzen.

„Ich bin aber dem ungeachtet noch immer überzeugt, daß eine jede Vorſicht und Anſtalt, die Luft zu erfriſchen, nur ein Palliativmittel ſeyn wird, ſo lange man die Hauptquellen der Anſteckung und Verbreitung der Krankheiten, ich meine die großen mit vielen Kranken angefüllten Sähle noch beybehält.

Zwar

Zwar empfiehlt Pringle zu den Feldlazarethen große Zimmer und Sähle zu nehmen; man ſieht aber offenbar, daß er hiebey voraus ſetzt, daß man in ſolchen verhältnißweiſe auch einen größern leeren Platz, als in kleinern Zimmern, übrig laſſen würde. Denn er ſetzt es als eine Regel feſt, man ſolle ſo wenig Patienten in ein Zimmer legen, daß einer, der die mit der giftigen Luft verknüpfte Gefahr nicht kennte, wenn er in ein ſolches Zimmer käme, glauben ſollte, es könnten wohl noch 2 bis 3 mal mehr Kranke darin ſich aufhalten. Eine Vorſicht, die in keinem unſerer Hoſpitäler beobachtet wird, indem ſolches den ökonomiſchen Plan ihrer Einrichtung gänzlich über den Haufen werfen würde! Es iſt wahr, daß der erſte Anblick eines großen Saales bey uns die Idee erregt, es müſſe derſelbe ſehr geräumig und lüftig ſeyn. Stellen wir uns aber nur einen Augenblick in Gedanken vor, es ſey derſelbe in ſo viel kleine Abtheilungen eingetheilt, als Kranke in demſelben ſind, ſo werden wir bald finden, wie klein der Raum iſt, der auf einen jeden insbeſondre kommt. Die großen Zimmer ſchaden auch deswegen, weil eine anſteckende Krankheit, die in einem ſolchen Zimmer beſonders herrſcht, mehrere Perſonen anſteckt, als ſolches in einem kleinen Zimmer geſchehen ſeyn würde. Pringle erzählt, daß in einem großen Krankenzimmer ein bösartiges Hoſpitalfieber von keiner andern Urſache entſtanden ſey, als weil in demſelben ein Kranker lag, der an einem Fuße den kalten Brand hatte. Eine auf ſolche Weiſe entſtandene anſteckende Krankheit würde wahrſcheinlicher Weiſe ſich nicht weiter, als in dieſem Zimmer, ausgebreitet haben, und es würde daher auch die Anzahl der angeſteckten Perſonen in einem kleinen Zimmer weit geringer geweſen ſeyn. Verſchiedene andere Umſtände, z. B. die Beunruhigung und der Schrecken, welchen die Kranken einander ſelbſt, durch den ſchreck-

ſchrecklichen Anblick ihrer Leiden und Angſt, ihres Wahnſinnes, und das Seufzen der Sterbenden verurſachen, müſſen nothwendig jeden Menſchenfreund gegen dieſe traurige Wohnungen einnehmen. Sind noch überdies die Krankenzimmer niedrig, ſo wird dadurch die Verderbniß der Luft noch mehr vermehrt. Dieſer Fehler rührt gemeiniglich von der allzu großen Erſparung des Raumes und der Baumaterialien her, die ich oben, S. 154, bey den Baumeiſtern getadelt habe.

„Ich gebe zu, daß, wenn man die Hoſpitäler nach einem andern Plan bauete, dieſes, ſonderlich in großen Städten, mit weit mehr Unkoſten und einem größern Verluſte des Platzes verknüpft ſeyn würde. Darf aber dieſes wohl ein Einwurf bey einer Einrichtung ſeyn, bey welcher es bloß auf die Frage ankömmt, ob ſolche wirklich dem gemeinen Weſen einen weſentlichen Nutzen ſchaffet? In der That kann keine mehr widerſprechende Sache gefunden werden, als eine in einem zur Heilung der Kranken beſtimmten Hauſe entſtehende Krankheit; und daß es wirklich dergleichen den Krankenhäuſern eigene Krankheit giebt, daß ſolche viele Tauſende getödtet hat, und daß ſie auf gewiſſe Weiſe in einem jeden Hoſpitale herrſcht, iſt gewiß, und leider ein zu ſicherer und trauriger Beweis von den Fehlern, die man bey dem Bau und der Verwaltung dieſer Häuſer zu begehen pflegt. Sind ſie daher in ihrem jetzigen Zuſtande im Ganzen doch genommen nützlich, ſo muß man ſie nur unter die nothwendigen Uebel rechnen, da man eigentlich hoffen ſollte, ſie bloß als wirkliche Wohlthäter für das menſchliche Geſchlecht anſehen zu können.

„Es gehört nicht für mich, einen Plan vorzuſchlagen, nach welchem dergleichen Häuſer gebauet werden ſollten, und ich finde ſolches auch nicht nöthig, weil ich, indem ich die Fehler anzeige, vor welchen man

man ſich bey dem Baue eines Hoſpitales hüten muß, wirklich zugleich Regeln gebe, nach welchen dergleichen Gebäude eingerichtet werden müſſen. Die Gefahr, daß in engen und ſehr mit Kranken erfüllten Zimmern die Luft leicht verderben kann, zeigt, wie nöthig es ſey, hohe geräumige Zimmer zu machen, welche die Luft gut durchſtreichen kann, und in welchen nur wenig Kranke liegen müſſen. Ich glaube, es ſey am beſten, eine Reihe Zellen oder kleiner Zimmer zu bauen, die ſich alle in eine weite Galerie öffnen, durch welche die Luft gut durchſtreicht. Das Hoſpital zu Greenwich iſt auf dieſe Art eingerichtet, doch ſind die Zimmer nicht ſo hoch und geräumig, als ſie für kranke Perſonen nöthig ſind.

„Ich komme nun auf diejenigen Mittel, die Hoſpitäler nützlich zu machen, und die mit ihnen gemeiniglich verknüpften Unbequemlichkeiten zu vermeiden, die von der Wahl der Patienten abhängen, als unter welchen man nur diejenigen in die Hoſpitäler bringen muß, deren Krankheiten ſo beſchaffen ſind, daß ſie eigentlich in ein Hoſpital gehören. Man hat aber, wenn man beurtheilen will, ob eine Krankheit ſo beſchaffen iſt, daß der Patient in ein Hoſpital gebracht werden muß, überhaupt dabey auf folgende Umſtände zu ſehen. 1. Ob eine ſolche Krankheit bald curirt werden könne. Denn da es die Abſicht ſolcher guten Stiftungen iſt, daß man einer ſo großen Anzahl von Perſonen, als nur immer möglich iſt, helfen will, ſo muß man es dergeſtalt einzurichten ſuchen, daß nie ein Patient zu lange in einem Hoſpitale zubringe, zumal da, wenn in einem ſolchen Hauſe ein Hoſpitalfieber herrſcht, daſſelbe allemal diejenigen eher befällt, die lange darin bleiben, als es bey denen geſchieht, die ſich nur eine kurze Zeit darin aufhalten (*). 2. Ob dieſe

(*) Dieſes gilt auch von chroniſchen Krankheiten, die manchen Hoſpitälern vorzüglich eigen ſind, z. B. von der Krätze.

dieſe Krankheit, wegen ihrer damit verknüpften Gefahr, oder ihrer beſondern Natur wegen, oder wegen der Irrthümer, die unter den gemeinen Leuten in Anſehung ihrer Behandlung herrſchen, beſonders die Aufſicht geſchickter Perſonen erfordere? Man ſieht ein, daß, wenn man dergleichen Patienten vor andern in die Hoſpitäler aufnimmt, dieſes den vorzüglichſten Nutzen ſchaffen muß. 3. Ob dieſe Krankheiten anſteckend ſind, oder die Luft ganz beſonders verderben, und hiedurch anſteckende Krankheiten erzeugen? Man ſieht ein, wie gefährlich es für die übrigen in einem Hoſpitale befindlichen Patienten ſey, wenn man ſolche Kranke darin aufnimmt (*). 4. Ob zu der Heilung dieſer Krankheiten beſonders eine reine und friſche Luft nöthig iſt, und die Patienten, die damit befallen ſind, vorzüglich von einer Verderbniß der Luft leiden müſſen? Ich halte dafür, daß es, wenn man auch die Hoſpitäler noch ſo ſehr verbeſſert, doch unmöglich ſeyn werde, dieſelben zu einem geſchickten Aufenthalt für dergleichen Kranke zu machen (**).

„Ich will nun dieſe allgemeine Regeln auf gewiſſe beſondere Fälle anwenden, und einige praktiſche Schlüſſe daraus ziehen.

„Es giebt keine Krankheiten, bey welchen der Nutzen der Hoſpitäler deutlicher einleuchtet, als bey den-

Es giebt Hoſpitäler, in welchen viele ſchon geheilte Kranke hiedurch noch oft Jahre lang aufgehalten werden

(*) Wenn man aber dergleichen Kranke in ihren Häuſern läßt, ſo wird oft die Anſteckung noch mehr verbreitet, weil bey armen Leuten die Zimmer gemeiniglich mit mehrern Menſchen angefüllt ſind, als irgend in einem Hoſpitale, und auch durch die Beſuche anderer bey ſolchen Kranken, den Gebrauch der Kleider der Verſtorbenen, u. ſ. w. immer wieder andere angeſtecket werden. Man beobachtet dieſes inſonderheit bey bösartigen Pocken, und in Faulfiebern. Am beſten iſt es, wenn man einen ſolchen Kranken in einem Hoſpitale in ein beſonderes kleines Zimmer legt.

(**) Daher ſchicken ſich lungenſüchtige Perſonen nicht gut in Hoſpitäler.

denjenigen, die von einer äuſſerlichen Verletzung eines ſonſt geſunden Körpers herrühren, da bey ſolchen ſowohl eine geſchwinde Hülfe erforderlich, als auch möglich iſt. Da die Zufälle gemeiniglich bey ihnen ſehr heftig ſind, und ſich ſo plötzlich ereignen, ſo iſt allemal viel Elend und Schrecken mit ihnen verknüpft, und die Wohnung eines Armen iſt gemeiniglich nur ſehr ſchlecht mit demjenigen, was zu ihrer Behandlung erfordert wird, verſehen. Die Natur pflegt oft vor ſich ſelbſt, ohne alle Beyhülfe, andere Krankheiten zu überwinden, und es werden oft ſolche, wenn ihnen der Patient mit Gewalt wiederſteht, dabey noch immer herum geht ꝛc. dadurch weniger fürchterlich. Allein, eine Wunde, ein Beinbruch oder eine Verrenkung, ſind Zufälle, die man augenblicklich in ihrer ganzen Stärke fühlt, und die einen Kranken, auch wider ſeinen Willen, den Beyſtand der Kunſt zu ſuchen zwingen. Man ſollte daher in jedem Hoſpitale dergleichen Patienten, ſobald ſie nur dahin kommen, aufnehmen, ohne eine beſondere Empfehlung und Erlaubniß dazu zu erwarten.

„Einige von ſolchen Krankheiten ſind ſo beſchaffen, daß ſie weder die Luft ſehr verderben, noch auch die Verderbniß der Luft wieder einen auſſerordentlich ſchädlichen Einfluß auf ſie hat; bey andern aber kann man große Einwendungen wegen dieſes Punctes machen. Dieſer Unterſchied hängt beſonders von dem Grade der Entzündung und folglich des Fiebers und der Eiterung, oder des darauf erfolgenden kalten Brandes, ab, wie auch von der Empfindlichkeit und Reizbarkeit der Theile, die beſonders der Luft ausgeſetzt ſind. So können Fleiſchwunden, und einfache Beinbrüche und Verrenkungen faſt an allen Orten gleich leicht geheilet werden, da unterdeſſen heftige Quetſchungen und Brandſchäden, Verwundungen der nervigen und häutigen Theile, Beinbrüche, wobey auch die weichen Theile verlezt ſind, und an

dere ähnliche Fälle, durch die verderbte Luft in einem Hoſpitale, beſonders gefährlich und ſchwer zu heilen gemacht werden. Die Feld- und Schiffwundärzte kennen, aus einer traurigen Erfahrung, die ſchlimmen Folgen übler Schußwunden in den Hoſpitälern, und können oft mit aller Mühe ein zerſchoſſenes Glied nicht erhalten, ſo daß ſie ſich wider ihren Willen genöthigt ſehen, zu dem unangenehmen und in dergleichen Fällen höchſt ungewiſſen Mittel, der Amputatin, zu ſchreiten. Es geſchieht aber dieſes nicht nur in den Feldlazarethen, ſondern es weiß auch ein jeder Wundarzt, der ein großes und mit vielen Patienten erfülltes Hoſpital zu beſorgen hat, wie ſchwer es ſey, einen zuſammen geſetzten, oder mit einer Verletzung der weichen Theile verknüpften Beinbruch in einem ſolchen Hoſpitale zu heilen. Daß aber dieſer üble Erfolg ſolcher Fälle nicht von der Beſchaffenheit der Krankheit, ſondern von der bösartigen Beſchaffenheit der Luft in den Hoſpitälern herrühre, ſieht man deutlich an dem verſchiedenen Ausgange, den ſolche Schäden in der Privatpraxis, und in Hoſpitälern, die nicht ſehr mit Kranken angefüllt ſind, zu haben pflegen.

„Es haben ſchon die ältern Wundärzte die Bemerkung gemacht, daß bey Brüchen der Hirnſchale eine üble Beſchaffenheit der Luft für die Kranken höchſt gefährlich ſey. Bey dieſen ſind nicht nur alle die üblen Umſtände vorhanden, die mit den zuſammengeſetzten Beinbrüchen verknüpft ſind, ſondern es kömmt auch noch dazu, daß in dieſen Fällen das Gehirn und die Nerven noch gemeiniglich viel leiden (*). Es iſt traurig, daß ſo viele Perſonen in der Privatpraxis an dergleichen Zufällen ſterben, allein in den Hoſpitälern werden noch wenigere gerettet“ u. ſ. w.

Aus

(*) Und daß das entblößte Gehirn dem üblen Eindrucke der bösartigen Luft beſonders ausgeſezt iſt.

Aus dem Sendſchreiben des Hrn. Tho. Percival, von eben dieſer Materie, welches dem vorerwähnten Werke des Hrn. Aikin angehängt iſt, führe ich Folgendes an.

„Es iſt traurig, daß die Hoſpitäler, die zur Geſundheit und Erhaltung der Menſchen beſtimmt ſind, zu oft unter die Urſachen der Krankheit und des Todes gerechnet werden müſſen. Von allen, die zu Paris ſterben, ſtirbt der dritte Theil in den Hoſpitälern. In dem Hotel-Dieu, dem größten der daſigen Krankenhäuſer, welches mitten in dieſer Stadt liegt, ſieht man oft aus Mangel einer genugſamen Anzahl von Betten, 4, 6, ja 8 Patienten bey einander liegen. Man nimmt jährlich ungefähr 22000 Kranke darin auf, von denen mehr als der fünfte Theil ſtirbt. In den beyden großen Hoſpitälern in London, dem St. Thomas- und St. Bartholomäus Hoſpital, ſterben ungefähr jährlich 600 Perſonen, oder einer von 13 Kranken. In dem Hoſpitale zu Northampton ſtirbt, ein Jahr ins andere gerechnet, einer unter 19 Kranken; in dem Krankenhaus zu Mancheſter aber, welches ganz frey liegt, und wo die Luſt einen guten Zugang hat, der 22ſte. Dieſes iſt noch immer weit mehr, als in der Privatpraxis ſterben; und man hat Urſache, die Sterblichkeit noch weit höher zu rechnen, wenn man überlegt, daß auſſer denen Patienten, die man als unheilbar, oder wegen ihrer übeln Aufführung daraus wieder wegſchickt, auch keine Pocken, Maſern, veneriſche Kranke, bösartige Fieber ꝛc. darin aufgenommen werden.

„Da unterdeſſen viele Hoſpitäler ſo gebauet und eingerichtet ſind, daß keine Hauptveränderungen darin gemacht werden können: ſo wäre zu wünſchen, daß man Mittel gegen die Unbequemlichkeiten, die von ihrem gegenwärtigen Baue und Einrichtung herrüh-

ren, ausfindig machte. Man erlaube mir, hier einige Anmerkungen mitzutheilen, die hierauf abzielen.

„Die Luft, Koſt, und Arzeneymittel, ſind die drey vornehmſten Sachen, durch welche man die Fäulniß und Anſteckung in einem Hoſpitale verhindern und verbeſſern kann. Eine geſunde Perſon braucht in jeder Minute ungefähr 8 Pinten Luft, eine kranke aber weit mehr, weil ſie ſolche, indem ſie geſchwinder Athem holt, auch geſchwinder verderbt; und man findet, daß die Thiere in einer unreinen Luft weit geſchwinder, als in einem gänzlich luftleeren Raume, ſterben. Auſſer dem Gebrauche der Ventilatoren, und der Fenſter, deren Schößchen man ſo herab laſſen kann, daß oben eine Oeffnung entſteht, ſollte man auch in der Mauer (oder Thüre) Oeffnungen, den Fenſtern gegen über, machen, die mit der Größe derſelben ein Verhältniß haben müßten. Dieſes iſt eine Verbeſſerung, die man vor kurzem in dem Hoſpital zu Leiceſter mit gutem Nutzen angebracht hat. In großen Krankenſälen, muß an jedem Ende ein Kamin ſeyn, deſſen Zug auf alle Weiſe zu befördern iſt. Im Sommer muß dieſes dadurch geſchehen, daß man einen Schorſtein, unter welchem beſtändig Feuer gehalten wird, in die Eſſe von dieſem Kamine leitet. Die Wärme der Luft iſt durch ein Thermometer zu beſtimmen, welches mitten in dem Zimmer aufgehängt werden muß.

„Unterdeſſen iſt doch, wenn man auch noch ſo viel friſche Luft in einen Ort bringt, wo ansteckende Theile vorhanden ſind, dieſes doch nicht zureichend, die Anſteckung gänzlich zu vernichten. Man muß daher die ſchädlichen Ausdunſtungen, die aus den Körpern, Geſchwüren ꝛc. aufſteigen, zu verbeſſern ſuchen. Dieſes geſchieht am beſten dadurch, daß man die Zimmer täglich mit Eſſig und Theerwaſſer wäſcht, oft mit kochendem Eſſig und Theer, oder, in ſehr bösartigen Fällen, mit Eſſig, worein man Myrrhen und Campher

auf

aufgelöſet hat, darin räuchert, Fichten = und anderes harziges Holz brennt, auch ſolches zuweilen in Theer taucht; und wenn man das Bettzeug ſolcher Patienten, die auſſer dem Bette dauern können, an die Luft bringt, und hernach daſſelbe mit vorerwähnten, der Fäulniß wiederſtehenden Dämpfen gut durchräuchert, und die Kranken anhält, die Reinlichkeit auf das genaueſte zu beobachten. Das Tobackrauchen ſollte man den daran Gewöhnten, wofern ihnen der Toback ſonſt nicht ſchädlich iſt, erlauben. Die Kranken müſſen oft weiße Wäſche bekommen, die man allemal vorher gut durchräuchern muß. Der Verband von ſehr faulen und unreinen Geſchwüren, muß ſogleich in Gefäße mit Waſſer und Eſſig geworfen, und ſobald als möglich aus dem Zimmer gebracht werden.

„Billig ſollte man ſich in den Hoſpitälern gar keiner Salben bedienen, weil das Oehl durch die Hitze ranzig, und mithin auch ſcharf und ſeptiſch wird, welches dann nothwendig die Schärfe und den übeln Geruch der Eiterung befördern muß. Breyumſchläge von Möhren oder Semmel, oder auch Stücke Werrig, die mit Stärkenſchleim dünn überſtrichen ſind, mit dem man vorher ſo viel Oehl von Kälberfüßen vermiſcht hat, daß er nicht ſteif wird, könnten ſtatt der Pflaſter und Cerate gebraucht werden. Man kann 12 Theile von dieſem Schleime und 1 Th. Oehl mit einander vermiſchen, ohne daß man die geringſte Wärme dabey nöthig hat; es macht dieſes eine Maſſe von gehöriger Conſiſtenz aus, die auch noch eine Zeitlang weich bleibt. Zuweilen kann man auch das Goulardiſche Waſſer zur Bereitung des Stärkenſchleimes nehmen, wodurch man dann ein erweichendes, antiſeptiſches und gelinde zuſammenziehendes Mittel erhält, welches das ſo genannte Vnguentum tripharmacum weit übertrifft.

„Was die Koſt anbelangt, ſo muß man den Patienten zur Sommerszeit und im Herbſte, wenn die faulichten Krankheiten am ſtärkſten ſind, viel Obſt zu eſſen geben. Dem Reiß, deſſen man ſich in den meiſten Hoſpitälern bedient, iſt, in Anſehung ſeiner geſunden Eigenſchaft, der Salab weit vorzuziehen, den man doch ſo ſelten zur Nahrung gebraucht. Ich habe durch Verſuche, wobey ich allerhand vegetabiliſche Nahrungsmittel, die ich mit Waſſer und Fleiſch vermiſchte, und einer Wärme ausſetzte, die dem Grade der Wärme des menſchl. Körpers gleich kam, gefunden, daß derſelbe ſehr langſam in Gährung kömmt, und die Fäulniß nur ſehr wenig verbeſſert. Er iſt daher als eine ganz unſchickliche Koſt für Patienten in Hoſpitälern anzuſehen; er iſt auch gar nicht nährend, weil er ſich ſo ſchwach in dem Magen auflöſet; und es bemerken die Beſitzer der Plantagen in unſern amerikaniſchen Inſeln, daß ihre Negern, wenn ſie Reiß eſſen, ganz mager werden und weniger arbeiten können.

„Der Salab iſt unter allen vegetabiliſchen Nahrungsmitteln dasjenige, welches die größte Menge von nährenden Theilen enthält, und kann, wegen ſeiner ſtärkenden, ſchleimigen und die Schärfe mildernden Eigenſchaften, für eine mediciniſche Koſt angeſehen werden. Er iſt bey allen Bauchflüſſen und der Ruhr, wie auch bey dem ſymptomatiſchen Fieber, welches von der Einſaugung des Eiters aus Geſchwüren in der Lunge, aus Wunden ꝛc. entſteht, wenn man ihn häufig genießt, ein vorzügliches Hülfsmittel.

„Der Käſe iſt für die von Krankheiten geneſenden Perſonen eine ſehr ungeſunde Nahrung. Friſch, iſt er ganz unverdaulich; und ungeachtet er, wenn er durch das Alter erweicht wird, leicht, mit Fleich und Waſſer vermiſcht, zu gähren anfängt, ſo ſondert ſich doch zu gleicher Zeit ein ranziges Oehl von ihm ab, wel=

welches keiner fernern Veränderung fähig iſt, und als ein die Fäulniß beförndderndes Mittel ſchaden muß. Denn es ſind die in den Hoſpitälern befindlichen Patienten den Rückfällen ſo ſehr unterworfen, daß ſolche bey ihnen auch durch den geringſten Fehler in der Diät hervor gebracht werden können.

„Der Aufguß vom Malz, den man als ein ſo nützliches Verwahrungsmittel gegen den Scorbuth auf Schiffen empfohlen hat, kann vielleicht, wegen ſeiner der Fäulniß wiederſtehenden Kräfte, in einem Hoſpitale nicht wenigen Nutzen ſtiften. Er iſt, zum gewöhnlichen Getränk, dem Biere vorzuziehen, welches, da es ſchon gegohren hat, der Fäulniß nicht mehr ſo ſehr wiederſteht, und ſolche verbeſſert. Sollte es den Leib zu ſehr öffnen, ſo thue man zu dem Malze, worauf man das Waſſer gießen will, noch einige rothe Roſenblätter, oder etwas von Granatäpfelblüthe, welche Dinge dem Malze dieſe Eigenſchaft benehmen, und ihm doch keinen unangenehmen Geſchmack geben werden. Man könnte auch aus dem Mehle von Malz, Müſe und allerley Backwerk verfertigen.

„Von Fleiſchſpeiſen ſollte alles, was geräuchert und eingeſalzen iſt, imgleichen überhaupt das Schweinfleiſch verboten ſeyn, weil ſolches am meiſten unter allen Gattungen des Fleiſches zur Fäulniß geneigt iſt, und die Ausdunſtung verhindert. Man muß die Thiere, die man zu dem Gebrauch eines Hoſpitals ſchlachtet, mehr ausbluten laſſen, als ſonſt gewöhnlich iſt, damit das Fleiſch nicht ſo bald faulend werde, und mit andern unvermeidlichen Urſachen ſich zur Hervorbringung faulichter Krankheiten verbinde.

„In Anſehung der Arzeneymittel habe ich nichts weiter zu ſagen, als daß man, wenn man dergleichen verſchreibt, auch dabey nicht nur auf die gegenwärtig vorhandenen Zufälle, ſondern auch auf die faulichte Beſchaffenheit und anſteckende Natur der Hoſpital=

krankheiten Rückſicht nehmen muß. Da die Anſteckung ſich gemeinigtich nur langſam verbreitet, ſo muß der Arzt gleich auf den erſten Anfall genau Acht haben, und alsdann ſogleich den fernern Fortgang zu hemmen ſuchen. In bösartigen Fiebern kann man, auſſer dem Gebrauche der Fieberrinde in Pulver oder Decoct, noch einen leichten Aufguß davon, der ziemlich ſauer gemacht worden iſt, ſtatt des gewöhnlichen Getränkes verordnen. In leichtern Fällen aber werden die mit Eſſig oder Weinſteinrahm bereiteten Molken zu einem angenehmern verdünnenden und zureichend antiſeptiſchen Getränke dienen. Man ſollte auch die Patienten mit dem Decocte der Fieberrinde oder der Kamillenblumen, wozu man noch etwas Eſſig gethan hat, früh und abends ſich das Geſicht waſchen, und die Hände und Füſſe baden laſſen, welches nicht nicht nur der Fäulniß wiederſtehen, ſondern auch zur Erreichung anderer nützlichen Endzwecke dienen würde."

Im Jahr 1774. kam zu Paris, Memoire ſur la meilleure maniere de conſtruire un Hôpital des Malades, von Hrn. **Petit**, heraus. Die Gelegenheit zu dieſer Schrift hat wohl der Brand im Hotel-Dieu zu Paris, und die Frage, wo man es wieder aufbauen ſoll, gegeben. Die Idee des Verf. iſt wirklich auffallend, und ganz neu. Er beantwortet ſich ſelbſt zwey Fragen: Wo ſoll man ein Hoſpital bauen? Wie ſoll man es bauen?

Bey der Anlegung eines Hoſpitals muß man vornämlich auf reine und freye Luft, gutes und nahes Waſſer, Sauberkeit und Reinigkeit, leichte Bedienung der Kranken, und Entfernung von Geräuſch und Unruhe, ſehen. In großen Städten iſt unreine Luft, ſchlechtes Waſſer, beſtändiges Geräuſch, und nicht Ruhe genug. Man ſorgt nicht allein für die Kranken,

ſon-

ſondern auch für die Einwohner der Stadt, wenn man große Hoſpitäler aus der Stadt verbannt. In der Stadt ſelbſt könnte man allenfalls ein Haus (ein Depôt) für diejenigen errichten, die wegen ihrer Krankheit, z. B. plötzlicher heftiger Geburtsarbeit, complicirter Beinbrüche, gewiſſer hitziger Fieber ꝛc. nicht auſſerhalb der Stadt in das Hoſpital gebracht werden können. Daſelbſt müſſen ſie ſo lange bleiben, bis ſie ſicher in das Hoſpital gebracht werden können.

Damit Feuchtigkeiten und Unreinigkeiten leicht abfließen, muß der Platz, auf welchem das Hoſpital ſteht, erhaben ſeyn. Trocken muß der Boden und die Gegend nothwendig ſeyn. In der Nähe muß fließendes Waſſer ſeyn. Gut iſt es, wenn das Hoſpital Schutz vor dem Nordwinde hat.

Die zweyte Frage: Wie ſoll das Gebäude eingerichtet werden? Zwey Regeln muß man dabey vorzüglich beobachten. 1. Das, was jedem Kranken nöthig iſt, muß ihm nahe ſeyn, muß er leicht und geſchwinde haben können. Dies gereicht nicht allein dem Kranken zu großem Nutzen, ſondern auch dem Hoſpitale; denn bey dieſer Erleichterung ſind weniger Dienſtboten nöthig. 2. In einem beſtimmten Raume müſſen ſo viel Kranke ſeyn, als ohne Unbequemlichkeit, und Nachtheil der Geſundheit, möglich iſt.

Die ſo gewöhnliche Geſtalt eines Viereckes iſt die ſchädlichſte unter allen; ſie erſchwert den Dienſt durch die Entlegenheit der verſchiedenen Theile des Gebäudes, und ſchadet der Geſundheit durch die in der Mitte des Gebäudes eingeſchloſſene Luft.

Man ſoll, dem Projecte des Hrn. Petit zu Folge, dem Hoſpitalgebäude die Geſtalt eines Sternes geben, welcher mehr oder weniger Strahlen hat, nachdem die Menge der Kranken, die man zu placiren gedenkt, groß oder klein iſt. In der Mitte des Gebäu-

des iſt ein trichterförmiger Dom, in welchen, als in den Mittelpunct, alle Strahlen des Sternes ſich vereinigen. In der Mitte des Domes iſt die Kirche; im Umfange deſſelben ſind die Wohnungen der Aerzte, Wundärzte, Krankenwärter, die Apotheke, Küche, und der Fleiſchſcharren. In den Strahlen des Sternes ſind die Krankenzimmer. Da alles Nöthige in der Mitte des Hoſpitals iſt, wird der Dienſt ſehr erleichtert; jeder Kranke kann alles, was er bedarf, geſchwinde und leicht haben. Kein Theil des Hoſpitales iſt weit von dem Mittelpuncte, der alle Bedürfniſſe enthält, entfernt. Auſſer dieſem großen Nutzen, den der Dom leiſtet, dient er durch ſeine trichterförmige Geſtalt dem ganzen Gebäude und allen Zimmern als ein Ventilator; denn jedes Zimmer ſteht durch ein allgemeines Gewölbe und durch Röhren mit dem Dome in Verbindung. Dieſer Vorſchlag des Hrn. P. hat in der That etwas ſehr Vorzügliches.

Jedes Bett ſteht in einem beſondern Alkoven, der durch eine ziegelſteinerne Wand von den nächſten abgeſondert iſt. In jedem Bette liegt nur ein Kranker. Jeder Alkove iſt mit einem Vorhange verſehen, den man niederlaſſen kann, wenn der Kranke ſchlafen will. Durch dieſe Einrichtung ſtört kein Kranker den andern. Es kann einer im Zimmer ſterben, und weggebracht werden, ohne daß es die andern merken; man darf nur alle Vorhänge niederlaſſen. In jedem Alkoven iſt ein Fenſter, durch welches die Excremente des Kranken, der im Alkoven liegt, ausgeſchüttet werden. Auſſerhalb dem Fenſter iſt eine Röhre mit einer teichterförmigen Oeffnung, die die Excremente auffängt, und an den beſtimmten Ort hinleitet. Auch dieſe Einrichtung hat ihren weſentlichen Nutzen. Man hat nicht nöthig, den Unrath eines jeden Kranken durch den Saal zu tragen, und die Luft zu vergiften.

Auch

Auch Hr. le Roi hat, bey Gelegenheit des im Hotel-Dieu zu Paris entſtandenen Brandes, verſchiedene Betrachtungen über die Spitäler, beſonders in Rückſicht auf die Verbeſſerungen ihrer Bauart, gemacht, und ſolche der Academie der Wiſſ. zur Beurtheilung vorgelegt. Er wiederholt die ſchon von andern geäuſſerte Klage, daß man die wichtige, zu unſern Zeiten ſo ſehr beſtätigte Wahrheit vergeſſe, nämlich: daß viele in einem Orte eingeſchloſſene Menſchen, vermöge ihrer Organiſation und Beſchaffenheit ſich ſchon in einem der Krankheit nahen Zuſtande befinden, und daß es um ſo nachtheilicher für wirklich Kranke ſey, wenn deren eine große Menge in einem ſolchen Orte beyſamen wäre.

Seiner Meinung nach, hat man bey den Hoſpitälern vorzüglich auf zwey Gegenſtände zu ſehen; nämlich: 1. Daß die Anzahl der Kranken, in ſo weit die Stiftung es zuläßt, ſo geringe, als möglich, bleibe; und 2. daß man bey der Conſtruction der Hoſpitäler beſonders auf die Lüftung bedacht ſey, und auf Mittel denke, der in ſolchen Gebäuden unausbleiblichen Fäulung der Luft, ſo viel es ſich thun läßt, vorzubeugen.

Weil durch die in der Phyſik und Medicin gemachten Beobachtungen klar bewieſen iſt, daß kein Hoſpital, worin die Krankenſäle unmittelbar an einander ſtoßen, ſeiner Beſtimmung gehörig gemäß ſeyn kann, ſo verfertigte er einen Plan, nach welchem die Krankenſäle, ſo ungefähr wie die Zelte in einem Feldlager, oder wie die Pavillons im Garten zu Marly, von einander ſtehen müßten. Ein jeder Saal ſolle, dieſem zu Folge, gleichſam eine Inſel in freyer Luft vorſtellen, damit durch die von allen Seiten wehenden Winde, die den Krankenſaal umgebende Luft leicht in Bewegung gebracht werde, wodurch ſodann

dann die innere, ohne in ein anderes Krankenzimmer zu kommen, erneuert würde.

Dieſer Abtheilung der Krankenſäle ungeachtet, würde, nach Hrn. le Roi Geſtändniß, die Abſicht doch kaum halb erreicht ſeyn, wenn nicht zugleich auf die innere Form derſelben Rückſicht genommen würde. Er ſucht alſo auch dieſe zu beſtimmen, weil ſie das meiſte beytragen muß, die Luft ohne Unterlaß, doch ſo gemächlich, daß die Kranken nicht die geringſte Beſchwerde davon empfinden, zu erneuern. Er glaubt, daß man hierin nach den Regeln der Luftbewegung auf folgende Weiſe verfahren müſſe. An ſtatt daß die obere Decke in den Krankenzimmern, wie gewöhnlich, ganz flach iſt, ſo wäre ſeiner Meinung nach, beſſer, wenn ſie, je nachdem der Saal lang iſt, in mehrere Theile getheilt würde. So viel Abtheilungen da ſind, eben ſo viel Wölbungen ſollten angebracht werden, deren oberſte Theile oder Mittelpuncte allezeit der Mitte der Breite des Saales gemäß, und mit einer Oeffnung verſehen ſeyn müßten. Auf dieſe Weiſe könnten die darunter ſchwebenden Lufttheilchen ſehr leicht in die Höhe ſteigen, und durch die in den Oeffnungen der kleinen Wölbungen befindlichen Röhren über das Dach geführt werden. Am Fußboden des Saales ſollen, an verſchiedenen Orten Luftlöcher angebracht werden, welche durch Röhren mit der äuſſern Luft Communication haben, und von le Roi Luft-Brunnen genannt werden. Durch die in dem unterſten Luftraume vorgehenden Beſchäftigungen der Krankenwärter, durch das Feuer ꝛc. wird die Luft daſelbſt erwärmt, in Begegung geſezt, und durch die an den oberſten Theilen der Wölbung angebrachten Röhren heraus getrieben. Dieſe Säle würden übrigens ſehr leicht zu heitzen ſeyn, weil man über die Luftbrunnen eine Kohlpfanne mit dem nöthigen Feuer ſetzen, oder auch ſelbſt Heizöfen an denſelben an-

anbringen könnte. Wenn man die Lufterneuerung, aus welcher Urſache es immer ſey, in den Sälen beſchleunigen wollte, ſo dürfte man nur oben an den Wölbungen Kohlpfannen anbringen, wodurch die Verdünnung der Luft veranlaſſet, und deren Bewegung aufwärts beſchleuniget würde. Auf dieſe Art wäre auch vorgebeuget, daß die anſteckenden Lufttheilchen eines Kranken den Nebenliegenden nicht berühren können, welches in der ganzen Behandlung einer der wichtigſten Puncte iſt.

Um die Kranken noch mehr gegen dieſe Gefahr ſicher zu ſtellen, hat le Roi eine Art Schirme erdacht, die merklich höher ſind, als die Betten, welche durch dieſelben von einander abgeſondert werden. Hierdurch wird nicht nur den Kranken der gegenſeitige Anblick ihrer Gebrechen und Todesangſt benommen, ſondern es dient zugleich auch dazu, die Luftſäule von unten in gerader Linie in die Höhe zu leiten. Wenn man eine Probe anſtellen wollte, ob die Luft in einem auf dieſe Art gebaueten Saale geſchwinde erneuert wird, dürfte man, nach ſeiner Meinung, nur einen großen Rauch darin machen, und die Röhren ſodann öffnen, da man ſehen würde, daß derſelbe bloß durch dieſe innere Einrichtung ſehr bald verſchwindet.

In Anſehung anſteckender Krankheiten, als: der Blattern, der hitzigen Fieber, des Scorbutes, u. a. m. wünſcht le Roi, daß beſondere, von dem Hoſpitalgebäude entfernte Säle angeleget würden, die, im Verhältniß gegen das Hauptgebäude, um ſich eines Ausdruckes der Seeleute zu bedienen, unter dem Winde liegen müßten, damit ihre ſchädliche Ausdunſtungen an daſſelbe entweder gar nicht, oder doch ſeltener, angetrieben würden.

Auch Hr. Maret entwarf, zu der Zeit, als man in Paris damit umgieng, das Hotel-Dieu neu zu erbauen, einen Aufſatz über die Einrichtung eines Hoſpi-

ſpitals (*). Sein Hauptendzweck iſt, dem Hoſpitale eine ſolche Einrichtung zu geben, daß alle Zimmer und Kammern in demſelben, ſo oft man will, mit reiner und friſcher Luft hinlänglich verſehen werden können (**).

Die Grundſätze, worauf er ſeinen Entwurf gründet, ſind folgende. Die Quellen der Unreinigkeiten, welche die Luft in einem Hoſpitale verderben, ſind die Kranken, ihre Excremente und Nahrungsmittel. Je näher die Luft dem Körper des Kranken iſt, deſto mehr iſt ſie mit denen Unreinigkeiten, die ſein Körper ausdunſtet, angefüllt; am meiſten iſt es die ihn zunächſt umgebende Luft; am wenigſten die am meiſten von ihm entfernte. Lange hat man ganz fälſchlich geglaubt, daß die Ausdunſtungen ſich erheben, und den obern Theil der Luft in einem Zimmer einnehmen; und deswegen hat man es ſich zur Regel gemacht, die Zimmer in Hoſpitälern hoch zu bauen, damit die Unreinigkeiten ſich genug erheben, von den Kranken entfernen, und die untere Luft reinigen können. Deswegen hat man das große Hoſpital zu Lyon mit einem Dome verſehen.

Man hat behauptet, daß die obere Luft in einem mit Kranken ſehr angefüllten Zimmer dermaßen vergiftet ſey, daß ein Vogel in derſelben augenblicklich ſtirbt, und friſches Fleiſch in kurzer Zeit faul wird. Hr. Maret ließ, um die Wahrheit dieſes Satzes zu unterſuchen, in einem der Dome des Hoſpitals zu Lyon, verſchiedene Vögel in Käfigen aufhängen; nach 14 Tagen

(*) In den Nouveaux Memoires de l'Acad. de Dijon, I Semeſtre, 1782. 8.

(**) Denn zu verhüten, daß die Luft in einem Hoſpitale nicht verunreiniget werde, iſt nun einmal nicht möglich, da man bey Errichtung eines Hoſpitales immer ökonomiſch denkt, und Raum ſparet, da man eben hier am wenigſten ökonomiſch verfahren, ſondern Raum verſchwenden ſollte.

Tagen befanden ſie ſich noch recht wohl. Er ließ eben daſelbſt ein Stück friſches Fleiſch aufhängen, und nach 5 Tagen bemerkte man noch nicht die geringſte Verderbung an demſelben, da ein anderes Stück Fleiſch, welches man im Saale in Betthöhe aufgehängt hatte, nach 24 Stunden ſchon ganz faulicht war. Er behauptet alſo, daß in einem Krankenzimmer, bloß und allein die untere Luft, welche die Kranken zunächſt umgiebt, inficirt iſt, die obere Luft im Zimmer hingegen es ganz und gar nicht, oder doch weit weniger, iſt; und daß man ſehr irrt, wenn man die Infection in einem Hoſpitale zu verhüten glaubt, indem man den Krankenſälen eine anſehnliche Höhe giebt. Die obere Luft drückt auf die untere, deren Spannkraft durch die in derſelben befindlichen Dünſte vermindert iſt, treibt ſie aus ihrer Stelle aufwärts, und nimmt ihre Stelle ein. Dieſes aber hat auf die Kranken keinen Nutzen; denn die Luft nimmt, indem ſie aufſteigt, die Unreinigkeiten nicht mit ſich in die Höhe. Die herabſteigende obere Luft iſt kälter, benimmt alſo der aufſteigenden untern Luft ihre Wärme, und präcipitirt dadurch die in derſelben enthaltenen Feuchtigkeiten. Die herabſteigende kältere Luft iſt gleichſam ein Filtrum, durch welches die herabſteigende wärmere Luft paſſiren muß, und in welchem dieſelbe ihre Unreinigkeiten zurück läßt. Je dicker und dichter dieſes Filtrum iſt, deſto mehr werden die Unreinigkeiten der untern Luft zurück gehalten; je höher die Krankenſäle ſind, deſto kälter und dicker iſt die Lage der obern Luft, deſto mehr bleiben alſo die Unreinigkeiten in der untern Luft. Hohe Krankenzimmer vermehren alſo die Infection in Hoſpitälern.

Das einzige Mittel, Kranke in Hoſpitälern mit friſcher reiner Luft zu verſehen, iſt alſo: Oeffnungen anzulegen, wodurch die unreine Luft heraus getrieben, und eine neue hinein gelaſſen werden kann. Es iſt

aber

aber nicht gleichgültig, auf welche Art und Weiſe dieſes geſchieht, und welche Richtung man dem Luftſtrohme giebt. Die Gewalt, mit welcher die äuſſere Luft in einen verſchloſſenen Ort dringt, iſt deſto größer, je kälter und ſchwerer die äuſſere Luft iſt, und je mehr durch die Ausdunſtungen die Elaſticität und der Widerſtand der innern Luft vermindert iſt. Wenn man ſich ein Krankenzimmer als ein längliches Viereck gedenkt, deſſen beyde einander gegenüber ſtehende Wände ein großes offenes Fenſter haben, ſo wird zwar freylich ein Luftſtrohm durch dieſes Zimmer fließen, dieſer Strohm aber wird nur durch die Mitte des Zimmers gehen, zu beyden Seiten wird die Luft nicht bewegt und erneuert werden. Eben ſo ſieht man in einem Fluſſe das Waſſer nur in der Mitte ſtröhmen, an beyden Ufern aber ohne alle Bewegung, wenn das Bett des Fluſſes an einer Stelle ober- und unterhalb ſchmal und enge iſt. Will man alſo aus allen Theilen des Zimmers die alte Luft treiben, und alle Winkel deſſelben mit friſcher Luft verſehen, ſo iſt durchaus nöthig, daß die Oeffnungen in beyden einander gegenüber ſtehenden Wänden ſo hoch und breit ſeyn, als die Wände ſelbſt ſind.

Da oben erwieſen worden iſt, daß nur der untere Theil der Luft in Krankenzimmern vorzüglich inficirt iſt, ſo muß nothwendig der Strohm der Zugluft die Richtung erhalten, daß er horizontal durch den untern Theil des Zimmers geht; folglich müſſen die Zugöffnungen in den Seitenwänden des Zimmers ſeyn. Es erhellet hieraus, daß es zu nichts dient, wenn man Zuglöcher in die Decke des Zimmers, oder an den obern Theil der Seitenwände anbringt; auch wird man gemeiniglich bemerken, daß durch dergleichen Oeffnungen in der Decke die innere Luft nicht hinaus ſteigt, ſondern von auſſen die Luft hinunter ſteigt; und dadurch wird, wie oben gezeigt worden iſt, die

Inſe-

Infection der untern Luft vermehrt. Die Zugöffnungen müſſen alſo dergeſtalt einander gegenüber ſeyn, daß der Luftſtrohm die untere Gegend des Zimmers in horizontaler Richtung durchzieht. Hr. Maret beweiſet dieſes alles durch das große Hoſpital zu Lyon, in welchem die Sähle ſehr hoch, und die Decken ſowohl als der Boden mit Zuglöchern verſehen ſind, und wo dennoch die Luft äuſſerſt inficirt iſt.

Auf alle dieſe Grundſätze ſtützt nun Hr. M. ſeinen Vorſchlag zur Errichtung eines Hoſpitales. Das Gebäude ſoll die Geſtalt einer, mehr oder weniger langen, Ellipſe haben, deren beyde Enden abgeſtuzt ſind. Die Decke ſoll auch gewölbt ſeyn, ſo, daß das ganze Zimmer die Geſtalt eines der Länge nach durchſchnittenen halben Eyes hat. An beyden Enden des Sahles ſollen zwey große Thüren ſeyn, die bis an den Anfang des Gewölbes hinauf reichen, und daſelbſt die ganze Breite des Sahles einnehmen. Inwendig im Sahle muß an den Wänden alles eben und glatt ſeyn; nirgends muß eine Vertiefung oder Hervorragung ſeyn. Die Betten ſtehen in dieſem Sahle in zwey langen Reihen, jedes 2 Fuß von der Mauer entfernt. Alle Morgen, oder ſo oft es nöthig iſt, öffnet man die beyden großen Thüren, und erfüllt alſo das ganze Zimmer mit friſcher Luft. Kein Winkel iſt im Zimmer, wo die Luft ſtecken bleiben könnte. Indem dieſes geſchieht, verfügen ſich die Kranken, welche das Bett verlaſſen können, in ein Nebenzimmer; diejenigen aber, welche es nicht verlaſſen können, bedeckt man, daß der Strohm der durchziehenden Luft ſie nicht unmittelbar berühre. Die Länge des Gebäudes ſoll von Norden nach Süden gerichtet ſeyn. Die Zimmer ſollen niedriger ſeyn, als ſie gewöhnlich in großen Hoſpitälern ſind; dadurch erhält man den doppelten Vortheil, daß man im Winter die Zimmer leicht warm, im Sommer aber kühl erhalten kann. Auch iſt der

Zug der Luft von Norden nach Süden ſtärker, weil auf der nördlichen Seite des Gebäudes mehr Kühlung, und auf der ſüdlichen wärmere Luft iſt.

Der Ingenieur und Architekt, Lukas Voch (*), ertheilt von Hoſpitälern und Lazarethen folgende Anleitung.

„I. Von Hoſpitälern.

Einrichtung und Vertheilung der Zimmer. Das ganze Gebäude iſt auf einem ablang gevierten Platz erbauet, davon die zwey langen Seiten, jede 241 Schuh lang iſt, und die zwey kürzern jede von 161. Der Platz iſt am beſten auſſer der Stadt zu erwählen, weil die Luft daſelbſt viel friſcher und geſunder iſt, auch genugſame Gelegenheit vorhanden, erfriſchende Spaziergänge daſelbſt anzulegen, worin ſich Alte und Kränkliche ergötzen können. Man hat aber, wo möglich, darauf zu ſehen, daß man entweder das Hoſpital an einen Bach oder anders fließendes Waſſer lege; oder wenn dieſes nicht ſeyn kann, ſo darf man die koſten nicht ſcheuen, einen kleinen Canal zu graben, und von weitem Waſſer darein zu leiten; denn es höchſt nöthig bey ſolchen Gebäuden, der Reinigkeit wegen Waſſer zu haben. In dem gegebenen Beyſpiele, Fig. 2760, iſt ein ſolcher durchgehender Canal angedeutet.

Dieſes Hoſpital iſt zwey Stockwerke hoch. Das untere Stockwerk iſt gewölbt, und hat in der Mitte des Gewölbes eine Höhe von 17 Schuh. Der Geſundheit wegen, iſt dieſes Stockwerk 2 Schuh hoch von der Straße erhaben, um die Zimmer vor Feuchtigkeit zu bewahren, welche bey dergleichen Gebäuden beſonders vermieden werden muß. Die Zimmer bey derglei-

(*) Im 2 Th. ſeiner bürgerlichen Baukunſt, (Augsb. 1781, 8.) S. 1, f88.

gleichen Gebäuden müſſen auch beſonders hoch ſeyn, weil von ſo vielen Menſchen allerley Ausdunſtungen ſich erheben, welche, wenn die Zimmer, nach Einiger beliebten Oekonomie, niedrig eingerichtet wären, viele Krankheiten verurſachen könnten; daher iſt es ſehr nöthig, daß in ſolchen Gebäuden in den Fenſtern Ventilators angebracht werden, denn durch dieſe wird die Luft in den Zimmern gereinigt, die verdorbene Luft daraus vertrieben, und dagegen von auſſen friſche Luft hinein gebracht. Ueberhaupt muß man in ſolchen Gebäuden auch durch allerley Räucherwerk die Luft in den Zimmern zu verbeſſern ſuchen. Ein Hauptumſtand iſt die Reinigkeit, welche man darin zu erhalten ſuchen muß, und das weiße reine Zeug trägt ſehr viel, beſonders bey den Kranken, zu baldiger Geneſung bey, und die Geſunden werden dadurch beſſer bey Kräften erhalten.

Ich weiß zwar wohl, daß die Hoſpitäler, gleich den Klöſtern, mit Zellen eingerichtet werden können; wo allezeit zwey durch Einen Ofen, geheizet werden, allein, wenn viele Menſchen verſorgt werden ſollen, ſo erfordert ein ſolches Gebäude einen ſehr großen Platz, und kann nicht von jeder Stadt ein ſolches Hoſpital, wegen der ſtarken Baukoſten angelegt werden. Das iſt eben die Urſache, warum ich lieber dieſe Art gewählt habe, welche ich in Fig. 2760 und 2761 im Grundriß vorgeſtellt und entworfen habe, wo die geſunden Armen, ſowohl Männer als Weiber, in Einem Gebäude beyſammen wohnen, und ihre Speiſen aus der gemeinen Küche erhalten. Ein ſolches Zimmer wird an einigen Orten das Langhaus genannt.

Es werden aber zu einem ſolchen Hoſpital folgende Einrichtungen der Zimmer erfordert. 1. Eine Wohnung für den Haushofmeiſter. 2. Eine Amtsſtube. 3. Ein Archiv. 4. Zimmer für den Verwalter.

5. Wohnung für dem Auſſeher. 6. Wohnung für die Oberauſſeherinn. 7. Ein Sahl, wo die Vorſteher oder Oberpfleger des Spitales ihre Zuſammenkünfte halten. 8. Das große Zimmer oder Langhaus, worin die Armen ihre Lagerſtätte haben. 9. Krankenſtuben für diejenigen, welche gefährlich krank ſind. 10. Stube und Kammer für eine oder zwey Perſonen von gutem Herkommen. 11. Eine oder zwey Stuben für Kindbetterinnen. 12. Eine Apotheke, nebſt des Apothekers Wohnung. 13. Wohnung für den Wundarzt. 14. Haupt= oder gemeine Küche, woraus die geſunden Männer und Weiber geſpeiſet werden. 15. Küche für die Kranken und Kinderbetterinnen. 16. Die dazu gehörigen Speiſekammern. 17. Vorrathskammer, worin allerley zum Speiſen Nöthiges verwahrt wird. 18. Eine Badſtube. 19. Ein Waſchhaus. 20. Plätze, wo Holz geleget werden kann. 21. Behältniſſe worin allerley Weißzeug für die Armen verwahrt und ihnen ausgetheilt wird. 22. Abtritte, oder Secrete. Dieſe Stücke ſollen nun bey Erklärung der Grundriſſe, Fig. 2760 und 2761, weiter erläutert werden.

Grundriß, Fig. 2760. C, das Gebäude des Haushofmeiſters, welches 61 Sch. lang, und 40 breit iſt. Die Hauptmauern ſind 3 Sch. dick. Die innere Eintheilung dieſes Stockwerkes enthält die Amtsſtube, n, 21 ½ Sch. lang, und 19 tief. Dahinter liegt das Archiv, o, welches ebenfalls 21 ½ Sch. lang, und 15 tief iſt. Gegenüber bey p, iſt eine Stube und Kammer für den Verwalter. Erſtere iſt 14 Sch. breit, und 15 tief. Dahinter iſt der Einheizgang, q, von 4. Sch. breit, und das heimliche Gemach darneben iſt ein Holzgeläger, r, ſammt der Treppe, vermittelſt welcher man in das obere Stockwerk kommt. Jeder Arm iſt 5 Sch. breit.

Neben dem Gebäude des Haushofmeiſters, iſt bey m eine Vorrathskammer, worin allerley Kochwaaren, als: dürre Pflaumen, Reiß, Gerſte, Perlgraupen, Erbſen ꝛc. verwahrt werden, welche von des Auſſehers Frau den Kö=

Köchinnen gereichet werden. Die Länge iſt 29 Sch., und die Breite oder Tiefe 16. Daran ſtößt der Durchgang nebſt der Treppe l, von welchem man in die Vorraths- kammer, m, und in die Zimmer des Auffehers, k, kommt. Gleich beym Eingange iſt eine Küche, welche durch einen Verſchlag abgeſondert iſt, welcher mit einem großen Fen- ſter verſehen iſt, um die Küche, zu erleuchten; das Uebri- ge aber bleibt als ein Gang, in die Stube zu gelangen. Beyde zuſammen ſind 16 Sch. tief, und 9 Sch. breit. Die Stube k iſt 18 Sch. breit, und 16 tief. An die Stube ſtößt des Auffehers Kammer, k, wieder 16 Sch. tief, und 20 breit.

Nebenbey iſt eine Badſtube, i, welche durch einen großen Steinofen geheizt wird, auch der Keſſel, worein das warme Waſſer aus dem daneben befindlichen Waſch- keſſel gelaſſen wird. Auch ſind die Bänke, worauf die Badenden ſitzen, angedeutet, wie auch vor der Thüre noch ein hölzerner Verſchlag angezeigt, damit die Wärme beſſer beyſammen gehalten werde. Dieſe Badſtube iſt 20 Sch. lang und breit, welches zum Flächeninhalt 400 Quadrat- ſchuh beträgt. Weil nicht alle Arme zugleich baden, iſt dieſelbe groß genug.

Da zu der Reinigkeit, welche auf die Geſundheit mit wirkt, beſonders auch die Wäſche gehört, womit die Ar- men verſorgt werden, ſo iſt ein Waſchhaus h vorhanden, worin zu gewiſſen Zeiten die ſchwarze Wäſche gewaſchen wird. Es iſt daſſelbe von 15 und 21 Sch. ins Gevierte, und hält alſo 315 Quadratſchuh. Wenn die Badſtube i ge- braucht wird, heizt man den Waſchkeſſel, um das warme Waſſer in die Badſtube, worin ein Waſſerkaſten iſt, durch eine bleyerne Röhre zu leiten, welche mit einem Hahne verſehen iſt, um damit die Röhre zu öffnen oder zu ver- ſchließen. Weil es beſchwerlich iſt, wenn kein laufendes Waſſer iſt, das zum Waſchen nöthige Waſſer herbey zu tragen, ſo iſt in der Ecke des Hofes, bey 1, ein Brunnen angedeutet, vom welchem man durch hölzerne Rinnen das Waſſer in den Waſchkeſſel, oder auch in an- dere Waſchgeſchirre, leiten kann. Und weil man auch in der Badſtube öfters kaltes Waſſer nöthig hat, ſo kann man neben dem Troge, worein das warme Waſſer fließt noch ein Geſchirr ſtellen, und von dem Brunnen kaltes dahin führen.

Da bey einem ſo weitläuftigen Gebäude mehrere Aus- und Eingänge nöthig ſind, ſo iſt auch ein ſolcher bey g angebracht, in welchem zugleich eine Treppe, die in das obere Stockwerk führt, zu ſehen iſt.

Obgleich nicht alles Holz, was in dergleichen Häuſern gebraucht wird, Platz zu liegen nöthig hat, ſondern auf einem andern Nebenplatze aufgeklaftert werden kann, iſt doch nöthig, das klein gehauene, welches in den Küchen gebraucht wird, trocken legen zu können; daher iſt bey f, nahe bey der Küche d, eine 14 Sch. breite, und 21 Sch. lange, Holzkammer angeordnet, worin 8½ Klafter geſcheitet Holz liegen kann. An dieſer Holzkammer iſt die Speiſekammer e, und die groſſe Küche d, worin für die geſunden Armen die Speiſen zugerichtet werden. Die Speiſekammer iſt 8 Sch. breit, und 21 lang, welches zum Flächeninnhalt 168 Sch. beträgt, und alſo Raum genug gewähret, um das Nöthigſte, was in der Küche gebraucht wird, zu verwahren. Die Küche iſt 21 Sch. ins Gevierte, und ihr Flächeninnhalt beträgt alſo 462 Quadratſchuh. Der Heerd iſt 10 Sch. lang, und 8 breit, welches 80 □ Schuh beträgt, und es bleiben für den Raum der Küche noch 382 □ Sch. übrig, welcher völlig hinreichend iſt.

Das Hauptgebäude, A, worin die alten Männer und Weiber ihren Aufenthalt haben, iſt in dem untern Stockwerke, durchaus gewölbt, und beſteht aus 22 Kreuzgewölben, deren jedes, ohne die Pfeiler, 19 Sch. im Lichten hat. Die ganze Länge des Hauſes zwiſchen den Hauptmauern, deren jede 4 Sch. dick iſt, beträgt 234 Sch.; die Breite hat von innen der Hauptmauern 39 Sch. Das Haus wird durch 4 groſſe eiſerne Oefen, von 7 Schuh Länge und 5 Sch. Breite, gefeuert. Es haben darin 92 Bettſtätten Raum genug; jede hat zur Länge 6, und zur Breite 4 Schuh; zwiſchen zwey Bettſtellen befindet ſich noch ein Zwiſchenraum von 4 Sch. Damit auch die Alten ihre Religion abwarten können, iſt in der Mitte des Langhauſes bey a, eine Kanzel und ein Altar, und wird täglich eine Betſtunde, an Sonn- und Feyertagen aber eine Predigt, und zu gewiſſen Zeiten auch das h. Abendmahl, gehalten. Wenn dieſe Art des Hoſpitales an einem Orte, wo nur eine der chriſtlichen Religionen herrſcht, erbauet wird, ſo können im untern Stockwerke die Weiber, im obern

aber

aber die Männer, ſeyn, und die Einrichtung des Gottesdienſtes auf jezt erwähnte Art getroffen werden. Sollten aber zweyerley Religionen vorhanden ſeyn, ſo können entweder z. B. die katholiſchen Männer und Weiber im untern, und die proteſtantiſchen im obern Stockwerke ſeyn, oder auch umgekehrt. Nun hat man hernach die Einrichtung zu treffen, daß man von eingeſchobenen Wänden, von etwa 10 Sch. hoch, bey 2 und 3, eine Abſonderung mache, und in einem Theile die Weiber, in dem andern die Männer ihre Wohn- und Schlafſtätte haben. Unter dieſen Bettſtellen aber befinden ſich einige, welche auf der ſchmahlen Seite des Gebäudes ſtehen, und für die Dienſtmägde, welche auf die alten Perſonen Acht haben müſſen, gehören. Die Verrichtung derſelben iſt verſchieden; einige haben das Zimmer zu reinigen, andere müſſen des Nachts in den Stuben herum gehen; um zu ſehen, ob niemand krank geworden, oder ihm ſonſt, wegen der Schwachheit des Alters, etwas zugeſtoßen iſt, u. ſ. f. Die Erleuchtung dieſes Langhanſes geſchiebt durch 16 hohe und breite Fenſter, worin Ventilators angebracht ſind. Hinter dieſem Langhauſe iſt ein Gang b, von 9 Sch. breit, welcher durch Bogenſtellungen erleuchtet wird. In dieſem Gange kann man neben den Oefen das nöthige Brennholz legen; auch dient er den Alten zu einem Spaziergange. In der Mitte iſt ein Vorſprung, mit zwey Nebenvorſprüngen; in dem erſten iſt die Haupttreppe y; in den zwey Nebenvorſprüngen z, ſind die nothwendigen Bequemlichkeiten. Auch zeigt der Breterboden 4, die Bedeckung des durchlaufenden Canales an, wo man 5 und 6 denſelben eröffnet ſehen kann.

Von dem Langhauſe kommt man in die Krankenſtube B, worin 10 Bettſtellen, für gefährliche Kranke, beſonders vom hitzigen Fieber befallene, befindlich ſind. Dieſes Zimmer iſt zwar nicht gewölbt, hat aber eine hinlängliche Höhe von 18 Sch., wo ſich die Ausdunſtungen ausbreiten, und durch die angebrachten Ventilators aus dem Zimmer getrieben werden können, und dagegen friſche Luft eingelaſſen werden kann. Dieſes Zimmer muß öfters ausgeräuchert werden, um dadurch die Luft zu reinigen Die Krankenſtube iſt 47 Sch. lang, und 21 breit. Sie wird durch einen Ofen erwärmt. Gegen oder in das Langhaus A, gehen zwey kleine Fenſter, damit die daran lie-

liegenden Krankenwärterinnen alles hören und ſehen können. Auch iſt eine nothwendige Bequemlichkeit mit angehängt, wohin diejenigen Kranken, die bald wieder hergeſtellt ſind, ſich begeben können. Zu dieſer Krankenſtube B, kann man ſowohl aus dem Langhauſe A, als auch aus dem Hofe und von auſſen kommen, wie der Durchgang x zeigt, wo auch die Treppe, vermittelſt welcher man in das andere Stockwerke kommt, befindlich iſt. Unter dieſer Treppe geht eine in ein Gewölbe hinunter, wohin die Verſtorbenen gebracht werden.

Weil aber die Kranken in Anſehung der Speiſen beſonders beſorget werden müſſen, so iſt auch eine abſonderliche Küche w dazu angelegt, an welche noch eine Speiſekammer v ſtößt. Die Küche iſt 16 Sch. breit, und 21 lang; die Speiſekammer aber 21 lang, und 7 breit. Damit die Küche ſogleich mit dem benöthigten Brennholze verſorgt ſey, iſt bei u eine Holzkammer, 21 Sch. lang, und 12 breit, worin bis 5 Klafter geſpaltenes Holz liegen können.

An die Holzkammer u, ſtößt die Kammer des Apothekers, t, von 21 und 18 Sch. ins Gevierte; darneben iſt ſeine Stube t, von 16 und 19 Sch. Auch hat er bey t eine Küche; von dieſer kommt man auf den Flur oder in das Vorhaus, wo eine Treppe in das obere Stockwerk führt; auch hat man von hier aus mit dem Hofe und der Straße Communication. Aus dem Vorhauſe kommt man in die Apotheke s, welche 16 Sch. ins Gevierte hat, und zur Winterszeit vermittelſt eines Windofens geheizet werden kann; daran iſt ein Laboratorium s, beyde ſind feuerfeſt gewölbt.

Eintheilung des zweyten Stockwerkes, Fig. 2761. Um wieder mit dem vordern Mittelgebäude den Anfang zu machen, ſo iſt bey H ein Zimmer angebracht, worin die Oberpfleger zu gewiſſen Zeiten ihre Zuſammenkunft halten, und von dem Haushofmeiſter und den Aufſehern Rechnung und andere Berichterſtattungen abfordern. Dieſes Zimmer iſt 33 Sch. lang, und 20 breit. Hinter demſelben befindet ſich ein Eingang nebſt dem heimlichen Gemache, zu welchem man, wie auch zu der Treppe von dem Vorhauſe oder der Tenne I kommt. Zwiſchen der Treppe und dem Einheizgange iſt die eine Kammer K, für des Haushofmeiſters Magd, 14 und 12 Sch. ins

Ge-

Gevierte. Auch kommt man von dem Flur I in die Küche des Hausbofmeiſters L. Bey M, iſt ſeine Stube nebſt einem Alkoven. Erſtere iſt 23 Sch. lang, und 19 tief. Neben der Stube M, ſind zwey Kammern, N, N, deren die erſte, neben der Stube, 18 Sch. lang, und 16 tief, die andere aber 16 tief, und 8 breit iſt.

Bey p iſt ein Flur oder Vorhaus, nebſt einer Treppe, welche auf das Bodengeſchoß führt. Von eben dieſem Flur gelangt man auch in die Wohnung O, die für eine beſonders geſetzte Oberaufſeherinn, welche aber unverheurathet ſeyn muß, beſtimmt iſt. Sie hat gleich bey dem Eingange eine Küche, welche von dem Durchgange zur Stube, durch einen Verſchlag abgeſondert iſt. Damit aber die Küche genug Licht erhalte, iſt in derſelben ein großes Fenſter eingeſetzt. Alsdann gelangt man zur Stube, welche 17 und 16 Sch. ins Gevierte hat; aus dieſer aber in die Kammer O, welche 18 und 22 Sch. hat. Dieſe Kammer dient aber nicht allein zur Bequemlichkeit der Oberaufſeherinn, ſondern auch zur Verwahrung kleines Waſchzeuges.

Da auch arme Weiber, die keinen Unterhalt zu ihrer Entbindung und Wochenbette haben, in dem Hoſpitale verſorget werden müſſen, ſo habe ich einige geraume Zimmer für Kindbetterinnen angebracht; es ſind deren auf dem linken Flügel zwey. G, G. Das erſte ſtößt an die Kammer der Oberaufſeherinn O, aus welcher ſie in die Wochenſtuben kommen, und nachſehen kann, ob den Wöchnerinnen die nöthige Pflege und Wartung geleiſtet werde. Dieſes Zimmer iſt 22 Sch. breit, und 21 tief, und hat alſo 462 □ Sch. Darin können für vier Wöchnerinnen und eine Wärterinn, fünf Bettſtellen ſtehen. Da eine Bettſtelle 6 Schuh lang, und 4 breit iſt, mithin 24 □ Sch. Raum erfordert, alle fünf zuſammen aber nur 120 □ Sch. einnehmen, ſo bleiben für Tiſch, Stühle und anderes Geräth, wie auch zum Herumgehen, noch 342 Sch. übrig. Dicht neben dieſem Zimmer iſt noch eine kleine Kindbettſtube, 15 Sch. breit und 18 tief, mithin von 270 □ Sch., worin drey Bettſtellen Platz finden. Beyde Kindbettſtuben werden aus einem dahinter befindlichen Gange geheizt, zu welchem man aus dem Vorhauſe Z kommt, wo auch eine Treppe iſt, welche auf das Dachgeſchoß führt. Von eben dieſem Vorhauſe kommt man auch in die Kindbett-

ſtuben, und in der Köchinn Kammer Y. Bey X iſt von auſſen ein bedeckter Gang, über welchen die Oberaufſeherinn zu der Armenſtube D kommen kann. Auf eben dieſem Gange kommt man in das Zimmer F, und in die Kammer F; beyde dienen, verarmte Perſonen von gutem Herkommen zu beherbergen; die Stube hält 24 und 22, die Kammer aber 8 und 22 Sch. Von dem Gange X geht man auf den Hauptgang W, von welchem man durch drey Thüren in das obere Langhaus kommt.

Dieſes Langhaus wird, wie das untere durch vier große Oefen erwärmt. Es haben darin 93 Bettſtellen Platz. In der Mitte ſind hölzerne Ständer, um einen Durchzug zu tragen, welche mit den Pfeilern des untern Langhauſes zuſagen. In der Mitte bey t, iſt ein Altar, wo, wenn dieſes obere Langhaus von Katholiken bewohnt wird, täglich Meſſe geleſen wird. Bewohnen daſſelbe aber Proteſtanten, ſo wird die Einrichtung, wie bey dem untern Langhauſe Fig. 2760, angezeigt worden iſt, gemacht. Hinter dem Langhauſe iſt, wie bereits gemeldet worden iſt, der Gang W, mit dem Vorſprunge u, wo die Treppe auf das Dachgeſchoß führt. In den Vorſprüngen v, ſind die nothwendigen Gelegenheiten. Das zur Feuerung der Oefen nöthige Brennholz, wird, neben denſelben, auf dem Gange W aufgeſtellt. Bey 1 iſt eine Thür, durch welche man von dem Gange W, auf den Gang X kommen kann; und von dieſem iſt in die Krankenſtube E, in die Küche b, in die Kindbettſtube G, und zu dem Wundarzte bey 3 zu kommen. Die Krankenſtube E, ſtößt an das Langhaus D, und enthält für 10 Kranke Platz. Jede Bettſtelle iſt 4 Sch. breit, und 6 lang. Der Zwiſchenraum von jeder Bettſtelle zur andern, iſt auch 4 Sch. Von der Krankenſtube geht man in das Vorhaus z, wo eine Treppe iſt, die auf den Dachboden führt. Hinter derſelben iſt eine kleine Speiſekammer a, in welche man aus der Küche b gelangt. Die Küche b iſt für die Krankenſtube E, und für die Kindbettſtube G, beſtimmt; ſie iſt 22 und 15 Sch. ins Gevierte. Die Kindbettſtube G iſt für Perſonen von gutem Herkommen beſtimmt, und iſt 20 und 22 Sch. ins Gevierte groß. Bey 2, iſt eine Thür in des Wundarztes, und bey 3 in die Kindbettſtube. An dieſer ſtößt des Wundarztes Kammer S, 22 und 18 Sch. breit. Die Stube S, iſt 16 und

und 12 Sch. ins Gevierte. Die Stube wird aus des Wundarztes kleiner Küche s geheizt, aus welcher man auf das Vorhaus q kommt, wo wieder eine Treppe iſt, welche auf den Dachboden führt. Auch kann man von dem Vorhauſe q in die Leinwandkammer R kommen, zu welcher auch die Haushofmeiſterinn aus dem Confrenz-Zimmer *H* kommen kann. Die Leinwand, welche hier aufbehalten wird, iſt die neue, und es hat die Haushofmeiſterinn die Aufſicht darüber, welche, wenn man für die armen Männer oder Weiber neue Hemden, Bettücher, u. d. gl. nöthig hat, den Nähterinnen ausſchneidet.

Fig. 2762, ſtellt den Aufriß des Langhauſes, nebſt der vordern Anſicht der Wohnungen der Bedienten vor.

Der Aufriß des Langhauſes, iſt Fig. 2762 a). Es iſt, wie man ſieht, zwey Stockwerke hoch. Das untere iſt 2 Sch. von den Straßenpflaſter erhöhet, um trocknere und von aller Feuchtigkeit befreyte Zimmer zu erhalten. Beyde Stockwerke ſind mit einem gebrochenen Dache bedeckt. In dem untern Dache können Zimmer für Koſtgänger und Koſtgängerinnen zugerichtet, auch einige zu Kleiderkammern gewidmet werden. Denn es geſchieht öfters, daß man gern alte Perſonen von guter Familie, wegen Schwachheit oder Blödſinnigkeit, unter beſonderer Aufſicht in einem Hoſpitale, gegen Bezahlung, unterbringen möchte, dieſelben aber doch unter den gemeinen Armen nicht beherbergen will; dazu ſind alſo beſondere Zimmerchen in dem untern Theile des gebrochenen Daches anzuordnen, wo die Koſtgänger oder Koſtgängerinnen mit ihren Bedienugen Platz finden. Was die Bauzierathen betrifft, ſo ſind ſelbige einem ſolchen Gebäude, welches ein ehrbares Anſehen haben ſoll, angemeſſen. So hoch als das untere Stockwerk von dem Pflaſter erhoben iſt, ſo hoch iſt ein Sockel oder ein Plinthe. Darüber ſind nach bäueriſcher Art, Steine als Quader angebracht, welche von einem durchlaufenden Bande bedeckt ſind. Die Fenſter im untern Stockwerke ſind 6 Sch. breit, und 12 hoch; es verhält ſich alſo die Breite zur Höhe, beynahe wie 1 zu 2. Ihre Einfaſſung iſt glatt, und die Verdachung wird durch eine Verkröpfung des Bandgeſimſes formiret. Zwiſchen dem Kranze, oder der Verdachung und dem Fenſterſturze, iſt eine erhabene Tafel. Das Portal iſt nach der doriſchen Ordnung, mit Wandpfeilern ver-

verziert, davon der Model 1 Sch. iſt. Die Pfeiler ſiehen von Mittel zu Mittel 16 Model oder Sch. von einander; in den Borden ſind 9 Dreyſchlitze (Triglyphen). Das Portal ſchließt ſich nach einem halben Zirkel, welcher das Fenſter über dem viereckigen Theile des Portales ausmacht. Die übrige Verzierung deſſelben iſt aus der Kupfertafel zu erſehen.

Das obere Sockwerk dieſes Hoſpitales iſt von dem untern durch ein Bandgeſims unterſchieden. Die Fenſter dieſes Stockwerkes haben eine Brüſtung von 3 Sch. hoch, welche mit einer viereckigen Tafel geziert iſt. Die Einfaſsung iſt ganz glatt, und oben mit einem Schlußſteine geziert. Die Breite iſt, wie in dem untern Stockwerke, 6 S., und die Höhe 8; es verhält ſich alſo die Breite zur Höhe, wie 3 bis 4. Das Mittelfenſter hat die Breite des Portales, und verhält ſich wie 1 zu 1, hat eine glatte Einfaſſung, und auſſer derſelben ſchneckenförmige Verzierungen, welche ein Geſims mit einem dreyeckigen Fronton tragen. Das ganze Gebäude wird mit einem 2 Sch. 3 Z. hohen Kranzgeſimſe gekrönt. An den Ecken des Gebäudes, ſind in dem untern und obern Stockwerke, ausgeſetzte Steine angebracht, welche dem Gebäude ein ruſtiques Anſehen geben. Das Dach iſt ein gebrochenes, und wird deſſen Höhe erhalten, wenn mit der halben Breite ein halber Zirkelriß beſchrieben, der halbe Durchmeſſer in 6 gleiche Theile getheilt, und ein ſolcher 5ter Theil noch über den halben Zirkel hinauf geſtochen wird, ſo geben die untern 3 Theile das untere, die obern 3 aber das obere Dach. In dem untern Dache können Zimmer angeleget werden, wie bereits oben angezeigt iſt; in dem obern aber können verſchiedene Verſchläge gemacht werden, um darin alte Kleidungsſtücke, und andere Sachen, welche die Verſtorbenen hinterlaſſen, zu verwahren. Die Fenſter des untern Daches ſind mit einem dreyeckigen Fronton geziert, in dem obern Dache aber ſind ſo genannte Ochſenaugen mit einer bogenförmigen Verdachung.

Fig. 2762 b) ſtellt den **Aufriß der vordern Wohnungen** vor. In der Mitte iſt das Gebäude, worin der Haushofmeiſter ſeine Wohnung hat, und worin auch, wie bey Erklärung der Fig. 2760 und 2761 bereits erwähnt worden iſt, die Amtsſtube und das Archiv befindlich ſind. Ich habe hier alſo nur die Verzierung und die äuſſere Einthei-

theilung dieſes Gebäudes anzuzeigen. Dieſes Gebäude ſpringt um einen Stein hervor, und macht alſo einen Riſalit. Es iſt zwey Stockwerke hoch, und hat ein franzöſiſches oder gebrochenes Dach, in deſſen unterm Theile Zimmer angelegt werden können. Das untere Stockwerk hat in der Mitte die Thür, wovor eine Freytreppe liegt, welche an dem Sockel oder Plinthe anliegt. Ueber der Thüre iſt ein Fenſter, durch welches das Vorhaus erleuchtet wird. Dieſer Thüre gegenüber, iſt eine andere, welche nach dem Hofe geht. Zu beyden Seiten der Thüre ſind drey Fenſter, jedes von 3½ Sch. breit, und 9 Sch. hoch. Die Verzierung dieſes Stockwerkes iſt nach ruſtiquer Art, mit Binden oder Boſſagen, welche über den Fenſtern keilförmig zulaufen. Die Abtheilung des untern und obern Stockwerkes iſt an dem Bandgeſimſe zu erkennen. In der Plinthe ſind die Kellerfenſter zu ſehen. Die Fenſter des obern Stockwerkes ſind 3½ Sch. breit, und 7 Sch. hoch, ſo daß ſich alſo die Breite zur Höhe, wie 1 zu 2 verhält. Ihre Einfaſſung iſt ein Streifen. In der Brüſtung ſind erhabene Tafeln. An beyden Ecken ſind Pilaſter oder Leſinen. Das ganze Gebäude iſt mit einem Kranze gekrönt, welcher 18 Z. hoch iſt. An beyden Ecken ſind wieder Vorlagen von 3 Fenſternbreiten angebracht, welche Fenſter dieſelben Maßen haben, wie die am mittlern Riſalit. Nur iſt in dem untern Stockwerke das Bäueriſche Werk ohne Schlußſteine oder Keile, und die Fenſter haben eine ganz gerade Einfaſſung. Das Dach auf dieſen Eckriſaliten iſt ein deutſches, zeimlich flaches Dach, welches auf dem Kranzgeſimſe ruhet. Zwiſchen beyden Ek- und dem mittlern Riſalit, iſt das Mauerwerk ganz glatt, und mit einem Kranze gekrönt. In dem Dache kann von dem Apotheker und dem Wundarzte auf einer Seite, und von dem Aufſeher und der Aufſeherinn, auf der andern allerley Gerümpel verwahrt, oder wohl Mägde geleget werden.

Fig. 2763 a) ſtellt die Anſicht des Langhauſes gegen den Hof, nebſt den Durchſchnitten des Flügelgebäudes, vor. Die Anſicht und der Durchſchnitt der Flügel, rührt von der Schnittlinie I, II, Fig. 2761, her. In der Mitte des Aufriſſes iſt der Vorſprung oder die Vorlage a, worin die Haupttreppe iſt. Rückwärts ſind die zurückgezogenen Theile b, worin die heimlichen Gemächer ſind.

Und

Und ſo geht die Höhe dieſer Vorlage bis zu dem obern Theile des gebrochenen Daches. Bey e ſieht man die Bogenſtellungen, hinter welchen der Gang b, Fig. 2760, weggeht. Durch dieſe Bogenſtellungen fällt auch das Licht zu den Fenſtern c in das Langhaus; auch ſind die Thüren d zu ſehen, durch welche man aus dem Langhauſe in den Hof, und von dieſem in das Langhaus kommen kann. Bei e, iſt ein Einheizkamin. Die Mauer des obern Stockwerkes ruhet auf den untern Bogenſtellen. Die Fenſter, welche hier zu ſehen ſind, erleuchten den Gang W von dem obern Langhauſe, F. 2761. Bey f und g ſind Thüren, durch welche man auf die Gänge x, F. 2761, welche zur Communication dienen, gelangen kann. In dem untern Theile des franzöſ. oder gebrochenen Daches ſind Lukarnen, oder erhabene Dachfenſter mit dreyeckigen Giebeln; dieſe dienen zur Erleuchtung der Dachzimmer. Was die Verzierung dieſes Gebäudes betrifft, ſo beſteht dieſelbe bloß in dem Bandgeſimſe, und einem Kranze, womit die Mauer gekrönt iſt.

In den Seitengebäuden iſt im untern Stockwerke, bey h die Holzkammer, welche mit der Decke und den Balken 19 Sch. hoch iſt. In dem obern Stockwerke iſt i, die Schlafkammer für die Köchinnen, welche nebſt dem Gebälke 14 Sch. Höhe hat. Das Dach, weil es nur eine Spannung von 23 Sch. hat, beſteht aus dem Sparrenwerke und einem Kehlbalken, welche durch Biegen zuſammen gehalten werden. Die Höhe dieſes Daches iſt 11½ Schuh. Auf der andern Seite iſt bey k, die untere Krankenſtube, welche nebſt dem Gebälke 19 Sch. hoch iſt. In dieſer Stube ſieht man die Bettſtellen l, wie ſie der Länge nach erſcheinen; und die Thür m, durch welche man in das Langhaus kommt. Zu beyden Seiten ſind die Fenſter n, wodurch die Aufwärterinnen alles ſehen und hören können, was in den Krankenſtuben vorgeht. Die obere Krankenſtube hat 14 Sch. zur Höhe, wo ſich auch hier die Bettſtellen, Thür und Fenſter, wie unten zeigen. Das Dach iſt eben ſo, wie das auf der gegenüber liegenden Seite, verbunden.

Fig. 2763 b), ſtellt den Durchſchnitt des Langhauſes, des Hofes, und der Wohnung des Haushofmeiſters, den die Schnittlinie III. und IV. macht, vor.

Was zuerſt das Hauptgebäude betrifft, ſo muß, bereits erwähnter Maßen, das unterſte Stockwerk von der Straße etwas erhöhet ſeyn; daher ſieht man bey o den Durchſchnitt der Freytreppe, vermittelſt welcher man in das untere große Zimmer oder Langhaus A kommt. Die Höhe bis an den Gewölbbogen, iſt 17 Schuh. p, ſind die Fenſter, welche auf der ſchmahlen Seite ſtehen. q, der Pfeiler, welcher den Kreuzbogen zur Widerlage dient. r, der Durchſchnitt des in Fig. 2760 mit a bezeichneten Altartiſches. s, der Ofen. t, die Bettſtellen, nach ihrer Länge von 6 Sch. Von dem Langhauſe kommt man durch die Thüre u, in den Gang w, wie auch in die Vorlage x, worin die Haupttreppe y iſt, wo man zugleich ſehen kann, daß daſſelbe genugſames Licht hat. Vermittelſt der Treppe y, kommt man auf den Gang 1, welcher vor dem obern Langhauſe iſt. Bey 2, iſt die Hauptthür in daſſelbe. In dem Langhauſe ſelbſt ſieht man bey 3 den Ofen; bey 4, die Bettſtellen; bey 5, die Fenſter; bey 6, den Ständer, welcher einen Unterzug trägt; bey 7, den Durchſchnitt des Altars, nebſt den davorliegenden Stufen; und bey 8, den Durchſchnitt des mittlern großen Fenſters. Die Treppe welche auf das Dach führt, iſt wegen der Schnittlinie nicht zu ſehen. Das Dach wird folgender Maßen proportionirt. Mit der halben Breite des Gebäudes wird ein halber Zirkelkreis beſchrieben, und in der Mitte eine ſenkrechte Linie errichtet, welche etwas über den Zirkelkreis hinaus reicht. Die Höhe dieſer Linie, bis wo ſie den Zirkelkreis berührt, wird in 5 gleiche Theile getheilt, und ein ſolcher Theil noch über den Zirkelkreis hinaus geſtochen. Durch den dritten Theil, von unten hinauf gerechnet, wird eine horizontale Linie bis an den Zirkelkreis gezogen, und wo dieſelbe den Bogen berührt, von da bis nach dem Hauptbalken werden zu beyden Seiten ſchräge Linien geriſſen, welche die äuſſere der untern Dachſparen ſind. Die obere aber erhält man, wenn man von dem Puncte des über den Zirkelkreis hinauf getragenen 6ten Theiles, nach den untern Sparren ſchräge Linien zieht. Dieſes iſt eine der beſten Proportionen eines gebrochenen Daches in Deutſchland. Was die Verbindung deſſelben betrifft, ſo beſteht ſie in dem untern Dache, in einem liegenden Stuhle mit Schwellen und Fetten, dem Bruſt- oder Spannriegel und dem Kehlbalken, wovon erſterer durch

Jagd-

Jagdbiegen mit den liegenden Säulen zuſammen gehalten wird. In der Mitte geht eine Hängeſäule bis zu der Firſte des Daches. In dieſe Hängeſäule und den Spannriegel kommen wieder Tragbiegen. Das obere Dach beſteht aus ſeinen zwey Sparren oder Rafen, welche durch den Hahnen-Balken oder von dem obern Rechenbande gehalten werden, und aus zwey Streben, welche in dem Kehlbalken und der Hängeſäule eingelaſſen ſind. Bey z ſieht man die Schorſteinröhre, wie ſie in dem Dache bis zu der Firſte geſchleift wird. Ferner ſieht man, wie die mittlern Schiftſparren a, und Grathſparren b, über den Vorlagen angezogen ſind.

Weil die Schnittlinie durch den Hof gezogen iſt, ſo erblickt man auch das Seitengebäude B, wo bey ⊙ die Thür, und zu beyden Seiten zwey Fenſter, zu ſehen ſind, wovon zwey an die Vorlage des Hauptgebäudes in die Krankenſtube ſtoßen, die zwey andern aber der Küche Licht verſchaffen. Zwiſchen dieſen Fenſtern und der Thüre ſind die hölzernen Säulen, und darüber das Gebälk zu ſehen, über welches der Gang ☾ geht. Die Fenſter ſind ohne alle Einfaſſung. Das Gebäude iſt oben mit einem Kranzgeſimſe geziert. Das Dach iſt ein deutſches, deſſen Verbindung, Höhe ꝛc. aus dem Durchſchnitte, Fig. 2763 a), zu erſehen iſt.

C, iſt der Durchſchnitt von dem Mittelgebäude der vordern Fronte, in welchem die Amtsſtube, das Archiv, das Conferenzzimmer und die Wohnung des Haushofmeiſters befindlich ſind, wie bey Erklärung der Grundriſſe gemeldet iſt. In dem untern Stockwerke bekommt man, vermöge der Schnittlinie, die Treppe ♂ zu ſehen, unter welcher die Thür ☿ zu dem Holzgeläger iſt. ♀ iſt die Thür zum Einheizgange und heimlichen Gemache. ♃, die Thür zu des Verwalters Zimmer. Die Höhe dieſes Stockwerkes iſt, ſammt dem Gebälke, 19 Schuh. Dieſes Gebäude iſt, ſo wie die übrigen Theile, der Geſundheit wegen, um 3 Sch. von der Straße erhaben. In dem obern Stockwerke, iſt bey a wieder eine Thür unter der Treppe b, wo des Hausmeiſters Magd ſchläft. c, iſt die Thür zum Einheizgang. d, die Scheidemauer, durch welche das Conferenzzimmer von dem Vorhauſe abgeſondert iſt. Das Conferenzzimmer ſelbſt, iſt mit e,

und

und die Thür, welche in die Leinwandkammer führt, mit f bezeichnet. Die Höhe dieſes Stockwerkes iſt, mit Einſchluß des Gebälkes und der Decke, 15. Sch. Das Dach iſt ein gebrochenes, und nach mehrerwähnter Proportion eingerichtet. Die Holzverbindung iſt nach der neueſten Art, von ganz wenigem Holzwerke, und beſteht nur aus dem Sparrwerke, dem untern und obern Rechenbande, und zwey Tragbändern. Auch zeigt ſich, wie die Schorſteinröhren nach der Firſte zu geſchleift ſind.

II. **Einrichtung und Eintheilung eines Lazarethes oder Brechhauſes.**

Die Geſtalt dieſes Lazarethes iſt ein ablanges Viereck, mit einem ablangen Hofe, worauf ein beſonderes Gebäude ſteht, darin der Vorſteher, Prediger und Wundarzt ihre Wohnungen haben, und dadurch von den inficirten Perſonen abgeſondert ſind. Es wird aber ein ſolches Gebäude billig aus den Stadtmauern in einer ziemlichen Entfernung zu erbauen ſeyn, damit die Winde keine angeſteckte Luft in die Stadt treiben können. Es muß auch, wo möglich, ein vorbey fließendes Waſſer haben, damit der Unrath ſogleich mit hinweg fließen könne. Was die Maße überhaupt betrifft, ſo iſt die Länge 220, und die Breite 140 Schuh. Die Tiefe des Hauptgebäudes und der beyden Flügel, nebſt den Hauptmauern, hat 48 Sch. Das Gebäude, welches im Hofe von zwey Stockwerken aufgeführt iſt, iſt 94 Sch. lang und 40 breit.

In Anſehung der Zimmer, hat man bey einem Lazarethe folgende Einrichtung nöthig. 1. Eine Wohnung für den Prediger. 2. Dergleichen für einen Lazarethvater oder Verwalter. 3. Dergleichen für einen Apotheker und Wundarzt. 4. Ein Zimmer, wo die Herren Geſundheitsärzte ſich beſprechen können. 5. Eine Hauptküche, woraus die Kranken geſpeiſet werden. 6. Eine Badſtube. 7. Ein Waſchhaus, nebſt einer Rollkammer. 8. Verſchiedene Plätze für Brenn-

holz. 9. Einige Krankenſtuben. 10 Stuben für angeſteckte Kindbetterinnen. 11. Verſchiedene heimliche Gemächer.

Fig. 2764, Grundriß des unterſten Stockwerkes.

Fig. 2764 a), das Gebäude, wo der Prediger, Lazarethvater, Apotheker, und Wundarzt wohnen, und wo auch die Küche iſt. Fig. 2764 b), ſtellt das Hauptgebäude, oder das Lazareth ſelbſt vor. Der Haupteingang in das Lazareth, iſt bey A, deſſen Breite iſt von 10 Schuh, welchen ein Thorweg von 2 Thorflügeln beſchließt, wie in dem Aufriſſe, Fig. 2765), zu ſehen iſt. Neben dieſem Thorweg, iſt bey a das Waſchhaus; bey b, die Rollkammer, wo die Wäſche gerollet oder gemanget wird; bey c und d, ſind die Holzgeläger zu dem geſpaltenen Holze, welches in der Küche gebraucht wird. e und f, ſind die heimlichen Gemächer für die Geſunden. Jedes dieſer Nebengebäude iſt 55 Sch. lang, und 13 tief. Weil dieſe Gebäude nur ein Stockwerk hoch, und mit einem Pultdache von leichter Holzverbindung bedeckt ſind, ſo iſt das Mauerwerk nur $1\frac{1}{2}$ Stein dick gemacht, den Stein zu 12 Z. lang, 6 breit, und 3 dick, gerechnet. Zu dem Waſchhauſe und der Rollkammer, wie auch zu den heimlichen Gemächern, kommt man durch die Thür bey 1. Das Waſchhaus a, iſt 24 Sch. lang, und 11 tief, und enthält alſo einen Raum von 264 □ Sch. Eben ſo lang und breit iſt die Rollkammer b. Auf der andern Seite haben die Holzgeläger c und d, daſſelbe Maß. Die Breite der Lauben bey e und f, iſt 7 Sch.

Durch den Haupteingang A, kommt man auch in den Hof B, worin das Haus für die Geſunde ſteht. Dieſes Haus wird im untern Stocke von dem Lazarethvater oder Verwalter, und von dem Apotheker, bewohnt. In der Mitte iſt die Küche, woraus Geſunde und Kranke geſpeiſet werden. g, iſt die Stube des Lazarethvaters, 13 Sch. breit, und 18 tief. h, iſt ein Durchgang von dem vordern Theile des Hofes zum hintern, und iſt 8 Sch. breit. Aus dieſem kommt man in die Kammer i, 13 und 15 Sch. ins Gevierte, desgleichen durch den Gang s in die Kammer k, welche durch einen hölzernen Verſchlag von der Treppe, welche in das obere Stockwerk führt, abgeſondert iſt. Neben des Lazarethvatersſtube, iſt eine, 13 Sch. breite und

und 18 tiefe, Stube, worin die Geſundheits- und Wundärzte, wie auch der Apotheker, ihre Zuſammenkünfte haben, um ſich über eines und das andere zu berathſchlagen. Auf der andern Seite bey n, iſt des Apothekers Stube, von derſelben Breite und [illegible], wie des Lazarethsvatersſtube. h, iſt ein Durchgang von [illegible] Sch. breit. o, des Apothekers vordere Kammer. q, deſſen hintere Kammer, welche von dem Gange s abgeſondert iſt. p, iſt die Apotheke. Auf beyden Seiten bey m und r, ſind die Abtritte. Die Wohnung des Apothekers, und die Apotheke, haben dieſelben Maße, wie auf der andern Seite bey der Eintheilung der Wohnung des Lazarethvaters. Die Küche t, iſt 19 Sch. breit, und 37 tief, ſchließt alſo einen Raum von 703 □ Sch. ein. Der Heerd in dieſer Küche iſt 10 Sch. lang, und 8 breit, und alſo von 80 □ Sch.

Das zweyte Stockwerk wird bey dem Hauptgebäude beſchrieben werden.

Fig. 2764 b), das erſte Stockwerk des Hauptgebäudes. Der Haupteingang iſt von der Straße bey C, da man in das Vorhaus D kommt, durch welches man bey E in den Hof geht. Die Hauptmauern des Hauptgebäudes, ſind 3 Sch. dick. Das Vorhaus, oder die Laube, D, iſt 15 Sch. breit, und 42 tief. Bey 1 iſt die Treppe, über welche man in das obere Stockwerk kommt; ſie iſt 10 Sch. lang, und 8½ breit; ſie hat zwey Arme mit gebrochenen Stufen, ſtatt der Ruheplätze. Bey 2, 2, kommt man in die Krankenſtube F, welche durch den Ofen 4 geheitzt wird; dieſer iſt 4½ Sch. breit, und 7 lang. Die Krankenſtube F, iſt 55 Sch. lang, und 42 tief. Bey beyden Thüren 2, iſt eine Bettſtelle 6, für die Wärterinnen, damit ſie auf die Kranken, wenn ſelbige etwa in der Hitze davon laufen wollten, Acht haben können. Es ſind auch dieſe zwey Bettſtellen deswegen von der Kranken ihren entfernt, um die Wärterinnen vor den anſteckenden Krankheiten beſſer zu verwahren. In dieſer Krankenſtube haben 29 Bettſtellen Raum. Von 7 bis 8, iſt ein Breterverſchlag angebracht, in einer Höhe von 7 Sch., um die Weiber von den Männern abzuſondern. Die Bettſtellen ſind 6 Sch. lang, und 3 breit; der Zwiſchenraum zwiſchen zweyen iſt 1½ Sch. Die Köpfe der Kranken müſſen alle gegen die Mitte des Zimmers oder des Verſchlages ſehen, damit den Kranken keine kalte Luft oder

die Feuchtigkeit der Mauer, empfindlich falle. Den Gang herab können die Medici und Chirurgi, wie auch die Wärter und Wärterinnen, friſche Luft ſchöpfen, und alſo ihre Geſundheit erhalten. Daß in dieſen Zimmern die üble Luft durch Räuchern zu verbeſſern ſey, und daß hier beſonders Ventilators angebracht werden müſſen, verſteht ſich von ſelbſt. Von dieſer Krankenſtube F kommt man, durch die Thür 9, in die Laube 11, und von da zu den heimlichen Gemächern 12, deren Breite 6, und die Länge 24 Sch. iſt. Zu eben dieſer Thür 9, durch den Flur 11, werden die Verſtorbenen in die Todtenkammer 13 gebracht.

Die Krankenſtube F, hat vermittelſt der Thür 10, mit der größern Krankenſtube H Communication. Dieſe iſt 65 Sch. lang, und 42 breit. Für die angeſteckten Perſonen ſind 37 Bettſtellen, welche durch den Verſchlag 7, 8, abgeſondert ſind, und wovon, bereits erwähnter Maßen, ein Theil für Männer, und der andere für Weiber, beſtimmt iſt. Der Ofen 5, iſt 4½ Sch. breit, und 7 lang. Die zwey Bettſtellen 6, dienen für die Wärterinnen, und ſind, aus oben angezeigten Urſachen, von den inficirten Perſonen abgeſondert. Bey 14 iſt eine Thür, durch welche man auf die Laube 15, und von dieſer zu den Abtritten 16, wie auch in die Todtenkammer 17, welche zu dieſer Krankenſtube gehört, kommen kann.

Aus der Krankenſtube H, kommt man, durch die Thüren 18 und 19, auf das Vorhaus K. wo bey 20 eine Treppe iſt, welche in das zweyte Stockwerk führt. Die Länge dieſes Vorhauſes iſt 42, und die Breite 15 Sch. Bey 21, iſt eine Thür, durch welche man auf den Hof B kommt.

Durch dieſe Thür werden auch die Speiſen von der Küche nach der Krankenſtube H gebracht. M, iſt das Badzimmer, worin die Schwitzcuren vorgenommen werden, welche man beſonders bey veneriſchen Krankheiten nöthig hat. Die Größe dieſes Badzimmers, iſt 18 und 24 Sch. ins Gevierte, und ſchließt einen Raum von 422 Sch. ein. Daneben iſt eine Holzkammer N, von 18 und 17 Schuh. Man kann aber auch dieſe Kammer zur Verwahrung allerley Geräthes gebrauchen.

Von dem mittlern Vorhauſe D, kommt man ferner, durch die Thüren 3, in die Krankenſtube G. Der Ofen 5, durch welche ſie geheizt wird, hat 4½ Sch., und zur Länge 7. Bey 6, ſind die Bettſtellen der Wärter und Wärterinnen, wie

wie in der Krankenſtube F. Auch iſt die breterne Wand 7, 8, von 7 Sch. hoch, zu eben dem Endzwecke aufgeſtellt, welcher bey der Stube F angezeigt iſt. Die Stube G hat auch eben die Länge von 55, und eine Breite von 42 Sch. Die Anzahl der Bettſtellen für die Kranken, beläuft ſich auf 29. Aus dieſer Stube kommt man, durch die Thür 9, in die Laube 11, und von dieſer zu den heimlichen Gemächern 12, wie auch zu der Todtenkammer 13.

Aus der Krankenſtube G, kann man, durch die Thür 10, in die Krankenſtube I gehen, welche 42 Sch. breit, und 65 lang iſt. Sie enthält ebenfalls 37 Bettſtellen für die Kranken, davon der Theil in der Mitte durch die 7 Sch. hohe hölzerne Wand unterſchieden und abgetheilt iſt. Bey 5 iſt der Ofen. 6, ſind die Bettſtellen für die Wärter und Wärterinnen. Bey der Thür 14, geht man in die Laube 15, und von da zu den Abtritten 16, imgleichen in die Todtenkammer 17. In dieſe kann man auch, ſo wie in jene auf der andern Seite mit 17 bezeichnete Todtenkammer, durch die Thüren 22, von auſſen hinein kommen, damit man die in der Stadt an einer anſteckenden Krankheit Verſtorbenen, des Nachts in der Stille dahin bringen, und mit andern im Lazareth Verſtorbenen ohne alles Getümmel begraben könne.

Wenn man durch die Thüren 18 und 19, aus der Krankenſtube kommt, trifft man daſelbſt ein Vorhaus L, von 42. Sch. lang, und 15 breit, an. In dieſem Vorhauſe iſt die Treppe 20, über welche man in das folgende Stockwerk kommt. Bey 21, iſt eine Thür, welche auf den Hof geht, und durch welche man den Kranken die Speiſen zubringt. Auch kann man in die Stube O, und Kammer P, kommen, welche von einem Aufſeher oder, Schreiber der die Ausgaben zu berechnen hat, bewohnt wird. Die Größe dieſer Zimmer iſt der gegenüber liegenden Badſtube M, und der Holzkammer N. gleich.

Das zweyte Stockwerck läſſet ſich nach dem untern, Fig. 2764, vollkommen erklären; nur iſt zu bemerken, daß die Hauptmauern in dieſem Stockwerke um einen halben Stein von innen verdünnet werden, und daß die Schorſteinröhren von den untern Feuerungen ſo einzurichten ſeyn, daß ſie im zweyten Stockwerke kein Hinderniß verurſachen.

Erklärung des in dem Hofe ſtehenden Gebäudes, Fig. 2764 a). Uiber des Lazarethvaters Wohnung, iſt die Wohnung des Predigers, zu welcher man über die Treppe in der Kammer a gelangt, von welcher man hernach auf das Vorhaus h kommt. Bey g, iſt des Predigers Wohnſtube, und bey l ſeine Studierſtube. Dieſe beide Zimmer aber werden nicht, wie in dem untern Stockwerke geſchehen iſt, von der Küche aus gefeuert, weil es hier nicht Statt findet, ſondern ſie werden von dem Vorhauſe h geheizt, und die Oefen gegen die Ecke der Zimmer geſtellt. Bey ⊙ kann ein kleines Cabinet Platz finden. i, iſt die Schlafkammer. Das heimliche Gemach bleibt an ſeiner Stelle. s und k iſt eine Schlafkammer für Kinder. Uiber der Küche t, kann die Halbſcheid neben der Wohnſtube vermittelſt einer eingehängten Wand zu einem Prangzimmer des Predigers dienen, die andre Halbſcheid aber an der Studierſtube dient zur Bibliothek. Wo auf der andern Seite unten die Wohnung des Apothekers iſt, da iſt im zweyten Stocke die Wohnung des Wundarztes, zu welcher man über die Treppe bey q gelangt. Die Feuerung geſchieht ebenfalls auf der Laube h. Bey n, iſt die Stube des Wundarztes. Bey ☾, ein Cabinet, oder Vorzimmer. Bey ♀, die Schlafkammer. Bey s und q, ſeiner Geſellen Kammer; oder wenn er Kinder hat, wird ſie für dieſe beſtimmt, und für die Geſellen wird unter dem Dache eine Kammer zugerichtet. Die mit p bezeichnete Stube gehört für Feldſcherer oder andere junge Wundärzte, welche in dem Lazarethe practiciren wollen. Bey r, iſt das heimliche Gemach. Weder der Prediger, noch die übrigen beſtellten Aufſeher, Apotheker, Chirurgus ꝛc. haben eine Küche nöthig, weil ſie aus der gemeinen Küche verſorget werden, und, wenn ſie ſonſt was zu kochen haben, in derſelben Platz finden. Unter dem Dache können Verſchläge gemacht werden, wo des Predigers Magd, und die Geſellen des Chirurgi und ſeine Magd, ihre Schlafzimmer haben können; doch aber, um alle böſe Gelegenheiten zu vermeiden, abgeſondert werden müſſen. Sollte noch einiger Raum übrig bleiben, kann man allerley Gerümpel daſelbſt verwahren.

Von dem Hauptgebäude, Fig. 2764 b), iſt nur noch dieſes zu ſagen, daß, was die Krankenſtuben, die heimlichen Gemächer und die Todtenkammern betrifft, die

Ein-

Einrichtung, mit der im untern Stockwerke gleich iſt. Wo aber bey M die Badſtube iſt, kann eine Stube für angeſteckte Kindbetterinnen ſeyn. Die Kammer N aber kann als eine Stube für die Hebammen dienen. Auf der andern Seite iſt das Zimmer oder die Stube O; die Kammer P dient für einen Aufſeher und Aufſeherinn über dieſes Stockwerk, wo die Wärter und Wärterinnen über alles, was ſie zu thun haben, ſich befragen müſſen, oder wo ſie, wenn etwas vorgeht, zu melden haben.

In dem dritten Stockwerk iſt dieſelbe Einrichtung bey dem Hauptgebäude. Die Zimmer O und P, ſind für Perſonen, welche die Aufſicht über die Krankenſtuben haben. In den Zimmern M und N, wenn letzteres zum Heitzen eingerichtet wird, können wieder Kindbetterinnen verpfleget werden. Auch ſind in dem untern Theile des gebrochenen Daches verſchiedene Zimmer anzulegen, worin man einzelne Perſonen von guter Herkunft beherbergen und curiren kann. Kurz, man hat in dieſem Lazarethe ſo vielen Gelaß, daß man nur in den 12 Krankenſtuben 396 Perſonen beherbergen kann.

Weil wir, Gottlob! in unſern geſunden deutſchen Provinzen von der Peſt nicht leicht etwas zu befürchten haben, doch aber andere anſteckende Krankheiten, als: hitzige Fieber, rothe Ruhr, veneriſche Blattern, u. d. gl. ſich ereignen können, ſo wird die Einrichtung dieſes Lazarethes vollkommen dazu gebraucht werden können; denn es verſchaffet noch überdies, wegen der vielen Krankenſtuben, die Gelegenheit, jeder Gattung der Krankheiten ein eigenes Zimmer zu widmen. Uibrigens iſt es auch nöthig, damit keine Irrungen mit den Arzeneyen geſchehen mögen, daß die Bettſtellen jeder Krankenſtube numerirt werden, welche Nummer auf das bey den Arzneyen gewöhnliche Zettelchen geſchrieben wird: z. B. Temperirende Mixtur, alle 2 Stunden 2 Löffel voll zu nehmen. No. 7.

Der Aufriß des Lazarethes, Fig. 2765, zeigt, daß die Architectur daran ganz einfach iſt, dem Gebäude aber doch ein ſchönes Anſehen gibt. Nach der Straße zu iſt der Haupteingang, durch ein verſchloſſenes Thor. Zu beyden Seiten ſind die Mauern der Nebengebäude mit Wandpfeilern und großen Tafeln geziert. Hinter dieſer Mauer ſtehen, nach dem Grundriſſe, die zwey Nebengebäude, worin das Waſchhaus, die Rollkammer, und der Holz-

gelaß, befindlich ſind. Daß kein Dach zu ſehen iſt, davon iſt die Urſache, weil es nur ein Halb- oder Pultdach iſt. Hinter dieſer Mauer erblickt man etwas von dem Gebäude des Geſundenhauſes und deſſen ganzes Dach. Die beyden Flügel des Hauptgebäudes haben von 5 Fenſtern Licht. Ihre Verzierung beſteht in einer Plinthe ebener Erde, und an den Ecken ſind ausgeſetzte Steine. Die Fenſter des untern Stockwerkes ſind mit einem Streifen eingefaßt, und haben Schlußſteine, welche bis an das Bandgeſims reichen. Die Fenſter der zwey übrigen Stockwerke haben ebenfalls eine Einfaßung von einem glatten Streifen; an beyden Ecken aber ſind Pilaſter. Auf ſolche Art iſt das Gebäude von auſſen rings herum geziert, und von oben mit einem Kranzgeſimſe bedeckt. In dem untern Dache ſind, zu Erleuchtung der Dachzimmer, Lukarnen angebracht; in dem obern Dache aber ſind gemeine Dachlöcher, welche verſchiedenen Kammern, wo allerley verwahrt wird, zur Erleuchtung dienen. Die Fenſter nach dem Hofe, ſind ohne alle Verzierung gelaſſen.

Im J. 1784 gab Hr. **Joh. Peter Xaver Fauken**, Arzt und Beſtellter im Marxer Spital bey Wien, welcher 16 Jahr als beſtellter Arzt bey dem Marxerſpital geſtanden hat, und ſich auch auſſerdem in den Hoſpitälern zu Wien gute Kenntniſſe erworben zu haben ſcheint, einen Entwurf zu einem allgemeinen Krankenhauſe, mit welchem zugleich Unterricht für junge Aerzte in der Ausübung verbunden werden ſoll, heraus, wovon ich hier einen Auszug mittheilen werde.

„Um einen Jeden zu überzeugen,“ ſagt Herr **Fauken**, daß auch in den volkreichſten Städten ein allgemeines Krankenhaus eingerichtet werden kann, beſtimme ich mehr eine eigene Stadt, in welcher 200,000 Einwohner ſind. Nach Verhältniß dieſer Volksmenge habe ich dieſen Entwurf gemacht und berechnet. Damit aber die verſchiedenen Gegenſtände einer ſolchen Unternehmung das Ganze nicht verwirren, ſo theile ich

ich den Entwurf in 5 Hauptheile ab. Im erſten berechne ich die Menge der in einer ſolchen Stadt zu verſorgenden Kranken; im zweyten gebe ich das zu ſo vielen Kranken erforderliche Gebäude an; im dritten handle ich von der Einrichtung der Krankenzimmer; im vierten mache ich die nothwendige Abſonderung der verſchiedenen Krankheiten; und im fünften die erforderliche Verpflegung derſelben.

I. Von der Menge der Kranken. Daß die armen Kranken in den Spitälern auf Gerathewohl, oder wenigſtens nicht ſo, wie es für Kranke gehört, behandelt werden, mag wohl von ſolchen Spitälern zu verſtehen ſeyn, in welchen die Vorgeſetzten mehr auf Erſparung des Geldes, als auf gehörige Verpflegung der Kranken (*), bedacht ſind; und dieſes könnte allerdings veranlaſſen, daß oft viele, auch arme Leute, beſonders aber die Dienſtbothen, einen Abſcheu für das Krankenhaus hätten, wenn daſſelbe auf ſolche Art einmal das Zutrauen der Menſchen verloren hat. Dieſe Furcht vor den Krankenhäuſern, und das verheerende Uebel der Quackſalberey, ſind wohl die wichtigſten Urſachen, warum die Menge in einer ſo volkreichen Stadt nicht ſo leicht zu beſtimmen iſt. In Wien, wo die beweg- und unbeweglichen Güter aller Verſorgungsanſtalten und Spitäler über 22000000 Fl. betragen, ſind in ſechs Jahren, 1776 bis 1781, 49907, alſo jährlich $8317\frac{5}{6}$ Kranke verpfleget worden. Im J. 1782, da der Kaiſer befahl, die Zahl aller in den

(*) Ein guter Freund verſicherte mir, daß, da er bey dem Beſuche des Hôtel-Dieu in Paris einem daſigen Arzte ſeine Verwunderung über die große Menge der täglich Verſtorbenen zu erkennen gab, und dabey äuſſerte, warum die Vorgeſetzten des Staates dieſes nicht ahndeten, ihm der Arzt berichtet habe, wenn ſie dergleichen Vorſtellungen bey den Vorgeſezten anzeigten, um einige Verbeſſerungen zu treffen, ſo erhielten ſie gemeiniglich die Antwort: C'eſt pour ſe defaire des miſerables gens.

Spitälern befindlichen Kranken anzugeben, betrug deren Zahl 1303. Im Verhältniß dieſes Beyſpieles, berechne ich die Anzahl der Kranken meiner angenommenen Stadt von 200,000 Einwohnern, auf 1600, oder wenigſtens auf 1400. Unter dieſer Zahl von 1400 täglich zu verſorgenden Kranken, ſind auch jene mit einbegriffen, welche ſich für ihr eigenes Geld in dieſem Krankenhauſe wollen curiren laſſen; und deswegen müſſen auch einzelne, theils größere, Krankenzimmer für ſolche Perſonen zubereitet werden, wie in dem Grundriſſe zu ſehen iſt.

Berechnung der Unkoſten, um 1400 Kranke täglich mit allem Zubehör zu verpflegen. Ich rechne auf jeden Kranken täglich 24 Kreuzer, worunter alles zu dem ganzen Krankenhauſe Erforderliche, als: die Reparatur des Gebäudes, die Säuberung, die nöthigen Nachſchaffungen in den Krankenzimmern, die Beſoldungen aller erforderlichen Beamten und Dienſtbothen, die nöthige Koſt und Heilmittel, u. d. gl. mit Einem Worte: alles was zum Ganzen gehört, mit einbegriffen iſt.

Dieſes beträgt in einem Jahre 204400 Fl. Dieſe Summe theile ich in drey gleiche Theile, jeden 68133 Fl. 20 Kr., damit die Berechnung des für jeden Theil zu beſtimmenden leichter einzuſehen ſey; von dieſen verwende ich einen für die Koſt, den zweyten für die Heilmittel, und den dritten für die übrigen kurz vorher erwähnten Ausgaben. Im letzten Abſchnitte wird gezeiget werden, daß, nach Abzug der Koſten der Heilmittel und Beſoldungen, noch eine große Summe Geldes übrig bleibt, um die übrigen Bedürfniſſe davon beſtreiten zu können.

Entwurf, wie das Geld zu dem allgemeinen Krankenhauſe am leichteſten und ſicherſten einzuſammeln wäre, wenn die ſchon gemachten und beſtehenden mildthätigen Stiftungen nicht hinrei-

chend

chend ſind. Es iſt wahrſcheinlich, daß in einer ſo großen Stadt (denn ich rede nur von geſitteten Völkern,) doch wenigſtens 1000 arme Kranke in öffentlichen Spitälern täglich verpflegt worden ſind. Ich nehme ferner an, daß, wegen grösſerer Erſparung, weil man vielleicht glaubte, daß für Arme alles gut genug ſey, einer täglich, alles mit einbegriffen, 9 Kr. gekoſtet habe. Eine Berechnung, die unmöglich hinreichend iſt, einen armen Kranken zu verpflegen, und wenn er curirt werden ſoll, indem man auch die Koſt, Heilmittel, alle nöthige Anſchaffung, die Erhaltung des Gebäudes, die Beſoldungen der Beamten und Dienſtleute, mit in Erwegung ziehen muß; aber eben deswegen nehme ich hier die möglich geringſte Berechnung an, um die Grundlage zu meinen nöthigen Einkünften deſto ſicherer zu erhalten. Nach dieſer Berechnung nun hätte meine angenommene Stadt jährlich 54750 Fl. für die armen Kranken verwendet; und dieſe Summe iſt die erſte Grundlage zu meiner Einnahme für das allgemeine Krankenhaus.

Ferner gebe ich eine geringe Abgabe von den Dienſtbothen an. In allen Spitälern machen Dienſtbothen die größte Zahl der Kranken aus, und ſie genießen dieſe Verpflegung unentgeldlich. Kein vernünftiger Dienſtbothe wird ſich gegen dieſe Abgabe ſträuben, denn er ſelbſt genießt ja dieſes; und wenn er in 10 Jahren nur einmal krank wird, ſo überſteigen die Unkoſten ſeiner Krankheit eine 20 oder 30 jährige Abgabe; wird er nicht krank, deſto beſſer iſt es für ihn; und alsdann kann er dieſes als das beſte dargereichte Almoſen zur Verpflegung der armen Kranken betrachten. Um auch dieſe Berechnung nicht zu vergrößern, nehme ich den 6ten Menſchen als Dienſtbothen an; der 6te Theil von 200000 beträgt ohne Bruchzahl 33333; ein jeder dieſes Sechstels zahlt jährlich 30 Kr; dieſes beträgt 16666 Fl. 30 Kr.

Eben

Eben ſo müßten auch die Herrſchaftsbedienten, Handwerks- Gewerbs- und Künſtlergeſellen, Kaufmannsdiener u. d. gl. beytragen, denn dieſe genießen ebenfalls ſolche Wohlthat. Ich rechne dieſe in einer ſo volkreichen Stadt zu 60000; ein jeder zahlt jährlich 1 Fl.; alſo wieder ein Beitrag von 60000 Fl.

Wenn nun die mindere Claſſe von Menſchen eine ſo beträchtliche Summe zur Wohlthat der armen Kranken beyträgt, ſollten alsdann die vermögendern Einwohner wohl weniger gutherzig ſeyn wollen? Das einzige Bewußtſeyn, ihre Hausgenoſſen bey ſich ereignendem Falle in einem Krankenhauſe ſo gut, ja noch viel beſſer, als in ihrer Behauſung, verſorgt zu wiſſen, verzinſet ja dieſen geringen Beytrag zehnfach. Damit ſich aber dieſe nicht über eine neue beſchwerliche Laſt beklagen können, überlaſſe ich es den freywilligen Beyträgen der Bürger, und ſchicke monatlich einmal einen barmherzigen Bruder herum, um dieſe abzuholen; und da die Grundlage der Einkünfte ſchon aus 131416 Fl. 30 Kr. beſteht, ſo iſt nicht zu zweifeln, daß das Uibrige um ſo viel eher ergänzet wird, da die Großen des Landes, von dem Geiſte ihrer tugendhaften Vorfahren belebt, wetteifern werden, ein ſo frommes, und dem Staate zur Ehre gereichendes Werk mit ihren ergiebigen Beyträgen zu unterſtützen.

Den Nutzen, den das Krankenhaus jährlich von den zahlenden Perſonen gewinnt, kann ich hier nicht beſtimmen, da dieſes ohnehin eine unſichere Beyſteuer iſt.

II. Von dem Gebäude.

Lage. Dieſe iſt, in Betrachtung der Hauptſtadt ſelbſt, am vorzüglichſten gegen Abend, zwiſchen Abend und Mitternacht, oder gegen Mitternacht, auf einer erhöheten Gegend, weil die Abend- und Nordwinde die vielen Ausdunſtungen eher unwirkſam

ſam machen, und dieſelben, wegen ihrer Heftigkeit, leichter zertheilen. Sind aber dieſe Gegenden der Hauptſtadt zu viel mit Häuſern beſetzt, ſo kann auch eine andere Gegend, welche weniger bewohnt iſt, dazu gewählt werden. Die Entfernung von der Stadt ſelbſt, kann 3 bis 400 Klafter betragen, je nach dem es die Anhöhe, oder einige Vortheile des benöthigten Waſſers, geſtatten. Kein Wald, keine mit vielen und auch hohen Bäumen bewachſene Gärten, keine Häuſer oder hohe Gebäude, müſſen auf eine gewiſſe Entfernung rund um das Krankenhaus her vorhanden ſeyn, welche der Circulation der Luft und mithin der nöthigen Auslüftung, hinderlich ſeyn könnten; noch weniger aber Sümpfe, ſtehende Wäſſer, oder zuſammengehäufter Unrath. Die Grabſtätte muß wenigſtens eine halbe Stunde weit davon entfernt ſeyn, gleichfalls auf einer erhöhten Gegend, und, wo möglich, in einem ſandigen Boden, welcher die Leichname mehr ausdörret; da hingegen die Beerdigung der Todten in gutem und der Höhe des Waſſers gleich ſtehenden Erdreiche, die Fäulung, und die daher entſtehenden übeln Ausdunſtungen merklich befördern, und bösartige Krankheiten in ſolchen Gegenden hervor bringen kann. Keine Haupt- oder ſtark bewanderte Poſtſtraße muß die in ſolchem Krankenhauſe nöthige Ruhe ſtören. Die Rinnſäle, worein ſich alle heimliche Gemächer des Gebäudes ergießen, ſowohl als das Hauptrinnſal, müſſen einen jähen Abfall in einem fließenden Waſſer haben, damit die Unreinigkeiten ſich nicht lange in der Gegend aufbehalten können. Daher wäre es gut, wenn ein immerfließendes Waſſer, welches jedoch mit einem Wehre verſehen ſeyn muß, um bey ſich ereignendem Anwachſen den Schaden des Rinnſales zu verhüten, durch die Rinnſäle ſeinen Ablauf hätte.

Bau-

Bauart, Pracht, Verſchwendung, und Meiſterſtücke der Architektur, müſſen dieſes Krankenhaus nicht auszeichnen; aber hinlänglicher Raum, Bequemlichkeit, und gute Eintheilung, ſind die unentbehrlichſten Eigenſchaften eines ſolchen Gebäudes. Das Fundament und das Mauerwerk müſſen gut und dauerhaft ſeyn, und nicht von ſo genannten Waſſerſteinen aufgeführt werden, wovon die Zimmer ſehr feucht, mithin den Kranken nachtheilig ſind; eben ſo muß die Bedachung das Gebäude gegen Regen und leichte Feuersgefahr ſichern. Das Rinnſal muß auſſerhalb des Gebäudes rund herum eine Klafter weit von dem Fundamente geführt werden, damit daſſelbe nicht von dem durchfließenden Waſſer immer feucht ſey, und mit der Zeit beſchädiget werden könne, und die innerhalb des Gebäudes mehr eingeſchloſſene Luft davon nicht verunreiniget werde. Aus dieſem Grunde müſſen auch die Zugänge zu den heimlichen Gemächern mit doppelten Thüren verſehen ſeyn, und die Luftzüge an dieſen Oertern gut angebracht werden. Von drey Seiten dieſes Hauſes, die vordere Ausſicht nämlich ausgenommen, könnte ein breiter Gemüſegarten angeleget, und mit niedrigen Obſtbäumen beſetzt werden, damit das Krankenhaus wenigſtens mit dem größten Theile der erfoderlichen Gemüſe verſehen wäre. Die Wirthſchaftsbeamten würden nicht allein einen großen Nutzen für das Krankenhaus davon ziehen, ſondern auch die Aerzte hätten einen weſentlichen Vortheil davon, da ſich die Wiedergeneſenden, und mit verſchiedenen langwierigen Krankheiten Behafteten, zu der nöthigen Leibesbewegung in freyer Luft mit den Gartenarbeiten beſchäftigen könnten.

Um dieſem Gebäude den Vorzug vielleicht vor allen Spitälern Europens zu verſchaffen, habe ich mir alle Mühe gegeben, daſſelbe mit allen Vortheilen und Be-

Bequemlichkeiten zu verſehen, die ein wohleingerichtetes Krankenhaus haben muß. Dieſem gemäß, muß ein ſolches Haus

1. nicht über ein Stockwerk hoch, aber deſto weiter im Umfange gebauet werden. Kein verbindendes Mittel- oder Quergebäude, welches in gleicher Höhe mit den Seitenflügeln vereinigt iſt, folglich mehrere Abtheilungen des Gebäudes macht, muß der benöthigten Lüftung hinderlich ſeyn, weil alle nur möglich ſcheinende Hinderniſſe, die Luft einzuſperren und zu verunreinigen, zu vermeiden ſind.

2. Mein Lieblingsgedanke iſt, ein Krankenhaus ſo groß, und an Zimmern ſo zahlreich zu wiſſen, um wenigſtens alle drey Wochen die Zimmer verwechſeln zu können, damit die vorigen wieder gereiniget, und von dem für Kranke ſo ſchädlichen Spitalgeruche ausgelüftet werden können.

3. Da dieſes Krankenhaus ein allgemeines iſt, folglich nicht allein arme Kranke, ſondern auch bemittelte Perſonen für ihr Geld allda curirt werden können, oder von vornehmern gutthätigen Perſonen Stiftbettſtellen für Kranke dahin verſetzt werden: ſo muß auf einige theils größere, wo mehrere Kranke beyſammen ſind, theils einzelne Zimmer für zahlende Perſonen, Bedacht genommen werden. Damit aber letztere nicht abgeneigt werden, ſich allda curiren zu laſſen, müſſen dieſe Zimmer, ſo viel möglich, von dem Innern des Spitales entfernet werden. Die Zahlung iſt nach Claſſen einzurichten. Die erſtern, welche ein einzelnes Zimmer, ihren eigenen Krankenwärter, ein gut zubereitetes Bett und alle Bequemlichkeiten verlangen, zahlen täglich 50 Kr., da jene in den größſern Zimmern nur 30 entrichten, mit der Bedingung aber, daß, wenn ein Zahlender mit einer bösartigen Faulkrankheit behaftet iſt, derſelbe alsdann in jenem, am Ende der Seitenflügel und für ſolche

Kranke

Kranke gewidmeten Zimmer verpfleget werden muß; denn wegen Eines Kranken können alle andere nicht der Gefahr ausgeſetzet, und die Ordnung des Krankenhauſes überſchritten werden.

4. Eben ſo nothwendig erachte ich es für ein ſo großes Krankenhaus, daß eine gewiſſe Anzahl großer Zimmer für die Geneſenden vorhanden ſey, damit dieſe von den Krankenzimmern abgeſondert ſeyn, und alſo deſto eher ihre vollkommene Geſundheit erlangen können. Die Unruhe in einem Krankenzimmer wo mehrere beyſammen ſind, die Ausdunſtung ſo vieler Kranken, der Anblick gefährlich danieder liegenden oder ſterbenden Kranken, verzögern bey Empfindſamern gar ſehr die völlige Wiedergeneſung, dieſe Verzögerung aber verurſachet dem Hoſpitale bey ſo vielen Kranken jährlich eine große Ausgabe, welche durch dieſe Zimmer leicht erſparet wird. Zudem iſt es nichts ſeltenes, daß Wiedergeneſende, theils wegen eben angeführter Urſachen, theils wegen zunehmenden Appetites, das Krankenhaus zu frühzeitig verlaſſen, und eben deswegen wieder erkranken; dieſe Rückfälle koſten dem Hoſpitale wieder viele Ausgaben, da dieſelben viel gefährlicher ſind, auch länger dauern. So vortheilhaft die abgeſonderten Zimmer den Wiedergeneſenden ſind, eben ſo vortheilhaft ſind ſie auch den Kranken, denn der Geruch der Speiſen für die Geneſenden iſt vielen Kranken unerträglich, und verſchlimmert oft einige Umſtände der Krankheit; hienächſt trägt dieſes auch vieles bey, die Luft um ſo viel reiner zu erhalten.

5. Um die nöthigen Ausgaben bey dem Baue eines ſo großen Hauſes zu erſparen, müſſen groſſe Zimmer zur Verpflegung der Kranken angebracht werden, doch dergeſtalt, daß die ſo nöthige Abſonderung der verſchiedenen Krankheiten nicht aus der Acht gelaſſen werde. Dieſe Zimmer müſſen, wegen der Ausdun-

ſtung

nung ſo viele Kranken, hoch und geräumig angeleget werden, die Fenſter nach Verhältniß der Zimmer hoch und breit genug ſeyn, und die Ausladung derſelben um 8 bis 10 Zoll vergrößert werden, damit die Auslüftung auf keine andere Weiſe gehindert werde. Weder Küche, noch Ofenheizung, und noch weniger eine mit dem Krankenzimmer kommunicirende Thür des heimlichen Gemaches, muß im Zimmer angebracht werden, denn der bey widrigem Winde ſich einfindende Rauch würde den Kranken ſo beſchwerlich, ja oft ſo gefährlich als der Geſtank ſchädlich, ſeyn. Dieſe Zimmer müſſen aber keine Gemeinſchaft mit einander haben, ſondern durch kleine Gänge von einander abgeſondert ſeyn, ſo, daß ein jedes Zimmer als einzeln betrachtet werden kann. Dieſe kleine Gänge ſind um ſo nothwendiger, da die Ofenheitzung der Krankenzimmer, ein großes Waſſerbehältniß, um ſo viele Geſchirre gehörig zu reinigen, und die heimlichen Gemächer darin angebracht ſind; auch ereignen ſich bey Kranken viele Fälle, wo die Ausleerungen beurtheilt werden müſſen, welche alſo in dieſen Gängen aufbewahrt werden können. Ein jedes ſolches Zimmer muß an beyden Enden eine Thür nach dem inwendig im Gebäude angebrachten gemeinſchaftlichen Gange haben, um, bey ſich etwa ereignenden Feuersgefahr, die Kranken geſchwinde genug retten zu können. Der inwendig nach der Länge der Seitenflügel angebrachte gemeinſchaftliche Gang muß alle Zimmer verbinden, und die Beamten und die Wärter des Krankenhauſes vor aller übeln Witterung ſicher ſtellen.

6. Für Gefangene muß ein eigenes, von dem ganzen Spitale abgeſondertes Gebäude eingerichtet werden. Dieſe arme Unglückliche ſind in der Gewalt der Vorgeſetzten, und müſſen ihre Strafe von der Gerechtigkeit entweder erwarten oder vollenden; daher erfordert die Vorſicht, daß man ſich ihrer auch als Kran-

ken verſichere. Immer bleiben ſie Menſchen, und müſſen auch als ſolche behandelt werden; aber unter freyen Perſonen können ſie nicht verpfleget werden, theils wegen des Vorurtheiles oder Eckels der freyen Kranken, theils wegen mehrerer Vertheilung der Sicherheitswächter. In dieſem Gebäude dürfen die Zimmer nicht ſo groß, und nur für ſechs oder acht Perſonen, mit aller Sicherheit gebauet werden, nicht allein wegen der erforderlichen Abſonderung, ſondern auch, weil es gefährlich ſeyn würde, viele, beſonders mit langwierigen Krankheiten behaftete Miſſethäter in ein Zimmer zuſammen zu ſperren, wovon ich die Probe im Marxerſpital ſchon erlebt habe, da in einer Nacht 11 Gefangene die eiſernen Fenſtergitter zerbrochen, und insgeſammt die Flucht genommen haben.

7. Da die Bäder in vielen Krankheiten als das vornehmſte Heilmittel betrachtet werden können, ſo würde dem Krankenhauſe ein großes Bedürfniß abgehen, wenn kein gut eingerichtetes Bad vorhanden wäre; und da an dem benöthigten Waſſer in ſolchem Orte kein Abgang ſeyn darf, ſo iſt dieſes mit wenigen Koſten leicht anzulegen; auch muß für ein Tropfbad geſorget werden, welches in verſchiedenen äuſſerlichen Krankheiten unentbehrlich iſt. Da ferner das Ausdunſten nach dem Bade in jenen Krankheiten, in welchen es als Kur gebraucht wird, immer ſo nothwendig als das Bad ſelbſt, iſt: ſo muß gleich neben dem Bade ein ſolches Dunſtzimmer mit allem Zubehör eingerichtet werden, welches nach dem Verhältniß des Spitales groß genug ſeyn muß.

8. Ich nehme an, daß in meiner Stadt der katholiſche Glaube herrſche, und alſo wird es wohl nothwendig ſeyn, in einem ſolchen Orte, wo das Leben in Gefahr ſteht, auf die Pflichten der Kranken zu denken, und für dieſelben eine Kirche zu widmen; auch die Beamten, Wärter und Wärterinnen des Spitales

müſſen

müſſen ihre Pflichten beobachten. Die innere Beruhigung der Seele hat auf den Körper einen großen Einfluß; deswegen muß eine Kirche, nebſt der gehörigen Wohnung für ihre Diener an einem bequemen Orte angebracht werden. Da ich auch den barmherzigen Brüdern und Schweſtern die beſte Gelegenheit verſchaffen will, der Abſicht ihres Stifters (nämlich Gott gefällig, und den Kranken nützlich zu ſeyn,) im vollem Maße Genüge zu leiſten, ſo ſetzte ich die Kirche in die Mitte des Spitales, an der rechten Seite das Kloſter der barmherzigen Brüder, und an der linken das Kloſter der barmherzigen Schweſtern.

9. Es müſſen Wohnungen für die Aerzte, Wundärzte, ihre Untergeordnete, für den Apotheker und deſſen Gehülfen, für die Krankenwärter, Kanzelleybeamte und Koſtgeber des Spitales, an der bequemſten Gegend des Gebäudes angebracht werden. Die nöthigen Vorrathszimmer für die Spitalwäſche, Betteinrichtungen, die Waſchzimmer und Wohnungen für die Wäſcherinnen, die Todtenkammer, die Zergliederungskammer, und andere erforderliche Abtheilungen, müſſen auch nicht vergeſſen werden. Die unruhigen, gefährlichen, eckelhaften, und mit bösartigen Krankheiten behafteten Perſonen, müſſen, ſo viel möglich, in Zimmern, die von der Mitte oder dem Innern des Spitales entfernt ſind, verpfleget werden.

Erklärung des Grundriſſes, Fig. 2766. Das längliche Viereck A, A, A, A, iſt der Grundriß des ganzen Krankenhauſes, welches, mit Inbegriff des Hofes, 336 Klafter lang, und 180 breit iſt.

B, B, der mittlere Durchſchnitt nach der Länge des ganzen Gebäudes, ſondert die Seite für das männliche Geſchlecht, C C C C von der für das weibliche, D D D D ab.

E, der Ort für die Kirche.

F, der Ort für das Kloſter der barmherzigen Brüder.

G, der Ort für das Kloſter der barmherzigen Schweſtern.

H, die Apotheke, nebſt Wohnungen für den Apotheker, und ſeinen Gehülfen.

I, die Wohnung für zwey Wundärzte.

K, K, eine niedriger gedeckter Gang, welcher mit dem gemeinſchaftlichen Gange der zwey Seitenflügel vereinigt iſt.

L L zwey Thore zur Erhaltung der Communication beider Spitalplätze.

M M das Hauptgebäude, oder die vordere Ausſicht des Krankenhauſes. Dieſes iſt 14 Klafter breit, und hat den gemeinſchaftlichen Gang nach der Länge in der Mitte, ſo, daß zu beyden Seiten die Zimmer angebracht ſind.

Die zwey Seitenflügel, C C C C, D D D D, welche das Hauptgebäude anſchließen, ſind 7 Klafter breit, haben den gemeinſchaftlichen Gang an der innern Seite, und werden am Ende durch das niedrige Gebäude N N N N gebunden, in welchem die Badſtuben, die Dunſtzimmer, die einzelnen kleinen Zimmer für Wahnwitzige, welche, wegen ihrer Unruhe, Unſauberkeit, und oft gefährlichen Betragens, abgeſondert eingeſperrt ſeyn müſſen, und dann die vier Wohnungen für die Wärter und Wärterinnen der Wahnwitzigen, eingetheilt ſind. Ein gedeckter gemeinſchaftlicher Gang ſondert dieſe Kranke von dem ganzen innern Spitale ab, auswärts aber iſt ihnen alle Gemeinſchaft mit andern Menſchen durch den breiten Spitalhof O O benommen, welcher um ſo nöthiger iſt, da in demſelben nicht allein die angezeigten Gebäude abgeſondert ſind, ſondern für ein ſo großes Krankenhaus auch ein geräumiger Platz zum Holzvorrath, und zu andern Geräthſchaften erfordert wird.

Das niedrige Gebäude, N N N N, iſt an Mauerwerk nur 18 Schuh hoch, und, von den Wärterwohnungen an gerechnet, nur 4½ Klafter breit. Die Badſtuben, die Dunſtzimmer, und der gemeinſchaftliche Gang, haben nach der Höhe verhältnißmäßige Fenſter. Die Zimmer für die Wahnwitzigen aber haben nur in der Höhe ein 5 Sch. breites, und 4 Sch. hohes Fenſter im Hofe hinaus, ſo, daß das Fenſter 10 bis 11 Sch. von der Erde erhöhet iſt, damit die Kranken dieſelben nicht zerſchlagen, oder ſich ſelbſt einen

einen Schaden damit zufügen können. Ich habe mit Vorbedacht dieſe Zimmer neben einander, nach der Länge des Gebäudes, geſezt, weil ich im Narrerſpitale, wo 26 dergleichen Zimmer, aber auf jeder Seite 13, folglich gegen einander gebauet ſind, bemerkt habe, daß zuweilen der Geſtank unerträglich war, weil ſolche Perſonen oft ſehr unſauber ſind; auch macht oft einer, wegen ſeiner Unruhe und Raſerey, andere ſonſt ruhigere eben ſo raſend, wodurch die Kur bey vielen erſchwert und verzögert wird. Ferner beobachtet oft einer des andern Handlungen und Gehirngeburten, und bemüht ſich dieſelben nachzumachen. Wenn ich nun die Zimmer für dergleichen Perſonen vereinfache, ſo vermindere ich doch wenigſtens ſehr viel den Geſtank, wenn ich auch nicht die Abſicht erreiche, denſelben ganz zu vermeiden, und die andern Umſtände werden auch ſo viel möglich erleichtert. Ueberigens muß auf die Sicherheit dieſer Zimmer ein beſonderer Bedacht genommen werden, um allem Unglücke vorzubeugen.

Da das Hauptgebäude, und die zwey Seitenflügel ein Stockwerk hoch ſind, das verbindende Quergebäude, als: die Kirche, die zwey Klöſter, und die daran gebaueten Wohnungen für den Apotheker, und die zwey Wundärzte, nicht an die Seitenflügel angeſchloſſen, auch das niedrige Gebäude N N N N ohne Stockwerk iſt: ſo genießt das ganze Krankenhaus einen freyen Kreislauf der Luft von allen Seiten, welches die weſentlichſte Eigenſchaft eines ſolchen Hauſes iſt.

P, iſt der Hauptrinnſal, worein ſich alle heimliche Gemächer ergießen, und welcher rund um das Gebäude auswärts geführt iſt, hinter dem Spitalhofe in einem Rinnſal zuſammen ſtößt, und fortgeleitet wird.

Alle Zimmer des ganzen Gebäudes zu ebener Erde, müſſen 2 Sch. hoch erhoben ſeyn, um die für Kranke und Geſunde ſchädliche, feuchte Luft der Zimmer zu vermeiden.

Ein jedes Krankenzimmer für die Armen in den zwey Seitenflügeln, iſt 14 Klafter lang, 4 Kl. 2. Sch. breit, und 3 Kl. hoch. Da ich für die Breite des Bettes nebſt dem Zwiſchenraume fünf Sch. rechne, ſo können in einem Zimmer zu beyden Seiten 32 Bettſtellen geſtellet werden. Auf dieſe Art glaube ich dem Endzwecke, die Luft hinlänglich

lich rein zu erhalten, und unter den Kranken die nothwendige Abſonderung zu machen, Genüge zu leiſten (*).

Zwiſchen jeden zwey Krankenzimmern, (ich verſtehe zwey zu ebener Erde, und zwey im Stockwerke,) iſt ein Zwiſchengebäude, in welchem die Küche, und die Wohnung des Koſtgebers, und deſſen Dienſtbothen, ein Zimmer für einen untergeordneten Arzt, eines für die Krankenwärter, zwey Küchen für die Krankenzimmer, und eine für die Kuren der Wundärzte, eingetheilt ſind.

Die Keller und benöthigten Eisgruben durchaus unter das ganze Gebäude anzulegen, würde ſo koſtſpielig als überflüſſig ſeyn: wohl aber müſſen ſolche unter den Zwiſchengebäuden für die Koſtgeber, und unter einem Theile des vordern Hauptgebäudes für die Beamten, angebracht werden.

1, die Kanzelley des Krankenhauſes.

2, die Wohnung für den Verwalter.

3, zwey Gänge für das einfallende Licht, um den gemeinſchaftlichen Gang 11 zu erleuchten. In dieſen Gängen muß auch ein gemeinſchaftliches heimliches Gemach angebracht werden, welches aber mit doppelten Mauern eingeſchloſſen, mit Doppelthüren, und guten Zuglöchern verſehen ſeyn muß, um allen übeln Geruch zu vermeiden.

4, drey Zimmer für zahlende wiedergeneſende Perſonen.

5, das Speiſezimmer für dieſelben, damit ſie nicht in ihren gewöhnlichen Zimmern den übeln Geruch von den Speiſen einathmen dürfen, welcher empfindſamen Perſonen allemal unerträglich iſt.

6, die Wohnung des Koſtgebers.

7, zwey Zimmer für die Krankenwärterinnen.

8, neun.

(*) Daß Hr. Sauken auf ein Zimmer von 14 Klaftern Länge 32 Bettſtellen rechnet, alſo in einem Zimmer, 32 Kranke verpflegt wiſſen will, dieſes k nn ich mit ſeinen angelegentlichen Wünſchen für das Wohl der Kranken, und mit ſeiner Behauptung die Luft möglichſt rein zu halten, nicht zuſammen reimen. Er verlangt, die an bösartigen und Faulfiebern liegenden, insgeſammt in einem Zimmer zu verpflegen; aber dieſe 32 Kranke von der Art werden die Luft, geſetzt, ſie wäre auch noch ſo ſehr verändert, dermaßen vergiften, daß, dieſe Kranke zu retten, nur eine Art von Wunderwerk vermögend ſeyn wird. R.

8, neunzehn einzelne Zimmer für zahlende Perſonen, welche unter andern Kranken nicht verpfleget ſeyn wollen, und deren jede täglich 50 kr. zu entrichten hat.
9, ein Gang, welcher ſich mit dem gemeinſchaftlichen Gange 11 verbindet.
10, fünf größere Krankenzimmer für zahlende Perſonen, wo mehrere beyſammen verpfleget werden, deren jede täglich 30 kr. zahlt. Das kleinere dieſer fünf Zimmer kann für die gefährlichen, delirirenden, ſchlafloſen mithin unruhigern Kranken beſtimmt werden.
11, der gemeinſchaftliche Gang in der Mitte dieſes Gebäudes, welcher ſich mit den Gängen der Seitenflügel vereinigt.
12, Das Beſchauzimmer, worin alle ankommende Kranke unterſucht werden, und jedem ſein Zimmer angewieſen wird.
13, das Vorrathszimmer zur Aufbewahrung der Spitalwäſche für die Weibsperſonen.
14, das Rathszimmer, wo alle Angelegenheiten, Streitigkeiten, und Vorfälle im Krankenhauſe unterſucht, und abgemacht werden.
15, drey Treppen.
16, fünf Zimmer für arme Wiedergeneſende.
17, das Speiſezimmer für dieſelben.
18, die Küche des Koſtgebers.
19, eine Krankenküche.
20, kleine Gänge zwiſchen den Krankenzimmern, und den Zwiſchengebäuden, an deren Ende auswärts überall die heimlichen Gemächer angebracht werden. Den fernern Nutzen dieſer Gänge hab ich oben, S. 209, angezeigt.
21, zwölf Krankenzimmer, welche mit den
22, ſechs Zwiſchengebäuden und kleinen Gängen, einen Seitenflügel ausmachen.
23, die Badſtube für das weibliche Geſchlecht.
24, das Dunſtzimmer.
25, der Platz, wo ein Ofen, und ein großer Keſſel zum Waſſerſieden angebracht wird. Eine an dem Keſſel gegen
26, das Waſchzimmer angebrachte Röhre macht denſelben alſo doppelt nützlich.
27, die Wohnungen für die Wäſcherinnen.

28, die Küche, nebſt Wohnung für die Köchin der kranken Gefangenen.

29, neun Zimmer für die kranken Gefangenen, eine Wachſtube, und ein Zimmer für einen untergeordneten Wundarzt.

30, ein großer Stadel zum Strohvorrath für das Krankenhaus.

31, das Zergliederungszimmer.

32, die Todtenkammer.

33, das Thor von dem Spitalhofe.

34, zwey Zimmer für die Wärterinnen der Wahnwitzigen.

35, ſieben und dreyßig kleine einzelne Zimmer für die Wahnwitzigen weibliches Geſchlechts.

36, ein Ausgang in den Spitalhof.

Erklärung der Männerſeite. a, die Wohnung des Thorſtehers.

b, die Wohnung für einen untergeordneten Arzt und Chirurgus.

c, zwey Wohnungen für die Kanzelliſten.

d, drey größere Zimmer für zahlende Wiedergeneſende.

e, das Speiſezimmer für dieſelben.

f, zwey Gänge für das einfallende Licht und für die heimlichen Gemächer, wie auf der Weiberſeite.

g, Wohnung für den Koſtgeber.

h, zwey Zimmer für die Krankenwärter.

i, zwanzig einzelne Zimmer für zahlende Perſonen, deren jede täglich 50 Kr. zu bezahlen hat.

l, eine Krankenküche.

m, ein Gang für das einfallende Licht, und welcher den gemeinſchaftlichen Gang des Hauptgebäudes mit jenen der Seitenflügel verbindet.

n, fünf größere Krankenzimmer, für zahlende Perſonen, wo mehrere verpfleget werden, deren jede täglich 30 Kr. bezahlt.

o, der gemeinſchaftliche Gang.

p, die Wohnung des Gegenhandlers.

q, drey Treppen.

r, das Vorrathszimmer für die Spitalwäſche der Männer.

ſ, fünf größere Zimmer für arme Wiedergeneſende.

t, das Speiſezimmer für dieſelben.

u, die Küche des Koſtgebers.

w, die kleinen Zwiſchengänge für die heimlichen Gemächer, wie auf der Weiberſeite.

x, zwölf große Krankenzimmer.

y, die ſechs Zwiſchengebäude.

z, die Badſtube.

ab, das Dunſtzimmer.

ac, der Ort für den Ofen und Keſſel.

ad, das Waſchzimmer.

ae, die Wohnungen für die Wäſcherinnen.

af, die Küche und Wohnung für die Köchin der kranken Gefangenen männliches Geſchlechts.

ag, neun Zimmer für die kranken Gefangenen, wie auf der Weiberſeite.

ah, Wohnung für den Zubereiter der Heilmittel.

ai, das Arbeitszimmer für die Apotheke.

ak, ein Ausgang in den Spitalhof.

al, zwey Wohnungen für die Irrenwärter.

am, ſieben und dreyßig einzelne Zimmer für die Wahnwizigen männliches Geſchlechts.

an, das Verbindungsthor des Spitalplatzes mit dem Hofe.

ao, ein gedeckter Ort zur Aufbewahrung und Ausläftung der leeren Bettgeſtelle.

Dieſes iſt die Eintheilung des ganzen Gebäudes zu ebener Erde. Im Stockwerke ſind die Krankenzimmer der Seitenflügel eben ſo eingetheilt. Die innere Abtheilung der Zwiſchengebäude, iſt aus dem zweyten Riſſe des Gebäudes zu erſehen.

Da es ſehr ſchwer ſeyn würde, die Eintheilung des Stockwerkes von dem Hauptgebäude ohne den Grundriß zugleich zu ſehen, weil man das ſchwere Mauerwerk beobachten muß, ſo habe ich das Hülfsmittel gewählt, durch die zwey Linien, welche vorwärts nach der Länge des Grundriſſes gezogen ſind, die Eintheilung der vordern Zimmer im Stockwerke anzuzeigen, ſo wie jene inwärts des Grundriſſes befindliche Linien die inwendigen Zimmer im Stockwerke anzeigen.

1 a. dieſe Eintheilung iſt im Stockwerke wie zu ebener Erde.

2 b, das Vorleſezimmer der praktiſchen Medicin.

3 c, iſt eben ſo, wie zu ebener Erde.
4 d, die Wohnung für einen beſtellten Arzt des Krankenhauſes.
5 e, die Wohnung für den Lehrer der prakt. Medizin.
6 f, die Wohnung für den Lehrer der prakt. Chirurgie.
7 g, iſt eben ſo, wie zu ebener Erde.
8 h, das Vorleſezimmer der praktiſchen Chirurgie, in welchem alle zu den äuſſerlichen Kuren nöthige Werkzeuge aufbewahret werden.
9 i, iſt, wie zu ebener Erde.

Die Eintheilung rückwärts im Stockwerke des Hauptgebäudes zeigen die zwey inwärts gezogenen Linien.

1 k, iſt eben ſo, wie zu ebener Erde.
2 l, noch zwey oder drey einzelne Zimmer für zahlende Perſonen.
3 m, wie zu ebener Erde.
4 n, noch ein großes Zimmer für wiedergeneſende Arme.
5 o, wie zu ebener Erde.
6 p, eine Wohnung für einen beſtellten Arzt des Krankenhauſes.
7 q, Wohnzimmer für einen untergeordneten Arzt und Chirurgus.
7 r, Wohnung für einen beſtellten Chirurgus des Krankenhauſes.
9 s, wie zu ebener Erde.
10 t, noch zwey oder drey einzelne Zimmer für zahlende Perſonen.
11 u, wie zu ebener Erde.

Damit man ſich nun, mit Hülfe des Grundriſſes, eine Vorſtellung machen könne, wie das Gebäude im Ganzen ausſieht, und wie die Eintheilung der Zimmer, Fenſter, Thüren, Oefen, und heimlichen Gemächer, gemacht werden müſſe, habe ich einige Theile deſſelben nach einem vergrößerten Maßſtabe entworfen, welche man alſo auf den Grundriß anwenden kann.

Erklärung des Riſſes, Fig. 2767.

Nro. 1, iſt die Hälfte des vordern Hauptgebäudes, nämlich die Seiten der Männer. Die Buchſtaben erklären die Beſtandtheile deſſelben eben ſo, wie auf dem Grundriſſe.

Nro. 2, iſt ein Stück des Seitenflügels, von auſſen anzuſehen, welcher auf derſelben Seite an dem Hauptgebäude angeſchloſſen iſt. Auch deſſen Beſtandtheile werden durch dieſelben Buchſtaben erklärt, z. B. n n n, ſind drey Krankenzimmer für zahlende Perſonen, welche an die zwey größern in dem Hauptgebäude angebrachten Zimmer, die ebenfalls mit n n bezeichnet ſind, anſtoßen. Dieſe zwey letztern Zimmer ſind dieſelben, welche in dem Hauptgebäude angezeigt ſind, und ſind in dem Seitenflügel deswegen angebracht worden, um zu zeigen, wo die mit q bezeichnete Treppe angebracht werden muß. o, der gemeinſchaftliche Gang. w, die kleinen Gänge zwiſchen den Krankenzimmern und Zwiſchengebäuden. x, zwey große Krankenzimmer für arme Perſonen, in deren einem die Bettgeſtelle nach der Ordnung geſtellt ſind. y, ein Zwiſchengebäude, deſſen Eintheilung folgende iſt. 1, die Treppe in der Mitte dieſes Gebäudes. 2, die Küche des Koſtgebers, wo die Speiſen für die an dieſem Gebäude angebaueten vier Krankenzimmer zubereitet werden. 3 die Ausſpeiſe, wo die Wärter und Wärterinnen die angeordneten Speiſen für die Kranken abholen. 4, die Wohnung für den Koſtgeber. 5, eine Küche für zwey Krankenzimmer, um das Getränk, die Umſchläge ꝛc. zu wärmen.

Nro. 3. die Eintheilung im Stockwerke dieſes Gebäudes. Nämlich: 6, die Treppe. 7, ein Zimmer für die an den Kranken vorzunehmenden äuſſerlichen Kuren; dieſes iſt um ſo nöthiger, da dergleichen Kuren in den großen Krankenzimmern, und in Gegenwart anderer Kranken nicht vorgenommen werden müſſen. 8, das Wohnzimmer für einen untergeordneten Arzt, damit derſelbe zu allen Stunden, in allen vorkommenden Fällen ſogleich die thätigſte Hilfe leiſten könne. 9, die Küche für die zwey Krankenzimmer im Stockwerke. 10, ein Zimmer für die Dienſtbothen (*). 11, zwey Zimmer für die

(*) Dieſe Zimmer in allen Zwiſchengebäuden können allenfalls für beſonders gefährliche oder unruhige Kranke angewendet werden, wenn nämlich zu ebener Erde die von den Koſtgebern dieſes Krankenhauſes abhangende, oder angeſtellte Köchin und Dienſtleute wohnen.

für die Wärter oder Wärterinnen, wo dieſelben ausruhen können.

Nro. 4, die inwendige Anſicht dieſes Theiles von dem Seitenflügel.

Erklärung des dritten Riſſes, Fig. 2768.

Nro. 1, iſt die Kirche, nebſt dem daran ſtoßenden Kloſter für die barmherzigen Brüder; ferner, das Gebäude, in welchem zwey beſtellte Wundärzte des Krankenhauſes wohnen; wie auch der gedeckte Gang, welcher ſich an den Seitenflügel der Männer ſchließt.

Nro. 2, die Hälfte des niedrigen Quergebäudes, worin die Badſtube, das Dunſtzimmer, die Wohnzimmer, für die Wärter, und die kleinen einzelnen Zimmer für die Wahnwitzigen, nebſt dem gemeinſchaftlichen Gange, eingetheilt ſind. Die Buchſtaben zeigen gleichfalls die Beſtandtheile dieſer Gebäude an, wie auf dem Grundriſſe.

Was die praktiſche Schule für die angehenden Aerzte betrifft, ſo iſt ein eigenes Zimmer, um Kranke darin zu verpflegen, für ſolche unnöthig, um deſto mehr, da der Lehrer in dem Hauptgebäude ſein Vorleſezimmer hat.

Da ich, bereits erwähnter Maßen, auf jedes Bett, nach der Breite, nebſt dem Zwiſchenraume, 5 Schuh rechne, ſo können in einer Länge von 14 Klaftern, 16 Bettgeſtelle, auf zwey Seiten aber 32, ſtehen; die noch übrigen 4 Schuh werden zu den Mauern des Zimmers verwendet. Wenn ich nun in einem Seitenflügel zu ebener Erde 12, und im Stockwerke auch 12 Zimmer, jedes zu 14 Klafter lang, habe: ſo können in einem Seitenflügel 768, in beyden aber 1536 Kranke verpfleget werden. Nun ſetze man noch die einzelnen Zimmer für die Wahnwitzigen, die Zimmer für die kranken Gefangenen, ferner die Zimmer für die zahlenden Perſonen, und für die Wiedergeneſenden, dazu, ſo iſt leicht einzuſehen, daß die angenommene Zahl von 1600 Kranken mit aller Bequemlichkeit verpfleget werden könne.

In

In einem ſo geräumigen Krankenhauſe wird es nun wohl nicht ſchwer ſeyn, für jede Gattung von Krankheiten die eigenen Zimmer zu beſtimmen; und ich glaube, allen Abſichten dieſes Entwurfes ein Genüge zu leiſten, wenn ich die nothwendigſten Vorkehrungen eines erfahrnen Arztes nach den Regeln der Wiſſenſchaft beobachte, als: 1. Die herrſchenden, bösartigen, eckelhaften und Faulkrankheiten aus der Mitte des Krankenhauſes zu entfernen; welche Abſicht erfüllt wird, wenn ich die Zimmer gegen das Ende der Seitenflügel für dergleichen Kranke beſtimme. 2. Allgemein zu beobachten, daß die mit hitzigen Krankheiten Befallenen allemal im Stockwerke verpfleget werden, die mit langwierigen hingegen zu ebener Erde, weil die Ausdunſtungen in hitzigen Krankheiten häufiger ſind, folglich dieſelben in der Höhe des Gebäudes, wo die Bewegung der Luft merklich ſtärker iſt, leichter zertheilet werden. 3. Die gefährlichen und unruhigen Kranken von den andern abzuſondern, für welche ich die einzelnen kleinen Zimmer in dem niedrigen Mittelgebäude beſtimmt habe. Was übrigens die Abſonderung der verſchiedenen Krankheiten betrifft, und welcher Art von Kranken ich einen jeden Theil des Gebäudes zueigne, davon werde ich im 4ten Abſchnitte handeln.

III. Von der Einrichtung der Krankenzimmer. Der hinlängliche Raum, um die Kranken bequem aus einander legen zu können, und die Reinlichkeit zu erhalten, gehört ebenfalls unter die weſentlichen Eigenſchaften eines Krankenzimmers. Das erſte glaube ich bewirkt zu haben, da ich auf jedes Bett nach der Breite, nebſt dem Zwiſchenraume 5 Schuh gerechnet habe. Um aber das zweyte zu befördern, muß man die Einrichtung eines Krankenzimmers ſo einfach als möglich machen, und den Platz nicht mit unnützen Dingen anfüllen. Daher müſſen die Bettſtätten ganz

einfach,

einfach ohne Fächer und Vorhänge ſeyn. Ohne Fächer; gemeiniglich hat ein jedes Bett in den Spitälern unten ein Fach, worin die Kleider des Kranken aufbewahret werden; da nun dieſe Fächer mit der Zeit mehrentheils zu Behältniſſen des Ungeziefers und der Unreinigkeit werden, ſo würde rathſamer ſeyn, wenn über jedem Krankenzimmer unter dem Dache eine Reihe Fächer oder Schränke angebracht würde, um die Kleidungen der Kranken aufzubewahren. Die etwa zu befürchtende Unordnung wegen Verwechſelung der Kleider, iſt leicht zu verhüten, wenn des angekommenen Kranken Kleidung mit der Ziffer des Bettes, des Zimmers, und mit ſeinem Namen, notirt würde. Ohne Vorhänge; in vielen Spitälern ſind die Bettgeſtelle gemeiniglich rund herum mit Vorhängen, und oberhalb mit Himmeldecken, verſehen. Eine für Kranke höchſt ſchädliche Gewohnheit! Denn an ſtatt, daß man auf alle mögliche Weiſe befliſſen ſeyn ſollte, dem Kranken durch friſche und freyere Luft ſeine Beängſtigungen zu vermeiden, vermehrt man dieſelben gefliſſentlich, und ſetzt den Kranken der Gefahr aus, in ſeinen eigenen Ausdunſtungen entweder zu verderben, oder doch wenigſtens ſeine Krankheit merklich zu verſchlimmern und zu verlängern. Solche eingeſchloſſene Bettgeſtelle, ſind die verderbliche Dunſtgrube der Spitäler, wodurch der auffallende Spitalgeruch fleißig genährt, und die Luft um ſo viel mehr verunreinigt wird. An ſtatt dieſer ſchädlichen Vorhänge, müſſen in den Krankenzimmern einige leicht hin und her zu tragende Schirme von einer breiten Wand vorhanden ſeyn, damit, wenn ein Kranker beichtet, oder der Medikus und Chirurgus einige beſondere Krankheiten deſſelben unterſucht, oder wenn dem Kranken andere äuſſerliche Heilmittel beygebracht werden müſſen, das Bett rund herum mit ſolchen Schirmen umgeben wird. Dieſe Vorſicht iſt in öffentlichen Spitälern um ſo nö-

nöthiger, da ſonſt die Kranken oft aus Schamhaftigkeit entweder ihren Zuſtand nicht offenherzig entdecken, oder die vorgeſchriebenen Heilmittel hartnäckig ausſchlagen. Eben ſolche Schirme müſſen auch bey den Thüren der Krankenzimmer geſtellet werden, damit bei dem Aus- und Eingehen, die zunächſt den Thüren liegenden Kranken nicht von der kühlern Luft befallen werden.

Die Bettgeſtelle müſſen mit grüner Oehlfarbe angeſtrichen werden, um theils zu verhindern, daß die kleinen Oeffnungen des Holzes die Ausdunſtungen nicht verſchlingen, folglich mit der Zeit den übeln Spitalgeruch befördern helfen, theils damit die kleinen Fugen verſtrichen, und das Ungeziefer abgehalten werde.

An jedem Bettgeſtelle muß eine kleine Tafel angebracht werden, worauf die Ziffer, der Tag der Ankunft, die Krankheit, die Heilmittel und Nahrung des darin ſich befindenden Kranken aufgezeichnet werden, welches zum Behuf des heilenden Arztes, der untergeordneten Aerzte, der Krankenwärter, und zur Verhütung alles Irrthumes ſehr vieles beyträgt.

Ein gut gefüllter Strohſack, eine mittelmäßige Haarmatratze, eine wollene Decke, ein Polſter von Haaren, und zwey leinene Tücher, ſind hinlänglich zur Einrichtung des Krankenbettes; doch verſteht ſich von ſelbſt, daß in einer ſo großen Anſtalt allemal dergleichen Sachen in Menge vorräthig ſeyn müſſen, um, nach Nothwendigkeit, die Betten mit friſchem Zubehör zu verſehen. Das bey ſo großem Zuſammenfluß von Kranken leicht entſtehende Ungeziefer, und die nöthige Erneuerung des Bettes ſowohl während der Krankheit, als auch, wenn ein Kranker an einer bösartigen Krankheit darin verſchieden iſt, oder ſonſt mit einem Ausſatze behaftet war, welches alles der heilende Arzt fleißig beobachten muß, machen dieſe Vorſicht nothwendig.

Zwi-

Zwiſchen jeden zwey Betten, muß am obern Theile derſelben ein grün angeſtrichenes Bret angebracht werden, auf welches, anſtatt eines Tiſches, die benöthigten Geſchirre und Heilmittel geſtellet werden. An dem Fußtheile des Bettes muß eine ſtarke Schnur angebracht werden, damit der Kranke durch Hilfe des Wärters ſich deſto leichter heben und wenden könne. Die Fenſter der Krankenzimmer müſſen nicht mit Bley eingefaßt ſeyn, ſondern in hölzernen Rahmen gut verkittet werden, weil das Bley nicht ſo gut ſchließt, wodurch ein merklicher Luftzug in ſo großen Zimmern verurſachet wird, welcher den Kranken ſehr nachtheilig iſt; überdies erhält man durch Verkittung der Fenſter eine längere und gleichere Wärme in dem Zimmer. Die auswendigen Fenſter der Krankenzimmer müſſen mit hölzernen Sommergittern verſehen ſeyn, damit der Arzt zur Sommerszeit das Licht und die Sonnenhitze nach Gutdünken vermindern könne, welches zur Kur, beſonders in hitzigen Krankheiten, ſehr viel beyträgt. Durch Fenſterladen, welche inwendig im Zimmer angebracht ſind, kann man dieſe Abſicht nicht ſo gut erreichen; denn wenn dieſelben zugemacht werden, ſo hört auch der zur Abkühlung der Zimmer ſo vieles beytragende Luftzug auf. Auf jeder Seite des Zimmers muß in zwey Fenſtern ein Ventilator von Blech angebracht werden, deſſen Nutzen bekannt genug iſt, deſſen Nothwendigkeit aber ſich noch mehr bey der Beſchreibung meiner für die Krankenzimmer entworfenen Oefen zeigen wird.

In jedem Krankenzimmer müſſen einige Lehnſitze vorhanden ſeyn, damit, nach Gutbefinden des Arztes, der Kranke zuweilen ſich ein wenig erholen könne, unterdeſſen daß das Bett ausgelüftet und friſch zurecht gemacht wird. Um aber den Kranken von den jähen Anfällen der auſſer dem Bette kühlern Luft zu ſichern, und die daher zu befürchtende Zurücktreibung

der

ter Ausdunſtung des Körpers zu vermeiden, muß eine gewiſſe Anzahl langer Schlafröcke vorhanden ſeyn.

Zu der unentbehrlichen Einrichtung eines Krankenzimmers gehört auch ein Nachtlicht; dieſes muß aber in der Mitte des Zimmers angebracht, und oben mit einem breiten Rauchfänger, nebſt Röhren, deſſen Ende durch die Decke des Zimmers hinaus geführt wird, verſehen ſeyn, damit der von dem Lichte entſtehende Dampf die Luft nicht ſo ſehr verunreinige und erſchwere.

Was übrigens die Geſchirre und nöthige Wäſche in einem Krankenzimmer betrifft, iſt zur Genüge bekannt; nur der Vorgeſetzte und die Aerzte haben darauf Acht zu geben, daß ſolche Sachen beſtändig in hinlänglicher Menge vorräthig ſeyn, welche die Beamten der Wirthſchaft beſorgen und anſchaffen müſſen.

Ich muß hier noch eine beſondere Anmerkung in Anſehung der ſo genannten Leib- oder Nachtſtühle machen, die ich in den Krankenzimmern als das größte Uebel verwerfe. Denn wenn dieſelben auch noch ſo oft ausgeleeret und geſäubert werden, ſo verurſachen ſie doch einen unerträglichen Geſtank; zugleich muß der Arzt in vielen Krankheiten die Ausleerungen beurtheilen, um ſich in der Curart darnach richten zu können, dieſe Unterſuchung aber geſchieht ja viel leichter, wenn die Ausleerungen auſſerhalb der Krankenzimmer in den gemeinen Leibgeſchirren aufbehalten werden, als in den tiefen finſtern Leibſtühlen; daher muß ein jedes Bett ſein eigenes Leibgeſchirr haben, und in jedem Zimmer für die ſchwachen Kranken müſſen einige Leibſchüſſeln und Uringläſer vorhanden ſeyn. Daß die Wärter ſolche alſobald zudecken, an dem beſtimmten Orte zur Unterſuchung aufbewahren, oder ausleeren, und die Geſchirre mit Waſſer reinigen müſſen, wird wohl keiner Erinnerung bedürfen.

Da ich die Reinigkeit der Luft als eines der nothwendigſten Heilmittel für die Kranken betrachte, und dieſelbe, beſonders zur Winterszeit, ſo ſchwer ohne Nachtheil der Kranken befördert werden kann: ſo finde ich nöthig, eine Art von Oefen in den Krankenzimmern vorzuſchlagen, durch welche nicht allein die Luft immerfort ohne Unterlaß gereinigt, ſondern auch die Hitze im ganzen Zimmer gleich ſtark gemäßigt wird, damit die zunächſt den gemeinen Oefen liegenden Kranken nicht wegen zu großer Hitze verſchmachten, da hingegen denen an der andern Ecke oder in der Mitte des Zimmers, vor Kälte die Zähne klappern. Aus der Zeichnung, Fig. 2769, erſieht man die Form und Bauart dieſer Oefen. Man muß ſich aber vorſtellen, als wenn der irdene Ofen der Länge nach durchſchnitten wäre, um die innere Beſchaffenheit deſſelben ſehen zu können.

a, iſt der Ofen von gewöhnlicher Hafnererde, von einer runden, gleichweiten, oben aber gewölbten Geſtalt. Die Größe deſſelben muß dem Verhältniſſe des Zimmers gemäß ſeyn. In größern Zimmern können zwey ſolche geſtellet werden.

1, 2, 3, das eiſerne Fußgeſtell deſſelben.

b, der Theil des Ofens, wo das Holz brennt.

c, ein eiſerner, überall wohl geſchloſſener, Keſſel nach der Form des Ofens, welcher einige Zolle rund herum enger, und nicht ſo hoch wie der Ofen ſelbſt iſt, folglich frey und mitten im Ofen ſteht.

d, eine eiſerne Röhre mit zwey Aeſten.

e, der Anfang dieſer Röhre muß an dem eiſernen Keſſel gut befeſtigt, und alle kleine Fugen müſſen gut vermacht ſeyn.

f, die zwey Enden der Aeſte, welche mit zwey Röhren, g, die von Holz oder Blech gemacht werden können, gut befeſtigt ſeyn müſſen, deren eine unter den Fußboden ♂ gegen die Nordſeite, die andere unter den Fußboden ☉ gegen Mittag, geleitet wird. Dieſe zwey Röhren endigen ſich in den in der Mauer des Gebäudes von beyden Seiten beſonders dazu gemachte Löchern.

chern, n m. Sollten nicht alle Zimmer ſolche Lage haben, daß eine Seite gegen Norden, und die andere gegen Mittag läge, ſo liegt doch eine Seite gegen Morgen, und die andere gegen Abend, oder zwiſchen dieſen Gegenden; und dann richtet man die Röhren eben nach dieſer Lage.

h, zwey eiſerne Klappen in den zwey Aeſten der eiſernen Röhre, die man nach Belieben ſchließen oder öffnen kann.

i, zwey eiſerne, in der Höhe des Ofens angebrachte Verbindungsröhren des eiſernen Keſſels mit dem Ofen, deren Oeffnung, k, in dem eiſernen Keſſel, und die Oeffnung l in dem im irdenen Ofen beſonders dazu gemachten Loche, ſich endigt. Dieſe Röhren müſſen ſowohl an dem eiſernen Keſſel, als auch an dem Ofen, aufs beſte befeſtigt ſeyn, und alle Fugen gut vermacht werden, damit der warmen Luft aus dem Keſſel, und dem Rauche aus dem Ofen, alle Nebenwege verſchloſſen ſeyn. Die natürlichen Urſachen, warum ein Zimmer mit ſolchen Oefen geſchwinder und gleicher erwärmet, folglich die Luft beſtändig erneuert und gereiniget werden muß, iſt offenbar, da der äuſſere Druck der Luft die in dem Keſſel enthaltene warme Luft mit Gewalt durch die obere offene Röhre i in das Zimmer treibt; dieſer Trieb geſchieht mit deſto größ ſerer Heftigkeit, da die auf der Gegenſeite in den Fenſtern angebrachten Ventilatoren, deren auf jeder Seite des Zimmers zwey angebracht werden müſſen, geöffnet ſind. Dabey iſt aber wohl zu merken, daß der Oberkrankenwärter auf den Wind Acht haben muß; denn wenn z. B. der Nordwind wehet, ſo wird die Klappe h an dem eiſernen Röhrenaſte gegen die Nordſeite auf-, und die andere Klappe h gegen Mittag zugemacht, da hingegen die Ventilatoren an den Fenſtern auf der Nordſeite geſchloſſen, und jene auf der Mittagsſeite geöffnet werden; und ſo umgekehrt, bey herrſchendem Südwinde. Werden in jedem Zimmer zwey ſolche Oefen angebracht, ſo muß nothwendig die Luft in den Zimmern von den Ausdunſtungen ſehr gereiniget, die Zimmer geſchwinder erwärmet werden, und die Wärme durchaus ſehr gleich ſeyn. Auſſerdem hat man von dieſen Oefen noch zwey Hauptvortheile,

theile, nämlich; daß durch die Oeffnung oder Sperrung der Klappen h, die Wärme vergrößert oder vermindert werden kann; und daß man zur Sommerszeit bey gar zu großer Hitze die Zimmer auf eben ſolche Art abkühlen kann, wenn man in die hölzernen oder blechernen Röhren Eis legt, in welcher Abſicht nahe bey dem Ofen eine Oeffnung gemacht wird, die aber ſehr gut ſchließen muß, wenn dieſelbe zugemacht iſt.

Die Reinigung der Luft durch das offene Feuer von Wachholderholz, oder durch ſiedenden Eſſig, in Faulkrankheiten; die Erfriſchung und Erweichung der Luft durch das Aufſprützen mit friſchem Waſſer, in heißen und dürren Sommertagen, beſonders in Entzündungskrankheiten, ſind ſo bekannte Sachen, daß ſie keiner fernern Empfehlung bedürfen.

So nöthig die Beförderung der Reinigung der Luft iſt, ſo ſehr hat man auch für die Säuberung der Krankenzimmer zu ſorgen. Die Zimmer müſſen wenigſtens zwey Mal im Jahre mit Kalk geweißet, und bey jedem Wechſel derſelben müſſen alle Geräthſchaften gewaſchen und ausgelüftet werden. Die Fußböden müſſen mit reinem Waſſer und Bürſten, aber nicht mit Sand, ausgerieben und gereiniget werden. Denn wenn der Sand nachher trocken wird, und ſich durch die Bewegung der Luft von dem Hin- und Hergehen der den Kranken beyſtehenden Perſonen hebt, ſo können hartnäckige Augenentzündungen und ſtarkes Huſten dadurch verurſachet werden.

Die Küche iſt ein weſentlicher Theil eines gut eingerichteten Krankenzimmers, weil die Kranken immerſort bald einer warmen Brühe oder Getränkes, bald eines warmen Umſchlages, Fußbades, u. d. gl. bedürfen; deswegen habe ich zu jeden zwey Krankenzimmern eine Küche angeordnet, ſo wie in dem vordern Hauptgebäude auf jeder Seite für die zahlenden Perſonen eine vorhanden iſt.

IV. Von der Abſonderung der Kranken. Da die Krankheiten ſehr verſchieden ſind, ſo muß einer jeden Gattung ihr eigenes Zimmer zugeeignet werden, damit die Kranken nicht der Gefahr ausgeſetzt werden, im Krankenhauſe vielleicht mit einer Krankheit behaftet zu werden, die ſie auſſer demſelben nicht bekommen hätten.

Ich theile die Kranken ab: 1. in hitzige, mit Gefahr verknüpfte, ſich geſchwinde entſcheidende, und 2. in langwierige Krankheiten. Die erſtern theile ich wieder ab: 1 in herrſchende, viele Menſchen ſchnell anfallende; 2 in bös=oder faulartige, und 3. in beſtändig fortwährende Fieber mit oder ohne Entzündung. Folglich habe ich hier drey beſondere Abtheilungen zu machen, für deren jede auch eigene Zimmer zu beſtimmen ſind. Für die vierte Gattung der hitzigen Krankheiten, nämlich: die mit der Wut oder Waſſerſcheu behafteten Kranken, können keine große Zimmer beſtimmet werden, denn für jeden ſolchen Kranken gehört ein einzelnes Zimmer, um Andere keiner Gefahr auszuſetzen. Dieſe Kranke werden alſo in den einzelnen Zimmern des Mittelgebäudes O verpfleget.

Die zweyten, nämlich die langwierigen Krankheiten, theile ich wieder ein: 1. in unruhige und gefährliche, als: Wahnwitzige, mit der Epilepſie ꝛc. behaftete; 2. in bösartige und ekelhafte, als: Krebs, Scharbock, u. d. gl.; 3. in anſteckende als: Räude, Grind, Luſtſeuche ꝛc.; 4 in nicht anſteckende, nicht bösartige, als: Gelbſucht, Verhärtungen, Waſſerſucht ꝛc.; 5. in abzehrende langwierige Fieber; und 6. in Krankheiten für die Chirurgie allein, als; Beinbrüche, Wunden, Verrenkungen, u. d. gl. Eine jede Gattung dieſer langwierigen Krankheiten muß gleichfalls ihre eigene beſtimmte Zimmer haben.

Die erſtern drey Gattungen von Krankheiten müſſen im Stockwerke der beyden Seitenflügel verpfleget

werden; und da in einem Seitenflügel oben 12 Zimmer, jedes zu 32 Betten, vorhanden ſind, ſo iſt die gehörige Abſonderung ganz leicht zu machen, doch ſo, daß die unruhigern und gefährlichern von den andern minder gefährlichen abgeſondert werden.

Die herrſchenden, bös = und faulartigen Krankheiten müſſen allemal gegen das Ende der beyden Seitenflügel ihre angewieſene Zimmer haben, mithin von dem vordern Hauptgebäude und von der Mitte des Spitales entfernet werden. Eben dieſe Regel muß auch bey den langwierigen Krankheiten beobachtet werden; und da ich für die erſte Gattung derſelben die einzelnen kleinen Zimmer in dem Mittelgebäude O widme, ſo bleiben für die übrigen Gattungen die 12 Zimmer zu ebener Erde, und alſo eine hinlängliche Anzahl, dieſe Kranke gehörig von einander abzuſondern.

Das Haus für Gebährende iſt beſonders einzurichten, und mit dem Krankenhauſe nicht zu verbinden, weil die Weiber ſehr reizbar ſind; natürlicher iſt es, wie es auch ſchon an vielen Orten geſchehen iſt, das Gebährhaus mit dem Findelhauſe zu verbinden, beſonders da man in dieſem Falle auch Muttermilch, die beſte Nahrung für die Kinder, leicht haben kann.

V. Von der Verpflegung, d. i. von allen demjenigen, was zur Wiedererlangung der Geſundheit etwas beytragen kann, als: der Nahrung, den Heilmitteln, und der Bedienung.

1. Nahrung. Es iſt ſchwer zu begreifen, wie für eine ſo große Menge von Kranken die täglich gleich gut zubereitete Koſt abgereichet werden kann; die einzige Fleiſchbrühe allein, beſonders in heißen Sommerstagen, wo dieſelbe ſich nicht lange erhält, zeigt ſchon ſo große Beſchwerlichkeiten an, wenn die Kranken gehörig damit verſehen werden ſollen; und alsdann erſt eine für Kranke gut zubereitete Koſt, ohne welche ein

Arzt

Arzt auch von den beſten Heilmitteln nicht viele Wirkung zu erwarten hat. Um dieſen Ungemächlichkeiten abzuhelfen, habe ich in dem Gebäude 16 Wohnungen nebſt Küchen für die Koſtgeber eingetheilt, und jeden nur 4 Krankenzimmer mit der benöthigten Koſt verſehen laſſen; folglich hat ein Koſtgeber von der täglich angenommenen Zahl zu 1400, 87 Kranke zu beköſtigen, zuweilen auch einige mehr. Durch dieſe Eintheilung können die Kranken zu allen Stunden mit guter Nahrung verſehen werden. Nun mögen viele oder wenigere Koſtgeber in dieſes Krankenhaus aufgenommen werden, ſo muß doch ein Koſtgeber, oder ein von demſelben angeſtellter Koch oder eine Köchinn, nicht mehr als 4 Krankenzimmer mit Nahrung zu verſehen haben, daher in jedem Zwiſchengebäude die Wohnung nebſt Küche für dieſelben eingetheilt iſt.

Damit die Koſtgeber die Nahrung gut zubereiten müſſen, ſo zahle ich für jeden Kranken überhaupt, (d. i. für die Schwachen, welche nur Brühe; für die Halbgeneſenen, welche das Viertel oder die halbe Nahrung; und für die mit langwierigen Krankheiten Behafteten, deren einige ihren Umſtänden gemäß, die halbe, die anderen aber die ganze haben,) täglich 6 Kr. Für dieſes Geld kann und muß der Koſtgeber allen Kranken die benöthigte Koſt gut zugerichtet geben. Ferner muß der Koſtgeber auch die Krankenwärter und Wärterinnen beköſtigen, für deren jeden demſelben 10 Kr. täglich bezahlt werden.

Da die Nahrung der Kranken einen ſo weſentlichen Einfluß auf ihre Geneſung hat, daß dieſelbe die Krankheit ſowohl verſchlimmern und verlängern, als auch die Cur derſelben erleichtern kann: ſo iſt es allerdings nothwendig, die Nahrungszweige, die ich in einem ſo großen Krankenhauſe für tauglich befinde, zu beſtimmen.

Das Lamm-Kalb- und Rindfleiſch ſind die Fleiſchgattungen, die ich theils wegen des billigen Preiſes, theils wegen des guten Nahrungsſaftes, für heilſam halte; alles geräucherte, ſaure oder Schweinfleiſch aber muß aus den Zimmern der Kranken und Wiedergeneſenden gänzlich verbannet werden. Reiß, gereinigte Gerſte, Habergrütze, Schwaden, Gries, und weißer Zwieback, welcher von weißem Brode beſonders dazu verfertiget werden muß, ſind die Zubehörde der Suppen oder Brühen. Zum Gemüſe verordne ich Salat, Endivien, Spinat, gelbe und weiße Rüben, und andere zu verſchiedenen Jahrszeiten leicht zu habende Gartengewächſe, wie auch friſches reifes Obſt. Dieſe Gemüſe müſſen mit friſcher Brühe gedünſtet, aber nicht mit Fett, Schmalz und Mehl geröſtet und zugerichtet werden. In einigen Krankheiten iſt die Milchnahrung als ein nothwendiger Theil der Heilmittel zu betrachten, wenn die Speiſen davon, nach Beſchaffenheit der Krankheit, gut zugerichtet ſind; und deswegen müſſen dieſe mit dem Koſtgeber einbedungen werden. Da viele Menſchen an den Wein gewöhnt ſind, ſo bleibt bey Wiedergeneſenden eine lange Entkräftung oder Schwäche zurück, wenn die Natur dieſe ihre gewöhnliche Nahrung nicht hat; daher muß ein Arzt den Kranken oder Wiedergeneſenden, ihren Umſtänden gemäß, ein wenig Wein erlauben, und die Wirthſchaftsbeamten müſſen einen hinlänglichen Vorrath davon anſchaffen. Wenn ich nun dem Koſtgeber für jeden Kranken täglich 6 Kr. bezahle, ſo beträgt dieſes für 1400 Kranke jährlich 51100 Fl. Ferner rechne ich für den in Krankenhauſe jährlich zu verbrauchenden Wein 5000 Fl., da nicht alle Kranke und nicht alle Wiedergeneſende des Weins unumgänglich bedürfen; und ſo erübrige ich noch von den für die Koſt beſtimmten 68133 Fl. 20 Kr. jährlich 12033 Fl. 20 Kr., welche demnach zu andern Bedürfniſſen des Krankenhauſes verwendet werden.

2. Heil-

2. Heilmittel. In der Mitte meines entworfenen Krankenhauſes habe ich die Apotheke, und im Hofe von dem ganzen Spitale entfernt, das Arbeitszimmer derſelben angeſezt; dieſes, damit die Kranken von dem verſchiedenen bey Zubereitungen einiger Heilmittel unvermeidlich entſtehenden Geruche nicht beläſtiget werden; jene, um das ganze Spital nach aller Bequemlichkeit bedienen zu können. Die nöthigen Perſonen in der Apotheke, ſind: ein Apotheker, drey Untergeordnete, ein Zubereiter, zwey Gehülfen, und zwey Hausknechte.

Die Ordnung und Austheilung der Heilmittel in den Krankenzimmern muß dergeſtalt eingerichtet werden, daß dieſe Beamten nicht vermehret werden dürfen; und da ein jedes Zimmer ſeine eigene Gattung der verſchiedenen Krankheiten hat, ſo können größere Geſchirre für die zuſammen gemiſchten Heilmittel in der Apotheke angeſchaffet werden, wodurch die Kranken ordentlich und gut bedienet werden, die Arbeit aber vereinfachet wird. Das allgemeine Getränk kann in hinlänglicher Quantität für das Spital in den Arbeitszimmern der Apotheke verfertiget, ſo wie die für einige Kranke ins beſondre verordneten Kräuterthee in der Krankenküche zubereitet werden.

Da in einigen Jahrszeiten die Krankenzimmer nicht ſo ſtark belegt ſind, folglich ein oder anderer Krankenwärter leicht zu entbehren iſt, ſo können dieſe Leute alsdann zur Säuberung des Krankenhauſes, zum Sammeln der Kräuter, Blumen, Wurzeln ꝛc. gebraucht werden, wenn ſie mit einem Kräuterkundigen aus der Apotheke dazu abgeſchickt werden.

Das Marxerſpital, welches 328 Betten für langwierige Krankheiten hatte, brauchte im 1782, 5507, Fl. 21 Kr. das hitzige Krankheiten am meiſten verpfle-

gende Beckenhäuſel 12510 Fl. 4 Kr. für Heilmittel. In dieſen zwey Spitälern betrug alſo die für die Heilmittel angewandte Summe 18017 Fl. 25 Kr. Da aber dieſe in den beyden Spitälern gebrauchete Heilmittel nach der angeordneten Taxe gerechnet ſind, ſo können die Wirthſchaftsbeamten des allgemeinen Krankenhauſes, wenn ſie die oben erwähnte Kräuterſammlung beobachten, und die fremden Arzeneyen von der nächſten Handelsſtadt an einem Meerhafen, mithin von der erſten Hand, anſchaffen, gar leicht den dritten Theil dieſer Summe, vielleicht auch mehr, erübrigen. Solchemnach betrügen die Heilmittel für 648 Krankenbetten 12010 Fl. 48$\frac{1}{3}$ Kr. folglich für 1400 ungefähr 25950 Fl. Nach dieſer Berechnung erübrige ich von den für die Heilmittel beſtimmten 68133 Fl. 20 Kr. jährlich 42183 Fl. 20 Kr. welche alſo zu andern Bedürfniſſen verwendet werden können.

3. Bedienung, d. i. alle Perſonen, welche den Kranken einen weſentlichen Dienſt leiſten.

In dem Grundriſſe habe ich in der Mitte des Krankenhauſes den Ort für die Kirche mit E bezeichnet, und an derſelben mit F, das Kloſter für die barmherzigen Brüder; in demſelben iſt hinlänglicher Raum für 40 Perſonen, worunter 10 Geiſtliche ſind.

Zu denen Perſonen, die für das zeitliche Wohl der Kranken ſorgen, gehören folgende. Ein Vorſteher des ganzen Krankenhauſes, welcher bloß darauf zu ſehen hat, ob alle Spitalbeamte ihre Dienſte mit aller Genauigkeit verrichten, und ob die Kranken gehörig verpfleget werden. Demſelben muß von allen Vorfällen und Angelegenheiten des Krankenhauſes Nachricht gegeben werden, ſo wie deſſen Befehle in Rechts- und Civilſachen auf das pünctlichſte befolget werden müſſen. Die zweyte Stelle hat der Vorgeſetzte der Aerzte; dieſer muß das Wohl der Kranken, und alles was einen

Ein-

Einfluß auf die Geſundheit hat, als: das Gebäude, die Einrichtung und Reinlichkeit der Krankenzimmer, die Schuldigkeit ſeiner Untergebenen, die Heilmittel, die Koſt, die gute Wartung, und die Ordnung des ganzen Hauſes beſorgen. Im Range folgt der Lehrer der praktiſchen Medicin, und der Lehrer der praktiſchen Chirurgie, deren jeder einen Untergeordneten haben muß. Das Amt ſelbſt beſtimmt die Pflichten der Lehrer. Nach den Lehrern folgen die beſtellten Aerzte, deren ich ſechs für dieſes Krankenhaus beſtimme, ſo, daß ein jeder, 230, oder zu gewiſſen Jahrszeiten einige mehr, zu beſorgen hat. Von dieſen ſechs Aerzten müſſen zwey im Spitale wohnen, damit in allen Vorfällen jemand zugegen ſey, welcher die nöthige Verordnung machen kann. Dieſe zwey Aerzte können wöchentlich abwechſeln, um den täglich vorfallenden beſondern Dienſt zu verrichten. Ihre beſondere Schuldigkeit iſt, dem ankommenden Kranken die nöthigen Arzeneyen unverzüglich zu verordnen, und ihre gehörige Verpflegezimmer anzuweiſen. Hierauf folgen die untergeordneten Aerzte, deren ich für jeden Beſtellten zwey beſtimme. Von Wundärzten erachte ich drey ſehr geübte nothwendig. Ein jeder derſelben muß gleichfalls zwey untergeordnete haben. Keine Heilart mit Werkzeugen, muß ohne Vorwiſſen des Vorgeſetzten der Aerzte unternommen werden, welche alsdann in dem Vorleſezimmer der praktiſchen Chirurgie, oder in den beſondern Zimmern der Zwiſchengebäude, angeſtellt wird. Die untergeordneten Wundärzte müſſen auch die Krankenwärter und Wärterinnen abrichten, damit dieſe mit Umſchlägen und andern Nothwendigkeiten bey Kranken umzugehen wiſſen. Endlich folgen die Wärter und Wärterinnen. Ich habe einen geiſtlichen Orden dazu gewidmet, deſſen heil. Stifter ſich ſo ſehr um die Kranken verdient gemacht hat, nämlich die barmherzigen Brüder für die Männer, und

die weiblichen Ordensſchweſtern für die Weibsperſonen. In jedem Männerzimmer beſtimme ich einen barmherzigen Bruder als Aufſeher über die Krankenwärter, und in jedem Weiberzimmer eine geiſtliche Schweſter als Aufſeherinn über die Wärterinnen. In dem Kloſter der barmh. Brüder ſind 40 Perſonen hinlänglich, den Dienſt des Krankenhauſes zu verrichten, von welchen 8 oder 10 als Prieſter den Dienſt der Seelenhirten bey den Kranken verſehen; in dem weiblichen Kloſter aber ſind nur 30 Schweſtern nöthig. Zuletzt folgen die den geiſtlichen Brüdern und Schweſtern untergebenen Wärter und Wärterinnen, deren ich in jedem Zimmer, wo die hitzigen Krankheiten curirt werden, ſechs, in den Zimmern für die langwierigen Krankheiten aber drey, beſtimme. Der Vorgeſetzte der Aerzte muß die Abwechſelung der Wärter und Wärterinnen in den verſchiedenen Zimmern ſo einrichten, daß die Gefahr derſelben vermindert und die Arbeit erleichtert werde. Nach meiner Eintheilung der Wärter und Wärterinnen auf die Zimmer meines entworfenen Krankenhauſes, iſt folgende Anzahl derſelben nothwendig. Für 12 mit hitzigen Krankheiten belegte Zimmer, für jedes derſelben 6 Wärter gerechnet, macht 72: und für 12 mit langwierigen Krankheiten, für jedes derſelben 3 Wärter, beträgt 36, in allem alſo 108 Wärter für die Männerſeite; eben ſo viele für die Weiberſeite, ſind überhaupt 216 Perſonen. Für die 5 Zimmer der zahlenden Perſonen in hitzigen Krankheiten, da dieſe Zimmer nicht ſo groß ſind, folglich auch nicht ſo viele Kranke in denſelben verpfleget werden können, 20; und zu ebener Erde für die langwierigen Krankheiten, 10; ſind alſo 30; eben ſo viele für das weibliche Geſchlecht, macht überhaupt 60 Perſonen. Nun beſtimme ich noch für die einzelnen zahlenden Perſonen, und für die Gefangenen, 40 Wärter und Wärterinnen; imgleichen für die Wahnwitzi-

wiegen 4 Wärter und Wärterinnen: ſo habe ich in allem 324 Perſonen für die Wartung der Kranken nöthig. Zur Beſorgung der Wäſche des Krankenhauſes beſtimme ich 12 Wäſcherinnen, deren Wohnungen in dem Grundriſſe angezeigt ſind. Für die häusliche Arbeit des ganzen Krankenhauſes widme ich noch 4 Hausknechte. Bey dem Hauptthore muß ein Thorſteher wohnen, welcher den Obſt- oder andern Eßwarenverkäufern den Eingang verwehrt; auch muß es keinem Fremden, unter was für Entſchuldigung es auch ſey, erlaubt ſeyn, einem Kranken Eßwaren zu zubringen, denn das unzeitige Mitleid der Angehörigen, wenn dieſe den Kranken bey zunehmendem Appetit ihre Wünſche befriedigen, iſt von übeln Folgen.

Berechnung des dritten Theiles der jährlichen Einkünfte von 68133 Fl. 20 Kr., welche für die jährliche Beſoldung der Beamten beſtimmt ſind.

1. Der Vorſteher, als ein Mann von ſo erhabenem Rang, deſſen Glücksumſtände durch einige tauſend Gulden nicht verbeſſert werden können, iſt, wie ich glaube, durch das Vertrauen des Staates, und durch die Ehre, die der Staat demſelben erweiſet, indem ſie ihm ein ſo wichtiges und nützliches Werk anvertrauet, hinlänglich belohnt.

2. Der Vorgeſetzte der Aerzte, als die Triebfeder des ganzen Werkes, von welchem der Nutzen und die Ehre des Staates, die Ordnung und das Vertrauen der Einwohner auf das Krankenhaus, und das Anſehen der praktiſchen Medicin und Chirurgie bey auswärtigen Gelehrten abhängt, verdient allerdings, da derſelbe keinen großen Nebenverdienſt von andern Kranken in der Stadt erwarten kann, wofern er ſeiner Ehre und Pflicht Genüge leiſten will, und doch bey ſo ſchwerer Arbeit nicht darben ſoll, 3000 Fl. — Kr.

3. Dem Lehrer der praktiſchen Medicin 1500 „ — „

Latus 4500 Fl. — Kr.

4. Dem

Transport	4500	Fl. —	Kr.
4. Dem Lehrer der praktiſchen Chirurgie	1500	= —	=
5. Dem Verwalter der Wirthſchaft des ganzen Krankenhauſes - - -	1500	= —	=
6. Den ſechs beſtellten Aerzten, jedem 1200 Fl. - - - - - - - - -	7200	= —	=
7. Dem Gegenhandler in der Kanzelley des Krankenhauſes - - - - - -	1000	= —	=
8. Den drey Wundärzten des Krankenhauſes, jedem 1000 Fl. - -	3000	= —	=
9. Den 13 untergeordneten Aerzten, jedem 300 Fl. (*) - - - - -	3900	= —	=
10. Den 7 untergeordneten Wundärzten, jedem 300 Fl. - - - -	2100	= —	=
11. Den zwey Kanzelliſten, jedem 500 Fl.	1000	= —	=
12. Dem Apotheker - - - - - - -	800	= —	=
13. Jedem der 3 Gehülfen 150 Fl. -	450	= —	=
14. Dem Zubereiter der Heilmittel -	250	= —	=
15. Deſſen 2 Gehülfen, jedem 60 Fl. -	120	= —	=
16. Den 2 Hausknechten von der Apotheke, jedem 40 Fl. - - - - - -	80	= —	=
17. Dem Apotheker für jeden dieſer 8 Perſonen, an Koſtgeld 100 Fl. -	800	= —	=
18. Für die Koſt der 324 Krankenwärter und Wärterinnen, jedem täglich 10 Kr. gerechnet, beträgt jährlich	19710	= —	=
19. Jedem dieſer 324 Perſonen jährlich 30 Fl. Beſoldung - - - - - -	9720	= —	=
20. Für Koſt und Lohn der 4 Hausknechte	363	= 40	=
Latus	57993	Fl. 40	Kr.

21. Den

(*) Die 300 Fl. für einen untergeordneten Arzt, ſind, in Betracht ſeines ſchweren Dienſtes, nicht als eine hinlängliche Belohnung anzuſehen, ſondern nur, damit er leben könne, ohne genöthigt zu ſeyn auf eine andre Art einen Verdienſt zu ſuchen, und die Arbeit im Krankenhauſe dadurch zu vernachläſſigen. Seine gröſte Belohnung iſt die Gelegenheit, ſich in der Wiſſenſchaft üben zu können, um dieſelbe mit mehrerm Nutzen für den Staat nach 2 oder 3 Jahren auszuüben, und ſich Verdienſte zu ſammeln, auf einen vorfallenden Dienſt Anſpruch machen zu können.

	Transport	57993 Fl.	44 Kr.
21. Den 12 Wäſcherinnen, jeder 100 Fl. jährlich - - - - - - - - - -		1200 ,	— ,
22. Dem Thorſieher für Lohn und Kleidung jährlich - - - - - - - - -		180 ,	— ,
	Summa	59373 Fl.	40 Kr.

Von dieſem dritten Theile der Einkünfte erübrige ich alſo wieder 8759 Fl. 40 Kr. welche zuſammen genommen mit dem Ueberreſte der Koſt zu 12033 Fl. 20 Kr., und jenem der Heilmittel zu 42183 Fl. 20 Kr., die Summe von 62976 Fl. 20 Kr. ausmachen, welche unmöglich zu den jährlich nachzuſchaffenden Bedürfniſſen und Reparaturen des Krankenhauſes verwendet werden kann.

In eben dem Jahre, kam eine Schrift über die Einrichtung kleiner Hoſpitäler in mittlern und kleinen Städten, zu Hamburg und Kiel heraus, unter deren Dedication der Name des Verfaſſers, **Johann Georg Reyher** ſteht. Hier iſt das Weſentlichſte daraus.

„Nichts iſt geſchickter, den praktiſchen Arzt zu bilden, als eigene Erfahrung, und keine Gelegenheit iſt dazu bequemer, als öffentliche Krankenhäuſer, wo der junge Mann ſelbſt die Krankheiten in ihrer Verſchiedenheit ſieht, ihre beſondere Zufälle, und die nach dieſen einzurichtenden Heilarten kennen lernt. Sollten aber nicht vielleicht dergleichen große Hoſpitäler weniger unterrichtend ſeyn, als kleinere, wenn wir alle damit verbundene Unbequemlichkeiten genau beobachten? Es iſt unläugbar, daß wir durch die Menge der Kranken, die ſich in weitläuftigen Hoſpitälern finden, eine große Verſchiedenheit der Krankheiten ſelbſt kennen lernen; allein, werden wird dann wohl eine jede einzelne ſo genau beobachten können, wie es doch für den jungen Zögling, deſſen Einſichten erweitert werden ſollen, erforderlich iſt? Wird nicht ſelbſt die Kürze der Zeit, in der die Kranken beſorget werden müſſen, ein großes

Hin=

Hinderniß hierin machen? Eine gewiſſe eingeführte Behandlung einzelner Krankheiten, ohne genaue Rückſicht auf die beſondern Zufälle verſchiedener Perſonen, auf ihre vorher geführte Lebensart, u. ſ. w. wird ihn zu einem bloßen Erfahrungsarzt machen, der ohne ſichere Gründe ſeine Kranke behandelt, und doch erfordert eine große Menge Kranken dieſe allgemeine Heilarten. Gewagte, und oft glücklich ausgefallene Verſuche in weitläuftigen Krankenhäuſern werden den jungen Arzt zu dreiſt machen; er wird in der Folge bey einzelnen Perſonen ähnliche Behandlungen wagen, und ſie werden vielleicht vielen nicht allein das Leben koſten, ſondern ſeine Ehre, ſein Ruhm, ſelbſt ſein Gewiſſen werden darunter leiden. Verurſachen nicht die großen Hoſpitäler allen dieſen Schaden, wo man, unter der Menge, auf denjenigen, an dem der Verſuch verunglückte, kaum Acht hatte? Nicht zu gedenken der chirurgiſchen Hülfe, da man (unter den vielen nur eines anzuführen) mit Abnehmen der Glieder allerdings faſt immer zu voreilig iſt, die gewiß durch lange anhaltenden Gebrauch dienlicher Mittel nicht nur hätten erhalten, ſondern auch geſund gemacht werden können; eine Bemerkung, die Hr. Gen. Chir. Bilguer gemacht hat! Iſt hier nicht wieder die Menge der Menſchen die Urſache, warum dieſe genaue Aufſicht und dieſe lange anhaltende Curart unmöglich wird? Ich erwarte den Einwurf nicht, daß Leute genug zur Beſorgung der Unglücklichen in Krankenhäuſern angeſtellt wären, um auf alles genau zu achten, und nichts zu verſäumen, was zur Erleichterung des Kranken und zur Wiederherſtellung ſeiner Geſundheit nöthig wäre. Der einzige Mann, den der Landesherr über alles geſetzt hat, kann bey dem rechtſchaffenſten Herzen, verbunden mit der größten Gelehrſamkeit und Thätigkeit, unmöglich die Menge der Kranken, die ſich oft auf einige Hundert erſtreckt, alle ſelbſt überſehen,

hen, und täglich ſie alle beſuchen; auch ſelbſt dann nicht, wenn ihn keine andere Geſchäfte daran hindern. Beſucht er ſie wöchentlich zwey- oder mehrmal, wie viel kann nicht in der Zeit zum unwiderbringlichen Schaden des Kranken vorgegangen ſeyn, wie viele Zufälle können ihn nicht ſchon dem Tode nahe gebracht haben, woher er ihn mit aller Kunſt nicht wieder zurück rufen kann! Es müſſen alſo nothwendig mehrere da ſeyn, alles Männer von praktiſcher Einſicht und von Gewiſſenhaftigkeit, nicht Wundärzte von der gewöhnlichen Art, wie es gemeiniglich geſchieht, die ſelbſt noch einer fernern Ausbildung bedürfen. Und jene dann müßten, wenn ſie genau alles beobachten, alle einzelne Zufälle in Acht nehmen, und nun recht den jungen Arzt bilden ſollten, wenige Kranke zur Aufſicht haben; ſie würden bey einer kleinen Anzahl hinreichende Beſchäftigung finden, wenn ſie alles mit der Genauigkeit, die nothwendig erforderlich iſt, behandeln wollen, und in dieſer Abſicht könnten große Lazarethe nützlich ſeyn; ſie würden aber dann aufhören, große zu ſeyn, und eigentlich aus ſo viel kleinen Hoſpitälern beſtehen, als Männer zur Aufſicht über 30 bis 40 Kranke geſetzt wären. Das einzige könnte man gegen dieſen Plan einwenden, daß hierdurch die Unterhaltungskoſten um etwas vermehret werden würden. Ich will hier nicht unterſuchen, in wie fern es mit der Menſchenliebe und Billigkeit beſteht, daß man gemeiniglich die Hoſpitalkranken als Schlachtopfer anſieht, an welchen ohne Bedenken Verſuche gemacht werden können, oder die man ohne genaue Aufſicht laſſen kann; ohne zu überlegen, ob es verantwortlich ſey, ſie ihrem Elende ohne thätige Hülfe zu überlaſſen. Sollte dies nicht ebenfalls eine Folge von der Menge zu beſorgender Kranken ſeyn, wo man bisweilen froh iſt, einige weniger zu haben, und wo überhaupt nicht bemerkt wird, ob einer dieſer Unglücklichen die Welt verläſſet,

oder nicht. Dieſes aber würde bey wenigern Kranken, wo alles genauer beobachtet wird, wegfallen. Läſſet man nicht faſt immer den Kranken nur halb geſund werden, und ſchickt ihn dann fort? Iſt nicht wieder die Menge Schuld daran, und liegt nicht der Fehler darin, daß man nicht Raum genug hat, um ihn bis zu ſeiner völligen Geſundheit zu behalten? Was iſt dann natürlicher, als daß Rückfälle entſtehen, die entweder dieſelbe Krankheit, oder eine andere, vielleicht noch ſchlimmere, hervor bringen! Beſonders iſt man zu nachläſſig im Gebrauch der ſtärkenden Mittel nach überſtandenen Krankheiten, weil ſie, wenn ſie wirkſam ſeyn ſollen, einen lange fortgeſetzten Gebrauch erfordern. Ich rufe jeden rechtſchaffenen Arzt zum Zeugen, ob ohne dieſes etwas ausgerichtet werden kann. Wie wenig hinreichend es iſt, wenn man dem Geneſeten bey ſeiner Entlaſſung aus dem Hoſpitale ein Glas ſtärkender Tropfen oder einige Doſen ähnlicher Pillen mitgibt, fällt von ſelbſt in die Augen; wenn man noch bedenkt, daß er, (wie dieſes noch immer der Fall iſt,) aus Noth gedrungen, ſeine Arbeit, die oft äuſſerſt ſchwer und mühſelig iſt, wieder fortſetzen muß; daß er in Abſicht des Eſſens und Trinkens unmöglich die gehörige Lebensordnung halten kann, und ſich oft mit grober Koſt begnügen muß. Was werden unter dieſen Umſtänden die beſten Mittel helfen können? Wird nicht ſein durch die Krankheit entnervter Körper immer mehr geſchwächt und entkräftet werden? Und was iſt dann gewiſſer, als Rückfälle, oder ähnliche Krankheiten?

„Ein wichtiger und ganz unvermeidlicher Fehler bey großen Krankenhäuſern, iſt die unreine Luft. Alles Räuchern mit Eſſig und Schießpulver, alle Arten von Zugluft, werden ſie nur auf eine kurze Zeit reinigen, die beſtändigen Ausdunſtungen der Menge Kranken in dem kleinen Raume werden ſie gleich wieder mit ſchädlichen Theilen, beſonders wenn noch faulende, anſte-

ckende Krankheiten dabey ſind, anfüllen; die Geneſung der Kranken wird dadurch ſehr aufgehalten, anſteckende Krankheiten befördert, und gewiß viele bloß durch dieſe faule Luft getödtet werden, die in einer reinern erhalten und geſund geworden wären. Einen großen Vorzug haben diejenigen Hoſpitäler, die ſich auf einem freyen Platze befinden, und die etwa um ſich herum freyes Feld oder einen großen Garten haben, wo die Geneſenden ſich erholen, und friſche reine Luft einathmen können. So wie es überhaupt mit zu den größten Fehlern gehört, daß man in den wenigſten Lazarethen die Geneſenden von den noch wirklich Kranken trennet. Die beſtändigen unreinen Ausdunſtungen von ſo verſchiedener Art, hindern gar ſehr die Geneſung, füllen das nunmehr gereinigte Blut aufs neue mit ſchädlichen Theilen an, hindern den freyen Umlauf deſſelben, erſchlaffen die kaum geſtärkten Fibern, und verurſachen oft die gefährlichſten Rückfälle.

„Man hat ſich daher, um der Unbequemlichkeit der unreinen Luft ſowohl, als auch um der Unreinlichkeit überhaupt abzuhelfen, bemüht, die Hoſpitäler zu vergrößern; allein dieſe Abſicht, die doch allemals die erſte hätte ſeyn ſollen, iſt hernach vernachläſſigt, und man hat vielmehr die Vergrößerungen derſelben als ein Mittel zur Aufnahme mehrerer Kranken angeſehen, folglich die Hauptabſicht zur Nebenſache gemacht.

„Große und volkreiche Städte ſind nur allein diejenigen, wo ſich weitläuftige Krankenhäuſer finden; aber würden hier nicht mit etwas vergrößerten Koſten dieſe große in ſo viel kleinere verwandelt werden können, und würde dies nicht weit vortheilhafter für den Aufſeher derſelben, und ſelbſt für die Kranken ſeyn? Für den angehenden Arzt aber ſind gewiß dieſe Einrichtungen, ſo nützlich ſie auch in ihrer Art ſeyn mögen, und ſo gut die Abſicht dabey iſt, doch nicht vortheilhaft. Schon allein die nothwendigen Unterhaltungskoſten, die an

großen Oertern auch bey der eingeſchränkteſten Lebensart nicht wenig groß ſind, können den nicht recht bemittelten Mann davon abhalten. Sollte es daher nicht (ſo nothwendig dieſe öffentliche Häuſer in großen Städten ſind,) zur Bildung junger Aerzte vorzüglicher ſeyn, wenn man an kleinern Oertern, wo die Lebensart eingeſchränkter iſt, Lazarethe anlegte? Man würde ſich auf dieſe Art gehörige Zeit nehmen können, den jungen Mann ſelbſt zu beobachten, und ihn denken zu laſſen. Die Kranken würden auch beſſer bey einer kleinen Anzahl behandelt und völlig geheilet werden, und eine reine Luft würde hier leicht zu erhalten ſeyn. Wie richtig wäre nicht noch auſſerdem der Nutzen derſelben, ſelbſt in Abſicht der medieiniſchen Polizey! Eine Menge Unglücklicher, mit einem kranken Körper auf öffentlichen Wegen herum irrender Bettler, würde oft ihre verlorne Geſundheit wieder erlangen; ſie würden brauchbare und nützliche Mitglieder des Staates werden, dem ſie bisher, wieder ihr Verſchulden, bloß darum, weil ihnen das Vermögen fehlte, für die Wiederherſtellung ihrer Geſundheit gehörig zu ſorgen, zur Laſt waren. Nicht zu gedenken des traurigen Anblickes, den oft äuſſerliche Wunden und Verletzungen dieſer Elenden verurſachen, der bey empfindlichen Perſonen, bey Schwangern ꝛc. bisweilen unerſetzlichen Schaden anrichten kann.

„Es iſt wahr, die Errichtung eines ſolchen kleinen Hoſpitales würde einige Koſten erfordern, die Unterhaltung aber könnte, wenn es erſt einmal einberichtet wäre, mit wenigen beſtritten werden, und für die zu machende Einrichtung würde folgender Plan, meines Erachtens, der bequemſte ſeyn. Der Ort, der zur Aufbauung des Hoſpitales beſtimmt wäre, müßte frey liegen, abgeſondert von andern Gebäuden, und, wo möglich, auf einer Ebene; um auf dieſe Art den Zugang der Luft von allen Seiten frey zu machen. Eine ziem

liche Strecke Land, theils zum ökonomiſchen Gebrauch für die Kranken, theils zur etwanigen Anpflanzung fremder Gewächſe, vorzüglich aber zur Erholung der Kranken, und um ihnen den Genuß freyer und heiterer Luft zu verſchaffen, auch ſie in gehöriger Bewegung zu erhalten, würde nothwendig dazu erfordert werden. Das Gebäude ſelbſt müßte aus zwey Stockwerken beſtehen; das untere würde alsdann zwey Zimmer, jedes zu 10 Betten, enthalten; eines von dieſen würde den männlichen, das andere den weiblichen Geneſenden, um dieſe von den noch wirklich Kranken abzuſondern, beſtimmt ſeyn. Auſſer dieſen beyden Zimmern, müßten noch zwey kleinere für die Wärter, eines zur Wohnung des Wundarztes, ein anderes zu chirurgiſchen Operationen, und noch eine beſondere Kammer für die Leichen, nothwendig da ſeyn. Das zweyte Stockwerk würde bloß aus vier geräumigen Zimmern beſtehen; zwey würden die männlichen Kranken, ſo daß man in dem einen die äuſſerlichen, in dem andern die innerlichen, aufbehielte, enthalten, und zwey auf eben dieſe Art die weiblichen. Auf dem Boden des Krankenhauſes würden ſich noch einige Zimmer, theils für veneriſche, theils für ſolche, die in beſondern Zimmern behandelt zu werden verlangten, anbringen laſſen.

„Zur innern Einrichtung eines ſolchen Hauſes, würden nothwendig von allen Seiten frey ſtehende Betten, um die man bequem herum gehen könnte, erfordert. Die Fenſter der Krankenzimmer müßten mit gehörigen Ventilatoren verſehen ſeyn, und es müßten keine andere als Zugöfen geduldet werden. Täglich räuchere man im Winter wenigſtens 3 Mal die Stuben mit Eſſig oder Wachholderbeeren durch, uud ſuche durch öfteres Oeffnen der Fenſter friſche Luft hinein zu bringen; im Sommer mache man faſt nie die Fenſter zu. Zur Nachtzeit enthalte jedes Zimmer eine

 große

groſſe brennende Lampe, von der man den Dampf durch eine gehörig angebrachte Röhre wegleitet.

„Für den richtigen Gebrauch der vorgeſchriebenen Mittel und das dabey genau zu beobachtende Verhalten, müßte ein geſchickter und vernünftiger, im Lazareth wohnender Wundarzt ſorgen, der die Kranken oft beſuchte, ihnen die Arzeneymittel zur beſtimmten Zeit gäbe, die größern ſowohl als kleinern chirurgiſchen Operationen verrichtete, und bey veränderten Umſtänden ſogleich dem Hoſpitalarzte Nachricht ertheilte.

„Die Reinlichkeit der Kranken, ihre Pflege, die Sorge für das verordnete Eſſen und Trinken, müßte dem im Lazareth wohnenden Aufwärter zur Pflicht gemacht werden, ſo wie er noch auſſerdem durch eine wöchentliche genaue Rechnung erweislich zu machen hätte, wie viel zu ökonomiſchen Ausgaben verwandt worden iſt.

„Alle Kranke würden umſonſt aufgenommen und curirt, diejenigen ausgenommen, die etwa die Stadt aus öffentlichen Caſſen verſorgte, deren Gelder dem Lazarethe, während ihres Aufenthaltes darin, zufielen, und zu ihrer Verpflegung angewandt würden. Mehr bemittelte bezahlten für Arzeney und übrige Unterhaltungskoſten; vorzüglich diejenigen, die ein beſonderes Zimmer verlangten.

„Dies wäre die Einrichtung eines kleinen Hoſpitales von 40 Kranken, bis auf die noch nothwendigen Arzeneymittel. Es würde überflüſſig ſeyn und die Koſten ſehr vergrößern, bey einer ſo kleinen Anzahl einen beſondern Apotheker anzuſtellen. Zuträglicher wäre es, die Arzeneyen von einem Apotheker aus der Stadt zu verſchreiben.“

Dieſem fügt zuletzt Hr. **Reyher** ein alphabetiſches Verzeichniß der Arzeneymittel und ihrer vorzüglichſten Präparate, nebſt einer Anweiſung zu ihrem Gebrauche, hinzu.

Hr. Prof. Stoll, in Wien, hat ein Mittel ausfindig zu machen geſucht, die unläugbaren Vortheile der großen Hoſpitäler ohne ihre Fehler beyzubehalten, und die Vortheile der kleinen Spitäler auch in ein allgemeines Krankenhaus, aber ohne ihren Nachtheil mitzunehmen, anzubringen. Sein Vorſchlag in der 1788 zu Wien heraus gegebenen Schrift über die Einrichtung der öffentlichen Krankenhäuſer, iſt folgender.

„Die vorzüglichſten Urſachen, warum in großen Spitälern die Tödtlichkeit ſo unverhältnißmäßig groß iſt, ſind folgende. 1. Der Raum wird auch in einem General-Lazarethe bey einer ungleich größern Menge von Kranken zu klein, und die Luft, deren wichtigen Einfluß auf die Geſundheit der Menſchen die Verſuche der Neuern bis zur Bewunderung zeigen, wird faul und vergiftend. 2. Da man ſich bey Errichtung der Univerſalkrankenhäuſer größere Erſparung vorſetzte, ſo hatte man durchgehends das Unglück, dieſelbe gerade in denen Dingen zu machen, wo man ſie ohne anderweitige Nachtheile nie machen kann. Man gab z. B. einer großen Menge Kranker nur ſehr wenige, und dazu noch übel gewählte, Wärter. Die Reinlichkeit, die höchſte Tugend der Spitäler, konnte nicht beſorget werden; es entſtanden ſchon daraus verderbliche Dünſte, neue Seuchen, und der Tod. 3. Wollte man noch dadurch erſparen, daß man einem einzigen Arzte eine zu große Menge Kranker zu beſorgen gab. Um ihn ſo viel wohlfeiler haben zu können, verlangte man von ihm nur, daß er die Woche 2 oder 3 Mal ſeine Kranke beſuche. Wie lange müßten manchmal die Elenden auf die Ankunft ihres Arztes harren, wie oft ſtarben ſie früher, oder erkrankten unterdeſſen tödtlich! Aber auch welche Hülfe konnte der Arzt geben, der bey dem letzten Kranken ſich des erſten, wegen Menge, nicht mehr beſinnen konnte; dem jeder Kranke bey jeder Vi-

 ſite

ſite neu iſt, der ſich deſſen, was er vom Kranken in voriger Viſite geſehen, gehört, gefühlt und gedacht hatte, nicht mehr erinnert, aber auch nicht mehr erinnern kann! Die Cur muß alſo zwecklos, unſyſtematiſch, und zum Nachtheil des Kranken, geſchehen.

„Dieſen Urſachen nun wäre auch in einem Univerſalkrankenhauſe dennoch glücklich abzuhelfen, und zwar auf folgende Art. 1. Man theile das Univerſalſpital in mehrere kleine ab, welches in einem großen Hauſe, das viele Höfe hat, leicht geſchehen kann. 2. Man gebe einem jeden dieſer kleinen Spitäler ſeinen eigenen Arzt und mehrere Wärter. 3. Man fordere von dem Arzte tägliche und ſtrenge Dienſte, aber man bezahle ihn auch dafür. 4. Man begnüge ſich bey einem Hauptſpitale an den Erſparungen: a) in der einfachen Adminiſtration, Verminderung der Verwalter, der Kanzelley ꝛc. b) in der Reduction der Apotheken, da man bey mehrern und weit aus einander geſetzten Spitälern ebenfalls theils mehrere Haupttheils Filialapotheken, bey einem größern Perſonali, vormals von nöthen hatte. Man begnüge ſich überdies an der höchſt möglichen Simplicität und Wohlfeile der Medicamente und Curarten, die man in den Krankenhäuſern noch lange nicht hat, die aber ein einſichtsvoller Director angeben muß. Und endlich begnüge man ſich an den Vortheilen, die wir durch die Erhaltung mehrerer Menſchen, und ihre geſchwindere, mithin minder koſtbare Herſtellung erlangen. Hierin allein ſind die einzigen, aber auch beträchtlichſten Erſparungen zu machen.

„Abtheilung des großen Spitales. Was ich eben jezt nur überhaupt angegeben, werde ich hier nach allen ſeinen Theilen abhandeln, und meinen Plan über die Abtheilung des großen Spitales in mehrere kleine vorlegen.

„ 3.

„Zu dieſem Endzweck muß ich folgende Data als das Reſultat im Durchſchnitt von mehrern Jahren voran ſchicken. Unſere Bevölkerung iſt 250000 Menſchen; die mittlere Sterblichkeit davon jährlich 10400. Die mittlere Sterblichkeit in den Spitälern jährlich . . . Die mittlere Anzahl aller Kranken in allen Spitälern jährlich . . . . Geburten im Durchſchnitt jährlich 7798. Davon ſind in den letzten Jahren jährlich 1114 uneheliche Geburten; alſo iſt jede $6\frac{1}{2}$ unehlich. Von dieſen Unehlichen werden 500 in dem öffentlichen Geburtshauſe geboren, die übrigen Schwangern aber werden theils wegen Mangel des Raumes, theils auch, weil ſie ungekannt niederkommen wollen, meiſtens bey Hebammen für Bezahlung entbunden. Auf 1200 Geburten kommen im Durchſchnitt 60 Todtgeborne. Dieſe Anzahl Todtgeborne iſt bey Unverheuratheten weit beträchtlicher, als bey Verheuratheten. Man bekommt alſo jährlich 1140 bis 1200 Findlinge zu verköſten. Es muß mithin Rath geſchaffet werden für Kranke . . . Schwangere, 1200. Findlinge, 1140.

„Wir wollen zuerſt von der beſten Beſorgung der Kranken, dann der Schwangern, und endlich der Findlinge, ſprechen. Noch muß ich einige Anmerkungen voran ſchicken.

„Unter einer gegebenen Menge von . . . . Kranken, ſind in einer großen Stadt ein Theil Fieberkranke, oder mit geſchwinde vorüber gehenden Krankheiten Behaftete, und zwey Theile chroniſche, oder langwierige. Umgekehrt iſt das Verhältniß auf dem Lande. Auf 100 Kranke kommen 10, theils bloß chirurgiſche, theils medicíniſchchirurgiſche Kranke. Ein Arzt kann nicht mehr, als 200, gut beſorgen; ich ſage gut, und nach derjenigen Vorſchrift, die ich ihm unten vorlegen werde. Chroniſche Kranke kann er auch 300 beſorgen. Ein Wundarzt kann täglich 2 Mal, zuweilen auch öfters, nicht mehr als 20 beträchtliche chirurgiſche Kran-

ke gut beſorgen. Der Wundarzt hat ohnedies bey innerlichen Krankheiten vieles zu thun. 200 Kranke brauchen wenigſtens 12 Wärterinnen, die abwechſelnd ihre Dienſte verrichten. Zwey Geiſtliche ſind für 400 Perſonen genug. Bey 200 Kranken wird ein mediciniſcher und ein chirurgiſcher ſo genannte Aſſiſtent erfordert. Ein Kranker koſtet dermahlen im Dreyfaltigkeitsſpitale im Durchſchnitt täglich an Medicamenten $4\frac{1}{4}$, in der Koſt aber $6\frac{1}{4}$ Kr. Beydes könnte, bey gewiſſen Vorkehrungen, noch etwas wohlfeiler ſeyn; die Medicamente 4, die Koſt 6 Kr. Jede geſchwinde vorüber gehende Krankheit dauert im Durchſchnitt bis zur völligen Geſundheit 20 Tage. Jede langwierige Krankheit (die unheilbaren Kranken gehören nicht hieher, ſondern in Verſorgungshäuſer, und dieſe meiſtens auf das Land,) zählt im Durchſchnitt 45 Tage. Ich rede hier bloß von der Dauer einer chroniſchen Krankheit im Spitale; denn die ganze Dauer einer chroniſchen Krankheit überhaupt iſt länger, als nur 45 Tage; hier aber kommt nur diejenige Zeit in Rechnung, die der Chroniſchkranke im Krankenhauſe zubringt. Reconvaleſcentenhäuſer ſind unnütz. Jeder Kranke koſtet alſo, während ſeiner ganzen Krankheit im Durchſchnitt an Koſt und Medicamenten 3 Fl. 20 Kr. Auf jedes Bett bey Geſchwindkranken kommen jährlich im Durchſchnitt 60 Fl. 50 Kr.

„ Nach dieſen Vorausſetzungen, die ſich theils auf Berechnungen, theils auf tägliche Erfahrungen, gründen, müßte das Univerſalſpital in mehrere kleine auf folgende Art abgetheilet werden. Wir haben im Durchſchnitt . . . . Kranke, davon ſind etwa . . . . mit geſchwinde vorüber gehenden Krankheiten Behaftete, oder Geſchwindheilbare, und die übrigen Langwierigkranke. Die Langwierigkranken werden wieder eingetheilt in Heilbare, und Unheilbare. Unheilbare nenne ich diejenigen, die entweder nie geheilt werden können, wenn ſie

ſie auch Jahre lang leben, oder deren Heilung, wenn ſie auch geſchehen kann, doch nicht in Jahr und Tag zu Stande kommt.

„Wir haben alſo folgende Abtheilung der Kranken, mithin auch der Krankenhäuſer, zu machen: 1. Geſchwindheilbare Kranke, cito tranſeuntes. 2. Langwierige nicht anſteckende, ſimpliciter chronici. 3. Langwierige und zugleich anſteckende, chronici contagioſi. 4. Unheilbare, contumaces, incurabiles. 5. Schwangere. 6. Findlinge. Zuſammen ... vom Staate zu verſorgende Perſonen.

„Dieſe Eintheilung iſt nicht ſo zu verſtehen, daß nicht einige wenige Kranke der zweyten Abtheilung ſich zuweilen in der erſten befänden, oder der erſten in der zweyten. Genug, daß z. B. in der erſten Abtheilung die Meiſten an geſchwinde vorüber gehenden Krankheiten danieder liegen. Geſchwindheilbare Kranke, ſind z. B. alle Gattungen der hitzigen und kalten Fieber, Ruhren ꝛc. Langwierigkranke ohne Anſteckung, ſind z. B. Waſſerſüchtige, Lungenſüchtige, mit Verſtopfung der Eingeweide Behaftete, Gelbſüchtige, und die meiſten nicht fiebriſchen Kranken ꝛc. Langwierige und anſteckende, ſind: Veneriſche, Krätzige. Unheilbare, ſind ſehr oft Epileptici, Maniaci.

Die erſten zwey, und die letzten zwey Claſſen, ſind der Gegenſtand, den wir vorzüglich vor Augen haben. Die dritte Claſſe gehört in ein Haus allein, damit kein Anderer angeſteckt werde. Die vierte Claſſe gehört meiſtens in die Verſorgungsanſtalt, oder in die Armenpflege. Wie nun aber die Krankenſpitäler und Geburtshäuſer in die Stadt gehören, ſo gehören die Invaliden, die Armen, und mit ihnen auch die Unheilbaren, auf das Land, oder in eine Provinz, wo es viel wohlfeiler, als in der Hauptſtadt, zu leben iſt.

„Ich habe folgende Reſultate über die Zahl der zu einer Zeit zugleich danieder liegenden Kranken, und über das beyläufige Verhältniß verſchiedener Krankheiten ge-

gen

gen einander, gemacht; ich ſage: beyläufige Verhältniß, denn die erſte Claſſe der Krankheiten verändert ſich am meiſten in verſchiedenen Jahren, ja wohl in Einem Jahre zu verſchiedenen Jahrszeiten. Die Zahl der übrigen Krankheiten erhält ſich gleicher. Ich rede auch nur von der Zeit und dem Verhältniſſe der Kranken, die ſich für ein Krankenhaus anzumelden pflegen, keineswegs aber von dem abſoluten Verhältniſſe der Krankheiten. Nämlich:

300 — 400	bald vorüber gehende Krankheiten.
600	chroniſche nicht anſteckende.
100	theils Schwangere, theils Gebährende.
1000 — 1100.	Dieſe Anzahl müßte in dem großen Armenhauſe untergebracht, und dort gleichſam in mehrere kleinere Spitäler abgetheilet werden.
200	Veneriſche, Krätzige, Grindige, d. i. anſteckende Kranke. Dieſe würden ſehr weislich allein im St. Marx gelaſſen, um nicht durch Anſteckung Andern zu ſchaden.
100 — 200	Unheilbare, die meiſtens auſſer der Hauptſtadt ſelten erhalten werden.

Summa 1300 — 1500 zu verſorgende Perſonen.

„ Noch kommen jährlich beyläufig 1200 Findlinge zu verſorgen.

Hieher habe ich das ſpaniſche Spital, und das Spital der Kaufmannsbedienten nicht gerechnet; beyde zuſammen möchten etwa 100 Betten halten. Obgleich dieſe zwey Spitäler nicht vom Staate unterhalten werden,

den, ſo ſtehen ſie doch unter ſeiner Aufſicht, und würden mit dem Generalſpitale in Abſicht des Ortes, der Oberdirection, und der Apotheke verbunden.

„Eine andere Krankenanſtalt iſt mit dem Dreyfaltigkeitsſpitale verbunden, wo nämlich zwey Aerzte und ein Wundarzt täglich morgens diejenigen Kranken verhören, und mit Medicamenten unentgeltlich verſehen, die entweder aus Mangel des Raumes im Spitale nicht aufgenommen werden können, oder aber, ob ſie gleich Wohnung, Nahrung und Bedienung in ihrem eigenen Hauſe haben, doch über dieſe Nothwendigkeiten, ſo viel Vermögen nicht beſitzen, daß ſie ſich die etwas koſtbarern Medicamente verſchaffen könnten. Auch dieſes löbliche Inſtitut müßte in ſeinem vorigen Zuſtande bleiben, nur daß ein Verhör der Kranken künftig im Generalſpitale wegen der dortigen Apotheke geſchehen müßte.

„Die praktiſche Lehrſchule, die jederzeit 12 Krankenbetten unterhält, und den letzten mediciniſchen Unterricht am Krankenbette ſelbſt gibt, ſo nothwendig ſie von einem größern Spitale abgeſondert ſeyn muß, ſo nützlich iſt ſie doch in der Nähe eines ſolchen Spitales. Ob ſie gleich zur Univerſität gehört, würde ſie doch in das große Armenhaus übertragen werden müſſen.

„Ich würde die oben angezeigte Summe der bald vorübergehenden, der langwierig Kranken, und der Schwangern, noch weiter, und in 5 kleinere, in verſchiedene Höfe des großen Armenhauſes zu verlegende Spitäler, etwa auf folgende Art, und unter eben ſo viele Aerzte, vertheilen. Erſtes Spital, enthält 150—200 Betten; zweytes, 150—200. Beyde für geſchwinde vorüber gehende Krankheiten. Drittes Spital, enthält 300 Betten; und viertes, eben ſo viel. Beyde für chroniſche Krankheiten. Fünftes Spital ent-

enthält 100 Betten, für Schwangere und Gebährende.

„Ich werde eine Beſchreibung des erſten Spitales nach allen ſeinen Bedürfniſſen hieher ſetzen, welche dann auch auf die übrigen angewendet werden muß. Die Spitäler der Chroniſchkranken werden ſehr wenig von den andern abweichen. Nur von dem fünften Spitale, oder dem Geburtshauſe werde ich beſonders reden; und dann von der beſten Findlingsanſtalt.

„Eintheilung der Zimmer im erſten Spitale. Das erſte Spital, und nach dieſem Muſter auch die übrigen, muß in 7 Zimmer abgetheilet werden, wovon 3 für Männer, 3 für Weiber, und 1 für den unten anzuzeigenden Gebrauch, beſtimmt iſt. Die drey Männerzimmer ſollen in einer Reihe ſeyn, ſo wie etwa im Dreyfaltigkeitsſpitale. Das erſte hält 10 Betten für chirurgiſchkranke Männer; das zweyte hält 60 Betten, und heißt das Zimmer der Schwachen. In dieſem Sahle liegen diejenigen, die gefährlicher krank ſind. Das dritte Zimmer hat 30 Betten der Mindergefährlichen, oder der Geneſenden, und heißt das Zimmer der Geneſenden. Auf eben dieſe Art werden die übrigen 10 Betten der Frauensperſonen eingetheilt. Das ſiebente Zimmer bleibt leer, und dient in auſſerordentlichen Fällen, z. B. um einen Ort zu haben, wo man beträchtlichere chirurgiſche Operationen, oder auch gewiſſe Unterſuchungen anſtellt, die man dem Anblicke der übrigen Kranken entziehen will. Auch müßten Pockenkranke, heftig raſende, ſehr ſtinkende, ſtark eiternde Kranke, in ein ſolches abgeſondertes Zimmer verlegt werden. Die Krankenſähle müſſen nie zu ebener Erde, ſondern im erſten oder zweyten Stockwerke, ſeyn. Der unterſte Theil des Hauſes iſt dem Traiteur, den Apothekern, und den Dienern des Spitales, gewidmet.

In=

„Innere Einrichtung eines jeden Krankenſahles in jedem Spitale. Die Zimmer ſelbſt müſſen geräumig ſeyn, mit großen hohen Ventilatoren, oder, ſtatt derſelben, mit einigen Gegenfenſtern verſehen. Weite Thüren, entfernte Abtritte und Abflüſſe derſelben gegen Norden, eiſerne Bettſtätten, um die Wanzen beſſer abzuhalten; und mit Vorhängen, um gewiſſe Kranke, oder auch Sterbende, dem Anblicke der übrigen zu entziehen. Das Bett muß aus einem Strohſacke und einer wollenen Kotze, ſtatt der Matratze, einem obern und untern Leintuche, und einer andern Kotze ſtatt des Deckbettes, im Winter, oder einer leichten im Sommer, beſtehen. Jedes Zimmer muß zu ſeiner Einrichtung folgende Stücke haben: zinnerne, nach Unzen abgetheilte, Aderlaßſchalen; ein Paar roth gefärbte Tücher, womit man das Bett desjenigen, dem man zur Ader läßt, bedeckt; einige Klyſtier Sprützen; Leibſchüſſeln; Uringläſer ꝛc.; einige beſonders dazu verfertige Gurte, um damit Raſende im Bette zu erhalten. Jedes Bett, ſeine Nummer, ſeinen hölzernen Stuhl, und am Fuße des Bettes ein Bret, worauf die Medicamente, das Tiſch- und Speiſezeug ꝛc. zu ſtehen kommen; und eine Tafel, worauf der Name des Kranken, ſeine Krankheit, der Tag der Aufnahme in das Spital, ſeine ihm jezt vorgeſchriebene Diät ꝛc. aufgeſchrieben ſteht. In dem Sahle der Schwachen müßte jeder Kranke ſeinen eigenen Leibſtuhl haben; dieſes iſt zwar mit vielen Unbequemlichkeiten verbunden; doch läſſet ſich vielleicht eine Art Abtritte oder Leibſtühle anbringen, die weder Geſtank verbreiten, noch den Wärterinnen viele Mühe machen.

„Eben ſo müßte auch das zweyte Spital, der geſchwinde vorübergehenden Krankheiten eingetheilt und ausgerüſtet ſeyn. Auf gleiche Art müßten auch die Spitäler der Chroniſchkranken abgetheilt werden; z. B.

das erſte Zimmer enthielte 30 Betten für ſo viel Chirurgiſchkranke Männer; das zweyte, 80 Betten für ſo viel innerlich Kranke, das Zimmer der Schwachen genannt; und endlich das dritte Zimmer, das Reconvaleſcentenzimmer der Männer. Auf eben dieſe Art müßte auch eine Abtheilung der Zimmer für chroniſch-kranke Weiber gemacht werden; ſo hätte ein ſolches Spital der Chroniſchkranken 300 Betten.

„ Dinge, die allen abgetheilten Spitälern insgeſammt gemein ſind. Sämmtliche Spitäler haben einige Dinge mit einander gemein, z. B. die Todtenkammer, das neben dieſer angebrachte anatomiſche Zimmer, das Badhaus, die Apotheke.

„ Perſonale. Arzt, Wund-Arzt, Aſſiſtenten. Ein jedes Spital hat ſeinen eigenen Arzt; dieſer muß pünctliche und ſtrenge Dienſte thun. Er muß nicht Neuling in der Kunſt, aber auch nicht alt, mürriſch, und Schlendrianiſt, ſeyn. Wenn er Entdeckungen gemacht, und etwas Beträchtliches für die Kunſt gethan hat, ſo muß er Belohnung und Beförderung haben, und nicht immer Spitalarzt bleiben. Eben dieſes gilt auch von dem Wundarzte. Die mediciniſchen und chirurgiſchen Aſſiſtenten ſollten vorzüglich zur Armee, für Phyſikate, und andere mediciniſche und chirurgiſche Dienſte, aus dem Spitale befördert werden.

„ Krankenpflege. Die Pflege und Wartung ſollte auch bey Männern durch Weiber geſchehen. Es wäre zu wünſchen, daß wir, ſtatt gedungener Krankenwärterinnen, eine Art Nonnen hätten, wie im pariſer Spitale, die ſich auf eine ihnen beliebige Zeit zum Dienſt der Kranken verbänden.

„ Jedes Spital hätte demnach folgendes Perſonale. Einen Arzt. Einen Wundarzt. Zwey Aſſiſtenten, einen mediciniſchen, und einen chirurgiſchen. Zwölf Wärterinnen, die wechſelweiſe nach einer zu gebenden Inſtruction ihre Dienſte verrichten. Zwey Seſſelträ-

ger,

ger, die ſchwächern Kranken aus ihren Wohnungen in das Spital zu tragen. Es iſt dieſes noch die geringſte Zahl der erforderlichen Wärterinnen.

„Apotheke. Eine Spitalapotheke muß eine ganz andere Einrichtung haben, als eine andere, die für das Publikum offen ſteht. Wer in einem Spitale vielerley Medicamente, und den ganzen Catalogus nach unſerer verbeſſerten Pharmacopöe nöthig hat, und nicht die meiſten dort angeführten Mittel entbehren kann, verſteht ſeine Kunſt nicht. Der dirigirende Arzt müßte alſo einen Entwurf zur wohlfeilſten, und in der Ausführung leichteſten Spitalapotheke verfaſſen.

„Geiſtliche. Vier bis fünf Geiſtliche ſind für das Univerſalſpital, und alle ſeine Abtheilungen genug. Man könnte auch Ordensgeiſtlichen den Auftrag machen, wechſelweiſe den Kranken beyzuſtehen. Ihr Dienſt beſtände in Ausſpendung der Sakramente in Ermunterung der chriſtlichen Standſtaftigkeit und Geduld, und im Unterrichte der Geneſenden.

„Gefangene. Da man bisweilen erkrankte Gefangene zu verpflegen hat, ſo müßte ein jedes der 4 erſten Spitäler noch zwey eigene Zimmer, eines für Weiber, und das andere für Männer haben, deren jedes etwa 15 Betten, eiſerne Gitterthüren, und ein Vorzimmer für die Wache haben müßte.

Pflichten des dirigirenden Arztes. Der dirigirende Arzt hätte genaue Inſtruktion für die übrigen Aerzte, Wundärzte, Aſſiſtenten, Wärterinnen ꝛc. und eine Tagordnung aufzuſetzen, über deren Haltung er ſ vorzüglich wachen müßte; auch eine für ein Univerſalſpital vorzüglich bequeme Pharmacopoeam pauperum zu entwerfen. Da die Güte der Luft ein weſentliches Stück iſt, woran es in großen Spitälern faſt allezeit mangelt, und da die bisher bekannten Methoden die Spitalluft zu reinigen meiſtens unzureichend

ſind, ſo hätte der dirigirende Arzt eine neue, leichte, und nicht koſtbare Methode, die Spitalluft zu reinigen, anzugeben; dieß wäre ihm um ſo viel leichter, da man von der Thunlichkeit der Sache ſchon durch Verſuche überzeugt iſt. Der dirigirende Arzt hätte ſich wöchentlich, oder öfter, mit den übrigen Spitalärzten zu verſammeln, um über die Angelegenheiten des Spitales ſich zu beratchſchlagen, und über die Handhabung der Ordnung, der vorgeſchriebenen, und Jedem zugetheilten Inſtruktionen ſich zu erkundigen.

„Spital der langwierigen und zugleich anſteckenden Krankheiten. Das Markusſpital ſollte allein die anſteckenden chroniſchen Krankheiten aufnehmen. Ihrer ſind im Durchſchnitt jederzeit 200; 100 davon ſind Veneriſche, die beyſammen in einem oder mehreren Sälen ſeyn ſollten; 50 ſind Krätzige, die wieder in beſondern Zimmern gemeinſchaftlich wohnen ſollten; wieder andere 50, ſind mit dem Grinde oder ähnlichen Uebeln behaftete, die auch von den Veneriſchen und Krätzigen abgeſondert, und beyſammen wohnen müßten. Alle dieſe Kranken aber ſollten von einem Arzte, einem Wundarzte, zwey Aſſiſtenten, und zwey Wärterinnen, beſorget werden. Die innere Einrichtung hätte der dirigirende Arzt anzugeben. Im veneriſchen Spitale wären beſonders Verſuche anzuſtellen, und durch ſorgfältige Beobachtungen einige ſehr praktiſche Zweifel in der Curart dieſer verheerenden Krankheit zu erörtern. Der dirigirende Arzt hätte vorzüglich anzugeben, was man bisher in Behandlung dieſer Krankheit ſchon gethan hat, und was noch unausgemacht zu beobachten, und zu erfahren übrig iſt.

„Spital der Unheilbaren. Die Unheilbaren, deren Zahl nicht ſo genau angegeben werden kann, ſich aber doch zwiſchen 100 und 200 hält, könnten in dem ſo genannten Contumazhofe verſorget werden. Da dieſe Elende, ob ſie gleich unheilbar ſind, doch nicht al-

lezeit ohne medizinische und chirurgische Hülfe ſeyn kön- nen, ſo müßte man ihnen einen Arzt und Wundarzt, nebſt einem chirurgiſchen Aſſiſtenten, geben. Der Arzt hätte ſie wöchentlich zwey Mal, der Wundarzt aber täglich zu beſuchen. Wofern ein ſolcher in eine neue Krankheit fiele, müßte er in das Univerſalſpital überbracht, und dort, bis zur Herſtellung aus dieſer Krankheit, behalten werden; denn hätte er wieder das Spital der Unheilbaren zu beziehen.

„Geburtshaus. Wir haben in einem Zeitraume von 10 Jahren, 77983 Geburten. Wir können für das laufende Decennium in gerader Zahl 78000 annehmen. Jedes Jahr giebt alſo 7800. Jede ſie- bente Geburt iſt, laut des Taufbuches, unehelich; mithin jährlich uneheliche Geburten im Durchſchnitt beyläufig 1114. Einige wenige ganz verarmte Ge- heurathete, machten mit den vorigen, 1200. Da- von ſind im Marxerſpitale jährlich zur Welt gekom- men, 500. Bleiben alſo noch verheimlichte Geburten auſſer dem Spitale, 700. Beynahe alle dieſe 700 Entbindungen auſſer dem Spitale geſchehen bey Heb- ammen, wohin ſich das geſchwängerte Mädchen für ſein bischen Geld, ſobald es ſeine Schwangerſchaft et- wa im 5. oder 6. Monate nicht mehr verbergen kann, und ſeines Dienſtes entlaſſen wird, hinbegiebt; oder es irrt hin und her, von der Schande, der Reue, der Armuth und der Polyzey allenthalben verfolgt. Die- jenigen, die ſich zu Hebammen bey Zeiten flüchten kön- nen, ſind zwar vor dem Arme der Polizey etwas ſi- cherer, aber nicht vor den Klauen der Harpyen, wohin ſie ihre Zuflucht nehmen. Dort werden dieſe arme Geſchö- pfe ihres Bischen Geldes, ihrer Kleidung, die ſie verſetzen müſſen, und ſehr oft ihrer Geſundheit und ihres Lebens, beraubet. Sie ſind bey ihrer Geburt, und in ihrem Wochenbette, dem tollkühnen Eigendünkel einer ſolchen Hebamme ganz überlaſſen.

„Ich glaube in meiner Berechnung nicht zu irren, wenn ich die 1200 Unehlichſchwangern folgender Maßen eintheile. Zwey Drittel dieſer Schwangern ſind im Stande, etwas zum Unterhalt in ihrem Wochenbette beyzutragen; ein Drittel aber würde, bey einer guten und zweckmäßigen Einrichtung, für eigen Geld zehren, und ſeinen Aufenthalt dem Geburtshauſe bezahlen. Ich würde alſo das Geburtshaus auf folgende Art in zwey Theile abtheilen. Die erſte Abtheilung, das Geburtshaus der Armen, wäre auf 800 ſich jährlich ereignenden Geburten eingerichtet, das zahlende Geburtshaus aber auf deren 400. Man muß 4 Wochen im Durchſchnitt, auf den Aufenthalt einer Schwangern im Geburtshauſe rechnen. Es ſind etwa ſiebenzig Betten in dem Geburtshauſe der Armen nöthig, um die jährlich ſich ergebende 800 ſchwangere Perſonen zu verſorgen. In dem zahlenden Geburtshauſe wären 35 Betten in Bereitſchaft zu halten, um jährlich 400 Schwangere zu verpflegen. Das Geburtshaus der Zahlenden könnte doppelt eingetheilt werden; es enthielte 1) ein gemeinſchaftliches Zimmer, worin diejenigen lägen, die geringer bezahlen; und 2) mehrere abgetheilte Zimmerchen, wohin ſolche ſich begäben, die, um dieſen Vortheil zu genießen, etwas mehr bezahlen. Es müßten, wie ungefähr im ſpaniſchen Spitale, feſtgeſetzte Taxen bekannt gemacht werden. Das Geburtshaus der Armen müßte folgende Abtheilungen haben: einen Saal mit 35 Betten für noch Schwangere; einen andern Sahl mit ebenfalls 35 Betten, für wirkliche Wöchnerinnen; ein Zimmer, das Geburtszimmer genannt, worin die meiſten Geburten, vorzüglich aber die ſchmerzhaften, oder die künſtlichen gemacht werden ſollten. Es wäre gut, wenn dieſes Zimmer von dem Aufenthalte der noch Schwangern etwas entfernter wäre. Eine faſt ähnliche Eintheilung hätte auch in dem zahlenden Geburtshauſe

Statt.

Statt. Das Geburtshaus, das zahlende ſowohl, als das arme, hat einen Arzt, der zugleich Geburtshelfer iſt, einen chirurgiſchen Aſſiſtenten, und ſechs Wärterinnen, die auch Hebammendienſte zu thun im Stande ſind, nöthig. Es wäre gut, wenn derjenige Arzt, der wöchentlich ein Paar Mal auf der Univerſität den Hebammen lieſet, eben dieſe Vorleſungen im Geburtshauſe hielte, und ſeinen Schülerinnen praktiſchen Unterricht gäbe. Dies wäre die Lehrſchule für Hebammen, Geburtshelfer ꝛc. Dieſer Lehrer wäre zugleich der Arzt und Geburtshelfer des Accouchirſpitales. Wenn alſo eine Schwangere oder Wöchnerin erkrankt, muß ſie von dem Geburtshauſe weg, nach dem Krankenhauſe gebracht werden.

„Möchte man doch auch für die Schwangern noch vor ihrer Entbindung ſorgen, wo ſie im 5ten Monate ihres Dienſtes entlaſſen werden, oder aus Scham ſich ſelbſt wegbegeben, und dann allenthalben verfolget werden! Dieß iſt der gefährlichſte Zeitpunkt für ein ſchwangeres Mädchen, wo es entweder, ohne ſich jemals wie erholen zu können, gänzlich verarmt, oder aus Noth eine Lebensart ergreift, die ſie für die Zukunft noch unglücklicher, und für die Geſellſchaft gefährlich, macht. Ein Ort, wo ihnen Arbeit angewieſen würde, womit ſie ſich wenigſtens ihren Unterhalt verdienten, und dem Staate doch ſo viel eintrügen, als ſie ihm koſteten, wäre für ſie die größte Wohlthat, und hälfe vielfachem Uebel gewiß ab.

„Sämmtliche Ausgaben in Koſt und Medicamenten, des zu errichtenden Generalſpitales und Geburtshauſes.

Da ich nicht wiſſen kann, wie viel jährlich in Betten, Kleidungen ꝛc. nachzuſchaffen iſt, auch nicht wie viel die ſarta tecta jährlich im Durchſchnitt koſten, ſo mußte ich mich bey der folgenden Berechnung mit den zwey Rubriken: Koſt und Medicamente, begnügen.

Das Perſonale, welches mit den Kranken unmittelbar zu thun hat, habe ich zwar angeſetzt; ihre Beſoldungen mag man dann ſelbſt beſtimmen, ſo wird man einen ungefähren Ueberſchlag des zu machenden Aufwandes erhalten.

Wir wollen allenthalben die größte Anzahl der Kranken herſetzen, und dabey noch annehmen, daß ein jeder Kranke an Koſt und Medicamenten, nach der obigen Berechnung, die ſich auf die Ausgaben des Dreyfaltigkeitsſpitales gründen, täglich im Durchſchnitt 10 kr. koſte, daß alſo jedes Bett im Durchſchnitt jährlich an Koſt und Medikamenten auf 60 Fl. 50 Kr. zu ſtehen komme: ſo werden Betten der geſchwinde vorübergehenden Krankheiten . 400
der nicht anſteckenden Chroniſchkranken . . . 600
der Schwangern und Gebährenden 100
Anzahl der Betten 1100,
jährlich an Koſt und Medicamenten im Durchſchnitt koſten 66916 Fl. 40 Kr.

Perſonale

in allen einzelnen Spitälern des großen Armenhauſes.

5 Aerzte, à . . . . zuſammen . . . .
5 Wundärzte, à . zuſammen . . . .
5 mediziniſchen Aſſiſtenten, à . . . zuſammen . . . .
5 chirurgiſche Aſſiſtenten, à . . . zuſammen . . . .
5 Krankenwärterinnen, à . . . . zuſammen . . . .
5 Geiſtliche, à . . zuſammen . . . .

Summa der Ausgabe für Koſt, Medicamente, und oben genanntes Perſonale im großen Armenhauſe . . . .

Die 200 Betten des St. Markusſpitals, koſten jährlich an Koſt und Medicamenten . . . . .
1 Arzt . . . .
1 Wundarzt . . . .

1 me-

1 mediziniſcher Aſſiſtent . . . .
1 chirurgiſcher Aſſiſtent . . . . . .
Wärterinnen, à . . . .

Zuſammen Ausgaben auf Koſt und Medicamente und oben genanntes Perſonale im großen Armenhauſe . . . .
im St. Markusſpitale . . . .

Summa Summarum . . . .

Hier ſind die 100 bis 200 Unheilbaren nicht mitgerechnet, da dieſe meiſtens vielmehr zur Armenpflege, als unter wirklich Kranke, gehören, und überdies die Ausgaben für dieſe Kranken aus den obigen Datis leicht berechnet werden können.

Das Perſonale der Apotheke iſt hier auch nicht angeſetzt; dieß müßte erſt alsdann beſtimmet werden, nachdem der dirigirente Arzt eine eigene Pharmacopoeam pauperum, und mithin auch die zu verrichtenden Arbeiten angegeben hätte. "

Was Hr. Stoll, in der Folge, von Findlings-Anſtalten ſagt, übergehe ich.

Im Jahr 1788, gab der churf. maynziſche geh. Rath Hoffmann eine Schrift von der Nothwendigkeit, einem jeden Kranken in einem Hoſpitale ſein eigenes Zimmer und Bett zu geben, und im J. 1789 Beſtätigung der Nothwendigkeit ꝛc., heraus. Ob gleich die im Hôtel-Dieu zu Paris, noch bis auf die jetzige Stunde fortdauernde Gewohnheit, 3, 4, bis 5 Kranke zugleich in ein Bett zu legen, und ſo in einem mittelmäßig großen, eher niedrigen, als hohen, Saale die Anzahl der Kranken auf 150, und darüber, zu vermehren, billig zu verabſcheuen iſt, ſo muß man doch, ohne den großen Verdienſten des Hrn. geh. Rath Hoffmann um die geſammte Arzneywiſſenſchaft im geringſten zu nahe treten zu wollen, aufrichtig geſtehen, daß das hier vorkommende Raiſonnement von der auf dem Titel behaupteten Nothwendigkeit, jeden Kranken

in ein Zimmer zu legen, ganz und gar nicht überzeugend iſt. Ja, es läſſet ſich ſehr leicht die Schädlichkeit einer ſolchen Einrichtung, in manchen Fällen, aus Erfahrung, und nach Gründen darthun.

Da dieſe Schrift eben zu der Zeit zum Vorſchein kam, als der churf. maynziſche Hofr. Hr. D. **Strack**, auf hohen Befehl ein allgemeines Krankenhaus in Maynz, von welchem ich weiter unten Nachricht ertheilen werde, in dem leergewordenen Clarakloſter angelegt hatte, und in gedachter Schrift behauptet wird, daß die Einrichtung des allgemeinen und kliniſchen Hoſpitales, als Einrichtung betrachtet, beſſer wäre, wenn man daſſelbe im Altenmünſterkloſter anlegte, und jedem Kranken ein eigenes Zimmer gäbe: ſo hat Hr. **Strack** ſeiner Beſchreibung des allgemeinen Krankenhauſes in Maynz, eine Beurtheilung dieſes neuen Vorſchlages des Hrn. **Hoffmann** beygefügt, worin er zeigt, daß das Altenmünſterkloſter zum Hoſpital gar nicht tauge, und daß der Vorſchlag, einem jeden Kranken in einem Hoſpitale ſein eigenes Zimmer zu geben, die Abſicht verfehle, und in mehrern Rückſichten unannehmlich ſey. Die Beurtheilung der drey Gründe, worauf der Vorſchlag, einem jeden Kranken in einem Hoſpitale ſein eigenes Zimmer zu geben, gebauet iſt, iſt folgende:

Der erſte betrifft die Wärme der Luft. Es heißt §. 8—17: „Man ſehe in Krankheiten verſchiedene Ausgänge, durch Stuhl, Urin, Schweiß, Auswurf und Athem; jeder dieſer Ausgänge müſſe durch „eine beſondere Zimmerwärme unterhalten werden, „dieſes könne aber in einem Saale, wo mehrere Kranke beyſammen liegen, unmöglich geſchehen; weil im „ganzen Saale der nämliche Grad von Wärme iſt.“— Nichtärzte möchte dieſer Grund, ſo, wie die andern, ein wenig blenden, erfahrne Aerzte aber gewiß nicht. Zur Belehrung der erſtern muß ich hier ſagen, daß,

ob-

obſchon die Natur bey zehn Kranken im nämlichen Saale, zur nämlichen Zeit, verſchiedene Wege zur kritiſchen Ausleerung der Krankheitsmaterien einſchlägt, doch bey allen dieſen keine andere als eine reine und mäßig warme Luft nöthig ſey. Aerzte, welche die Kranken nach hippokratiſcher einfacher Art behandeln, ſehen die nämlichen Kriſen in Nord- Weſt- und Südländern, die dieſer große Arzt in Griechenland ſahe; ein Beweis, daß ſo gar die verſchiedene Wärme des Klima, die Wirkungen der thätigen Natur nicht hindert. Auch in dem Falle, wo bey einem Kranken der Schweiß befördert werden muß, wird ein mäßig warmer Saal kein Hinderniß ſeyn; nebſt dieſem wird eine etwas dickere Bettdecke und dienliche Arzney dieſen Zweck vortheilhafter erfüllen, als ein ſehr warmes kleines Zimmer. Man ſetze aber den Fall, daß zehn Kranke in zehn kleinen Zimmern lägen, und jedes dieſer Zimmer einen andern Grad der Wärme erfordere, ſo müßte wohl der Arzt Tag und Nacht umgehen, um zu ſehen, ob der, jedem Kranken nothwendige Wärmegrad, ſo gewiſſenhaft unterhalten würde; denn bekanntlich ſind die Krankenwärter im Wärmemeſſen nicht ſo geſchickt, auch müßte man gewiß blos aus dieſer Urſache für jedes Zimmer einen eigenen Wärter beſtimmen, welches man doch nicht zu thun geſonnen iſt.

Der zweyte Grund beſteht in Folgendem. Es heißt §. 19: „In großen Sälen, wo mehrere Kran„ke beyſammen liegen, ſtören die Kranken ſelbſt ein„ander in der Ruhe: wenn z. B. einer huſtet, der „andere zu trinken fordert, und der dritte auf den „Nachtſtuhl geht. Auch die Gemüthsruhe wird ge„ſtöret, wenn einer ſeinen Nachbar beichten, ſterben, „und wegtragen ſieht. Alle dieſe Unbequemlichkeiten „fallen aber weg, wenn jeder Kranke im Hoſpitale „ſein abgeſondertes Zimmer erhält.“ Hierauf ant-

worte ich: Nach den Hoſpitalgeſetzen, muß in allen Sälen die äuſſerſte Stille herrſchen; ſelbſt die Krankenwärter müſſen in Filzſchuhen gehen, u. ſ. w. Doch iſt es nicht möglich, alles Geräuſch, als Huſten, Nieſen, Erbrechen, ꝛc. zu entfernen. Hier muß man aber bedenken, daß Leute, welche im Hoſpitale liegen, keine zärtliche, an alle Gemächlichkeit gewöhnte, ſondern ſolche Menſchen ſind, die in ihren engen, kleinen Wohnungen an weit größeres Getöſe gewohnt waren, als ſie bey einer guten Ordnung in dem Krankenſaale empfinden. Im Falle nun, daß einer beichtet, zieht man am Bette des Beichtenden, und an den Betten der nächſten Nachbarn, die Quartvorhänge zu; und ſo kann der eine beichten, ohne das es die Nachbarn bemerken, wenn auch der Kranke taub iſt, ſo kann der Geiſtliche durch ein Hörrohr mit demſelben ſprechen, ohne daß die andern nur den geringſten Ton hören. Auch iſt es eines der Hoſpitalgeſetze, daß jeder Kranke ſogleich bey ſeinem Eintritte die h. Sakramente empfangen muß, welches alſo keinem fremd und empfindlich ſeyn kann. Stirbt ein Kranker im Saale, ſo werden die nämlichen Vorhänge zugezogen, und der Todte wird ohne Geräuſch durch dieſelbe Fallthür, die zur Einfuhre des Nachtſtuhles dient, hinaus in den Gang geſchoben. Kranke, die im Irreſeyn ſehr lärmen, werden in ein anderes Zimmer gebracht. Chirurgiſche Operationen, wo Schreyen und Wehklagen nicht vermieden werden kann, müſſen in einem chirurgiſchen Amphitheater vorgenommen werden. Noch muß ich hiebey bemerken, daß ich in dem Altenmünſterkloſter durch die dünnen Wände der Zellen, Nonnen, welche ſich in der dritten Zelle, neben derjenigen, worin ich war, befanden, huſten, ſeufzen, und nieſen gehört habe.

Der dritte Grund iſt der ſcheinbarſte. Es heißt nämlich, §. 23: „Wenn in großen Hoſpitälſälen nur ein

„ein oder der andere mit einer anſteckenden Krankheit „behaftet würde, und die Luft des Hoſpitales vergif„tete, ſo könne dieſes die Kranken des Hoſpitales in „ſehr große Gefahr ſetzen. — Das beßte Mittel, „die Anſteckung zu verhindern, ſey aber, §. 32 einem „jeden mit einer anſteckenden Krankheit Behafteten „ſein eigenes Zimmer zu geben.“ — Wenn ich hier werde bewieſen haben, daß im Clarakloſter alles gethan iſt, was eine ſolche Anſteckung vermindern, auch verhüten kann, und daß, wenn man auch einen jeden Kranken in ein eigenes Zimmer legt, doch die Anſteckung bey wirklich anſteckenden Krankheiten nicht verhindert wird: ſo glaube ich, auch dieſen glänzenden Einwurf gehoben zu haben. Eine anſteckende Krankheit nennen wir diejenige, in welcher etwas, uns ganz Unbekanntes, aus einem kranken Körper ausgeht, und in einem andern geſunden, in welchen es gekommen iſt, dieſelbe Krankheit hervorbringt. Hiezu iſt oft nicht nöthig, daß man mit dem Kranken einen unmittelbaren Umgang habe. Auch ſind nicht alle Krankheiten anſteckend, die man dafür ausgibt; oft liegt eine allgemeine Urſache zum Grunde, die in mehrern Körpern zugleicher Zeit dieſelbe Krankheit hervor bringt, ohne daß ſie ein Kranker einem andern Geſunden gegeben habe. Man hat bemerkt, daß Krankheiten, die unter gewiſſen Umſtänden anſtecken, dieſes unter andern nicht thun; z. B. wenn ein Kranker in einer kleinen feuchten, nicht luftigen Wohnung am Faulfieber darnieder liegt, und wenn ihm die nöthige Wartung und Reinigung abgeht, ſo enthält die ihn umgebende Luft mehrere und verdorbenere Theile, die aus dem Kranken ausgehen, und hierin auch den Zunder, der einen andern hiezu tauglichen Körper anſteckt; im entgegen geſetzten Falle findet dieſes wegen geänderter Umſtände nicht Statt. Man ſieht bey ſolchen Epidemien täglich, daß die Krankheit in den Häuſern der

Armen bösartiger iſt, und weiter um ſich greift, als in den geräumigen, mit allem Nöthigen verſehenen Häuſern der Reichen. Ferner lehrt die Erfahrung, daß eine bewegte Luft die Anſteckung mindert, und nach und nach das Gift ganz verjagt. Lobb erwartete von einem Kaminfeuer, welches in dem Krankenzimmer unterhalten würde, noch weit mehrere Vortheile, und zwar mit Recht, aus bekannten phyſiſchen Gründen. Mortimer erfuhr den Nutzen dieſes Feuers in ſeiner eigenen Pockenkrankheit, wo er durch dieſe Anſtalt den ſonſt bey Pockenkrankheiten gewöhnlichen heftigen Geſtank vertrieb. Schon Akron, welcher älter als Hyppokrates iſt, zündete nahe am Krankenbette Feuer an, und hat ſo nicht wenigen geholfen.

„Man erwege nun die Anſtalten, die ich zur Reinigung der Luft, und geſchwinden Austreibung der Ausdunſtungen in den Sälen des Claraklosters anbrachte (*), ſo wird man ſehr leicht einſehen, das, wegen der immer erneuerten, bewegten, und mit den Dünſten ausgetriebenen Luft, und des im Kamine brennenden Feuers, manche Krankheit hier nicht anſtecken kann, die es an andern Orten thut, z. B. Faulfieber, Fleckfieber, u. ſ. w. Ich weiß aber auch, daß die anſteckende Kraft mancher andern Krankheiten, z. B. der Pocken, der Krätze, des Scharlachfiebers, und mancher Arten der Ruhr, durch meine Anſtalten in den Sälen vielleicht ſehr ſchwer, vielleicht auch gar nicht, wird verhindert werden, deswegen ſind im Clarakloſter für ſolche Kranke, eigene geräumige Zimmer (in welchen gleichfalls offene Kamine, 2 Einhaucher und 2 Aushaucher, ſind,) beſtimmt. Ein jeder Kranker wird, wenn er in das Hoſpital kommt, nach den Hoſpi-

(*) Ich werde die hier erwähnten Anſtalten unten, bey Beſchreibung des allgemeinen Krankenhauſes in Maynz, anführen. K.

ſpitalgeſetzen, in einem hiezu beſtimmten Zimmer gereinigt, und friſch gekleidet, alsdann in ein Nebenzimmer ſo lange niedergelegt, bis der herzu gerufene Arzt ſeine Krankheit unterſucht, und alsdann beſtimmt hat, in welchen Saal derſelbe ſolle gebracht werden. Man hat dieſe Vorſicht §. 33, f. als unnütz angegeben, indem man aus dem Anfange der Krankheit oft nicht beſtimmen könne, von welcher Gattung ſie werden wird. — Wenn aber ein Arzt die herrſchende Epidemie kennt, und die Zufälle des nach dem Hoſpitale gebrachten Kranken mit derſelben vergleicht; wenn man noch betrachtet, daß die Kranken meiſtens erſt den 3, 4, 5ten Tag der Krankheit nach dem Hoſpitale verlangen, und ſich alsdann die Krankheit ſchon mehr entwickelt hat: ſo wird der Arzt doch wohl nun leicht die Krankheit beſtimmen, und den Kranken an den ihm gebührenden Ort bringen laſſen. Aerzte, deren Erfahrung ſowohl in Krankheitskunde, als in den Einwirkungen der Dinge, die auſſer dem kranken Körper liegen, erprobt iſt, mögen aus dem bisher Angeführten urtheilen, wie man eine den Zweck beſſer erreichende Anſtalt habe treffen können.

„Nun muß ich auch zeigen, daß das vorgeſchlagene Mittel, einem jeden Kranken ſein eigenes Zimmer zu geben, die Anſteckung bey wirklich anſteckenden Krankheiten nicht verhindere. Dieſes iſt ſehr leicht. — Die anſteckenden Dünſte ſind ſo fein, daß ſie allen Sinnen unbemerkbar ſind; ſie können alſo auch durch die geöffneten Thüren und Fenſter eines Zimmers, worin ein ſolcher Kranker ſich befindet, ausgehen, und ſo im Hauſe vertheilt werden; ſie können auch in die Kleider eines Krankenwärters eindringen, und dieſer kann ſie, im Falle er nicht gar ſelbſt angeſteckt wird, ſo in das Zimmer eines andern, da er nach demſelben Vorſchlage mehrere bedienen ſoll, bringen, wodurch dann dieſer dieſelbe anſteckende Krankheit bekommt; auf eben

die

die Art kann das anſteckende Gift von Zimmer zu Zimer kommen. Man hat eine Beobachtung, wo das Pockengift, in Kattunkleider aufgenommen, nachdem dieſe 8 Meilen weit waren weggeführt worden, doch noch 3 Kinder anſteckte (*). Hieraus ſchloß man ſelbſt, §. 22: „Aus dieſer Beobachtung muß ein jeder begreifen, daß das Pockengift, wenn es ſich „gleich in einer unendlich kleinen Menge mit der at„moſphäriſchen Luft vermiſcht hat, und aus dem „Krankenzimmer in die Häuſer und auf die Gaſſen „kömmt, oder auch mit den Kleidern herum getragen wird, noch anſtecken könne. Eine gleiche Bewandtniß hat es mit der Peſt, und andern anſteckenden „Seuchen. Ich glaube hievon, da dieſes ſo ſehr „bekannt iſt, weiter nicht reden zu dürfen". Warum ſchlug man aber ein ſehr koſtſpieliges Mittel zur Verhinderung der Anſteckung in Hoſpitälern vor, deſſen Unzulänglichkeit man doch in derſelben Schrift ſelbſt ſehr deutlich anerkennt? **Deguer** (**) lehrt uns, daß ſich das anſteckende Ruhrgift eben ſo wenig, als das Pockengift, einſchließen laſſe. Ja, wir haben nicht ſeltene Beyſpiele, daß, wenn man Kranke, um die Fortpflanzung der anſteckenden Krankheit zu verhindern, einſchloß, die in ihren Zimmern alsdann enthaltene Luft mehr verdorben wurde, und nach Eröffnung derſelben weit ärgere Verwüſtungen umher verbreitete; dieſes geſchahe ſo gar, wenn die nach Abſterben der Kranken verſchloſſenen Stuben ſehr lange nachher geöffnet wurden, wie uns **Mead** (***) und **Lobb** (****) erzählen. Noch weniger nützt das Abſondern und Verſchließen

(*) C. L. Hoffmanns Abhandl. von den Pocken; 1 Th. S. 140; f.

(**) De dyſenteria. S. 4, f.

(***) De peſte, S. 28.

(****) Of the plague, S. 116.

ſchließen der Kranken den andern geſunden Menſchen, wenn der anſteckende Zunder in der Luft liegt, welches öfters der Fall iſt."

Was zuletzt den Nachlaß der Hoſpitalkranken betrifft, ſo pflegen gemeiniglich in Hoſpitälern und Armenhäuſern, die Kleider, oder eigentlich die Lumpen der in einer ſolchen Anſtalt Verſtobenen geſammelt und zu gewiſſen Zeiten an die Meiſtbiethenden verkauft zu werden. Allerdings bringt dieſe Lumpenverſteigerung etwas ein, und dies kömmt der frommen Stiftung zum Nutzen; mithin ſcheint es bey dem erſten Anblicke, als wenn dieſes Haushaltungsſtückchen recht zu loben wäre. Nicht das geringſte Scherflein muß eine aus Mildthäthigkeit entſtandene Anſtalt verſchmähen, alſo auch nicht den geringſten Vortheil hintan ſetzen. Aber die Sache gewinnt ein ganz anderes Anſehen, wenn man ſie näher betrachtet. Man bedenke nur, was manches Kranken = und Armenhaus jährlich koſtet; wie viele Tauſende daran gewandt werden; wie wenig ein Paar hundert Thaler in Betrachtung kommen, wenn etwann eine neue Einrichtung, die nicht einmal immer den Hauptperſonen, den Kranken, zum Beſten gereicht, gemacht werden ſoll; und man urtheile, ob es dann wohl der Mühe werth ſey, bey einem ſo großen, zum Theil ſehr unnöthigen Aufwande, Lumpen zu Gelde zu machen, um die Caſſe zu bereichern!

Aber noch eine Betrachtung muß ich hiebey anſtellen, und noch eine Frage aufwerfen. Sind nicht alle Stiftungen für die Armen bloß der Bruderliebe und Mildthätigkeit geheiligt? Wenn ein Hoſpital den Dürftigen aufnimmt, den Hungrigen ſpeiſet, den Nackenden kleidet, den Kranken heilt: alles aus wahrer Barmherzigheit: ſo kann es nicht die Kleider, den Nachlaß des Verſtorbenen verkaufen laſſen, und ſich die dar=

aus

aus gelöſete elende Summe zur erlaubten Einnahme rechnen, ohne mit der uneigennützigen Liebe des Nächſten, die das Ganze hergibt, ein wenig in das Gedränge zu kommen. Das Mercantiliſche iſt mit dem Wohlthätigen nicht ganz verträglich. Daß man für jeden Kranken, der bezahlen kann, Geld nimmt, das iſt keinesweges zu tadeln; aber entweder alles, oder gar nichts! Für einen Aufwand von 10 Rthlr. ſind ein Dutzend Groſchen ein elender Erſatz.

Der armſelige Nachlaß ſollte den Angehörigen geſchenkt, oder gar, wie in gewiſſen Fällen unumgänglich nothwendig iſt, verbrannt, oder eingegraben werden.

Daß in einer Stiftung, die ganz das Werk der Mildthätigkeit iſt, wo Reinlichkeit eine Hauptpflicht iſt, ſchmutzige und ſchäbige Lumpen aufgehoben, und wie Koſtbarkeiten geſammelt und regiſtrirt werden, iſt ein Widerſpruch. Aber daß ein Hoſpital, welches gemeiner Noth gewidmet iſt, welches den Siechen und Schwachen eine Zuflucht bietet, durch dieſe Anſammlung von angeſteckten giftſchwangern Lumpen dem gemeinen Weſen Gefahr und Verderben drohen, und leider! nicht nur drohen, ſondern auch wirklich bringen ſoll, das iſt etwas Aergeres, als Widerſpruch. Eine Quelle giftiger Seuche kann ein Hoſpital werden, wenn die Kleidungsſtücke, die ein Kranker, der einem Faulfieber, einer Ruhr unterlag, in einer ſolchen anſteckungsreichen Krankheit am Leibe getragen, ohne alle vorgängig angewandte Reinigungsmittel unter die Leute kommen.

Vor einigen Jahren zeigte ein trauriges Beyſpiel wie gefährlich dieſer Nachlaß den Mitbürgern werden kann. In einer gewiſſen reichbegabten Stiftung war es von undenklichen Zeiten her Sitte, daß die Kleider der Verſtorbenen ſammt und ſonders in einer dazu beſtimmten Kammer zuſammen gepackt, und hernach, ſo bald eine hinlängliche Menge da war, verſteigert wurden.

den. In dieſer Kammer fehlt es an Raum und freyem Durchzuge der Luft. Der Hoſpitalbediente, der einſtmals dieſe ſchöne Sachen regiſtriren ſollte, damit ſie verkauft würden, fand bey ſeinem Eintritte in die Kammer einen ſo kräftigen Duft, daß er faſt ohnmächtig ward. Er mußte die Gifthöhle verlaſſen, in ſein Zimmer gehen, ſich zu Bette legen, wo er auch an dem bösartigſten Fieber den Geiſt aufgab, nachdem er Frau und Kinder und Dienſtmagd angeſteckt hatte, die ihm gleichſam auf dem Fuße folgten. In einer Familie, wo man den Kranken ein Nachtbecken geliehen hatte, richtete dieſes zurück geſchickte Geſchirr gleiches Unglück an. Auch in andern Häuſern, wo die Magd vor ihrer Bettlägrigkeit zu thun hatte, leiſtete die Anſteckung ihr Geſellſchaft. Glücklicher Weiſe rettete der Arzt die meiſten von dieſen; aber die erſten Opfer der Kleiderkammer konnte nichts retten.

Wie würde es nun den Bürgern ergangen ſeyn, die ſolche giftige Lumpen gekauft hätten? Kann man ſich etwas Schrecklicheres denken, als wenn der arme Tagelöhner ſich und den Seinigen für jeden ſauer erworbenen Groſchen den Tod kaufte, und ihn noch dazu, — großer Gott! noch dazu — in einem Hoſpitale, an einem Orte, der dem Erbarmen und der Erhaltung geheiligt iſt.

Daß Krieg und Kriegesübungen, Handel und Schifffahrt, Unternehmungen und Bauten, Arbeiten, und ſo gar Beluſtigungen, das Leben der Menſchen in Gefahr ſetzen, das läſſet ſich nun freylich nicht ändern. Aber, daß ein Hoſpital, welches ſeinen Urſprung und Werth von der Wohlthätigkeit hat, auf eine ſolche unverantwortliche Weiſe, um eines ſchnöden Erſatzes willen, eine Peſtquelle werden ſollte, das wäre abſcheulich; das wäre ein Pendant zu denen Gräueln, die unter den Schanddeckel des chriſtlichen Glaubens vor ſich gehen!

Es wäre daher zu wünſchen, daß die nachgelaſſenen Lumpen eines in Hoſpitälern an einer anſteckenden Seuche Verſtorbenen zu der Leiche in den Sarg gethan alſo mit ihr verſcharret würden, ſo wie man es in Peſtzeiten macht. Was von den an andern Krankheiten Verblichenen nachgelaſſen worden, und bis zum dereinſtigen Verkauf aufgehoben werden ſollte, das müßte in einer hohen, über dem Gebäude erhabenen, allen Winden offenen Kammer dergeſtalt aufgehänget werden, daß alles Gift frey und ohne Schaden der Hausgenoſſen und Nachbarn wegdunſten, und gleichſam von der Zugluft verdünnet werden könnte. Von Zeit zu Zeit müßten die Luftlöcher zugemacht, und die Kammer mit Schwefel ausgeräuchert werden.

Hrn. Hofmed. Tode unterhaltende Arzt über Geſundheitspflege ꝛc. 4. B. (Kopenh. u. Lpz. 1789, 8.) S. 129, fgg.

Ich komme zur Beſchreibung der berühmteſten und merkwürdigſten bürgerlichen Krankenhäuſer, und Hoſpitäler in verſchiedenen Theilen der Welt. Ueberhaupt findet man, was die Hoſpitäler und Lazarethe betrifft, in den proteſtantiſchen Ländern bey weitem ſolche Anſtalten nicht, als die römiſchkatholiſchen Staaten aufzuweiſen haben; es fehlt jenen aber auch an ſolchen Glaubenslehren, welche die Laien zum reichen Beytrage, wenn dergleichen Werke unternommen werden, nicht nur aufmuntern, ſondern auch zwingen, und worunter die Furcht von dem Fegefeuer eine der vornehmſten iſt.

A. Europa.

I. Dänemark.

1. In Kopenhagen ſind drey große, und verſchiedene kleine bürgerliche Armenhäuſer oder Hoſpitäler, und einige Krankenhäuſer,

a) Das

a) Das allgemeine Hoſpital, in der Silberſtraße. Es wurde im Jahr 1768 in der Amalienſtraße, da, wo jezt das oſtſeeguineiſche Handelshaus iſt, eingerichtet, 1776 aber nebſt dem Kriegshoſpitale in die vormaligen Kaſernen verlegt, welches große Gebäude von fünf Stockwerken iſt. Sie liegen an der Ecke vom Walle und der Silberſtraße, und ſind 1768 erbauet. Das allgemeine Hoſpital enthält etwa 600 Perſonen; 100 haben blos Wohnung, Betten und Wärme; die übrigen haben zugleich ein wöchentliches Almoſen, von 8 Schill. bis 2 Mark däniſch. Es hat eine Kirche, die zugleich für das Kriegshoſpital iſt, und Krankenſtuben, worin bis 130 Kranke eingenommen werden. Im Winter können andere Arme ſich hier des Tages in einem warmen Zimmer aufhalten, und Arbeit bekommen.

b) Ein zweytes allgemeines Armenhaus, iſt das Johannisſpital (*), auſſerhalb der Stadt, zwiſchen dem Norder- und Weſterthore. Es war ſeit 1665 im ſo genannten Peſthauſe vor dem Weſterthore am Meere, und iſt 1769 am jetzigen Orte, wo ſonſt das Kriegshoſpital war, neu eingerichtet. Es ſind in dieſem Hauſe über 300 unheilbare, ſcheußliche und wahnſinnige Perſonen. Sie haben wöchentlich 28 dän. Schillinge, oder 1¾ Mark; 70 bekommen Kleidung, Bettzeug ꝛc. vermöge einer über 30,000 Rthr. betragenden Stiftung eines dortigen katholiſchen Einwohners, Namens Roſſet. Es werden hier auch einige, übler Aufführung wegen, in Verwahrung gehalten; auch ſind darin Krankenſtuben für veneriſche und andere anſteckende Kranke. Das Hoſpital hat eine Kirche und einen Prediger. An einer Seite iſt es,

S 2 von

(*) Es wird oft Ladegaard genannt, weil ehemals ein Vorwerk, Däniſch Ladegaard, an dem Orte war. Andere nennen es, nach ſeinem vorigen Orte, Peſthaus.

von alten Zeiten her, mit einem Walle und Graben umgeben.

c) Das dritte bürgerliche Armenhaus, iſt das Heiligegeiſt- oder Wartowhoſpital, bey dem Platze die Waſſerkunſt genannt, nicht weit vom Weſterthore. Es iſt das älteſte von allen, denn es iſt am jetzigen Orte ſeit 1660, das Gebäude aber iſt neu. Es hat eine Kirche, und einen Prediger. Es ſind ungefähr darin 380 Perſonen, mehrentheils Weiber, die Wohnung, Betten, Heizung, Aufwartung, und wöchentlich ½ Rthlr. haben. Wohl die Hälfte davon werden aus Stiftungen von Privatperſonen unterhalten, deren Familien das Recht haben, ſo oft die Stelle ledig wird, ſie wieder zu beſetzen. Eine ſolche Stiftung koſtet 700 Rthlr.

d) Ein kleines Armenhaus in Chriſtianshafen in der Sophienſtraße für 13 Perſonen. Es gehört zur däniſchen Gemeine.

e) Abel Catharinens Hoſpital, im St. Anna Weſterquartier, iſt 1675 von einer Frau von der Wiſch geſtiftet. Es unterhält 23 gebrechliche oder ſonſt elende Frauensperſonen, von denen jede wöchentlich 1 Rthlr. bekommt. Es hat eine Kirche, worin der Prediger des allgemeinen Hoſpitales den Gottesdienſt verſieht.

f) Die hamburger Seelbude, im Kaufmacherquartier, iſt für 14 Perſonen, 1570 vom Münzmeiſter Fechtel geſtiftet.

g) Das Pfleghaus der deutſchen Petrikirche, im Norderquartier, für 16 Perſonen, die wöchentlich zwey Mark haben. Es iſt anſehnlich vergröſſert worden.

h) Neben dieſem iſt ein auch zur Petrikirche gehöriges, im Jahr 1780, von dem Bankokommiſſarius Pelt geſtiftetes Pflegehaus, ebenfalls für 16 Perſo-

Perſonen. Die Männer haben wöchentlich vier, die Weiber drey Mark und Holz.

i) Das Hoſpital der deutſchen reformirten Gemeine, in der Neuſtadt.

k) Budolfshoſpital, im Norderquartier für 6 Frauensperſonen aus guten Familien. Jede bekommt die Woche ½ Rthlr. Es iſt 1725 geſtiftet.

l) Das von der geh. Räthinn Harbow geſtiftete, 1741 eingerichtete Kloſter im Weſterquartier, für 13 adeliche Wittwen, davon jede 160 Rthlr. jährlich einzunehmen hat.

m) Das von dem Kaufmann Peterſen geſtiftete Kloſter, im Strandquartier, für 20 Jungfern, die Prediger- oder Kaufmannstöchter ſeyn müſſen, von denen jede jährlich 150 Rthlr. hat. Es iſt 1768 anſehnlich erbauet, und ſteht unter der Aufſicht der Prediger und Vorſteher der deutſchen Petrikirche.

E. C. Hauber Beſchreib. der königl. däniſchen Reſidenzſtadt Kopenhagen, (Kopenh. 1782, gr. 8.) S. 171, fgg.
J. F. Lange Beſchreib. der königl. Reſidenzſtadt Kopenhagen, (Berl. 1786, gr. 8.) S. 75, fgg.

n) Das königliche Friedrichs- oder Krankenhoſpital, ein weitläuftiges und zierliches Gebäude, nicht weit von der Zollbude, oder dem Eingange des Hafens. In dieſem Hoſpitale, welches König Friedrich V. durch den Grafen von Bernſtorf im Jahr 1756 ſtiftete, werden Kranke mit einer ſo wohl geleiteten Sorgfalt verpfleget, daß Begüterte von allen Ständen die Wartung dieſes Hauſes der Pflege ihrer eigenen Familie vorziehen. Hiemit iſt eine Anſtalt zur unentgeldlichen Geburtshilfe verbunden, welche dem Staate manchen tüchtigen Bürger erhält. Die jährlichen Koſten, Beſoldungen mit eingerechnet, belaufen ſich ungefähr auf 25000 Rthlr. Zur Beſtreitung derſelben, iſt unter andern das Monopolium der Spielkarten, die deswegen geſtämpelt werden müſſen, und der Ueberfluß von dem Ertrage der norwegiſchen

Poſt, dem Spitale geſchenkt worden. Das Gebäude iſt ein Viereck, von einer Etage, worin die Krankenzimmer eingerichtet ſind. An den vier Ecken ſind ſchöne Flügel. In einem davon iſt die Apotheke, in einem andern die Kirche, in einem dritten ſind Zimmer für Kranke, die für Bezahlung aufgenommen werden. Im vierten wohnen Bediente. Das Spital hat Gelegenheit zu 280 Kranken. Jeder hat ſein eigenes Bett, und alle nöthige Bequemlichkeiten. Für Reinlichkeit und dienliche Pflege wird wachſam geſorgt. Die Betten ſtehen in gehöriger Entfernung. An Erfriſchung und Reinigung läſſet man es nicht fehlen. In dem innern Hofe des Gebäudes ſind Bäume zu Spaziergängen für die nicht bettlägerigen Kranken gepflanzt. Bey dem Hoſpitale iſt, auſſer einer ſehr guten Apotheke, alles nöthige zu den verſchiedenen Bädern, zum Elektriſiren, u. ſ. w. Es wohnt ein eigener Bader in dem Gebäude. Operations-Leichen-Sektionszimmer 2c. findet man hier muſtermäßig eingerichtet. 150 Arme vom Bürgerſtande werden umſonſt aufgenommen, und haben alles frey. Andere geben wöchentlich 7 Mark; und, wer ein eigenes Zimmer haben will, noch ein Mal ſo viel. Es können auch 30 Soldaten hinein kommen. Die Kranken müſſen ihre mitgebrachte Kleidung ablegen, und tragen eine dem Hoſpitale gehörige, ſo lange ſie darin ſind. Auſſer den bettlägerigen Kranken aus der Stadt, die, bey jedesmaliger Erledigung eines Platzes, in einer Sänfte, und die liegen müſſen, in einer liegenden, abgeholt werden, nimmt das Hoſpital auch alle auf der Straße oder an andern öffentlichen Orten zu Schaden gekommene, Ertrunkene und andere Lebloſe, bey welchen noch einige Hoffnung möglicher Rettung iſt, von tollen Hunden gebiſſene u. a. m. augenblicklich auf, ohne alle Rückſicht auf Nation oder Religion. Der ordentliche Arzt hat drey Arzneybefliſſene, und

der ordentliche Wundarzt vier junge Wundärzte zu Gehülfen, die Beſoldung und freye Wohnung haben. Alle Kranke werden von dem Arzte und Wundarzte Morgens und Nachmittags, die Gefährlichen auch noch Abends ſpät beſucht. Das Lehrreiche bey jedem merkwürdigen Kranken wird den Studirenden gezeigt. Die mediziniſchen und chirurgiſchen Direkteurs, wohnen den Krankenbeſuchen zwey Mal in der Woche bey. Alle Sonnabend lieſet der ordentliche Wundarzt über chirurgiſche Krankheiten, nach Anleitung der in jeder Woche vorgekommenen merkwürdigſten Fälle. Er bedient ſich dabey der däniſchen Sprache. Wie viele merkwürdige Fälle, beſonders für Wundärzte hier vorkommen, kann man aus dem Hrn. **Tode** mediz. chirurg. Bibliothek, 10 B. 1. St. (Kopenhagen, 1785, gr. 8.) S. 55, fgg. befindlichen Verzeichniſſe der im J. 1783 von dem ordentlichen Wundarzte, Hrn. **Winslow** beſorgten Kranken abnehmen. Nach einer im J. 1783 verfertigten Liſte, ſind in der Anſtalt dieſes Hoſpitales ſeit der Stiftung, bereits über 32000 Menſchen kurirt worden, von welcher Menge Menſchen der größte Theil ohne dieſe wohlthätige Anſtalt nicht wäre erhalten worden. Die Direktion derſelben hat, dem verewigten Stifter **Friedrich** V. zum Andenken, deſſen von weißem Marmor errichtete Büſte auf einem marmornen Piedeſtale, mit einer Inſcription, auf ihre eigene Koſten aufſtellen laſſen, und die Feyerlichkeit der Dankbarkeit zu vergrößern, geſchahe dieſe Anſtellung am 4 Sept. 1783, dem Geburtstage der königl. Witwe des großen Wohlthäters, der Königin **Juliana Maria**, der wohlthätigen Mutter dieſes Reiches.

Fondation de l'Hôſpital Fréderic, que le Roi fait établir et conſtruire en ſa Capitale de Copenhague, datée de Fredensbourg le 6 Août 1756, ſt. im Mercure Danois, Nov. 1756, S. 355—373, und Dec. 1756, S. 128—149.

Pharmacopoea in uſum noſocomii Fridericiani Hafnienſis, edita a *Fr. L. Bang*, Hafn. 1788, 12. 2. B. Ein kurzes Verzeichniß der in dieſem Hoſpitale gebräuchlichen zuſam-

men geſetzten Mittel, von welchen nur dann, wenn ſie nicht in der Pharmacopoea Danica ſtehen, die Zuſammenſetzung und Bereitungsart angegeben iſt.

o) Im Jahr 1787 errichtete die Königinn Juliana Maria ein Hoſpital, worin jährlich 50 arme kranke Frauen ernähret und verpfleget werden können. Es werden 1500 Rthlr., die ſonſt zu einer Geburtsanſtalt verwendet wurden, die aber eingegangen iſt, dazu mit verwandt. Die hohe Stifterin hat 25 Actien der weſtindiſchen Kompagnie dazu geſchenkt, die jährlich 500 Rthlr. einbringen, und der König ſchenkt jährlich 1000 Rthlr. aus ſeiner Chatoulle dazu. Von der neuen Poſteinrichtung fallen jährlich 3600 Rthlr, und auſſerdem noch obige 1500 Rthlr. heim. Der Ankauf des Hauſes hat der Königinn 32000 Rthlr. gekoſtet, und 800 zur Einrichtung, wozu der König 27000 Rthlr. gab.

2. In Tondern befindet ſich eine Anſtalt zur Verpflegung und Heilung kranker Armen, und ein damit verbundenes Krankenhaus. Der Phyſikus in Tondern, Hr. Dr. Joh. Gottfr. Kirchhuff, war ſchon ſeit mehr als 10 Jahren darauf bedacht, das Armenweſen in ſeinem Wohnorte auf einen beſſern Fuß zu bringen, und der Betteley Gränzen zu ſetzen. Allein, ſeine Bemühungen blieben nur gute Wünſche, weil es an Einrichtungen fehlte, die muthwilligen Bettler zu beſchäftigen. Da er ſeinen ganzen Zweck nicht erreichen konnte, ſchränkte er ſeine Bemühungen blos auf beſſere Verſorgung und Unterſtützung dürftiger Kranken ein. Im Febr. 1784, ſchrieb er desfalls eine Einladung an die wohlthätigen Einwohner ſeiner Stadt, welche die Begünſtigung jener Abſicht auf eine ſehr ausgezeichnete Weiſe bewirkte. Es wurden ſowohl zum Fond als zur jährlichen Einnahme anſehnliche Beyträge gezeichnet. Ein Mehreres von dieſer im J. 1784 angefangenen und ſeitdem erweiterten Anſtalt, und den

im

im Jahr 1787 feſtgeſetzten und genehmigten Plan, findet man im 4ten Heft des 1ten Jahrg. 1787, der Schleswig-Holſtein. Provinzialberichte, S. 462, fgg.

II. Schweden.

In Stockholm ſind das königliche Lazareth, und das Dankwikshoſpital merkwürdig.

1. Nicht leicht hat ein Krankenhaus, bey einer nur mäßigen Zahl von Kranken, ſo viel Gutes geſtiftet, und auch davon ſo viele Proben aus der Hand ihrer Aerzte durch den Druck bekannt gemacht, worunter die Vorfälle des Hrn. v. Acrel ſich beſonders auszeichnen, als das königl. Lazareth in Stockholm, da die Abſicht dabey nicht dieſe allein war, unbemittelten Kranken zu helfen, ſondern auch eine lehrreiche Schule angehender Aerzte und Wundärzte zu ſeyn. Es iſt zu dem auch als ein Beyſpiel eines Krankenhauſes, worin Reinlichkeit, zweckmäßige Einrichtung und Ordnung herrſchen, bekannt. Im J. 1776, gab zwar Odhelius eine Beſchreibung davon heraus (*), es fehlte aber an einer gedruckten Nachricht von der innern ökonomiſchen Verfaſſung deſſelben, und daher iſt diejenige, die unter dem Titel: Reglemente för Konigl. Lazarettet i Stockholm, 1788, auf 42 S. in gr. 8. erſchien, die in einer höhern Orts feſtgeſetzten Verordnung beſteht, ſehr leſenswürdig, zumal, da ſie, bey der umſtändlichen Erörterung, die ſie von dem Hausgeräthe, den Geſchirren, Speiſen, den aufzunehmenden Kranken, Wärtern, Aerzten, Aufſehern, Verwaltern rc. liefert, ähnlichen Anlagen zur nützlichen Nachahmung dienen kann. Die Anzahl der Betten hat ſich in ſpätern Zeiten daſelbſt wenigſtens auf 120 ver-

(*) K. Lazarettet i Stockholm beskrifvit uti et Tal inför Kongl. Vetenskaps-Academien vid Praeſidii nedläggande den 2. Nov. 1776, af *Joh. Lor. Odhelius.* Stockh. 1776, gr. 8. 2 und e. h. B.

mehrt, und wird ſich jährlich nach Maßgabe des Fonds vermehren. Das Lazareth beſteht nunmehr aus einem größern Gebäude von 50 Zimmern, davon 13 größere und 12 kleinere für die Bettlägerigen und Geneſenden, eines für chirurgiſche Operationen, die andern für die Bedienung, Küchen, u. ſ. w. beſtimmt ſind; und aus einem kleinern, mit ſeinen Flügeln, für den Verwalter, die künftige Apotheke, die Bäckerey, das Abſetzen der Leichen, die anatomiſchen Zergliederungen. Nach den Umſtänden befinden ſich mehr oder weniger Betten in einerley Zimmer, jeder Kranke erhält aber ſein eigenes Bett mit Vorhängen von blauer Leinwand. Die Zimmer für veneriſche Kranke, nebſt der Badeanſtalt, zum Behuf derſelben, ſind von den andern getrennt. Für eine monatliche Abgabe von 6 Spec. Rthlr. können bemittelte Perſonen ihr eigenes Zimmer, oder für zwey Perſonen, erhalten. Auch ſind für Perſonen mit ſtinkenden Geſchwüren, oder für ſolche, die andern durch die Heftigkeit der Krankheit läſtig ſind, ſo auch für die Geneſenden, eigene Zimmer eingerichtet. In dem Anmeldungsſaale ſind auf Tafeln die Namen der freygebigen Wohlthäter angezeichnet. Gegenwärtig wird das Krankenhaus durch Entreprenade unterhalten, wobey aber durch einen Controleur die Wachſamkeit der Aerzte, und durch jährlich dreymalige Beſichtigung, dem Eigennutze oder der Verſäumniß des Unternehmers vorgebauet wird. Bey der ganzen Anſtalt ſind ein Arzt, und ein Oberchirurgus, die von einander ganz unabhängig ſind, und deren jeder in getrennten Zimmern ſeine Kranke hat, angeſetzt. Beyden iſt zur Pflicht gemacht, die Kranken ſo oft, als die Krankheit es erfordert, zu beſuchen, wenigſtens täglich ein Mal auf der Stelle, und nach einem Formular ein Tagebuch über die Krankheit zu führen. In ſchwerern Fällen können dieſe, andre Aerzte nach Gefallen, zum Beyſtand rufen. Danebſt wohnt ein beſoldeter Unter-

Unterchirurgus beſtändig frey im Lazareth, der in den dringendſten Fällen zugreift. Niemand kann als Provinzialarzt, Stadt = oder Regimentschirurgus angeſetzt werden, wofern er nicht ein ganzes oder halbes Jahr wenigſtens ſich im Lazareth geübt hat, wozu ihm durch die Anvertrauung von zwey oder drey Kranken zur speziellen Pflege noch mehr Gelegenheit verſchaffet wird.

2. Das Dankwiks hoſpital in Stockholm, wurde von K. Guſtav I. errichtet. Es hat 1440 Tonnen Getreide, und etwa 2000 Spec. Rthlr. Einkünfte. Eine Beſchreibung deſſelben hat Hr. Hagſtröm, welcher ſchon ſeit 1782 als Arzt bey demſelben ſteht, in ſeiner bey Gelegenheit ſeiner Aufnahme in die Acad. d. Wiſſ. gehaltenen Rede, unter dem Titel: Inträdes Tal om Danviks Hoſpitals Inrättning, hället för Kong. Vetensk. Acad. d. 9. Apr. 1788, af *Anders Joh. Hagſtröm*, zu Stockh. auf 2 Oktavb. geliefert.

III. Rußland.

In St. Petersburg iſt ein Stadthoſpital für arme und unheilbare Kranke. Die große Kaiſerinn von Rußland, Katharina II., welche bejahrten und dürftigen Leuten, die ihren Unterhalt zu erwerben unvermögend ſind, ein ruhiges und ſorgenfreyes Leben zu verſchaffen wünſchte, verordnete durch einen ſpeciellen Befehl, daß der nicht weit von dem neuen woskreſenskiſchen Fräuleinkloſter belegene Platz, und daß darauf befindliche Gebäude zur Aufnahme der vorher im woskreſenskiſchen und waſſilioſtrowſchen Armenhauſe befindlichen Armen eingerichtet werden ſollte. Das Kollegium der allgemeinen Fürſorge ließ deshalb, nach geſchehener Ausbeſſerung und gehöriger Einrichtung des erwähnten Gebäudes, alle der öffentlichen Mildthätigkeit bedürftige Leute dahin bringen, wo dieſelben, nach der Vorſchrift der kaiſerl. Gouvernementsverord-

nungen

nungen, gehalten, und mit Wohnung, Kleidung und Nahrung verſehen werden. In dieſem neu errichteten Armenhauſe iſt auch, durch Beyhülfe des Herrn Gabriel, Erzbiſchoffes von Nowogorod, und St. Petersburg, eine nach dem heiligen Kaiſer Conſtantin, und ſeiner Mutter Helena, benannte Kirche erbauet, deren Einweihung, ſo wie die Eröffnung des Armenhauſes, in Beyſeyn des Collegium der allgemeinen Fürſorge, den 8ten Auguſt 1781 gefeyert wurde.

Einrichtung des St. petersburgiſchen Stadthoſpitales, oder Armenhauſes.

1. Das Kollegium der allgemeinen Fürſorge nimmt, zu Folge der Gouvernementsverordnungen, in dieſem Armenhauſe Perſonen männ- und weibliches Geſchlechts auf.

2. Mit unheilbaren Krankheiten behaftete Perſonen ſollen in dem Armenhauſe, in beſondern Abtheilungen, von den andern getrennt, erhalten werden.

3. Zur erſten Abtheilung der Armen, werden ſolche arme, gebrechliche und bejahrte Perſonen gerechnet, welche nicht arbeiten können, und ſelbigen wird Wohnung, Kleidung und Nahrung gegeben.

4. Diejenigen Armen, welche noch einige Arbeiten zu verrichten im Stande ſind, werden zur zweyten Abtheilung gerechnet, und zu ihrem Unterhalt daher auch weniger, nämlich nur das Nöthigſte, beſtimmt; diejenigen von ihnen, welche dazu im Stande ſind, ſollen zur Bedienung der Kranken, und zu andern Arbeiten gebraucht werden, und erhalten alsdann den Unterhalt der erſten Klaſſe des Armenhauſes, zu welcher ſie auch, wenn ihre Geſundheit zu ſchwach wird, gerechnet werden ſollen.

5. Alle Arme, nur die Vorſteher und Vorſteherinnen, und deren Gehülfen und Gehülfinnen ausgenommen, ſollen einerley, gemeine, weite Kleidung von weißem moskowiſchen Tuch tragen, auf welcher mit blauem Tuche C. B. (d. i. CdHKmneϱσyprekie Boraγελeнle, oder St. Petersburgiſche Arme) aufgenähet werden.

6. Wenn einige von den Armen aus dem Armenhauſe gelaſſen werden wollen, um bey ordentlichen Privatperſonen ſich ihren Unterhalt zu verſchaffen, ſo ertheilt ihnen das Kolle-

Kollegium der allgemeinen Fürſorge, wenn ſelbiges es für gut findet, dazu die Erlaubniß.

7. Das Kollegium allgemeiner Fürſorge trägt einem ſeiner Mitglieder die Oberaufſicht über dieſe Armenhäuſer auf, und empfiehlt ihm Menſchenliebe und ſorgfältige Bemühung für die Erhaltung guter Ordnung in jedem Theile dieſer Armenanſtalten.

Pflicht des Oberaufſehers (Glawnüi Nadſiratel.)

8. a) Er trägt für alles Sorge, was zum Armenhauſe gehört, und alle bey ſelbigem in verſchiedenen Benennungen befindliche Perſonen ſind ihm untergeben. b) Er hat die Gewalt, aus den Aelteſten oder Aelteſtinnen Unteraufſeher oder Oberaufſeherinnen, ſo wie auch Aelteſte oder Aelteſtinnen aus den Armen zu ernennen; wenn ſich aber unter dieſen keine finden ſollten, welche dazu tüchtig wären, ſo kann er fremde Perſonen dazu nehmen, welche er auch, wenn ſie ihre Pflicht nicht thun, wieder verabſchieden kann, wovon er aber dem Collegio allgemeiner Fürſorge Nachricht geben muß. c) Sollte er finden, daß der Buchhalter, oder Aufſeher (Nadſiratel), in irgend einer Sache ihre Pflicht vernachläſſigen: ſo muß er ſolches dem Collegio allgemeiner Fürſorge vortragen, und deshalb Befehle erwarten. d) Er befiehlt jedes Mal, wenn zwiſchen den Armen und den Aelteſten Streitigkeiten entſtehen, den Unteraufſehern und Unteraufſeherinnen, in Beyſeyn des Aufſehers die Sache zu unterſuchen, worauf er nachher den Streit entſcheidet. e) Es iſt ſeine Pflicht, alles, was nach ſeiner Meinung zum Beſten des Armenhauſes gereichen kann, dem Collegio allgemeiner Fürſorge vorzuſtellen.

Pflicht des Aufſehers (Nadſiratel) des Armenhauſes.

9. Der Aufſeher wird vom Kollegio allgemeiner Fürſorge ernannt, und dem Oberaufſeher untergeordnet. Unter ihm ſtehen die Armen, und alle über ſie geſetzte Bediente. Er bekommt ein von dem Sekretär des Kollegium der allgemeinen Fürſorge atteſtirtes, und mit dem Siegel des Kollegium verſehenes Buch, worin er die Namen aller wirklich vorhandenen Armen einſchreibt, und beſonders anmerkt, wie viel, und welche in jedem Zimmer ſind, unter welchen Nummern, welche hinzu gekommen oder abgegangen

gen ſind, und wenn jemand aus einem Zimmer in ein anderes verſezt iſt. Am Ende jedes Monates gibt er dem Oberaufſeher, nach der vorgeſchriebenen Form, Nachricht, wie viel Perſonen in jedem Zimmer wirklich vorhanden ſind, und zeigt dabey an, wie viel in dem Monate hinzu gekommen oder abgegangen ſind. Der Aufſeher muß überhaupt unabläſſig dafür ſorgen: a) daß in den Armenhäuſern eine anſtändige Ordnung beobachtet werde b), daß das für einen jeden empfangene Brod, Grütze, und andere Speiſe, den Armen dieſes Hauſes wirklich gegeben, und unter keinerley Vorwand irgend etwas aus dem Armenhauſe heraus getragen werde; c) daß die Zimmer rein gehalten werden; d) daß ein jeder auf das genaueſte ſeine Pflicht erfülle; e) muß er nachſehen, ob alle Arme da ſind, und ob in jedem Zimmer, die im Etat feſtgeſetzte Anzahl wirklich vorhanden; wenn welche fehlen, muß er ſogleich, mit Erlaubniß des Oberaufſehers, ihre Zahl aus den Ueberkompleten voll machen; f) muß er auch dahin ſehen, ob nicht unter den Geſunden Kranke befindlich ſind, welche er ſogleich abſondern, und in das beſtimmte Zimmer bringen läſſet; g) muß er darauf Acht geben, daß keine fremde Perſonen in den Zimmern übernachten, und des Abends nicht zu ſpät da bleiben; h) daß kein Zank, Trunkenheit, oder andere guten Sitten oder der gemachten Einrichtung zuwider laufende Unordnungen vorfallen. Sollte er irgend eine Unordnung gewahr werden, ſo ſoll er ſie mit Sanftmuth zu verbeſſern ſuchen, und von allem unverzüglich den Oberaufſeher benachrichtigen, und deſſen Entſcheidung erwarten, von ſelbſt aber keine neue Einrichtungen treffen, oder jemand eigenmächtig beſtrafen. Beſonders hat er dahin zu ſehen, daß die Armen, und die bey denſelben angeſetzten Arbeiter niemals, unter irgend einem Vorwande, aus dem Armenhauſe gehen, ausgenommen nach der Kirche und dieſes nur unter Aufſicht der Unteraufſeher und Unteraufſeherinnen. Von denen, die dieſem zuwider gehandelt haben, ſoll er dem Oberaufſeher Nachricht neben. Sollte er dieſes nicht thun, und einer der Armen von der Polizey ergriffen werden, oder der Oberaufſeher einen von den Armen auſſer dem Armenhauſe finden: ſo zieht das Kollegium der allgemeinen Fürſorge von dem Gehalte des Aufſehers einen Rubel für jeden, der ſich aus dem Armenhauſe ent=

entfernt hat, als Strafe, ab. Der Aufſeher muß auch dafür ſorgen, daß ohne Erlaubniß des Unteraufſehers oder der Unteraufſeherinnen keine fremde Leute in die Zimmer gelaſſen werden. Gleichfalls muß er beſtändig ein aufmerkſames Auge darauf haben, daß alles Vorgeſchriebene ganz genau erfüllet werde, und deshalb unausbleiblich alle 24 Stunden ein Mal die Zimmer beſichtigen.

Pflicht des Buchhalters.

10. Der Buchhalter wird von dem Kollegio allgemeiner Fürſorge geſetzt, und dem Oberaufſeher untergeordnet. Seine Pflicht iſt: a) beſtändig nachzuſehen, wenn die Unteraufſeher oder Unteraufſeherinnen Brod und Grütze in die Magazine des Armenhauſes empfangen, und darauf Acht zu geben, daß alles ordentlich, von gehöriger Güte, und in vollem Maße empfangen, und daß das Brod, und die Grütze monatlich den Aelteſten und Aelteſtinnen, für die Armen, und zwar nicht mehr, als vorgeſchrieben iſt, abgeliefert werde. Er ſoll die Magazine verſiegeln, und alſo niemanden herein laſſen, ohne ſelbſt dabey zu ſeyn; weshalb er vor dieſen Magazinen Wachtleute beſtellt, die unter dem Aufſeher ſtehen. b) Auſſer dem Brod und der Grütze empfängt er noch monatlich von dem Kollegio allgemeiner Fürſorge, Geld zu andern Eßwaaren, und ertheilt darüber ſeine Quittung. Dieſes Geld muß er noch denſelben Tag, zu dem im Etat vorgeſchriebenen Einkauf der Eßwaaren an die Unteraufſeher und Unteraufſeherinnen abgeben, die ſogleich den Einkauf beſorgen, und dann die Eßwaaren unter den Aelteſten und Aelteſtinnen vertheilen, ſo viel jedem für die Armen in jedem Zimmer nöthig iſt. Er muß dabey ſorgfältig darauf ſehen, daß das Geld genau dazu verwandt, und die Eßwaaren richtig vertheilt werden. Gleichfalls nimmt er auch alle Kleidungsſtücke in Empfang, und theilt ſie nach der Vorſchrift des Kollegium allgemeiner Fürſorge aus. c) Er ſoll auch vier mit dem Siegel des Kollegium allgemeiner Fürſorge verſehene, und von dem Sekretär atteſtirte Schnurbücher haben, in welchen er, nach der vorgeſchriebenen Form, die Einkünfte und Ausgaben einſchreibt, und zwar auf folgende Art: im erſten Buche, das Mehl und die Grütze; im zweiten, das Geld zum Einkauf der Eßwaaren; im dritten, wie viel die

Unter-

teraufſeher und Unteraufſeherinnen davon ausgegeben haben, und wofür namentlich; im vierten, die Kleidungsſtücke. Ueber alle dieſe erwähnte Einnahmen und Ausgaben muß er ordentliche Rechnungen führen, und monatlich dem Kollegium allgemeiner Fürſorge, und dem Oberaufſeher davon Bericht ertheilen; am Ende jedes Jahres aber alle dieſe Schnurbücher zum Durchſehen abliefern, wogegen ihm neue Bücher gegeben werden. Wenn der Aufſeher krank oder abweſend iſt, ſoll der Buchhalter unterdeſſen ſeinen Dienſt verſehen.

Pflicht des Wundarztes. Es wird hiezu einer von dem bey dem Krankenhauſe befindlichen Wundärzten oder Unterwundärzten genommen. Seine Pflicht iſt: die Armen jedes Mal, wenn es erfordert wird, wenigſtens aber jede Woche des Montags zu beſuchen, und zu unterſuchen, ob ſich nicht unter ſelbigen Kranke befinden, welchen, entweder zur Stelle, oder durch Verſetzen in das Krankenhaus geholfen werden könnte, oder ob nicht einige von ihnen mit anſteckenden oder gefährlichen Krankheiten behaftet ſind. Findet er dergleichen Kranke, ſo muß er ſogleich den Aufſeher rufen, und ſelbige in die für ſie beſtimmten Zimmer bringen laſſen. Im Nothfalle nimmt er die erforderliche Arzney aus dem Krankenhauſe, und ſtattet nach jeder Beſichtigung des Armenhauſes dem Oberaufſeher Bericht ab.

Pflicht des Unteraufſehers und der Unteraufſeherinnen. (Smotritel, Smotritelniza.) Ueber die Mannsperſonen wird ein Unteraufſeher, über die Frauensperſonen aber vier Unteraufſeherinnen geſetzt. Der Unteraufſeher ſoll in einem beſondern Zimmer wohnen, und ohne Vorwiſſen des Aufſehers und Buchhalters ſich nicht aus dem Armenhauſe entfernen. Jede dieſer Perſonen ſoll eine gewiſſe Zahl von Zimmern unter ihrer Aufſicht haben, und, in Rückſicht der ihr anvertrauten Armen, ſorgfältig dahin ſehen, daß alles, was ihnen der Aufſeher vorgeſchrieben hat, genau und ordentlich beobachtet werde. Im entgegen geſetzten Fall aber müſſen ſie für alle etwanige Unordnungen ſtehen; weshalb ein jeder in ſeiner Abtheilung beſtändig und zu jeder Zeit über die Wärter und die Armen die genaueſte Aufſicht führen, und unausbleiblich alle 24 Stunden drey Mal, nämlich des Morgens, Mittags und Nachmittags, die ihnen untergebenen

benen Zimmer beſichtigen, und nachſehen ſoll, ob alle Arme daſelbſt wirklich vorhanden ſind. Wenn irgend einer der Armen oder der Arbeitsleute nicht da iſt, ſo muß er davon ſogleich dem Aufſeher Nachricht geben. Sollte einer von den Unteraufſehern oder Unteraufſeherinnen dieſes vernachläſſigen, und einer von den Armen abweſend gefunden werden, ſo wird ſelbigen von ihrem Gehalte, für jeden Abweſenden, 50 Kopeken Strafgeld abgezogen. Der Unteraufſeher und die Unteraufſeherinnen ſollen das von dem Collegio allgemeiner Fürſorge gekaufte Mehl und Grütze, in Beyſeyn des Buchhalters, mit der größten Genauigkeit von denjenigen in Empfang nehmen, von welchen ihnen das Collegium ſelbige anzunehmen befiehlt, und unter einem eigenen Schloſſe und dem Siegel des Buchhalters, an einem beſtimmten Orte aufbewahren; das empfangene Mehl und die Grütze ſollen ſie, nach der Vorſchrift des Etats, monatlich austheilen, und dieſes dem Buchhalter zu wiſſen geben, damit ſelbiger es in ſeinen Büchern anſchreiben könne. Die Unteraufſeher oder Unteraufſeherinnen ſollen auch das, nach dem Etat, für jedes Zimmer beſtimmte Geld für Eßwaren von dem Buchhalter empfangen, und ſich dann aus den ihnen untergebenen Aelteſten eine oder zwey Perſonen auswählen, mit ſelbigen für die Zimmer, welche unter ihrer Aufſicht ſtehen, erforderlichen Eßwaren einkaufen, und ſelbige den Aelteſten unverzüglich, und ſo viel, als nach dem Etat für jedes Zimmer beſtimmt iſt, austheilen. Sie ſollen auch gehalten ſeyn, dem Buchhalter unverzüglich von dem Einkaufe und der Austheilung ordentliche Rechnungen vorzulegen, welche der Buchhalter alle in eine Kladde ſchreibt, wöchentlich aber in ſein Schnurbuch einträgt.

Pflicht der Aelteſten oder Aelteſtinnen. (Staroſta, Staroſtina.) In jedem Zimmer muß eine von dieſen Perſonen ſeyn. Den Aelteſten, bey der Abtheilung der unheilbaren Kranken, werden vier Knechte oder Arbeiter, und den Aelteſtinnen vier Mägde oder Arbeiterinnen, zugegeben. Bey der erſten Abtheilung der Armen ſollen drey Arbeiter oder Arbeiterinnen ſeyn; bey der zweyten aber werden keine angeſetzt, ſondern die Armen verrichten die nöthigen Arbeiten ſelbſt. Die Arbeiter und Arbeiterinnen ſollen gebraucht werden zum Brodbacken, zum Zubereiten der Speiſen, um die Armen zu bedienen, und zu an-

dern nöthigen Geſchäften, welche ſie auf Befehl der Aelteſten und Aelteſtinnen verrichten. Die Aelteſten oder Aelteſtinnen wählen ſich aus den Arbeitern oder Arbeiterinnen einen Gehülfen oder eine Gehilfinn, welche, wenn erſtere krank oder abweſend ſind, ihre Dienſte verrichten. Die Aelteſten oder Aelteſtinnen werden den Unteraufſehern und Unteraufſeherinnen untergeben, müſſen ſelbigen gehorchen, und ohne deren Erlaubniß nicht ausgehen. Es iſt ihre Pflicht, dahin zu ſehen, daß die Zimmer rein gehalten werden, und daß immer eine wohlanſtändige Ordnung und gute Sitten in ſelbigen herrſchen, daß ſich niemand betrinke, und niemals Zank, Schlägerey und Lärm vorfalle. Sie ſollen die Armen, unter keinem Vorwande, aus dem Armenhauſe laſſen, und, wenn ſie ſich eigenmächtig entfernen, es dem Unteraufſeher oder der Unteraufſeherin anzeigen; wenn ſie dieſes aber unterlaſſen, für jeden Abweſenden 25 Kopeken Strafgeld erlegen. Die Aelteſten oder Aelteſtinnen empfangen die auf jedes Zimmer gerechnete Quantität Mehl, Grütze und andere Eßwaren, von den Unteraufſehern oder den Unteraufſeherinnen, halten es in ihren Speiſekammern unter Schloß, theilen es hernach getreu den Arbeitern und Arbeiterinnen aus, und ſehen zugleich dahin, daß das Brod gut gebacken und die Speiſen gehörig zubereitet werden. Sie ſollen mit den Armen an einem Tiſche ſpeiſen, und dahin ſehen, daß bey Tiſche Ordnung, Ruhe und Wohlanſtändigkeit beobachtet werde.

Pflicht der Wachtleute. (Storoſcha.) Die Wachtleute ſollen dem Aufſeher in allen folgen und gehorſam ſeyn. Wenn ſie auf der Wacht ſtehen, beſonders des Nachts, müſſen ſie genau darauf Acht geben, daß keiner mit Licht oder Feuer herum gehe, daß ſich keine Arme aus dem Armenhauſe entfernen, und keine fremde Leute, ohne Befehl des Aufſehers, der Unteraufſeher und Unteraufſeherinnen, in das Armenhaus gelaſſen werden; überhaupt müſſen ſie auf das genaueſte Wacht halten. Sollte jemand mit Licht oder Feuer unvorſichtig umgehen, oder fremde Leute mit Gewalt in das Armenhaus herein gehen, oder ſich in der Nähe des Armenhauſes ein Brand ereignen: ſo müſſen die Wachtleute davon dem Aufſeher ſogleich Nachricht geben. Sollten, aus Nachläſſigkeit der Wachtleute, Unordnungen vorfallen, oder etwas ge-

geſtohlen werden, ſo ſollen ſelbige, nach Maßgabe ihres Vergehens, beſtraft werden.

Pflicht der Armen, in dem Armenhauſe. Die Armen ſollen, wie oben geſagt iſt, nicht nur dem Aufſeher, und den Unteraufſehern und Unteraufſeherinnen, ſondern auch den Aelteſten und Aelteſtinnen, und, in deren Abweſenheit, ihren Gehülfen oder Gehülfinnen gehorchen. Sie müſſen friedfertig leben; und ſich äuſſerſt bemühen, ihre Zimmer rein zu halten, ſich nicht betrinken, und keinen Streit, Lärm und Schlägerey anfangen, ſondern immer einig und verträglich leben, und ſich guter Sitten und eines wohlanſtändigen Betragens befleißigen, und ſich nie, unter irgend einem Vorwande, aus dem Hauſe entfernen. Wenn jemand dieſem zuwieder handelt, der ſoll, wenn deshalb dem Oberaufſeher Vorſtellung gethan iſt, nach Maßgabe ſeines Vergehens, unausbleiblich beſtraft werden. Es wird den Armen nicht nur nicht verbothen, für ſich zu arbeiten, ſondern ihre Vorgeſetzte müſſen auch darauf ſehen, daß diejenigen, welche zu arbeiten im Stande ſind, nicht im Müßiggange ihre Zeit hinbringen. Die Armen können, nach ihrem Gutdünken, den Unteraufſehern oder Unteraufſeherinnen, oder den Aelteſten oder Aelteſtinnen, oder deren Gehülfen oder Gehülfinnen, den Auftrag geben, für ſie Sachen einzukaufen, und die daraus verfertigten Arbeiten zu verkaufen; ſie ſelbſt dürfen ſich aber unter keinem Vorwande aus dem Armenhauſe entfernen. Wenn jemand von den Armen, oder den bey dem Armenhauſe angeſetzten Bedienten, von den Vorgeſetzten beleidigt wird, ſo kann er ſich deshalb bey dem Oberaufſeher beklagen.

Wozu die Pferde des Armenhauſes gebraucht werden. Bey dem Armenhauſe ſollen zwey Pferde und ein Fuhrmann gehalten werden. Dieſe Pferde werden zum Führen des Waſſers, der Eßwaren, zum Wegführen der kranken Armen in das Krankenhaus, und zu andern Bedürfniſſen der Armen, gebraucht. Der Aufſeher muß darauf ſehen, daß die Pferde, ſo wie auch das dazu nöthige Geſchirr, in gutem Stande gehalten werden. Es wird ihm aber, eben ſo, wie jedem andern, verbothen, dieſe Pferde zu ſeinen eigenen Arbeiten zu gebrauchen.

Vorſchriftlicher Etat,

der bey dem St. Petersburgiſchen Stadthoſpitale für Arme und unheilbare Kranke angeſetzten Perſonen und ihrer Beſoldung.

Perſonen.	Jährlicher Gehalt. Einem Rubel	Einem Kop.	Allen Rubel	Allen Kop.
Ein Oberaufſeher	—	—	—	—
Ein Aufſeher	200	—	—	—
Ein Buchhalter	200	—	—	—
Ein Schreiber	60	—	—	—
Ein Wundarzt aus dem Krankenhauſe, dem auch die Vorſorge für die Armen aufgetragen wird, erhält, auſſer dem ihm bey dem Krankenhauſe beſtimmten Gehalte, ...	120	—	—	—
Folgende Perſonen werden alle aus den Armen genommen.				
Ein Unteraufſeher über die Mannsperſonen	36	—	—	—
Vier Unteraufſeherinnen über die Frauensperſonen	36	—	144	—
Ein Knecht oder eine Magd bey dem Unteraufſeher	18	—	—	—
Zwey Mägde bey den Unteraufſeherinnen	18	—	36	—
Für unheilbare Kranke.				
Ein Zimmer, und in ſelbigem ein Aelteſter, welcher zur Wäſche und zu Kleidungsſtücken erhält . . .	12	—	—	—
Zwanzig unheilbare Kranke männliches Geſchlechts, und vier Knechte, von welchen jeder monatlich erhält 1 Pud, 20 Pfund Mehl, macht 50 Kop.; Grütze, 1½ Granitz, macht 13½ Kop.; zu den übrigen Speiſen 46½ Kop.; alſo überhaupt 1 Rbl. 10 Kop.	13	20	330	—

Sie-

Perſonen.	Jährlicher Gehalt. Einem Rubel	Kop.	Allen Rubel	Kop.
Sieben Zimmer, in welchen ſieben Aelteſtinnen, welche zur Wäſche und Kleidung bekommen . .	12	—	84	—
Unheilbare Kranke weiblichen Geſchlechts, in jedem Zimmer zwanzig, alſo überhaupt 140 Perſonen, und bey jedem Zimmer vier Mägde, zuſammen 28 Mägde. Dieſe erhalten jede monatlich: Mehl 1 Pud, 20 Pf., macht 50 Kop.; $1\frac{1}{2}$ Granitz Grütze, macht $13\frac{1}{2}$ Kop.; zu andern Speiſen $46\frac{1}{2}$ Kop.; alſo überhaupt 1 Rbl. 10 Kop.	13	20	2310	—
Für die Armen der erſten Claſſe.				
Zwey Zimmer, in welchen 2 Aelteſten, welche zur Kleidung und Wäſche bekommen	12	—	24	—
52 arme Mannsperſonen und 6 Knechte oder Arbeiter, von welchen jeder monatlich erhält 1 Pud 20 Pf. Mehl, macht 50 Kop.; Grütze $1\frac{1}{2}$ Granitz, macht $13\frac{1}{2}$ Kop.; zu andern Speiſen $36\frac{1}{2}$ Kop.; alſo überhaupt . . .	12	—	720	—
Sechzehn Zimmer, in welchen 16 Aelteſtinnen, die zu Wäſche und Kleidung erhalten	12	—	192	—
416 arme Frauensperſonen, und 48 Arbeiterinnen oder Mägde. Von dieſen Perſonen erhält jede monatlich 1 Pud 20 Pfund Mehl, macht 50 Kop.; Grütze $1\frac{1}{2}$ Gra-				

Perſonen.	Jährlicher Gehalt. Einem Rubel	Kop.	Allen Rubel	Kop.
nitz, macht 13½ Kop.; zu andern Speiſen, 36½ Kop.; zuſammen alſo 1 Rbl.	12	—	5760	—
Für die Armen der zweyten Claſſe.				
Ein Zimmer, in welchem ein Aelteſter, welcher zu Wäſche und Kleidungsſtücken erhält . .	12	—	—	—
und überdem zu ſeinem Unterhalt monatlich 36½ Kop. . . .	438	—	—	—
29 arme Mannsperſonen, von welchen jeder monatlich erhält 1 Pud 20 Pf. Mehl, macht 50 Kop.; Grütze 1 Granitz, macht 9 Kop.; zuſammen alſo 61 Kop.	7	32	219	60
Vier Zimmer, in welchen 4 Aelteſtinnen, welche zu Wäſche und Kleidung bekommen . .	12	—	48	—
zu ihrem Unterhalt monatlich 36½ Kop. . . .	4	38	17	52
116 arme Frauensperſonen, deren jede monatlich bekommt 1 Pud 20 Pf. Mehl, zu 50 Kop.; Grütze, für 9 Kop.; Salz, für 2 Kop.; zuſammen alſo 61 Kop.	7	32	878	40
Zu Kleidung, Wäſche und Betten.				
Für die unheilbaren Kranken und für die bey denſelben befindlichen Arbeitsleute, welche zuſammen 192 Perſonen ausmachen .	4	—	768	—

Für

Perſonen.	Jährlicher Gehalt. Einem Rubel	Kop.	Allen Rubel	Kop.
Für die Armen der erſten Claſſe und die bey denſelben befindlichen Arbeitsleute, welche zuſammen 522 Perſonen ausmachen	3	—	1566	—
Für die Armen der zweyten Claſſe, welche 145 Perſonen ausmachen, zur Kleidung . . .	2	—	290	—
Zu Holz für 34 Zimmer, nämlich 31 Zimmer für die Armen, ein Contoir, ein Zimmer für den Aufſeher und die Unteraufſeherinnen, und eins für den Buchhalter. In jedem Zimmer ſind zwey Oefen, und auf jedes Zimmer werden gerechnet jährlich 18 Rbl.	—	—	612	—
Fünf Wachtleute . .	24	—	120	—
Zwey Pferde mit Zubehör	—	—	150	—

Zuſammen 14931 Rubel 90 Kopek.

Die von der, für das Hoſpital beſtimmten Summe übrig bleibenden 485 Rbl. 10 Kop., werden zu Licht und andern Ausgaben verwandt . . 485 Rubel 10 Kopek.

Uiberhaupt 15417 Rubel.

Magazin für die gerichtl. Arzeneykunde und medicinische Polizey, 2. B. 1 St. (Stendal, 1783, 8.) S. 111, fgg.

VI. Polen.

In Warſchau befindet ſich ein großes, vom Pater Bandouvin errichtetes Hoſpital.

1. Geſchichte der Stiftung. Ein gewiſſer Pater von der Miſſionscongregation, Namens Bandouvin, hatte ſchon vor dem J. 1758, mit königl. Erlaubniß, zu Warſchau ein Hoſpital für Findelkinder angelegt, und her-

hernach auch andere Arme und Kranke darin aufgenommen. Mit dieſem wurde das neue groſſe Hoſpital vereinigt; und zur Unterhaltung dieſer weitläuftigen Anſtalt ſollten, auſſer einer jährlichen aus dem königlichen Schatze zu reichenden Geldſumme, auch die Einkünfte einiger kleinen Hoſpitäler verwendet werden. Die erwähnte Geldſumme von 2000 Ducaten, wurde auch ſchon 1758 durch ein königliches Reſcript auf die Salzwerke zu Wieliczka wirklich angewieſen; wegen der dazu zu ziehenden kleinern Hoſpitäler aber ereigneten ſich ſo viele Schwierigkeiten, daß man dieſes Vorhaben indeſſen fahren ließ. Und weil der beſtimmte Fond, wie leicht zu erachten iſt, zu einem ſo groſſen Unternehmen nicht hinreichen konnte, wurde daſſelbe in dem, unter d. 21 May 1761 ausgefertigten königlichen Stiftungsbriefe, beſonders den Herrſchaften, Klöſtern und reichen Einwohnern der Stadt Warſchau, zu einem täglichen, oder monatlichen, oder jährlichen milden Beytrage nachdrücklichſt empfohlen, auch den zur Oberaufſicht ernannten Deputirten Vollmacht ertheilt, alles dasjenige, was ſie zum Beſten des Hoſpitales, nach Beſchaffenheit der Zeit und Umſtände, ferner für dienlich erachten würden, zu veranſtalten.

2. **Aufſicht über die Stiftung.** Zu Oberaufſehern wurden ernannt: der Biſchof von Poſen, der Staroſt von Warſchau, und der Viſitator der Miſſionscongregation. Nächſt dieſen ſollte obgedachter Pater Baudouin, der durch Errichtung ſeines Findelhauſes den Grund zu dieſer Anſtalt gelegt hatte, und nach ihm ein anderer, aus eben dieſer Congregation, jedesmal von dem Viſitator derſelben zu ernennender Prieſter, Rector dieſes Generalhoſpitales, ſeine Pflicht aber dieſe ſeyn: 1) daß er im Hoſpitale wohne; 2) die Einkünfte und Almoſen empfange und vertheile; 3) die Kinder, Kranken und Armen aufnehme und wieder entlaſſe; 4) über das Geſinde, und alle zur Verwaltung gehörige Perſonen, die Aufſicht habe, ſie annehme und verabſchiede; 5) für die Wirthſchaft, im Hauſe und auf dem Felde, überhaupt Sorge trage; 6) die geringern Bau-Reparaturen veranſtalte (*); 7) die Rechnungen alle 3 Monate bey dem Vi-

(*) Wegen gröſſerer Reparaturen, oder erforderlicher neuer Gebäude, oder Gütererkaufes, und anderer Angelegenheiten von Wichtigkeit, iſt er an die Oberaufſeher gewieſen.

Viſitator ſeiner Congregation, und jährlich im Jänner vor den Obervorſtehern ablege. Zur geiſtlichen Aufſicht und Seelſorge über die zahlreichen Einwohner dieſes Hauſes ſind dem Rector drey andere Prieſter ſeiner Congregation, nebſt einem Laienbruder, zugeordnet, zu deren Beſoldung und Unterhalt aber, auſſer freyem Brennholze und Pferden zum Ausfahren, 5000 poln. Gulden ausgeſetzt, darüber der Rector niemanden, als ſeinem Viſitator, Rechnung zu thun hat. Ihre Anzahl kann, bedürfenden Falls, mit Zuziehung der Oberaufſeher, vermehret werden; die Veränderung einzelner Perſonen aber dependirt privative von dem Viſitator der Congregation.

3. **Andere Perſonen zum Dienſt des Hauſes.** 1) Zur Pflege der Findelkinder und Kranken ſind 10 barmherzige Schweſtern beſtimmt, die, nebſt ihrer Superiorinn, von dem Rector dependiren, und die Koſt aus dem Hoſpitale empfangen, wo ſie ohnedem die Aufſicht über Küche uud Keller haben. Zur Kleidung aber ſind für jede jährlich 200 poln. Gulden ausgeſetzt. Ihre Anzahl kann, wenn es die Umſtände erfordern, auch vermehrt werden, und wird es damit, wie bey den Prieſtern, gehalten. 2) Zur Bewachung des Hauſes und Aufſuchung der Bettler auf den Gaſſen, wird ein Wachtmeiſter mit 12 Soldaten gehalten. Dieſe bekommen alle zwey Jahr eine braune Montur, jährlich Hemden, Schuhe, u. ſ. w.; zur Löhnung aber hat der Unterofficier täglich 1 Tympf (5 Gr. 4. Pf.), die Soldaten den 6ten Theil. Ihre ordentliche Wohnung iſt im Hoſpitale, wo ihnen 2 Stuben, eine für den Wachtmeiſter, die andere für die Soldaten, mit einer Küche, eingeräumt ſind, auch das nöthige Holz gereicht wird. Wenn die Soldaten nicht alle Platz finden, denn ihre Anzahl kann auch vermehrt werden, ſo ſollen jedem Mann, um ſich in der Nachbarſchaft ein Quartier zu miethen, für das Vierteljahr 6 Tymphe bezahlt werden. 3) Ferner hält das Hoſpital, zu ſeinem Dienſte, verſchiedene Handwerker, Knechte und Mägde, als: Schneider, Schuſter, Schmiede, Bäcker, Köchinnen, und zu 8 Geſpann Pferde, eben ſo viele Kutſcher und Knechte. Damit nun alle dieſe Leute ihre Pflicht thun, und der Vortheil des Hauſes beobachtet werde, ſo iſt die Aufſicht über ſie unter die Prieſter, Schweſtern, und andere zu dieſem Ende angenommene weltliche Perſonen, vertheilt.

4. **Perſonen, welche aufgenommen werden.** Dieſe ſind: 1) die ausgeſetzten Kinder, oder verlaſſene Waiſen; 2) die kranken Armen, welche in den kleinern Hoſpitälern nicht Platz finden, davon aber die mit veneriſchen Seuchen Behafteten ausgenommen ſind, als für welche das Hoſpital des h. Lazarus gehört; 3) die Gaſſenbettler; 4) die Blinden, Siechen, und andere unheilbare Kranke; 5) die Wahnwitzigen und Raſenden, deren Angehörige nicht ſelbſt im Stande ſind, ſie zu verſorgen. Ueberhaupt finden alle Nothleidende, welche Armuth, Krankheit, Alter und Unvermögen, auſſer Stand ſetzt, ſich ſelbſt zu erhalten, auch Juden und Unkatholiſche nicht ausgenommen, wenn ſie ſich erklären zur römiſchen Kirche zu treten, hier ihre ſichere Zuflucht und Pflege. Ja, man ſucht ſie ſo gar auf, und ſchickt zu dieſem Ende öfters Leute aus, welche ſie herbey führen, und, wenn ſie Schwachheit halber nicht gehen können, an den Ort tragen, wo zu ihrer Verpflegung die ſchönſten Anſtalten gemacht ſind. Wie denn nicht nur ein beſonderer Medicus und Chirurgus beſtellt ſind, welche ihren ordentlichen Jahrgehalt bekommen, ſondern auch eine eigene wohlverſehene Apotheke im Hauſe iſt.

5. **Die bey Aufnahme der Kinder, Armen und Kranken, oder deren Verpflegung; zu beobachtende Ordnung.**

1) Wegen der Findelkinder iſt beym großen Eingang des Hoſpitales ein hohles bewegliches Rad angebracht, welches durch eine Oeffnung aus der Stube hervor raget. Hier nun werden die Kinder, es ſey bey Tage oder Nacht, hinein gelegt, und durch Umdrehung des Rades einer alten Pförtnerin zugeſchoben, welche in gedachter Stube wohnt, und dieſe kleine elende Geſchöpfe ſogleich aufnimmt. Minder furchtſame Perſonen können auch ihre Kinder entweder ſelbſt bringen, oder durch andere übergeben laſſen, da ſie denn ſogleich in ein zu dieſem Ende zu haltendes Regiſter eingeſchrieben werden, damit man ſie zu ſeiner Zeit, wenn ſie wieder abgefordert werden ſollten, erkennen kann. Wenn die Kinder kein glaubwürdiges Zeugniß der empfangenen Taufe mitbringen, muß alſobald für ihre Taufe geſorget werden. Auch Kinder aus rechtmäßiger Ehe, welche entweder beyde Aeltern verloren haben, oder deren Mütter, Armuth oder Krankheit halber, ſich

ſich ihrer nicht annehmen können, finden hier ihre Verſorgung. Für die ſäugenden Kinder werden einige Ammen im Hauſe gehalten, um ſie ſo lange zu ſtillen, bis man auswärtige findet, welche ihre Erziehung, um einen gewiſſen monatlichen Lohn, übernehmen. Bey der Uibernahme wird jeder ein Zettel gegeben, worauf des Kindes Name, daß Jahr und der Tag der Uibergabe, ingleichem der accordirte Lohn, verzeichnet iſt. Dieſes iſt, nach dem verſchiedenen Preiſe der Lebensmittel, zwiſchen 4 und 5 Tymph monatlich für jedes Kind, ſteigend und fallend. Auch giebt man den Ammen die benöthigten Küſſen und Windeln, oder, wenn ſie ſchon damit verſehen ſind, an deren Statt ein gewiſſes Geld, und im Fall die Kinder krank werden, dienliche Arzeneyen für dieſelben. Monatlich muß eine Amme ihr Kind einmal in das Hoſpital bringen, und der dazu verordneten Schweſter vorzeigen. Kann aber dieſes, wegen der Witterung oder wegen Schwachheit des Kindes nicht geſchehen, ſo muß es die Schweſter beſuchen. Beydes geſchieht um deſto beſſerer Pflege der Kinder willen, die, wenn eine oder die andere Amme deshalb etwas zu Schulden kommen läſſet, ihnen ſogleich abgenommen und andern anvertrauet werden. Sobald die Kinder entwöhnt worden, ungefähr mit dem Anfange ihres zweyten Jahres, werden ſie wieder in das Hoſpital genommen, und daſelbſt weiter gepfleget; ferner zum Chriſtenthum, guten Sitten, Leſen, Schreiben rc. angewieſen, bis man ſie entweder zu einem Handwerke brauchen, oder in Dienſte bringen kann. Sie haben verſchiedene große Sähle zu ihrer Wohnung, deren einige für die Knaben, andere für die Mädchen, beſtimmt ſind; einige, wo ſie ſich bey Tage aufhalten, lernen, arbeiten und eſſen; andere, wo ſie ſchlafen, und zwar jedes in einem beſondern Bette. Uiber die Mädchen iſt eine von den zehn Schweſtern, über die Knaben aber dermahlen ein weltlicher Prieſter, zur beſondern Aufſicht beſtellt. Sämmtliche Kinder ſind einförmig, in grobes lichtbraunes Tuch gekleidet, doch ſo, daß die jüngern es etwas feiner haben. Uiber ihre Wäſche und leinen Geräth iſt eine Schweſter geſetzt; und in den Schlafſählen werden alte ehrbare Weiber gehalten, um bey der Nacht für die Kinder, ſonderlich für die kleinern, Sorge zu tragen. Die Anzahl der Kinder iſt veränderlich; ſchon bald zu Anfange der Stiftung

tung wurden 40 Knaben und 70 Mädchen erhalten. Sie werden 4mal des Tages geſpeiſet. Zum Frühſtück bekommen die jüngſten und ſchwächſten eine Brühe; die mittlern, eine Bierſuppe; die ſtärkſten aber Barszez (*). Mittags haben ſie wöchentlich 3mal eine Fleiſchſuppe (Roſol), mit einem Stückchen Fleiſch für jedes Kind; ferner Gartengemüſe, nebſt Brod, und zum Getränke dünnes Bier; an den übrigen Tagen bekommen ſie wechſelweiſe Gartengewächſe und Hülſenfrüchte. Zur Veſperzeit giebt man den kleinen Kindern Brey, oder weiche Eyer, oder gekochte Pflaumen, und den mittlern Brod; die ſtärkern aber bekommen nichts. Das Abendeſſen beſteht in verſchieden Hülſengerichten. Uiberhaupt aber ſieht man genau auf eines jeden Alter, Geſundheit und andere Umſtände, und läſſet daher denjenigen, welche, ehe ſie in das Haus gekommen, etwas zärtlicher gehalten worden ſind, auch mehr Pflege wiederfahren. Für einige wenige zahlen die Aeltern, oder Vormünder, oder beſondere Wohlthäter des Hoſpitales, ein mäßiges Koſtgeld. Zu Erhaltung der Ordnung unter ihnen ſind gewiſſe Regeln und Geſetze verfaßt, über deren Beobachtung und fleißige Einſchärfung ihre beſondere Aufſeher genau wachen müſſen.

2. Für die übrigen Hoſpitaliſten ſind neun verſchiedene Sähle beſtimmt; vier zu 12, 14 bis 16 Betten, werden von lauter Kranken bewohnt, nämlich zwey von Manns- und eben ſo viel von Frauensperſonen, und ſind mit dem dazu erforderlichen Geräthe, auch einigen Betten, ſo gar mit Vorhängen, verſehen. Auſſerdem haben die Kranken noch den größten Saal im Hauſe, der über 90 Ellen lang, und durch ein hölzernes Gitter abgetheilt iſt, wodurch beyde Geſchlechter abgeſondert werden. In der Mitte iſt ein Altar, wo Meſſe geleſen und gepredigt wird; ſo daß es nicht nur in großen, ſondern auch in den auf beyden Seiten anſtoßenden vier übrigen Sählen geſehen und gehört werden kann. In dieſem, deren jeder bequem 50 bis 60 Betten faſſen kann, wohnen die geſunden Armen, die mit jenen zuſammen über 250 Seelen ausmachen, und ſämmtlich mit aller Nothdurft, als: Wäſche, Speiſe und

(*) Eine Speiſe, die aus Rüben oder andern Gartengewächſen, und Mehl, gekocht wird.

und Arzeneyen, durch die dazu beſtellten Schweſtern hinlänglich verſehen, und damit ihnen nichts abgehen möge, ſonderlich des Morgens und Abends, fleißig beſuchet werden müſſen. Von aufgenommenen Kranken wird niemand entlaſſen, bevor man von ſeiner völligen Geneſung hinlänglich verſichert iſt. Alle aber werden ſie, nach ihren Tauf- und Geſchlechtsnamen, den Tag der Ankunft und des Abſchiedes, oder Todes, in ein genaues Regiſter eingetragen. Die Erwachſenen werden 3mal geſpeiſet. Zum Frühſtück bekommen die Geſunden Barszez mit Brod; die Kranken, oder Alten und Schwächern, Bierſuppe. Zum Mittageſſen haben ſie wöchentlich 3mal Suppe (Roſol) mit Fleiſch und grü nen Kräutern; an den übrigen Tagen, wenn Rindsfüße, Knochen und Eingeweide da ſind, eine Suppe davon mit Brey, in deren Ermanglung aber ein Gericht von Kraut, und das andere von Hülſenfrüchten. Zum Abendeſſen werden ihnen gleichfalls Hülſenfrüchte, wohl geſalzen und geſchmalzt, auf verſchiedene Weiſe zubereitet. Brod und Bier wird jedesmal vor der Mittags- und Abendsmahlzeit ausgetheilt. Auch haben Kranke und Schwache, nach Beſchaffenheit ihrer und des Hauſes Umſtände, auch bisweilen eine auſſerordentliche Erquickung zu gewarten.

6. **Allgemeine Vorſchrift derjenigen Ordnung, die, ſonderlich in den Armenſählen, an Feſt- und Werktagen zu halten iſt.** Alle, die Kranken ausgenommen, müſſen zu einer beſtimmten Stunde aufſtehen, und, nachdem ſie ſich angekleidet und ein kurzes Gebet verrichtet haben, an die Arbeit gehen. Die Stärkern werden theils zum Kehren und Scheuern, theils in dem Garten, theils zur Beyhülfe in der Küche, oder bey der Wäſche, theils zum Holzſägen, Hacken und Tragen, gebraucht, je nachdem es die Jahrszeit und übrige Umſtände mit ſich bringen. Den Schwächern werden allerley für ſie ſchickliche Hausarbeiten vorgegeben. Um 7 Uhr wird zur Meſſe in den großen Saal geläutet, wobey alle Arme zuſammen kommen, und theils ſingen, theils beten. Nach der Meſſe ſpricht der Prieſter mit ihnen den Morgenſegen. Darauf wird erſt das Frühſtück ausgetheilt. Sobald dieſes eingenommen iſt, geht jeder wieder an ſeine angewieſene Arbeit, bis zum Mittage; und nach dem Mittagsmahl wieder, bis zum Abendeſſen. Und ſo

wird es alle Werktage gehalten. An den Feyertagen werden, nachdem ſie ſämmtlich aufgeſtanden und angekleidet ſind, verſchiedene erbauliche Geſänge und Litaneyen abgeſungen. Um 8 Uhr geht es zur Meſſe; darauf wird gepredigt, wobey auf ein gegebenes Zeichen mit der großen Glocke, alle Einwohner des Hoſpitales, auch die Kranken, welche noch gehen können, die Knaben und Mädchen, die Säugammen, das Geſinde und die Soldaten, erſcheinen müſſen. Nachmittags um 2 Uhr wird für alle dieſe Perſonen ein Katechismus Examen gehalten. Alle Tage aber werden mit Gebete beſchloſſen.

No. 8 und 9 des leipz. Int. B. v. J. 1771.

V. Italien.

1. In Oberitalien.

1) In Turin, der Hauptſtadt des Fürſtenthumes Piemont und Reſidenz des Königs von Sardinien, ſind die Armen- und Krankenanſtalten vorzüglich gut eingerichtet. Die vornehmſte iſt die ſo genannte Charité, welche einen ziemlichen Theil der Straße du Pô einnimmt, und ſehr große Einkünfte hat, theils von der Hausmiethe der vielen Gebäude, welche ihr in dieſer Gegend gehören, theils von dem Zuſchluſſe der Bürger, welche freywillig jährliche Summen an Geld und Geldeswerth unterzeichnen. Der König giebt jährlich 300 Säcke Korn dazu, deren 3 auf den jährlichen Unterhalt einer Perſon an Brod gerechnet werden. In dieſem Hauſe ſind gemeiniglich 2000, und öfters bis 3000 Bettler, welche von den Straßen weggenommen und hier zur Arbeit von allerley Fabriken angehalten werden. Jung und alt von beyderley Geſchlechte finden hier ein Mittel wider den Müſſiggang, wofür ſie ihren Unterhalt, beſondere Verſorgung, wenn ſie krank und alt werden, und doppelte Kleidung haben. Es gehen, zu dem Ende, 30 bis 40 Mann, die blau gekleidet; und mit rothen Bandeliren verſehen ſind, täglich in der Stadt vertheilt herum, um die müßigen Bettler aufzuſuchen. Sind dieſe Fremde,

ſo

ſo werden ſie das erſtemal mit Gefängniſſe geſtraft und aus der Stadt gewieſen; ertappt man ſie zum andernmal, ſo werden ſie mit längerer Gefängnißſtrafe beleget, gegeißelt, und zum Lande hinaus gejagt. Bloß Landeskinder werden in dieſes Hoſpital de charité gebracht. Das Hauptgebäude beſteht aus zwey viereckigen Höfen, die mit Galerien umgeben ſind; der eine iſt für die Männer, und der andere für die Weiber, beſtimmt. Jedes Geſchlecht ſpeiſet in ſeinem beſondern Saale, etliche hundert auf einmal, ſo daß ſie einander 2 bis 3mal ablöſen. Jede Perſon bekommt Suppe, Brod und Käſe, nebſt einer zinnernen Kanne voll Wein. Jedes Geſchlecht hat auch ſeine beſondere Zeit die Meſſe zu hören; ſie ſind von den übrigen Leuten, die daſelbſt in die Kirche gehen wollen, durch ein eiſernes Gitter abgeſondert. Die Kirche iſt, wegen des Gewölbes und der Himmelfahrt Mariä, welche der Chevalier Daniel (von welchen die Frescoarbeit in des Königs Galerie zu Turin iſt,) daran gemalt hat, ſehenswürdig. In den unterſten Gängen der beyden Höfe ſtehen die Bruſtbilder der Wohlthäter und Wohlthäterinnen, von Marmor oder Gyps, mit zierlichen lateiniſchen Beyſchriften.

Eine andere vortreffliche Anſtalt iſt das Hoſpital vom heil. Johannes (Hopital de S. Jean), nicht weit vom Place Caroline am Walle, wo auſſer ein paar hundert Kranken und einigen hundert Waiſenkindern und Findlingen, inſonderheit ſchwangere Frauensperſonen, und zwar ſowohl ehrliche arme Weiber, als verführte Mädchen, aufgenommen, und während der Schwangerſchaft und des Wochenbettes verpfleget werden. Durch dieſe weiſe Einrichtung wird dem Kindermorde vorgebeuget. Die kleinen Kinder werden zum Seideſpinnen und zu anderer Arbeit angehalten, bis ſie ein Handwerk lernen können. Das unterſte Stockwerk iſt für die Mannsperſonen, und das obere

für

für das weibliche Geſchlecht; beyde ſind ſehr hoch, ſo daß das Gebäude von auſſen die Höhe von 3 Stockwerken hat. Jeder Kranke hat ein mit Vorhängen verſehenes Bett für ſich allein. Die Betten ſtehen weit auseinander in Kreuzgängen, in deren Mitte der Altar dergeſtalt angelegt iſt, daß alle Kranke aus ihrem Bette denſelben ſehen können. Das Gebäude hat von auſſen ein herrliches Anſehen; das Frontiſpice iſt 180 gemeine Schritt lang, und ſo prächtig angelegt, daß es zur Façade eines fürſtlichen Schloſſes dienen könnte. Es hat 3 Thore. Uiber dem Haupteingang lieſet man: Saluti pauperum temporali, Divitum aeternae aptum. Die Kapelle iſt von edlem Geſchmack; ſie iſt rund, und prangt mit 8 großen cannelirten Säulen, von grünem ſuſiſchen Marmor. Die Aufſicht über dieſes heilſame Werk haben zwey Abgeordnete des Capitels St. Johannis, und zwey aus den 70 Conſeillers der Stadt (die mit den Einkünften und der Polizey der Stadt zu thun haben). Dieſe vier Deputirte werden jährlich gewählt, auch öfters in ihrer Bedienung beybehalten. Bey dem Hoſpitale ſind 2 Medici; ein Apotheker mit 4 Gehülfen; 2 Chirurgi mit 12 Geſellen, welche die Kranken warten, ihnen die Arzeneyen geben, und ſonſt für ihre gehörige Pflege ſorgen. Für die Weibsperſonen ſind 4 Oberaufſeherinnen beſtellt, unter ihnen 12 Mägde, um die Kranken vom weiblichen Geſchlechte zu bedienen. Nächſt dieſen befinden ſich zwey Hebammen, und unter ihnen 4 angehende Helferinnen, die zu dieſer Kunſt angelehrt werden. Ferner ſind bey dieſem Hoſpitale 4 Wäſcherinnen, 4 Beichtväter, und 2 Oekonomieaufſeher. Die jährlichen Einkünfte ſind veränderlich, obgleich die meiſten aus verſicherten Orten kommen; insgemein belaufen ſie ſich auf 30,000 Ecùs, oder 120,000 Livres de Piemont, bisweilen auch wohl 10,000 Piſtolen.

Uiber

Uiber das königliche Hoſpital (Hoſpital du Roi), iſt ein Gouverneur geſetzt; und zwey Hofmedici, welche alle Vierteljahr umwechſeln, haben die Aufſicht wegen der Arzeneyen und des Krankenbeſuches. Uiberdieß iſt ein geiſtlicher Aufſeher, welcher für den Unterricht in der Religion und für die Bereitung zu einem ſeligen Ende Sorge trägt. Es werden in daſſelbe keine unheilbare Kranke, oder ſolche Leute, die Arme und Beine verloren haben, aufgenommen, ſondern Perſonen, von welchen Hoffnung iſt, daß ſie durch den Gebrauch der Arzeneyen vielleicht wieder zu ihrer vorigen Geſundheit gelangen können. Dieſe Beyhülfe kommt auch ſonſt niemand zu Statten, als der in des Königs Dienſten oder unter der Schweizerwache ſteht. Gemeiniglich findet man 40 bis 50 Kranke darin.

Auſſer dieſen jetzt erwähnten drey großen, befinden ſich noch zwey kleine Hoſpitäler in Turin.

2) In Mailand, der Hauptſtadt des Herzogthumes Mailand, iſt das große Hoſpital (Lo Spedale maggiore), ein weitläuftiges und anſehnliches Gebäude, welches ſeine erſte Stiftung dem Herzoge Francisco Sfortia zu danken hat. Der viereckige Hof iſt mit zwey Galerien über einander umgeben, deren Arkaden auf joniſchen und römiſchen Säulen von Granit ruhen. Der Geſchmack des Architekten fällt etwas in das Schwere. Dieſes mittlere Stück iſt erſt in neuern Zeiten neben den alten mit einer gleich gothiſchen Vorderſeite, das Portal im römiſchen Geſchmack ausgenommen, erbauet worden. Dadurch ward das alte Hoſpital, welches vier Höfe mit unanſehnlichen Arkaden hat, nun zu einem Flügel des ganzen Gebäudes, und man bauete auf der andern Seite des gedachten großen Hofes einen gleichen Flügel mit vier kleinen Höfen; von dieſem iſt aber die Vorderſeite nie fertig geworden. Die vielen kleinen Höfe geben den Sählen friſche Luft. Ein ſchneller Canal, der unter dem

ganzen Gebäude wegfließt, führt den Unrath fort, und verhindert böſe Ausdunſtungen. Die Anzahl der Kranken iſt faſt nie unter 800, ſteigt aber oft bis 1600, wenn epidemiſche Krankheiten herrſchen. Sie ſind nach dem Geſchlechte, und nach ihren Zufällen, in beſondere Sähle vertheilt: in einem befinden ſich die kalten, in einem andern die hitzigen Fieberpatienten; in andern, die an Blattern danieder liegenden: Veneriſche; Schwindſüchtige; am Kopfe verwundete, u. ſ. w. Als Hr. Keyßler im J. 1729, dieſes Hoſpital ſahe (*), befanden ſich in demſelben über 400 an kalten Fiebern danieder liegende; dieſe nahmen eine ſehr lange und ins Kreuz gebauete Galerie ein, in deren Mitte ein Altar ſteht, nach welchen alle Patienten ſehen können. Die nächſten Betten um dieſen Altar ſind mit Vorhängen verſehen, die übrigen aber nicht. Obgleich dieſer große Sahl vor andern ſehr hoch iſt, und man eine freye durchſtreichende Luft zu erhalten ſucht, ſo kann es doch wegen der Menge nicht anders ſeyn, als daß er unangenehm riecht. Der Proſpect von etlichen hundert Fieberpatienten, der allenthalben eckelhaft ſeyn muß, wird es noch mehr durch die ſchwarzen Haare der Italiäner, welche einem ſchwarzgelben Geſichte eine ſchlechte Zierde geben. Bey Annehmung der ausgeſetzten Kinder, der Kranken und Verwundeten, macht man keinen Unterſchied der Nationen oder der Religion. Die Proteſtanten liegen in denſelben Sählen, wo die andern ſind, aber in den äuſſerſten Enden derſelben, und kann ein Vorhang zwiſchen ihnen und den übrigen zugezogen werden, wenn das Venerabile vorbey getragen wird. Auf ſolche Art nehmen die Katholiken kein Aergerniß an der unterlaſſenen Anbetung der Hoſtie, und

(*) S. Deſſen Reiſen durch Deutſchland, Böhmen, Ungarn, die Schweiz, Italien, und Lothringen, (Hannov. 1776, gr. 4). S. 285.

und dem Gewiſſen der Andern wird kein Zwang angethan. Die Verwundeten werden durch ein beſonderes Thor, welches auch die Nacht über offen ſteht, in das Spital gebracht. Die andern Kranken werden nur bey Tage angenommen. Die Aufſicht über dieſe vortreffliche Anſtalt haben 19 Edelleute aus den beſten Familien. Einer von ihnen, an dem die Reihe iſt, muß alle Morgen ſämmtliche Sähle beſuchen, ſich nach dem Zuſtande der Sachen genau erkundigen, und ſehen, ob auch irgend etwas fehlt. Wo die Bedienten des Spitales ſich das Geringſte zu Schulden kommen laſſen, werden ſie abgeſchaffet. Er erkundigt ſich ferner, ob etwas zu ändern ſey, und was für Verwundete in der vergangenen Nacht eingebracht worden ſeyn, über deren Ankunft und Zuſtand auch alle Morgen ein Inſtrument durch einen Notarius aufgenommen wird. Eben dieſe Edelleute verwalten auch die Einkünfte des Hoſpitales, welche auf 100,000 Thaler geſchätzt werden. Die Kapuzinermönche haben in geiſtlichen Sachen die Aufſicht über die Kranken und Sterbenden. Neun Medici, und vier Chirurgi, (welche letzte auch im Hoſpitale ſchlafen,) beſorgen und verſchreiben die Arzeneyen. Dieſe alle kommen täglich 3mal, um die Kranken zu beſuchen und zu verbinden. Die Apotheke nimmt einen großen Saal ein, und iſt in vortrefflicher Ordnung. Die Recepte werden in ordentliche Journale eingetragen. Damit auch bey einer ſo großen Menge von Arzeneyen keine Verwechſelung oder Irrung vorgehen möge, iſt jedes Recept ſowohl als auch jede Arzeney mit der Nummer des Bettes und dem Namen des Kranken bezeichnet. Das Laboratorium iſt in einem andern großen Saale, in welchem man unter andern zwey Deſtillíröfen findet, deren jeder zu gleicher Zeit und mit unterſchiedenen Graden der Wärme 80 Retorten treibt. Die Pflaſter werden in einem beſondern Gewölbe gemacht und geſtrichen. In dem botaniſchen

Garten wachſen die meiſten Kräuter, welche zur Medicin gebraucht werden. Alle Handwerker, welche zu dieſen Anſtalten nöthig ſind, wohnen im Bezirke des Hoſpitales. Bäcker, Schlächter, Weber, Leute, welche nähen oder ſpinnen, nebſt vielen andern, haben hier ihre Arbeitshäuſer, und es kann dieſes Werk als eine kleine Stadt oder Republik, welche mit Mailand gar keine Verbindung hat, angeſehen werden. In den untern Gewölben ſind die Ställe für das Maſtvieh, welches in großer Menge geſchlachtet wird. Man rechnet, daß täglich 5 bis 6 Centner Fleiſch, ohne die übrigen Eßwaren, verzehret werden. Allenthalben hat man auf Vortheile und Bequemlichkeit geſehen. Die kleinen Höfe haben Gelegenheit zu Eisgruben gegeben. Das Waſſer iſt in die Küchen, bis zu den großen eingemauerten Keſſeln geleitet, in welche man vermittelſt der Hähne an den kupfernen Röhren, ſo viel als man will, laſſen kann. Der Keller iſt 150 Ellen, Bracci oder gemeine Schritte, lang, und 15 Ellen breit. **Keyßler** zählte, zu ſeiner Zeit, über 1500 Kranke in dem Spitale, von welchen das weibliche Geſchlecht in 9 beſondere Sähle und Zimmer vertheilt war. Zur Wartung und Bedienung der ſämmtlichen Kranken, werden an 500 Perſonen erfordert. An einem andern Orte werden auf Koſten des Hoſpitales über 300 Wahnwitzige unterhalten. Uiberdies ernährt dasſelbe über 5000 Findlinge, theils auf dem Lande, wo für eines Kindes Säugung und Unterhalt monatlich 5 bis 6 Livres di Milano gezahlet werden, theils in der Stadt, wo ſie zu allerley Arbeit angeführt werden.

Die jährlichen und beſtändigen Einkünfte des Hoſpitales werden auf 90 bis 100,1000 Thlr. gerechnet. In dem großen und hohen Sahle, wo die Aufſeher (Proveditori) ihre Zuſammenkünfte halten, ſind die Bildniſſe derjenigen, welche große Geſchenke oder Stiftungen zum Hoſpitale gemacht haben, meiſtentheils

in

in Lebensgröße aufgehängt; unter andern auch des mailändiſchen Kaufmannes Peter Carcano, welcher im J. 1624. auf 20 Jahr lang, jährlich 36,000 Spec. Thaler zu dieſem Werke vermacht hat. Ein anderer Wohlthäter, Namens Caraviglia, der ein Kohlenhändler geweſen, hat durch ein Vermächtniß von 190,000 Livres die Ehre verdient, unten den Porträten anderer vornehmer Leuten zu erſcheinen. Am St. Caroli Boromäi Tage werden alle dieſe Gemählde in dem großen Hofe vor jedermanns Augen aufgeſtellt, und des Abends mit vielen Lichtern umgeben.

In einem ungedruckten Journal eines Reiſenden von den Jahren 1784 und 1785 (*), befindet ſich von dieſem Hoſpitale folgende Nachricht.

„Unter allen Spitälern in Mailand zeichnet ſich das groß⸗ Hoſpital aus. Es iſt ein ausnehmend großes Gebäude, das mehrere große Höfe einſchließt, die einen freyen Durchzug der Luft befördern. Es enthält, auſſer den Kellern und Küchen, Bäder, eine Apotheke und ein Archivzimmer, die alle geſehen zu werden verdienen. Neunzehn Vornehme von Adel ſind Vorſteher darüber, von denen nach der Reihe, täglich ein paar hinkommen müſſen, um Aufſicht über alles zu haben, die Liſten der neu Angekommenen und der Abgegangenen durchzuſehen, Alles aufzeichnen zu laſſen, und die nöthigen Veranſtaltungen zu treffen. Die Ordnung, die durchgängig herrſcht, iſt vortrefflich. Es befinden ſich gegenwärtig 1200 Patienten darin, die in 25 große geräumige Schlafſähle vertheilt ſind. Zu ihrer Beſorgung ſind 26 Aerzte, 4 Geiſtliche, und eine Menge von Perſonen beſtellt, die theils mit Aufwartung, theils in der Küche, Apotheke ꝛc. zu thun haben.

An dem Tage, da ich zum erſtenmal dort war, hatte man 51 Kranke hingebracht. Täglich braucht man 1300 Pf. Brod, und alle Wochen werden 28 Kälber geſchlachtet. Das Haus hat 850,000 Lire Einkünfte, und macht doch jährlich noch Schulden, die durch nach und nach eingehende Schenkungen getilget werden müſſen. Es beſitzt einen ſehr

(*) Im teutſchen Merkur, Jun. 1789, S. 285, fgg.

ſehr beträchtlichen Seidenbau, und leidet daher viel, wenn die Seidenwürmer einmal nicht gerathen, oder die Seide zu ſehr im Preiſe fällt. Ehemals wurden die geſchwächten Mädchen und die Findelkinder auch hieher gebracht; man hat ſie aber jetzt in ein abgeſondertes Haus gegenüber gethan, welches S. Catarina alla rota heißt. Die Findelkinder werden alle Jahre neu gekleidet, und alle Aufwärterinnen in dem großen Hoſpitale werden aus ihnen genommen. Heurathet eins dieſer Mädchen, ſo bekommt es eine kleine Ausſtattung und 100 Lire bares Geld.

Höchſt ſonderbar iſt es, daß man an einem Orte, wo ſo viel zum beſten der Elenden geſchieht, doch für eins der vorzüglichſten Bedürfniſſe kranker Perſonen gar nicht geſorgt hat: ich meine das Bettmachen. So groß auch die Anzahl der Leute iſt, die man zu allen andern Arten von Arbeit in dieſem Hoſpitale angeſtellt hat, ſo ſind doch die Betten niemand angewieſen. Die Geiſtlichen haben dieſes zu verantworten; ſie haben ein verdienſtliches Werk daraus gemacht, und daher haben es vornehme Leute aus der Stadt übernommen, die ſich glücklich genug ſchätzen, einen Theil ihrer Sünden damit büßen zu können. Jede der angeſehenſten Familien beſorgt eine gewiſſe Anzahl von Betten; und nicht ſelten trifft man die größten Damen über dieſer Beſchäftigung an. Doch halten ſie meiſt Leute, die den täglichen Dienſt an ihrer Stelle verſehen müſſen, die ſich aber auch weiter um nichts, als um die ihnen aufgegebene Zahl bekümmern. Daraus entſteht nun das Uibel, daß arme Leute, die keine Bekannte und Gönner haben, und für die alſo niemand ſorgt, wenn ihnen ſelbſt die Kräfte fehlen das Bett zu machen, 8 Tage warten müſſen, ehe ſie ihr Lager verändern können, weil nur alle Sonntage eine gewiſſe geiſtliche Brüderſchaft herum zieht, die ſich über dieſe, in dem einzigen Puncte hülfloſe Elende erbarmt. Wie unausſtehlich das im Sommer ſeyn muß, kann man ſich leicht vorſtellen."

Die Leichen des Hoſpitales wurden ehemals in einer beſondern Kirche auſſer der Stadt begraben; weil aber die Menge der Todten einen faſt unerträglichen Geruch verurſachte, ſo iſt hernach durch die Freygebigkeit eines mailändiſchen Kaufmannes, Anoni, ein vortreffliches Werk, nämlich eine weitläuftige Galerie

rund

rund um die Kirche angelegt worden. Man nennt ſolches la Faubonne de l'Hopital. Die äuſſere Seite iſt mit einer Mauer und mit Fenſtern verſehen, die innere aber iſt frey, und die hohen Gewölbe ruhen auf marmornen Säulen. Der Fußboden iſt mit marmornen Quaderſteinen belegt, und es kann unter jedem dritten Bogen ein ſolcher Stein heraus genommen werden, um dadurch den Eingang in ein darunter angelegtes Gewölbe zu haben. In eine ſolche unterirrdiſche Kammer werden 50 bis 60 Leichen zuſammen gelegt, Kalk und dergleichen zehrende Materien darüber geſchüttet, und endlich das Loch wieder wohl vermauert, damit kein übler Geruch heraus komme. Dieſe Gräber ſind in ſolcher Anzahl angelegt, daß in den erſten die Leichen verfault ſeyn werden, ehe die Reihe herum kommt. In andern Kirchen werden 2 bis 300 in ein Loch geworfen, welches nothwendig zwiſchen den vier Mauern des Gebäudes üble und ungeſunde Ausdunſtungen verurſachen muß. Zur Winterszeit leeren die Becamorti oder Todtengräber die in der Kirche angefüllten Löcher aus, und alsdann werden die halb verfaulten Leichen, ſie mögen in oder auſſer Särgen geweſen ſeyn, heraus genommen, und hinter den Kirchen in weitläuftigere Gruben zuſammen geworfen.

Auſſer dem Spedale maggiore ſind in der Stadt Mailand noch verſchiedene andere Anſtalten zum Vortheil der Armen und Kranken. La Charite, nahe bey Madona della Gratia, iſt ein großes Gebäude, worin beſtändig 200 Waiſenkinder erzogen werden. S. Vincentii-Hoſpital iſt für tolle Leute angelegt, deren Anzahl ſich oft auf 400 erſtreckt. S. Celſo gibt etlichen hundert Findlingen Unterhalt; und S. Ambroſio, denen Leuten, die wegen ihres hohen Alters nicht mehr im Stande ſind, ihr Brod zu verdienen, S. Lazaro, für die Ausſätzigen; und das Hoſpital von Broglio für diejenigen, welche mit veneriſchen Krankheiten be-

hefftet ſind, von deren Wirkung man abſcheuliche und fürchterliche Beweiſe hier und da in Italien, mehr als in andern Ländern, zu ſehen bekommt.

3) In Venedig, der Hauptſtadt und den Sitze der Republik Venedig, ſind 4 Hoſpitäler vor andern berühmt: 1. Das von SS. Giovanni e Paolo; 2. de gl' Incurabili; 3. S. Lazaro de Mendicanti, und 4. della Pietà. In denſelben werden nicht nur Findlinge, ſondern auch andere arme Kinder und erwachſene Leute aufgenommen.

4) In Genua, der Hauptſtadt und dem Sitze der Republik Genua, iſt l'Albergo, ein prächtiges Hoſpital, worin über tauſend kranke und elende, zur Arbeit untüchtige Perſonen unterhalten werden. Die etwas im Vermögen haben, bezahlen eine Kleinigkeit, die meiſten aber gar nichts. Liederliche Weibsperſonen (Donne bandite), welche die Regierung wegnehmen läſſet, finden hier gleichfalls ihren Platz. Im J. 1743 hielt man hier 4000 deutſche Soldaten in der Gefangenſchaft, weil es ſehr feſt gebauet, und leicht zu beſetzen iſt. Man brachte den Schatz aus der Bank des h. Georg und die Bücher hieher. Während des Bombardements unter Ludwig XIV. hielt ſich der Doge in dieſem Gebäude auf. Der Stifter einer ſo löblichen Anſtalt war einer aus dem Hauſe Brignole, und hernach haben viele bemittelte Einwohner anſehnliche Summen daran vermacht, ſo, daß es jetzt ein reiches Hoſpital iſt. Man ſieht an den Treppen und in den Vorſählen die Statüen der vornehmſten Wohlthäter in Marmor. Die ihr ganzes Vermögen dazu hergegeben haben, ſind ſitzend abgebildet; die über 100,000 genueſiſche Lire vermacht haben, bekommen ganze Statüen; und die über 25,000 Lire ſchenken, marmorne Büſten. Dieſes iſt eine artige Manier, das Andenken der Wohlthäter zu erhalten, und ſie zugleich zu reichen Schenkungen zu ermuntern. Man erſtaunt über die Summen,

men, welche dieſe Stiftung nach und nach erhalten hat, wenn man das Verzeichniß derſelben ſieht. In den vier Sählen für die Mannsperſonen ſtehen 600 Betten. Jedes Geſchlecht hat ſeine beſondete Speiſezimmer und einen abgeſonderten Platz in der Kirche. Die Knaben lernen ein Handwerk, welches entweder im Schuhmachen, Weben, Wollarbeit, oder andern bey dem Hoſpitale erforderlichen Arbeiten beſteht, und ſie müſſen, wenn ſie älter werden, ſich in der Welt fortzuhelfen ſuchen.

Auſſerhalb der Stadt, iſt bey Biſano, noch ein Armenhaus oder Albergo, angelegt, welches einer aus dem Hauſe Fieſchi für 300 Mädchen geſtiftet hat.

Das große Hoſpital, iſt eine andere rühmliche Armenanſtalt, wo alle Kranke, ohne Unterſchied der Nation aufgenommen werden. Ihre Anzahl iſt nie unter tauſend. Hier werden auch alle Findelkinder ernährt. Die Knaben bleiben ſo lange darin, bis ſie ſich ſelbſt etwas verdienen können, die Mädchen aber lebenslang. Sie kommen, wenn ſie über 12 Jahr ſind, in ein eigenes Conſervatorium. Die Zahl der Findelkinder, welche in dem Hauſe ſelbſt und auf dem Lande erzogen werden, erſtreckt ſich gemeiniglich auf 2000. Die Kranken haben ihre eigene Sähle, und jeder ſein eigenes Bettgeſtell von Eiſen. Diejenigen, welche in der Beſſerung ſind, halten ſich in andern Sählen auf, und zwar im obern Theile des Gebäudes, wo die Luft am friſcheſten iſt. Zu dieſer löblichen Anſtalt gehört viel Platz; es fehlt hier aber nicht daran. Man hat noch erſt vor einigen Jahren eine Vergrößerung des Gebäudes vorgenommen, welche über 500,000 genueſiſche Lire gekoſtet hat, und durch freywillige Beyſteuer reicher Familien beſtritten worden iſt. Einige haben 10,000, andere gar 20,000 Lire dazu hergegeben. Alle diejenigen, welche dieſem Hoſpitale über 100,000 Lire vermachen, bekommen,

wie bey dem Albergo, eine marmorne Statüe in Lebensgröße. Das Hoſpital iſt von einem ſchwärzlichen Steine gebauet, welcher viele kalkartige Theile zu haben ſcheint.

In dem kleinen Hoſpitale werden nur Genueſer aufgenommen, ſie mögen mit heilbaren oder unheilbaren Krankheiten behaftet ſeyn.

2. Im mittlern Italien.

1) In Florenz, der Hauptſtadt des Großherzogthumes Toſcana, ſind verſchiedene wohlthätige Stiftungen dieſer Art, welche dem vorhin regierenden Großherzoge viele Verbeſſerungen zu danken haben. Inſonderheit hat das große, ſchon von den erſten Regenten der Familie Medicis geſtiftete, und ſeitdem immer mehr erweiterte Hoſpital S. Maria nuova, durch den landesväterlichen Leopold von Toſcana ſeine zweckmäßigſte Vollkommenheit erhalten. Die größte Reinlichkeit des Hauſes, die genaueſte Wartung und Pflege der Kranken, und viele Verbeſſerungen der innern Oekonomie, waren ſeine Werke, über deren Erhaltung er mit Aufmerkſamkeit gewacht, bey ſeinen unvermutheten Beſuchen alles unterſucht, und ſich bey den Kranken ſelbſt nach allem erkundigt. Auch wird das Haus noch immer durch neue Gebäude vergrößert. Im J. 1787 (*), waren 800 Kranke da, aber für noch einmal ſo viel iſt Raum, und in der heißen Jahrszeit ſollen manchmal 1400 Kranke hier verpfleget werden. Alle Kranke und Verwundete werden, ohne Unterſchied der katholiſchen und proteſtantiſchen Religion aufgenommen, und unentgeltlich gewartet, die epidemiſch Kranken von den übrigen ſowohl, als unter ſich abgeſondert, Schwangere entbunden, und vor

(*) Nach den Nachrichten des Hrn. D. und Canon. Meyer, in G. W. Böhmers Magazin für das Kirchenrecht ꝛc. 1 B. 1 St. (Götting. 1787. gr. 8.) S. 44. fgg.

vor und nach der Entbindung verpfleget. In den großen und kleinen Krankenſählen herrſcht Reinlichkeit überall, und ein gemilldertes angenehmes Licht erhellt ſie. Die mit zurück gebundenen weißen Vorhängen verſehenen Betten, deren 600 für die Männer, und 446 für die Weiber da waren, ſtehen zu beyden Seiten in den eilf großen Sählen, in welchen Nachts 4 Wächter, ſo wie in den kleinern Sählen 2 Wächter, bey großen am Ende der Sähle aufgeſtellten Lampen wachen. Die gereinigte und friſche Luft wird durch eine unmerkliche Zugluft erhalten, und vor den Fenſtern der meiſten Sähle ſind artige Kräuter- und Blumengärtchen angelegt, um die Ausſicht der Leidenden aufzuheitern, und die wiederkehrenden Kräfte der Geneſenden durch den Genuß der freyen Luft zu ſtärken. Für die letztern ſind im obern Stockwerke des Hauſes beſondere Zimmer beſtimmt, und ſie werden, nach völlig wieder hergeſtellter Geſundheit, mit Fleiſch und Wein noch einige Tage gelabet, und alsdann entlaſſen. So ſehr ſich aber auch dieſes ſchöne und vortrefflich eingerichtete Hoſpital von andern Krankenhäuſern unterſcheidet, ſo trifft man doch auch hier den nur zu allgemeinen Fehler der übrigen an, daß hin und wieder zwey Kranke in einem Bette liegen, wenn gleich ſelten, und mit der Verſicherung der Aufſeher, daß es mit der größten Vorſicht geſchehe, und man ſich ernſtlich bemühe, auch dieſem Mangel abzuhelfen. 300 Perſonen beyderley Geſchlechtes, iſt die Wartung der Hülfsbedürftigen aufgetragen, und dieſe werden durch eine genaue Aufſicht über die Aufwärter, vor ihren Vernachläſſigungen oder Veruntreuungen geſichert. Die Hälfte dieſer Aufwärter ſind Kloſter Brüder und Nonnen. Zu den Sählen für das weibliche Geſchlecht haben die in der nächſten Straße wohnenden Benedictinernonnen einen unterirdiſchen Gang, um die Kranken deſto beſſer pflegen zu können. Für jeden einzelnen Kranken verordnen

ordnen die Aerzte ſchriftlich die Speiſen; und dieſe ſowohl, als die vorgeſchriebenen Arzeneyen werden mit Sorgfalt bereitet. 39 Aerzte und 12 Wundärzte ſind bey dem Hoſpitale angeſtellt, und wechſeln, in 3 Claſſen getheilt, alle 4 Monate in der Beſorgung der Kranken mit einander ab. Ein jeder derſelben muß, ſein auswärtiger Ruf mag noch ſo groß ſeyn, 2 Jahr in Florenz ſelbſt practicirt und Proben ſeiner Kenntniſſe gegeben haben, ehe er zum Hoſpitalarzt befördert werden kann.

Um Kranken und Verwundeten hülfreiche Hände zu biethen, hat ſich in Florenz, ſo wie in einigen andern italiäniſchen Städten, eine fromme Bruderſchaft vereinigt, die ſich Compagnia di Miſericordia (Geſellſchaft der Barmherzigkeit nennt, und aus Edelleuten und Bürgern beſteht. Vornehme ſowohl von Adel als aus der Bürgerclaſſe, ſchließen ſich an dieſe Geſellſchaft, ja ſelbſt der Großherzog gehört mit dazu. Die Mitglieder dieſer ehrwürdigen Verbindung machen es ſich zur religiöſen Pflicht, nicht allein jedem hülfsbedürftigen Menſchen in Krankheiten beyzuſtehen, ſondern ihn auch in einen ihm unerwartet zuſtoßenden Unglücke zu retten, und ihm zu helfen. Eine beſtimmte Zahl von Brüdern muß im letztern Falle ſich unverzüglich bey dem Nothleidenden einfinden, um ihm zu helfen. Um dieſe Abſicht zu befördern, wird das vorfallende Unglück von einem dabey Gegenwärtigen, im Hauſe dieſer Compagnia di Miſericordia, neben der Domkirche in Florenz, wo Tag und Nacht einige Brüder Acht geben, gemeldet. Hier wird nun mit einer Glocke geläutet, und ſogleich verſammeln ſich die Mitglieder, an welchen die Reihe iſt, in ſchwarzen langen Oberkleidern von Glanzleinwand, und mit verhüllten Geſichtern, ſuchen den Unglücklichen auf, und tragen ihn auf einer mit Betten belegten Bahre in das Hoſpital. Selbſt der Großherzog gieng, wenn ihn

die

die Reihe trifft, in derſelben Kleidung zuweilen hin, um ſeine Pflicht als Bruder der mitleidigen Geſellſchaft zu erfüllen. Will der arme Kranke oder Verwundete nicht in das Hoſpital, ſo unterſtützen ſie ihn nicht nur mit gutem Rathe, ſondern auch mit Gelde, und ſorgen für ſeine Wohnung, Betten, Aufwartung, Pflege und Heilung.

Bey dem Krankenhauſe iſt ein anſehnlicher botaniſcher Garten, eine vollkommene Apotheke, und ein anatomiſches Theater. Auch wird in demſelben prakſcher Unterricht in der Anatomie, in der Heil- und Entbindungskunde, gegeben. Der Fond des Hoſpitales iſt durch fromme Stiftungen und anſehnliche Vermächtniſſe dermaſſen angewachſen, daß die Einkünfte deſſelben jetzt jährlich 100,000 Gulden betragen, wovon, wenn nicht auſſerordentliche Ausgaben vorfallen, alle Koſten des Hauſes beſtritten werden können. Hinter dem zum Krankenhauſe gehörigen Kloſter iſt il Campo ſanto, oder der Kirchhof des Hoſpitals, wo die Leichen in gewölbte Löcher zuſammen gebracht, und, wenn eine ſolche unterirrdiſche Kammer angefüllt iſt, die Oeffnung derſelben zugemauert oder vielmehr verkittet wird.

Auſſer dieſem befindet ſich in Florenz das Hoſpital von Matthäus und Johannes di Dio, für Kranke; das von St. Paul, für diejenigen, die zu geneſen anfangen; und verſchiedene, für die Pilgrimme. Das Hoſpital degli incurabili nimmt nur ſolche auf, von denen keine Hoffnung iſt, daß ſie wieder geneſen werden.

2) In Rom, giebt es zum Beſten der Kranken und Armen mehr als 30 Hoſpitäler, keines aber kommt dem Hoſpitale des heil. Geiſtes, Archioſpidale di St. Spirito in Saſſia genannt, bey, welches, nach der Tradition, von Ina, Könige der Weſtſachſen in England, zum Beſten ſeiner Nation, und derer, die von derſelben nach Jeruſalem wallfahren wollen, geſtiftet, und

und mit reichlichen Einkünften verſehen worden iſt. Die dabey befindliche Kirche heißt S. Spirito in Saſſia; und die ganze Gegend, Borgo di S. Spirito. Das Hoſpital iſt ſehr reich, ſoll aber vorzeiten noch viel größere Einkünfte gehabt haben, ehe etliche Päbſte einen Theil davon zu andern guten Anſtalten angewieſen haben; indeſſen überſteigt ſeine jährliche Einnahme noch jetzt 100,000 Scudi, ohne was ſie durch Circulirung des Geldes, welches in ihrer Bank (in der Strada B[illegible]rchi) ſteht, gewinnen, welches deſto höher ſich beläuft, je weniger Gelegenheit man ſonſt in Rom hat, ſein Geld ſicher, obgleich ohne Zinſen, unterzubringen. Das Hoſpital iſt von einem ſo weitläuftigen Umfange, daß über tauſend Perſonen darin unterhalten werden können. Die Kirche ſteht nebſt dem Hoſpitale unter der Aufſicht des Ordens der Hoſpitaliter (ſ. Th. XVI, S. 448), welche wie Weltprieſter gekleidet gehen, auf der Bruſt ein weißes Kreuz tragen, und die Verſorgung des Hoſpitals zum vierten Gelübde haben. Innocentius III. legte im J. 1198 den Grund zu dieſem Hoſpitale. Hernach iſt es durch die folgenden Päpſte und durch Privatvermächtniſſe bis zu ſeiner jetzigen Größe angewachſen (*).

In

(*) Es hat folgende Inſchrift:

Alexandro VII. P. O. M.
Qui
Vt corporum valetudini paterna charitate conſuleret
Quemadmodum Paſtorali ſollicitudine
Pro animarum ſalute quotidie invigilat
Huic Xenodochio diplomate ſuo conceſſit,
Annexam viam nocturno tempore
Transverſis catenarum repagulis cuſtodiri,
Ne praetereunte ſtrepitu quies
Amica ſilentii
Omnino ab aegrotantibus exularet.
Anno Domini MDCLXI. Pontificatus VI.

In der Küche bemerkt man einen großen Heerd von beſonderer Einrichtung, die 6 Keſſel um denſelben, und das große Waſſergefäß in der Mitte, welches wie ein Theekeſſel ausſieht, und ſich durch eine Röhre mit kaltem Waſſer von ſelbſt füllt, ohne daß man weitere Mühe dabey hat, als den Hahn zuzudreher, wenn das Gefäß voll iſt. Dieſes weiß man vermittelſt einer kleinen Glocke, die von dem Waſſer alsdann klingelnd gemacht wird. Ein ähnlicher Mechanismus bringt hier einen Brunnen mit warmem Waſſer zuwege, der aus dem großen Keſſel entſpringt.

In dem großen Saale des Gebäudes haben 1000 Betten für Kranke Platz. Ein anderer Saal iſt den anſteckenden Krankheiten, und ein dritter für verwundete Perſonenen, beſtimmt. In einem beſondern Hoſpitale werden Prieſter und Adeliche aufgenommen. An einem andern Orte ſind 40 Ammen für die Findelkinder; und noch ein anderer iſt für die Erziehung der Waiſenknaben. Die Mädchen, deren insgemein mehr als 500 ſind, werden in dem im Bezirke des Hoſpitales liegenden Kloſter der Nonnen von St. Thekla, Auguſtinerordens, und unter deren Aufſicht, beſonders erzogen, bis ſie in dem Alter ſind, entweder das Kloſterleben oder den ehelichen Stand zu ergreifen, in welchem letzten Falle jede mit 100 Scudi ausgeſteuert wird.

Es iſt ein Vergnügen, die Waiſenmädchen mit ihrer Händearbeit beſchäftigt zu ſehen; z. B. mit dem anderwärts wenig bekannten, ſo genannten Pieghettare, d. i. einer Art von Leinenzeug für die Altäre in kleine Falten mit den Nägeln zu bringen, daß es vollkommen das Anſehen von ſchöner damascirter Leinwand hat. Dieſe Mädchen ſind in etliche große Sähle vertheilt, und es giebt ſolche Schönheiten darunter, daß man ſich nicht wundern darf, wie Raphael, Guido, oder Carlo Maratti, ſolche reizende Madonnen liefern konnten; und niemand, der hier geweſen iſt, wird läugnen können, daß das römiſche

Blut

Blut ſchön ſey. Es gehört aber eine beſondere Empfehlung dazu, um in dieſen Theil des Hoſpitales gelaſſen zu werden.

Das Kloſter der regulären Domherren, welche die Kirche beſorgen, iſt auch hier; ferner der Pallaſt, worin der Prälat und Commandeur des obgedachten Ordens wohnt; und eine vortrefflich eingerichtete Apotheke. Die anſehnliche Bibliothek iſt ein Vermächtniß des berühmten Leibarztes vom Pabſte Clemens XI. *Johannes Maria Lanciſi*, und im J. 1714 hieher gekommen. Sie beſteht aus vielen mathematiſchen, phyſikaliſchen, botaniſchen, anatomiſchen, mediciniſchen, chemiſchen, und andern zur Naturgeſchichte gehörenden Schriften, in griechiſcher, arabiſcher, lateiniſcher und andern Sprachen, nebſt vielen phyſikaliſchen und anatomiſchen Inſtrumenten und Präparaten. Eben dieſer *Lanciſi*, hat auch die Fontäne bey dem Hoſpitale unweit der Tiber auf ſeine Koſten angelegt, nachdem er das Waſſer unterſucht, und ſehr geſund befunden hatte. Sie führt von ihm den Namen Aqua Lanciſiana. Papſt **Benedict XIV.** hat die Einkünfte des Hoſpitales noch vermehrt, und durch den Chevalier Fuga ein großes Stück anbauen laſſen.

Die oberwähnte Kirche des Hoſpitales verdient in Augenſchein genommen zu werden. Der Hauptaltar iſt reich an feinen Steinen, und das Tabernakel auf demſelben von des Palladio Erfindung. Die Tribune hat Jacob del Zucca gemalt, und an derſelben einige Maler und Gelehrte, die ſeine Freunde waren, abgebildet. Der erſte Altar zur rechten Hand hat vortreffliche Säulen von Alabaſter, welcher wie Achat ausſieht, und ein Gemälde der h. Barbara, welches einige für das Meiſterſtück des Cheval. d'Arpino halten. Den Altar in dem großen Krankenſaale hat Palladio angegeben, und Carl Maratti das Bild vom Hiob gemalt.

3. **Im untern Theile von Italien, oder dem Königreiche Neapoli.**

In Napoli, der Hauptſtadt des Reiches, iſt das zu der Kirche S. Maria Annunziata gehörige Hoſpital, la Caſa Santa genannt, eines der reichſten in der ganzen Welt. Die jährlichen Einkünfte, welche es an Ländereyen, Zehenden, Zöllen, Renten, Stiftungen ꝛc. beſitzt, werden auf 200,000 Ducaten, und von andern gar auf eine Million Scudi, gerechnet (*). Hingegen ſind die Ausgaben auf Kranke, Arme, Findlinge, und was zu andern guten Anſtalten verwandt worden iſt, nicht geringer, daher man mit Recht über dem Haupteingange deſſelben folgende Verſe hat ſetzen können:

Lac pueris, Dotem innuptis, Volumque pudicis,
Datque medelam aegris hæc opulenta domus.
Hinc merito ſacra eſt illi, quæ nupta, pudica,
Et lactans; orbis vera medela fuit.

Die Königin Johanna II. hat demſelben viel zugewendet. Man nimmt hier alle Verwundete, Unſinnige und gefährliche Kranke, ohne Unterſchied auf. Die Zahl der ausgeſetzten Kinder, die hier erzogen werden, erſtreckt ſich öfters über 2500, und ſind bisweilen in einer einzigen Nacht, an 20 Kinder in das zu ſolchem Ende ſowohl Tages, als Nachts, offen ſtehende Rad oder Maſchine gelegt worden. Täglich müſſen ſich 8 Ammen bereit halten. Die Knaben werden zu Handwerkern, mechaniſchen Wiſſenſchaften, und auch wohl zum geiſtlichen Stande, erzogen, weil die in dieſem Ho-

(*) Gleichwohl machte es zu Anfange dieſes Jahrhundertes einen Bankerott von 5 Millionen Ducaten, welches vermuthlich der ſchlechten und ungerechten Verwaltung zu zuſchreiben geweſen iſt. Es wurde eine kaiſerliche Commiſſion niedergeſetzt; man ſchränkte die Ausgaben ein, und wies den Gläubigern gewiſſe Güter und Einkünfte an, wodurch alles nach und nach abgezahlt worden iſt, worüber viele Jahre vergangen ſind.

Hoſpitale aufgenommenen Findlinge, vermöge eines vom Pabſte Nicolaus IV. enthaltenen Privilegii, ihrer zweifelhaften ehelichen Geburt ungeachtet, doch auch ſo gar der prieſterlichen Würde fähig erklärt worden ſind. Die Mädchen werden, wenn ſie erwachſen ſind, in den Haushaltungsgeſchäften des Hoſpitales, und zur Erziehung oder Unterweiſung der kleinen Kinder gebraucht, in die Klöſter aufgenommen, und eine gewiſſe Anzahl jährlich mit einem Brautſchatze von 100 bis 200 Ducaten ausgeſtattet. Dieſe letzte Ausgabe belief ſich ehemals oft in einem Jahre über 10,000 Ducaten, gleichwie die Unterhaltung der Findlinge bisweilen über 15,000 Ducaten jährlich zu ſtehen kam. Die aus dem Hoſpitale verheuratheten Mädchen werden allezeit wieder darin aufgenommen, wenn ſie, nothleidende Wittwen, von ihren Männern verlaſſen, oder ſonſt ohne ihre Schuld unglücklich in ihrer Ehe werden; ſie haben alsdann ihre beſondere Wohnung, und heißen Ritornate. Die andern Ausſtattungen, welche dieſes Haus, vermöge vieler alten Stiftungen, an arme auswärtige Mädchen zu geben ſchuldig iſt, ſteigen jährlich auf 18,000 Ducaten; und es ſind verſchiedene adeliche Familien, deren Töchter von dieſem Hoſpitale mit einem Brautſchatze von 2 bis 3000 Thlr. verſehen werden müſſen. Die Unterhaltung der Bedienten, Aerzte, Wundärzte, Apotheker ꝛc. erfordert gemeiniglich des Jahrs über 14,000 Ducaten. Die Apotheke iſt vortrefflich eingerichtet, und mit allem verſehen.

Das Hoſpital unterhält noch vier andere auſſer der Stadt. Eines iſt in Puzzuolo. Des Sommers wird eine Menge einheimiſcher und auswärtiger Kranken in die warmen Bäder und Schwitzbäder (Sudatoria) dieſes letzt gemeldeten Ortes, wie auch nach Tritoli geſchickt, und daſelbſt mit Nahrung und gehöriger Aufſicht verſorget. Es geſchieht ſolches zu drey Zeiten des

Som-

Sommers, und werden gemeiniglich bey 300 Patienten auf einmal zu dieſer Cur, welche nur 7 Tage dauert, genommen.

Verſchiedene Nachrichten von Krankenhäuſern, in Italien, als: in Pavia, Padua, Venedig, Bononien, Rom, Neapel, Siena, Florenz ꝛc. findet man in den Nachrichten über den neueſten Zuſtand der medic. Gelehrſamk. in Italien; Auszüge aus den Briefen eines reiſenden Arztes, an Hrn. geh. R. Baldinger, in Hrn. Baldinger's medicin Journal, 20 St. (Gött. 1789, gr. 8.) S. 20, fgg.

VI. Frankreich.

In Frankreich ſind 700 Hoſpitäler, und ungefähr 100 Verſorgungsanſtalten von 3 oder 4 Betten, nach Hrn. **Necker** Anzeige. Es werden darin 100 bis 110.000 Menſchen beſtändig verpfleget. 40000 Alte und Schwache 25000 Kranke, und 40000 Findelkinder, die meiſtens auf das Land in die Koſt gethan werden. Weit größer ſteigt die Zahl der aufgenommenen hinan, weil viele ſterben, oder auch wieder geſund und alsdann entlaſſen werden. Die ſämmtliche Einnahme beläuft ſich auf 18 bis 20 Millionen, wovon auf das Hôtel général und Hôtel - Dieu, zu Paris, etwa der vierte Theil gerechnet werden kann. Hierunter ſind die Hoſpitäler für die Armee und die Seeleute nicht mit begriffen. Ihre Anzahl beträgt ungefähr, 70, und die beſtändig darin befindlichen, 6000.

1. In **Paris**, iſt das Hôtel-Dieu, das beträchtlichſte unter allen Hoſpitälern dieſer Stadt und des ganzen Königreiches. Es iſt inſonderheit in Paris eine der wichtigſten Anſtalten, und verdient, daß ein jeder ſie beſieht, theils um dergleichen ins Große gehende Unternehmungen zum allgemeinen Beſten kennen zu lernen, theils auch um ſich keinen Begriff von dem gehäuften menſchlichen Elende in der Hauptſtadt zu machen. So fehlerhaft dieſe Anſtalt auch in manchen Stücken iſt, und ſo wie ſie es durch die Menge der Kranken und der überhäuften Geſchäfte auch immer

bleiben wird: ſo muß man doch geſtehen, daß ſie ein Glück für eine Stadt iſt, wo ſo viele Arme und Nothleidende leben. Viele Tauſende, die aus Mangel verſchmachten, und auf die kläglichſte Art umkommen müßten, finden hier doch wenigſtens ein Obdach, ihre Unterhaltung und einige Pflege, daß ſie wenigſtens ruhiger ſterben, oder gar ihre Geſundheit wieder erlangen können, an ſtatt daß ſie ſonſt nach langem Leiden doch zuletzt ein Raub des Todes geworden wären.

Man hält dieſes Hoſpital für das älteſte in Frankreich, allein, es hat durch neu aufgeführte und andere ihm zugetheilte Gebäude ſolche Veränderungen erlitten, daß heut zu Tage das Urgebäude beynahe unkennbar iſt. Einige geben das Jahr Chriſti 660 als die Epoche an, wo dieſes Krankenhaus von St. Landry, Biſchofe von Paris, geſtiftet worden ſey. So viel iſt gewiß, daß der h. Ludwig und Heinrich IV. daſſelbe vorzüglich bereichert haben. Einige der nächſt folgenden Könige folgten dieſem Beyſpiele, ja ſelbſt vermögende Bürger trugen das ihrige bey, ſo, daß es heut zu Tage für eines der größten und reichſten in Europa gehalten wird. Es beſitzt jetzt ganze Straßen in der Stadt, und andere liegende Gründe auſſerhalb derſelben. Die Gebäude nehmen einen großen Umfang zu beyden Seiten der Seine ein, und ein Arm dieſes Fluſſes macht aus dem Ganzen zwey Theile. Das urſprüngliche Gebäude liegt größten Theils an der Inſel, L'iſle de Nôtre-Dame genannt, nahe an der Domkirche; die neu dazu gekommenen hingegen ſind jenſeit des Strohmes. Durch eine ſehr geräumige Brücke, die Karlsbrücke genannt, werden beyde Theile mit einander vereiniget, die aber, und zwar von Seiten der Kirche, nur eine Einlaßpforte haben. Man hat ſo gar ein langes Stück auf Bogen, die in der Seine ſtehen, gebauet. Im J. 1625 erhielt das Hoſpital die Erlaubniß, an dem einen Ende bey dem erzbiſchöf-

lichen

lichen Pallaſte eine ſteinerne Brücke über den Fluß nach dem Quartier der Univerſité zu bauen, mit dem Rechte, von jedem Fußgänger, der ſolche paſſirt, einen Liard zu fordern, welches noch geſchieht. Die Brücke heißt bald le Pont aux doubles, bald le Pont de l'Hôtel-Dieu. Statt eines im J. 1772 abgebrannten Flügels, welcher Schade auf 2 Millionen Livres geſchätzt wurde, iſt ein anderer, der weit beträchtlicher iſt, von 24 Fenſtern, 5 Etagen hoch, aufgebauet worden, in welchen ſehr lange Krankenſähle angebracht ſind, die aber nach der meiſten Meinung zu nichts weniger als zum Vortheil der Leidenden dienen dürften.

In dem alten Gebäude ſind 23 Sähle, welche 40 und mehr Schritt lang, und 15 bis 18 breit, jedoch von verſchiedener Größe, ſind. In jedem ſtehen 4 Reihen Betten mit rothen wollenen Vorhängen, einem Unterbette, Kopfküſſen, Betttuche und Decke. In den längern liegen gewöhnlich 400 bis 450 Kranke; andere faſſen nur 300, 200, 150, in ſich; ja, es giebt einige, worin nicht über 23 Betten ſtehen. Die Operirten ſind in einem beſondern Saale, wo wenig Betten ſind.

Die Sähle ſind nach gewiſſen Heiligen benannt. Für alle Kranke ſind hier 1233 Betten, die nach folgender Ordnung in 23 Sähle vertheilt ſind. 1. Le Légat, oder St. Martha; 60 Betten. 2. Der gelbe Saal, oder St. Augustin; 49 Betten. Beyde Sähle ſind für Frauensperſonen von 30 Jahren und darüber. 3. L'Infirmerie, oder St. Johann, für junge Weiber und Mädchen, unter 30 Jahren; 66 Betten. 4. St. Dionys, für die Bedienten des Hauſes; 48 Betten. 5. St. Comus, für Militärperſonen; 54 Betten. 6. Le Roſaire, für die Wundärzte; 64 Betten. 7. St. Karl, für Mannsperſonen von 20 Jahren, und darüber; 110 Betten. 8. St. Anton, für Mannsleute von jedem Alter, die den Staar oder andere Zufälle haben; 58 Betten. 9. St. Rochus, für junge Leute männliches Geſchlechts unter 20 Jahren; 31 Betten. 10 Les Taillés, zum Steinſchneiden; 36 Betten.

11. St. Niklas, für verwundete Weiber und Mädchen, und alle Operationen, die mit ihnen vorgenommen werden müſſen; 71 Betten. 12. St. Thereſia, oder die Krippe (La Crêche), für Kinder und ihre Ammen; 25 Betten und 28 Wiegen. 13. St. Martine, für die Unklugen, Einfältigen und Scorbutiſchen von jedem Alter; 72 Betten. 14. St. Franz, für Knaben, die die Pocken haben; 35 Betten. 15. St. Monica, für Mädchen, die die Pocken und alte Schäden haben; 70 Betten. 16. St. Landry, für Scorbutiſche von allem Alter; 113 Betten. 17. St. Joſeph, für Wöchnerinnen; 112 Betten. 18. St. Margaretha, auch für Wöchnerinnen; 11 Betten. 19. St. Peter und Paul, für die Verwundeten von allerley Alter; 110 Betten. 20. St. Yves, für die Prieſter; 8 Betten. 21. St. Ludwig, für die Unklugen von allem Alter und Stande; nur 15 Betten. 22. Der Operationsſaal, für Mannsleute von allem Alter; 64 Betten. 23. St. Marcell, für ſcorbutiſche Mannsperſonen von allem Alter, iſt gemeiniglich leer, und hat kein Bett.

Das Uebelſte bey der Einrichtung dieſes Inſtitutes iſt, daß in jedem Bette 2 bis 3. ja wohl gar, 4, mit einander zugekehrten Füßen liegen. Hr. Hunczovsky fand jene, die kaum ein hitziges Faulfieber überſtanden hatten, mit ſolchen, bey denen ſich die erſten Zufälle davon äuſſerten, vermengt. Daher kommt es gemeiniglich, daß, wenn 3 oder 4 Perſonen beyſammen liegen, obſchon ſie anfangs ganz verſchiedene Krankheiten hatten, in der Folge aber am Faulfieber ſterben. Man wird bey einem ſolchen Anblicke ganz betroffen, ja, er empört die ganze Menſchheit. Es ließ zwar der jetzt regierende König, durch die Vorſtellungen einiger edel geſinnter Menſchenfreunde gerührt, die Verordnung ergehen, daß jeder Kranke ſein abgeſondertes Bettlager haben ſolle; da aber eine Menge breiter Bettgeſtelle vorräthig waren, ſo wollte man indeſſen nur Scheidewände von Bretern zwiſchen den Kranken anbringen, wodurch doch wenigſtens dem unmittelbaren körperlichen Berühren vorgebeuget würde; allein

es

es iſt noch bis dieſe Stunde alles bey dem Alten, und man hat auch nicht einmal erwähnte Scheidewände angebracht.

In dem gelben oder Recommendationsſaale, ſind einige kranke Weiber allein in einem Bette, und deren wenigere beyſammen, als in den andern Sählen. Die Nonne, an der die Reihe iſt, für dieſen Saal zu ſorgen (Religieuſe d'office), darf hier jedesmal die Kranken aufnehmen, die ſie will. Von eben der Art ſind auch 3 andere Recommendationsſähle für Mannsperſonen, nämlich: St. Dionys, le Roſaire, und St. Anton; auch hier hängt die Aufnahme von der Religieuſe d'office ab.

Man machte zwar Hrn. Hunczovsky viel Rühmens von der Luftreinigung der Zimmers; allein das, was er ſahe, ſchien nicht, als wenn es zur Erreichung dieſes Endzweckes hinreichend wäre. Ueberhaupt iſt die Lage des Gebäudes in Rückſicht auf eine freye und ungehinderte Lüftung nicht vortheilhaft, obgleich einige dafür halten, daß der durchfließende Strohm durch ſeinen ſchnellen Lauf dieſen Mangel einigermaßen erſeze. Obgleich das Hoſpital durch dieſen Fluß zum allgemeinen Gebrauch mit Waſſer verſehen wird, ſo wird doch das in den Sählen und in der Küche nöthige reinere durch Röhren von der Brücke de Nôtre-Dame dahin geleitet, wie denn auch eben dieſes Waſſer, vermittelſt eines Reſervoirs und einer Pumpe, bis in das dritte Stockwerk hinauf gebracht werden kann.

Uebrigens werden Kranke, von allem Alter, Geſchlechte und Stande, ohne Rückſicht auf Religion oder Vaterland, zu allen Stunden des Tages und der Nacht, ohne irgend eine Empfehlung nöthig zu haben, darin aufgenommen. Sobald ſich ein Kranker bey der Pforte meldet, wird er von dem die Wache habenden

Chirurgus (*) unterſucht, um zu ſehen: 1. ob er wirklich krank iſt; denn die Erfahrung hat gezeigt, daß ſich ſehr oft Leute, um gerichtlichen Nachſtellungen zu entgehen, unter dem Scheine einer Krankheit in das Hoſpital geflüchtet haben. 2. Ob er nicht vielleicht mit einer ſolchen Krankheit behaftet iſt, deren Cur aus gegründeten Urſachen in dieſem Hoſpitale nicht vorgenommen wird; unter dieſe werden die mit dem Grinde, der Krätze, und der veneriſchen Seuche Angeſteckten gerechnet. Wer mit letztern Krankheiten behaftet iſt, wird nicht aufgenommen, ſondern er bekömmt ein von dem Oberchirurgus unterſchriebenes Billet, auf welches der Kranke von dem Polizeylieutenant eine Ordre an das Hoſpital Bicetre erhält, wo er angenommen, und unentgeldlich curirt wird. Durch einen Parlamentsſchluß vom Aug. 1761, darf das Hôtel-Dieu auch ſo genannte Gens de Force, als: die Gefangenen von Bicetre, und die Flüchtlinge aus dem Generalhoſpitale weibliches Geſchlechts, abweiſen.

Sobald nun ein Kranker viſitirt und aufgenommen worden iſt, wird ſein Name, Alter, Geburtsort ꝛc. ſo genau als möglich, in ein hiezu beſtimmtes Protokoll oder Receptionsbuch eingetragen, und alsdann wird der Name ſowohl, als der Tag des Eintrittes, auf ein beſonderes Zettelchen geſchrieben, zuſammen gerollt, und an den Arm des Kranken gebunden. Er mag nun geneſen oder ſterben, ſo wird das Zettelchen allezeit an das Aufnahmeamt (Bureau de la reception) wieder abgeben. Sollte es ſich aber ereignen, daß ein Kranker auſſer Stande wäre, ſeinen Namen oder was anders anzugeben, ſo werden dafür einige Merkmale, wodurch die aufgenommene Perſon vor andern kenntlich iſt, aufgezeichnet, zu welchem Ende in dem großen

(*) Dieſe ſo genannte Chirurgiens de la porte, wechſeln alle Monate mit einander ab.

großen Protokolle ein beſonderes Fach, unter der Rubrik les Anonymes (die Ungenannten), beſtimmt iſt.

Es werden jährlich ungefähr 30000 Perſonen hinein gebracht, und 24000 kommen wieder heraus; alſo ſtirbt nach den Hoſpitalliſten, einer von fünfen; allein unparteyiſche Perſonen verſichern, daß zwey von fünfen ſterben. Da erwähntermaßen, in einem Saale wenigſtens 40 Betten ſtehen, in manchen 112, darin 250 und mehr Kranke ſtecken: ſo iſt dieſe große Anzahl in einem engen Raume das größte Uebel für das Hoſpital. So lange dieſes bleibt, und die Kranken nicht mit mehr Reinlichkeit, und größerer Sorgfalt von den Aerzten behandelt werden, ſo lange wird die Sterblichkeit auch eben ſo groß bleiben. Es ſteht einem Jeden frey, auſſer den Stunden, wenn die Aerzte ihre Beſuche machen, welches ſchon früh um 5 Uhr iſt, um 10 und um 4 Uhr in die Sähle zu gehen.

Die vorgeſchriebene Ordnung befiehlt zwar nicht nur eine vollkommene Abſonderung beyder Geſchlechter von einander, ſondern daß auch bey der Eintheilung der Kranken in die verſchiedenen Sähle auf das Alter Rückſicht genommen werden ſoll; allein, man darf dieſes letztere eben ſo wenig daſelbſt ſuchen, als die genaue Abſonderung der mit äuſſerlichen Gebrechen behafteten, von jenen, die bloß innerliche Krankheiten haben, bey welchen noch viel weniger auf eine Abtheilung geſehen wird. Man hat zwar Sähle, die für beſondere Krankheiten beſtimmt ſind, z. B. für den Scorbut, für Augenkrankheiten, für Bleſſirte ꝛc., dem ungeachtet ſteht der für erſtere angewieſene Saal meiſtens leer. Und da es ſich ſchwer denken läßt, daß keine ſcorbutiſche Kranke in dieſem Hoſpitale ſeyn ſollten, ſo iſt leicht zu ſchließen, daß ſie mit den andern Kranken vermengt ſeyn müſſen. Eben dieſes gilt auch von Augenkrankheiten, von alten Schäden, und andern ſowohl inn= als äuſſerlichen Zufällen. Der Saal für die Bleſſir-

ten enthält zwar vorzüglich Patienten dieſer Gattung; allein, ſie ſind doch immer mit ſolchen, die andere Krankheiten haben, vermiſcht. Bloß jene, die beträchtliche Operationen überſtanden haben, werden in einen ganz beſondern Saal gebracht, theils um für ſich mehr Ruhe zu haben, und theils deswegen, damit ſie bequemer gepfleget werden können.

Die Kranken werden von Auguſtinernonnen bedient, die ein ſechsjähriges Noviciat ausgeſtanden haben müſſen, ehe ſie zur Ablegung des letzten Gelübdes zugelaſſen werden. Ganz Paris verehrt die Herablaſſung dieſer Jungfrauen zu einer ſo unangenehmen Arbeit, als die Krankenpflege iſt. Ihrer ſind ungefähr 92; unter ſich haben ſie ungefähr 50 Novicen, und 18 ſo genannte Schweſtern von der obern Kammer (Soeurs de la chambre d'en haut), die keine Nonnen, aber doch zur Bedienung der armen Kranken beſtimmt ſind. Zu ihrem Befehl haben ſie eine Menge gemietheter Dienſtmägde, und 14 Knechte oder Bediente, für die gröbern und ſchwerern Arbeiten. Letztere müſſen ſich beſonders zum Uebertragen der Kranken, und zu allen denen Verrichtungen, wozu eine Mannsperſon erfordert wird, gebrauchen laſſen, ſo wie ſie auch den Leichenwagen nach Clamar begleiten, oder die Verſtorbenen auf den Gottesacker der Unſchuldigen bringen und begraben, und daher Emballeurs genannt werden.

Was die Speiſeordnung der Kranken betrifft, ſo ſollen ſie ihre Speiſen zu gewiſſen Stunden bekommen. So ſollen z. B. diejenigen, welche au bouillon, d. i. an der Diät, ſind, alle 2 Stunden eine Suppe haben. Denjenigen, denen ſolidere Speiſen erlaubt werden, ſoll um 10 Uhr vormittags eine Suppe, eine mäßige Portion Kalb- oder Rindfleiſch, nebſt Brod und ½ Septier Wein, gereichet werden; und eben daſſelbe um 5 Uhr nachmittags. Nur jene, welche zu geneſen anfangen

gen, bekommen Suppen und Fleiſch von Hühnern oder von anderm Geflügel. Die Aerzte und Wundärzte verordnen zwar öfters die Diät; allein die Nonnen, welche die Austheilung der Speiſen zu beſorgen haben, befolgen, leider! nur ſelten dieſe Vorſchriften. Wenn Hr. Hunczovsky auſſer den gewöhnlichen Speiſeſtunden in das Hoſpital kam, ſo bemerkte er oft, daß Kranke, welche die Diät haben ſollten, beträchtliche Portionen von Pouladen, Kalbfleiſch ꝛc. vor ſich hatten, folglich die zum Speiſen beſtimmten Stunden nicht genau beobachtet wurden; ja, man wird in Rückſicht auf die Speiſeordnung ſchwerlich ein Hoſpital finden, wo es unordentlicher zugeht, als hier. Viele Kranke ſterben da, bloß wegen dieſer Unordnung, d. i. weil man ihnen zu viel oder zu unrechter Zeit zu eſſen giebt. Es ſcheint, die Nonnen wollen ihr gutes Herz durch dieſes freygebige Darreichen von Speiſe und Trank bezeigen; und da ſie der Meinung ſind, daß die Poularden den Schwachen am gedeihlichſten ſeyn möchten, ſo geben ſie denſelben auch auſſer der zum Mittag- oder Abendeſſen beſtimmten Zeit davon.

Von innerlichen Krankheiten, welche in dieſem groſſen Hoſpitale das Jahr hindurch vorkommen, giebt es verſchiedene Gattungen. Hr. Hunczovsky ſahe eine Menge der Aufgenommenen zu verſchiedenen Jahrszeiten, bemerkte aber doch, daß Fieber, Fäulungskrankheiten, Obſtruetionen und Abzehrungen, die ſtärkſte Anzahl davon ausmachten. Es werden dieſe nach vorgeſchriebenen Formeln (*) von allen Aerzten meiſtens gleich behandelt.

Die Kranken werden von 8 Aerzten beſorget, es wohnt aber keiner von ihnen im Hoſpitale. Ihrer vier beſorgen des Morgens die Kranken, und die vier andern

(*) Formule de medicamens uſitées dans les differens Hopitaux de Paris. à Par. 1780.

dern des Abends. Auſſerdem beſchäftigen ſie ſich mit ihren Patienten in der Stadt. Jeder Arzt bekommt 800 Livres. Die Aerzte ſind ſehr eilfertig, und curiren, wie geſagt, meiſtens alles nach einem Leiſten. Jeder wird von einem Apotheker begleitet, welcher die Verordnungen in ein Buch notirt, welches der Arzt zuletzt unterſchreibt. Die äuſſerlichen Uebel werden etwas beſſer beſorget. Ueberhaupt verrichtet ein Oberwundarzt (Chirurgien-Major) mit 100 angehenden Chirurgis oder Feldſcherern, die weſentlichſten Dienſte bey den Kranken. 13 von dieſen leztern werden Chirurgiens internes genannt, weil ſie ihren Unterhalt und ihre Wohnung in dem Hoſpitale haben; 15 hingegen, welche zwar die Mittag- und Abendkoſt vom Hoſpitale haben, aber auf ihre Köſten auſſerhalb wohnen, nennt man Chirurgiens externes, oder ayants tablier; ſie müſſen ſich genau um 6 Uhr des Morgens, und um 3 Uhr nachmittags einfinden, die Kranken zu verbinden. Die übrigen 72 genießen anfänglich keinen von erwähnten Vortheilen; ſie müſſen aber dem ungeachtet, wie die obigen, allezeit beym Verbinden pünctlich erſcheinen, ſo, daß wenn einer von ihnen ausbleibt, ohne eine gültige Urſache zu haben, er entweder gar nicht mehr angenommen wird, oder doch wenigſtens ſeinen Rang verliert. Zwey von den älteſten Chirurgiens internes, die ſich ſchon vorher durch ihre Dienſte ausgezeichnet haben, gelangen gewöhnlich zu dem Range der Gagnants maîtriſe. Der damit verknüpfte Vortheil beſteht darin, daß ſie Kranke für ſich behandeln können, und nur in auſſerordentlichen oder zweifelhaften Fällen den erſten Wundarzt zu Rathe ziehen müſſen, auch daß ſie unentgeldlich als Maître en Chirurgie angenommen werden, wodurch ſie die Freyheit erhalten, auſſer dem Hoſpitale ihre Kunſt auszuüben. Es muß zwar einer 14 bis 15 Jahr dienen, ehe er die Stelle eines Gagnant maîtriſe erhält, in welcher Eigenſchaft er alsdann

dann 6 Jahr in dem Hoſpitale bleiben muß, ehe er als Maître anerkannt wird; allein, da die meiſten ſchon viele Bekanntſchaft auſſer dem Hoſpitale haben, noch ehe ſie dieſen Rang erhalten, der ihnen eine Art von Anſehen und Zutrauen zuwege bringt, ſo kann ein jeder von der Zeit an, als er Gagnant maîtriſe ernannt wird, ſein Glück zu machen verſichert ſeyn.

Die Zahl der chirurgiſchen Patienten ſteigt gemeiniglich auf 500, auch öfters noch höher. Die Verſchiedenheit der das Jahr hindurch vorkommenden Krankheiten iſt ſo groß, daß man wohl ſchwerlich eine ähnliche in irgend einem andern Hoſpitale antreffen wird. Nur iſt es Schade, daß die lehrbegierige Jugend, bey einer ſo reichen Quelle von Unterricht, Jahre lang Kranke ſieht, ohne von ihren Krankheiten ſelbſt eine hinlängliche Kenntniß zu bekommen. Der Oberwundarzt macht ſeine Viſiten, ohne ſich bey dem Krankenbette lange aufzuhalten, oder über die Natur der Krankheit und deren Veränderung ꝛc. auch nur ein Wort zu ſagen. Wißbegierige Anfänger drängen ſich daher umſonſt zwiſchen die Bettſtätte, um die Krankheit in der Nähe betrachten zu können. Wenn eine wichtige Operation vorkommt, darf ſie niemand, als der Oberchirurgus, oder ein Anderer mit ſeiner Einwilligung, unternehmen.

Die Apotheke iſt wohl eingerichtet, und wird von einem Ober-Apotheker, und zwey Proviſoren (Gaignants maitriſe), beſorget. Auch ſind noch 3 Geſellen (Compagnons) da, von welchen gemeiniglich einer einrückt, wenn von obigen einer austritt. Sie haben insgeſammt im Hauſe Koſt und Wohnung.

Auch die Hebammen, die das Bureau bey dem Hôtel-Dieu annimmt, und die hier 3 Monate dienen, bekommen die Meiſterſchaft (Maitriſe). Auch die Bäcker, Schlöſſer, Zimmerleute, Mäurer, und überhaupt alle Handwerker, werden umſonſt Meiſter im Hôtel-Dieu,

Dieu, wenn ſie einige Zeit darin gearbeitet haben. Man findet auch hier eine ſehr gut eingerichtet Bäckerey, und große Kornmagazine. Zum täglichen Gebrauch werden 4000 Pfund Brod gebacken, welches ziemlich weiß und ſchmackhaft iſt. Die daſige Fleiſchbank iſt die einzige, aus welcher zur Faſtenzeit Fleiſch verkauft werden darf, von wo auch alsdann ganz Paris verſehen wird. Selbſt Flügelwerk und Wildbret iſt, anderswo als im Hôtel-Dieu zu verkaufen, bey Strafe verboten.

Das Hoſpital hat ſeine eigene Kapelle. Zur Seelſorge im Hauſe ſind 24 Prieſter. Der vornehmſte unter ihnen heißt Maitre au ſpirituel. Seine Pflicht iſt, im Hauſe gute Ordnung zu halten, die jungen Bedienten des Hauſes von beyderley Geſchlechte, während des Adventes und der Faſten, zu katechiſiren, an gewiſſen Tagen im Jahre Ermahnungen zu geben, und täglich in den Sählen herum zu gehen, um die armen Kranken zu tröſten.

Von den übrigen Prieſtern ſpenden 14 die Sacramente aus und verrichten die andern Amtsgeſchäfte, die bey der Menge der Kranken nicht anders als ſehr läſtig ſeyn können. Unter dieſen Prieſtern iſt einer ein Deutſcher, und einer ein Irländer, die die Kranken ihrer Nation Beichte hören; beyde Stellen ſind ausdrücklich für Deutſche und Irländer geſtiftet. Alle Prieſter werden Vicarien genannt. Dieſe Geiſtliche beunruhigen diejenigen Kranken, die keine Katholiken oder nicht einmal Chriſten ſind, auf keinerley Weiſe; doch ſuchen ſie dieſelben durch Sanfmuth und alle die Mittel, die ihnen die Liebe eingibt, zur Kirche zu ziehen, und im Hauſe werden ſie eben ſo ſorgfältig und gut verpfleget. Von den 9 andern Prieſtern heißen 8 Kapelläne, welche Meſſe leſen. Genau um 5 Uhr fangen ſie an; um 6 ſingen ſie eine große Meſſe, und um 9 eine andere; auch begleiten ſie die Verſtorbenen zu ihren

Be-

Begräbnißplätzen. Der letzte heißt Sacriſtain, nimmt die Gebühren für die Meſſen ein, und hat die Meßkleider in Verwahrung.

Das Capitel von Nôtre-Dame iſt, im Geiſtlichen das Oberhaupt des Hauſes; allein, da es dieſes Amt nicht in corpore verwalten kann, ſo deputirt es 2 bis 4 Mitglieder dazu. Dieſe wählen die Geiſtlichen, die hier für die Kranken ſorgen, und der Erzbiſchof beſtätigt ſie; die Stelle des Sacriſtains aber vergeben die Herren vom Bureau.

Die Aufſicht über die Verwaltung der Einkünfte und des Hoſpitales ſelbſt, ſteht unter 12 weltlichen Adminiſtratoren und 3 erſten Präſidenten, dem vom Parlamente, von der Chambre des Comptes, und der Cour des aides; jene bleiben es lebenslang, die drey letztern aber nur ſo lange ſie ihre Stelle bekleiden.

Heinr. Storch, in ſeinen Skizzen; Scenen und Bemerkungen auf einer Reiſe durch Frankreich, (Heidelb. 1787, gr. 8.) ertheilt, S. 89, zur Vereinigung der widerſprechenden Berichte über das Hôtel-Dieu die Nachricht daß man den Fremden nur in die reinlichen und ohne Vergleichung beſſern Sähle führt: „in welche die Protegirten „aufgenommen werden, der übrige Theil des Hotels, der „die eigentliche Wohnung des Jammers und der Verzweif„lung iſt, wird ſorgfältig dem forſchenden Blicke des Men„ſchenfreundes verſchloſſen."

Da das Publicum über die Einrichtung des Hôtel-Dieu häufige Klagen führte, ſo gab ein Architekt, Namens **Poyet**, 1785, eine Schrift (*) heraus, worin er behauptete, erwieſen zu haben, daß es nothwendig ſey, das Hotel-Dieu zu verlegen, und an einem andern Orte zu erbauen. Der Ort, den er vorſchlug, iſt eine Inſel der Seine, die Schwaneninſel ge-

(*) Mémoire ſur la neceſſité de transférer & de reconſtruire l'Hôtel-Dieu de Paris, ſuivie d'un projet de translation de cet hôpital, par le Sr. *Poyet* à Par. 1785, 4. 6 B. n. 3. K. T.

genannt. Der König verlangte das Urtheil der Academie über dieſe Schrift. Die Academie ernannte zu Commiſſarien, die Herren **de Laſſone**, **Daubenton**, **Tenon**, **Bailly**, **Lavoiſier**, **la Place**, **Coulomb**, und **d'Arced**. Der Bericht, in welchen die Academie ihr Urtheil über dieſe Sache, und die Gründe, auf die ſie ihr Urtheil ſtützt, bekannt machte, und von welchem Hr. **Bailly** der Verfaſſer iſt, kam unter dem Titel: Extrait des regiſtres de l'Acad. roy. de ſcienc. du 22 Nov. 1786: Rapport des Commiſſaires chargés, par l'Acad., de l'examen du projet d'un nouveau Hôtel-Dieu; imprimé par ordre du Roi, zu Paris in Quarto, auf 136 S. heraus, und befindet ſich auch in den Memoir. de l'Acad. de Par. a. d. J. 1785, (à Par. 1788, 4.). Das Urtheil der Acad. iſt folgender Geſtalt ausgefallen: ſie erklärt, daß ſie es für nothwendig halte, das Hotel=Dieu zu verlegen und neu zu erbauen; von dieſer Seite ertheilt ſie der Schrift des Hrn. **Poyet** ihren Beyfall. Allein, ſie billigt den Vorſchlag dieſes Verfaſſers nicht, das neue Hoſpital auf der Schwaneninſel anzulegen, der Vorſchlag ſey auch zu weitläuftig, und verſammle zu viel Kranke an einen und denſelben Ort (*). Sie ſchlägt dagegen vor, die Kranken des Hotel=Dieu in vier Hoſpitäler, jedes zu 1200 Kranke, an den Extremitäten von Paris zu vertheilen. Dieſe 4 Hoſpitäler ſollten ſeyn: 1. das Hoſpital S. Louis; 2. das Hoſpital von St. Anna; 3. das Kloſter der Cöleſtiner; 4. ein in der Gegend der kön. Militärſchule neu zu errichtendes Hoſpital.

Die

(*) Wider Hrn. Poyet kam auch folgende Schrift heraus: Releve des principales erreurs contenues dans le Memoire relatif à la translation de l'Hôtel-Dieu, & examen du projèt du Sr. Poyet, qui eſt à la ſuite 1785, (par M. *de St. Phaar.*) à Par. 1785, 4. 2 B.

Die Gründe, die nach dem Urtheile der Academie ein neues Hotel-Dieu nothwendig machen, ſind: 1. die Unzulänglichkeit des alten Hotel-Dieu für die groſze Menge der Kranken; 2. die Unbequemlichkeit und Ungeſundheit dieſes Hoſpitales. Die Unzulänglichkeit des Hotel-Dieu erhellt daraus. Man rechnet in Paris gegen 5000 Kranke, die keine andere Zuflucht haben, als das Hotel-Dieu; und in dieſem Hoſpitale rechnet man im Durchſchnitte nur dritthalb tauſend Kranke, die täglich da verpfleget werden; mithin exiſtiren täglich dritthalb tauſend Menſchen, die zum Theil wirklich durch Mangel und Krankheit umkommen, zum Theil in andern Stiftungen der Wohlthätigkeit Rettung finden. Daſz aber dieſes Hoſpital höchſt unbequem und ungeſund iſt, iſt aus Folgendem klar. Das Hoſpital enthält 25 Sähle; jeder dieſer Sähle iſt mit Betten, und dieſe Betten ſind mit Kranken überhäuft. Es giebt Betten, in denen ſechs Kranke liegen. Die Todten werden nicht immer gleich weggeſchafft. Die Lebenden und die Todten liegen unter einander in denſelben Betten. Aus den Dimenſionen der Betten, und der Gröſze und den Verhältniſſen des menſchlichen Körpers wird erwieſen, daſz der Kranke keinen Platz habe, um eine bequeme Stellung anzunehmen; der Schlaf wird ihnen dadurch unmöglich gemacht; und doch iſt die Ruhe eines der wirkſamſten Mittel der Geneſung, und dieſes Mittels ſind die Kranken des Hotel-Dieu beraubt. Die Hitze in dieſen Betten iſt gröſzer, als die Wärme, mit der die Geſundheit allein beſtehen kann. Dieſe letztere iſt 92 Grad am Fahrenheit. Thermometer. Die Vertheilung der Sähle iſt ſehr unvollkommen. Im erſten Stockwerke iſt der Saal St. Louis, der den Raſenden männliches Geſchlechts beſtimmt iſt, ganz nahe am Saale St. Paul, wo die Verwundeten liegen, die durch das Geheul der Raſenden beunruhiget werden. Im zweyten Stockwerke, iſt der Saal St. Genevieve, für die raſenden Kranken weibliches Geſchlechts, ganz nahe am Saale St. Martine für die weiblichen Fieberkranken. Für die Raſenden ſind nur 26 Betten; da dieſe Zahl zu geringe iſt, ſo liegen mehrere Raſende in demſelben Bette, ſchlagen ſich mit einander, und können ſich Schaden zufügen. Für die anſteckenden Krankheiten ſollten beſondere Sähle ſeyn; dieſe fehlen, und die Kranken ſtecken einander an. Nur für die Blatterkranken iſt ein eigener Saal, der Saal von St. Monica, und neben die-

ſem iſt ein Saal für die Convalescenten weibl. Geſchlechts, die wegen der Nachbarſchaft beſtändig Gefahr leiden, angeſteckt zu werden. Der Operationsſaal und der Saal der ſchwangern Weiber haben ebenfalls eine üble Lage; daher iſt das Trepaniren im Hotel-Dieu faſt immer tödlich. Die Niederkünfte ſind nicht glücklicher. Die Folge dieſer Mängel iſt die ungeheure Sterblichkeit in dieſem Hoſpitale, in Vergleichung mit der Sterblichkeit in andern Hoſpitälern. Im Hotel-Dieu ſtirbt von vieren einer; in der Charité, von ſieben einer; in S. Sulpice, von ſechſen einer, u. ſ. w. Im Hotel-Dieu ſterben jährlich 1906 Menſchen, die in der Charité würden geretret worden ſeyn. Aus allen dieſen Gründen leitet die Academie die Nothwendigkeit eines neuen Hotel-Dieu her.

Der oben erwähnte Vorſchlag der Academie, an der Stelle des Hotel-Dieu vier neue Hoſpitäler zu errichten, erhielt den Beyfall des Königs. Ein jedes Hoſpital ſoll 1200 Betten enthalten, dergeſtalt, daß künftig 4800 kranke Arme werden aufgenommen werden könnnen, deren jeder ſein eigenes Bett haben wird. Die Koſten dieſes Baues wollte der königl. Schatz herſchießen. Um jedoch das Publicum in den Stand zu ſetzen, zu dem guten Werke etwas beyzutragen, wurde das Büreau der Stadt autoriſirt, eine Subſcription für diejenigen zu eröffnen, die dieſes Unternehmen durch Beyträge an Geld unterſtützen würden; doch ſollten dieſe Subſcriptionen mit der Verbindlichkeit zu zahlen nicht verknüpft ſeyn. Am 21 Jan. 1787, wurde zu Paris auf königl. Befehl folgende Einladung zu einer Unterzeichnung für dieſe vier neue Hoſpitäler durch den Druck bekannt gemacht.

„Die allgemeine Stimme des Volkes über den Zuſtand des Hotel-Dieu, hat die Regierung ſchon mehr als einmal von der Nothwendigkeit belehrt, das Schickſal der Unglücklichen zu verbeſſern, welche der Mangel anderer Hülfe in dieſem Hoſpitale häuft. Dieſe beunruhigende Nothwendigkeit hat mehr als einmal die väterliche Bekümmerniß der Regierung rege gemacht; und die letzten Beſtrebungen, wovon ſelbſt die Ausgaben eines läſtigen Krie-

ges

ges ſie nicht zurück halten konnten, beweiſen ihr Unvermögen, dem Uebel abzuhelfen. Dieſe Bemühungen ſind unzulänglich befunden, das Uebel iſt immer noch vorhanden, und das Bedürfniß ihm auf immer abzuhelfen, iſt dringender geworden als je zuvor. Die Regierung konnte aber nicht weiter gehen, ehe ſie ſich auf eine ſichere und genaue Weiſe von dem Umfange dieſer Uebel überzeugt wiſſen konnte; daher hat ſich auf ihren ausdrücklichen Befehl die Academie der Wiſſenſchaften hiemit beſchäftigt; und die Facta, deren vermeinte Uebertreibung ſie unglaublich machte, eben dieſelben Facta, wovon die ſchreckliche Beſchreibung nur durch die Vorurtheile eines übertriebenen Mitleidens dictirt ſchien, werden nun ſo eben bewährt durch die unpartheyiſche, methodiſche und tiefe Unterſuchung einer eben ſo vernünftigen als einſichtsvollen Geſellſchaft (*).

Ein ſolches Reſultat erlaubt weder fernern Zweifel noch Aufſchub. Beunruhigt durch die Wirklichkeit, und durch den nun erwieſenen Umfang des Uebels, bey deſſen bloſſer Argwöhnung ſein Herz ſchon gezittert hatte, will der König demſelben ein Ziel ſetzen. Er will die Thränen abtrocknen, will das Leiden erleichtern, will die ſchreckliche Verminderung der unglücklichſten Claſſe des Volkes, deſſen Vater er iſt, abwehren. Er will es nicht zur Hälfte nur, er iſt entſchloſſen, alle Mittel dazu anzuwenden, welche ihm die vervielfältigten Bedürfniſſe des Staates nur übrig laſſen. Aber ein ſo dringendes Uebel bedarf einer ſchnellen Hülfe. Die Mittel in dem gegenwärtigen Augenblicke ſind eingeſchränkt, und vielleicht würde die Hülfe ſehr unſicher werden, wenigſtens würde ſie aufgeſchoben, und jene Uebel würden verlängert werden, wenn man das Schickſal der Armen der entfernten Hoffnung künftiger Hülfsquellen anvertrauen wollte. Die Wünſche aller fühlbaren Herzen entſprechen ſchon ſeit langer Zeit auch den Wünſchen des Königs. Ihre Ungeduld hat ſie mehr als einmal, auch noch ganz neuerlich, bewogen, den Beſchlüſſen der Regierung zuvor zu kommen, und eine freywillige Hülfe anzubiethen. Dieſem edeln und rührenden Eifer fehlte weiter nichts, als eine öffentliche Gewehrleiſtung,

 welche

(*) Das oben, S. 336, erwähnte Rapport des Commiſſaires &c.

welche nothwendig aufgeſchoben werden mußte, bis man ſich von den Thatſachen gehörig vergewiſſert hätte. Jezt iſt dieſer Augenblick da, und der König glaubt alles von einer Ungeduld erwarten zu können, welche um deſto wirkſamer ſeyn muß, weil ſie ſo lange zurück gehalten wurde, und jezt ſtärker, als je, motivirt iſt. Er bittet alſo alle theilnehmende Herzen, ihn zu unterſtützen. Er biethet ihnen beydes dar: die Freude, den Bewegungen eines von ſo vielen Uebeln gerührten Herzens zu gehorchen: und den Ruhm, zu einer der wichtigſten Wirkungen der öffentlichen Wohlthätigkeit beygetragen zu haben. Es wird ihm ſelbſt ſehr erfreulich ſeyn, wenn er einer freywilligen Hülfe die Mittel verdankt, dieſe Wünſche ins Werk zu richten. Er iſt hier kein Souverain, der ſie von ſeinen Unterthanen erwartet; er iſt ein Vater, der ſeine Kinder darum bittet.

Der König wird daher, überzeugt von der Nothwendigkeit in Paris hier neue Hoſpitäler, jedes zu 1200 Betten, zu errichten, um die gegenwärtige Unzulänglichkeit des Hotel=Dieu zu erſetzen, unaufhaltſam die Erbauung derſelben durch ein eigenes Geſetz befehlen.

Dieſes Geſetz wird den Ort, die Form und den Umfang dieſer Gebäude beſtimmen, und zugleich auf die königl. Schatzkammer alle Summen anweiſen, worüber man zu dieſem Behuf disponiren kann.

Um dem Publicum das Mittel in die Hände zu geben, zu dieſem guten Werke beyzutragen, autoriſirt der König gleich jezt das Büreau der Stadt, eine freywillige Unterzeichnung zu eröffnen.

Die Namen aller Perſonen, welche unterzeichnen wollen, werden in eine Liſte eingetragen, die der erſte Secretär nach ihren Angaben verfertigt, und die jeden Monat öffentlich bekannt gemacht werden ſoll.

In dieſer Liſte wird der angebothenen Summen nicht erwähnt werden, wohl aber in einer beſondern Liſte, die auf der Stadtkämmerey verfertigt wird, nach den ſchriftlichen Anerbiethungen, welche man daſelbſt einreichte, und die der Stadtkämmerer annimmt.

Er giebt alsdann jedem, der unterzeichnet, eine von ihm unterſchriebene Quittung über die in der Unterzeichnungsliſte eingetragene Summe, und die Quittung bekömmt Datum und Nummer nach der Zeit der Einſchreibung.

De

Der Kämmerer ſoll auch monatlich die Liſte von allen angebothenen Summen bekannt machen. Jede Summe wird zugleich mit ihrer Nummer in der Liſte aufgeführt. Die Namen der Geber werden daneben geſezt; wenn ſie ſolches aber verbiethen, wird bloß die Nummer angeführt.

Jeder Unterzeichnete kann ſeinen Beytrag in ſechs gleichen Terminen zahlen, welche jährlich während der ſechs Jahre entrichtet werden, die man zu der Vollendung dieſer vier Hoſpitäler beſtimmt hat.

Ueberdies wird ein beſonderes Verzeichniß der Namen aller Unterzeichnenden und der von ihnen angebothenen Summen verfertiget werden, und dieſes Verzeichniß wird auf immer in den Archiven des Haupt-Büreau der Adminiſtration der Hoſpitäler zu Paris bewahret werden.

Die Namen derer, welche für 10,000 Livres, und darüber ſich zeichnen, ſollen auf vier Tafeln von Erz eingegraben werden, welches man am Eingange jedes der vier neuen Hoſpitäler ſtellen wird (*).

Da Sicherheit, Schnelligkeit und Zutrauen, die unabänderlichen Stützen eines ſolchen Unternehmens ſeyn müſſen, ſo ſoll es ausdrücklich verfüget werden, daß der Bau der vier Hoſpitäler zugleich, und auf einmal angefangen werde, zu welchem Ende die königl. Schatzkammer in Vor-

(*) Ich muß geſtehen, daß ich dieſen Unterſchied, der bloß durch das Vermögen beſtimmt wird, nicht ganz billigen kann. Ueberhaupt ſcheint die Mildthätigkeit hier etwas ſtark durch den Trieb nach dem kleinen Ruhme, von der Welt und den Nachkommen als Geber gekannt zu werden, gereizt zu ſeyn. Solche Beweggründe zur Tugend, die ohnedies der menſchlichen Schwäche nur zu natürlich ſind, ſollte doch wohl die Regierung um ſo weniger brauchen, je mehr ihr Beyſpiel auf die Denkungsart des Volkes wirkt; zumal nicht bey einer Veranlaſſung, wie die gegenwärtige, welche die Theilnehmung der Menſchlichkeit ſo ſehr durch ſich ſelbſt reizt. Sollten aber ja die Namen der Geber verewiget werden, ſo müßte es ohne eine ſolche auffallende Verſchiedenheit in Rückſicht auf die gegebene Summe geſchehen; weil theils die Moralität dabey leidet, wenn bey der Werthſchätzung einer Handlung ſo wenig auf die Abſicht, und ſo ſehr auf zufällige Umſtände geſehen wird, theils auch das Intereſſe des Staates ſelbſt dabey gewinnt, je größer die Angabe der Beytragenden iſt, deren Menge doch gewöhnlich am Ende entſcheidet. K.

ſchuß treten wird. Die unterzeichneten Beyträge wird man nie einklagen. Es bleibt eine Handlung bloßer Mildthätigkeit. Zu Ende jedes Jahres werden die Berechnungen über Einnahme und Ausgabe gedruckt, und öffentlich bekannt gemacht. Sollte ein Ueberſchuß ſeyn, ſo wird er auf das nächſte Jahr übertragen; findet ſich hingegen Mangel, ſo ſchießt der königl. Schatz das nöthige Geld vor.

Man kann ſich, wie man will, für alle 6 Jahr, oder auch beſtimmte Jahre, unterzeichnen. Wenn zur Verfallzeit die Unterzeichneten Summen nicht innerhalb eines Monates bezahlt werden, ſoll der Kämmerer den Geber bloß durch einen Brief erinnern; wenn man ihm nicht antwortet, oder ſich entſchuldigt, ſoll er an dem Rande ſeiner am Ende des Jahres zu druckenden Rechnung, die Nummern, welche nicht bezahlt ſind, bemerken (*).

Die Quittungen des Kämmerers ſollen nicht bloß den Betrag der Summe, ſondern auch die Zeit, wenn der Unterzeichner zu zahlen verſprochen hat, bemerken."

Dieſe Unterzeichnung wurde wirklich am 22 Jan. eröffnet, und es gereicht den großen und den bemittelten Einwohnern dieſer Stadt zur Ehre, daß zu Ende des Febr. d. J. bereits ſehr anſehnliche und große Summen dazu unterzeichnet waren. Bis zum 21 Febr. waren, von 224 Nummern, worunter 42 Corps und Communautés waren, überhaupt 1,703,665 Livres, 10 Sols, unterzeichnet. Auſſer den anſehnlichſten Beyträgen beyder Majeſtäten, haben 42 Particuliers 10,000 Livr. und darüber, bis zu 25,000, 30,000, 36,000 und 50,000 Livr. gegeben. Die letzte Summe war von dem Erzbiſchofe von Paris. Die Fermiers generaux haben 264,000; die Receveurs generaux, 150,000; die Adminiſtrateurs generaux der Domänen

(*) Dies iſt in der That alle Mäßigung, die man nur erwarten kann, zumal, wenn man bedenkt, auf wie mannigfaltige Weiſe das Andenken der Unterzeichner geehret werden ſoll, und wie leicht daher mancher durch Eitelkeit verführt werden kann, für eine größere Summe zu zeichnen, als er nachher zu geben vermag. K.

nen, 67200; die Adminiſtrateurs generaux der Poſten, 60,000; die franzöſiſchen und italiäniſchen Schauſpieler, jede 12,000 Livr. gegeben. Einer, der 10,000 Livr. gab, wollte ſeinen Namen nicht genannt wiſſen. Der ſo genannte Sallon des arts, hat ſich auf 6 Jahr zu einem jährlichen Beytrage von 12,000 Livr.; das Collegium der Herzoge und Pairs, zu 500,000 Livr.; ein Herr Mayon de la Ballue, zu 30,000 Livr.; die Herren Hirardot und Haller, zu einer gleichen Summe, der Herzog von Praslin, zu 12,000 Livr., und die Herzogin von Infantado, zu 200,000 Livr., verpflichtet. Am 21 März war die ganze Summe von 309 Nummern, 2,007,321 Livr., und am 21 Apr. von 351 Nummern, 2,113,217 L. 12 Sols 4 Den. Unter dieſen hinzu gekommenen Summen waren drey, jede von 12,000 Livr., und eine, die größte von allen, 100,000 Livr., von dem ehmal. Hofbanquier, Hrn. la Borde. Am 21 May betrug ſie 2,211,912 Livr. 8 S. 4 D. und unter den ſeitdem hinzu gekommenen Beyträgen waren einer von 24,000, einer von 13,200, und einer von 12,000 L., alle von Particuliers. Am 21 Jun. war die ganze Summe 2,226,807 L. 8 S. 4 D. Es erbothen ſich auch verſchiedene Künſtler und Handwerker, durch die Arbeit ihrer Hände dieſe Unternehmung zu befördern. Nach dem 6ten, durch den Druck bekannt gemachten Verzeichniſſe, betrug die ganze Summe der Subſcriptionen, am 21 Jul. 1787, zuſammen 2,258,159 L. 12 S. 4 D.

Mediciniſche Verfaſſung des Hôtel-Dieu, im J. 1787, ſt. in Hrn. g. R. Baldingers medic. Journal, 18 St. S. 48 — 54.

Nach dem jetzt erwähnten Hôtel-Dieu, will ich einige andere, in Paris befindliche, Hoſpitäler anführen.

Im 10ten Quartiere der Stadt, St. Martin, befinden ſich das Hoſpital du Nom de Jeſus, und das Hoſpital des h. Ludwig's.

Das Hoſpital vom Namen Jeſus, hat ſeinen Urſprung eben dem Vincent de Paul zu danken, welcher ein von einem Menſchenfreunde ihm zu einer guten Abſicht anvertrauetes Capital dazu anwandte, hier ein Hoſpital für arme alte Handwerker, die ſich nicht mehr ſelbſt ernähren können, anzulegen. Es werden 30 Perſonen beyderley Geſchlechts darin verpfleget, und von den barmherzigen Schweſtern beſorget. In einiger Entfernung bemerkt man das große **Hoſpital des h. Ludwigs**, welches 1607 für die Kranken an der Peſt errichtet wurde, weil ſolche damals ſtark in Paris wüthete. Nach der Zeit, da dieſes Uebel ſich mehr und mehr aus der Stadt verlor, wurde es für andere Kranke beſtimmt. Weil es aber mit dem Hotel-Dieu in Verbindung ſteht, ſo werden gemeiniglich die Geneſenden von dort hieher geſchafft, um ſich, da es eine weit freyere und geſundere Lage hat, einige Tage zu erholen. Die Schweſtern des Hotel-Dieu beſorgen es auch mit.

Medicinische Verfaſſung des Hoſpital St. Louis, im J. 1787, ſt. in Baldingers medic. Journal, 18 St. S. 54, f.

Im 15ten Quartiere, St. Antoine, liegt das Hoſpital *de Nôtre-Dame*, oder der *Hoſpitalieres de la place royal.* Die Nonnen ſind Auguſtinnerinnen, und thun, auſſer den gewöhnlichen drey Gelübden, noch das vierte, von Verpflegung der Kranken. Ihr Hoſpital iſt bloß für kranke Weiber und Mädchen beſtimmt, und hat 28 Betten dazu. Die bekannte Madame **de Maintenon** lebte hier in der Einſamkeit eine Zeitlang, ehe ſie ihre glänzende Rolle am Hofe **Ludwig's XIV.** zu ſpielen anfieng.

Im 16ten Quartiere, de la Place Maubert, liegt das Hoſpital *de Sainthe Marthe*, welches auch das Hoſpital de Scipion genannt wird, weil das Haus einem dieſes Namens gehört hat. Es iſt ein großes Gebäude, welches unter dem Generalhoſpitale ſteht. Hier

wird

wird alles Brod gebacken, und alles Fleiſch ausgetheilt, welches ſowohl hier, als in den übrigen zu dem Generalhoſpitale gehörigen Hoſpitälern, la Pitié, la Salpetrière, und Bicètre, gebraucht wird.

Das in eben demſelben Quartiere befindliche Generalhoſpitale, beſteht eigentlich aus vier Armenanſtalten, nämlich: la Salpetrière, welche auch zuweilen im beſondern Verſtande l'Hôpital général genannt wird; 2. Bicètre; 3. Nôtre-Dame de Pitié, und 4. das kurz vorher erwähnte Hoſpital de Ste. Marthe oder de Scipion. Ueberdies ſind die Häuſer de Ste Pélagie und der Enfans trouvés damit verbunden.

Die Salpetrière war urſprünglich ein altes Schloß, welches Ludwig XIII. den Salpeterſiedern eingeräumt hatte. Als die Armuth aber dermaßen zunahm, daß man im J. 1649 auf 40,000 zählte, ſo mußte Anſtalt zu deren Verſorgung getroffen werden. Ludwig XIV. gab, zu dem Ende, die beyden alten Schlöſſer la Sapetrière und Bicètre, dazu her, und die Anſtalt wurde 1657 eröffnet. Die zur Salpetrière gehörigen Gebäude haben einen erſtaunlichen Umfang. Es werden in demſelben 8 bis 10,000 Menſchen erhalten. Inſonderheit: 1. arme Mädchen, die in aller weiblicher Arbeit, hauptſächlich mit der Nadel, unterrichtet werden; ihre Arbeit wird theils im Hauſe verbraucht, ſie arbeiten aber auch für Kaufleute Manſchetten, Spitzen, allerley Stickereyen ꝛc. 2. Findelkinder, weibliches Geſchlechts. 3. Eine Menge liederlicher Weibsperſonen, die zur Strafe eingeſperrt ſind, und Wolle ſpinnen. 4. Im Kopfe verrückte Weibsperſonen. 5. Arme Weiber, die theils umſonſt ernährt werden, theils eine kleine Penſion geben. 6. Züchtlinge, oft von guten Aeltern, die hier zu vernünftigen Gedanken gebracht werden ſollen. 36 Nonnen, über 80 Gouvernantinnen, und eine Menge Mägde, beſorgen die Hausgeſchäfte.

Das Hauptgebäude, wozu man durch einen doppelten Vorhof kömmt, iſt in Galerien abgetheilt, und jede Gallerie hat wieder große Sähle, worin die Mädchen nach ihrem verſchiedenen Alter, Fähigkeiten und Arbeiten vertheilt ſind. Es ſind in manchem über 500; in einem wird genähet, im andern in Gold, Silber und Seide geſtickt, im dritten geſtrickt, im vierten werden Spitzen verfertigt, Manſchetten genäht ꝛc. Die Kaufleute bezahlen das Hoſpital, und die Mädchen erhalten dafür Koſt und Kleidung. Sie tragen alle eine Art Weſte und Rock von graubraunem Tuche, reine weiße Wäſche und Halstücher. Sie haben ihre eigene Küche, wo Rindfleiſch und Brühe in großen kupfernen Keſſeln gekocht und vertheilt wird. Sie ſchlafen in einem großen Saal, wo Bett an Bette ſteht; unter jedem ſteht ein anderes, welches abends wie ein Schubkaſten heraus gezogen wird, wodurch man die Anzahl gleich verdoppelt. Jedes Bett hat eine Matratze, ein Betttuch, eine wollene Decke, und eine Rolle, ſtatt des Kopfküſſens. Die Ausdunſtung ſo vieler Mädchen muß nothwendig die Luft zur Nachtzeit ſehr verunreinigen, wenn gleich den Tag über alles offen ſteht. Aus dieſer Urſache ſind auch die Sähle zu den Arbeiten des Tages zu klein; daher iſt alles voll Krätziger. Die erkrankenden werden in das Hotel-Dieu gebracht.

In den Sählen der kränklichen, ſchwachen und gelähmten Frauensperſonen liegen wieder viele beyſammen; andere haben beſondere Kammern, und werden, nach Beſchaffenheit ihrer Umſtände, auſſer der Koſt auch mit Arzeyen verſorgt. Die Salpetrière hat eine eigene, wohl eingerichtete Apotheke, aus welcher auch Bicêtre und ein Paar nahe gelegene, zu ihr gehörige Hoſpitäler, verſehen werden. Der Anblick der Höfe der närriſchen Weibsleute, deren Anzahl ſich immer auf 4 bis 500 erſtreckt, iſt ſehr traurig, und ſchreckhaft.

haft. Einige haben ihren Platz in den längſt dem Bodengeſchoſſe laufenden Gallerien; andere liegen auf einer Bank, über welche das Dach der Gallerie nur ſo weit hervor raget, daß ſie vor dem Regen ſicher ſind; einige liegen an Ketten, und ſind in zerriſſene Lumpen gewickelt, oder gar halb nackend. Die meiſten haben die Freyheit herum zu gehen. Dieſe Höfe ſind auf 1000 Perſonen eingerichtet. Die liederlichen Mädchen, die hier eingeſperrt ſind, werden nicht ohne beſondere Erlaubniß gezeigt.

Baldingers medic. Journal, 18 St. S. 56.

Das alte, ungefähr ¾ Stund von der Stadt gelegene Schloß Bicêtre, wurde bereits im 13ten Jahrh. von einem Biſchofe von Winceſter aus England erbauet, und daraus entſtand nach und nach der Name Bicetre. Ludwig XIII. beſtimmte es zu einem Hoſpitale für Soldaten, und Ludwig XIV. übergab es dem Generalhoſpitale zur Verpflegung der Armen. Heutiges Tages iſt es für Arme und Züchtlinge männliches Geſchlechtes beſtimmt. Die Anzahl derſelben beläuft ſich oft auf 10,000, die man in 5 Claſſen theilt: 1. wirkliche Arme und Schwache, die das Hoſpital erhält; 2. ſolche, die eine kleine Penſion geben; 3. ſolche, die ihren Verſtand verloren haben; 4. Gefangene, die entweder von der Regierung oder auch von ihren Aeltern und Verwandten, ihrer Vergehen und liederlichen Aufführung wegen hieher geſchaffet werden; 5. Perſonen, die mit der Luſtſeuche behaftet ſind. In dieſem Falle kommen auch Weibsperſonen hieher, und in jedem Saale ſind gemeiniglich 25 von jedem Geſchlechte.

Man geht durch einen mit Mauern umgebenenen Vorhof, durch ein zweytes Thor in die innern Gebäude, wo die zu dem Hoſpitale gehörigen Perſonen wohnen, und die Oekonomiegebäude ſind. Der Brunnen, welcher das ganze Hoſpital mit Waſſer verſorgt, iſt

merkwürdig. Er hat 15 Fuß im Durchſchnitt, und iſt 207 F. tief. Das Waſſer wird mit Kübeln, deren jeder 2784 Pfund wiegen ſoll, gehoben. Wenn der Kübel herauf kömmt, ſtößt er mit dem Rande an einen eiſernen Arm, der ihn umkippet, und in das Gerinne ausleeren hilft. Die Welle, um welche das Tau ſich windet, wird durch ein Paar Kamm- und Stirnräder und 4 ſtarke Pferde, welche die Arme einer lothrecht ſtehenden Welle herum drehen, in Bewegung geſetzt. Das Behältniß, worin das Waſſer in dem nebenſtehenden Gebäude geſammelt wird, iſt von Quadern, 60 F. ins Gevierte, 9 F. tief. Die übrigen Gebäude dieſes Hoſpitales haben auſſer der Weitläuftigkeit nichts Beſondres.

Die Armen ſind in Sähle vertheilt, und erhalten eine kümmerliche Nahrung an Brod, Suppe, Erbſen, etwas Fleiſch, und auch wohl etwas Wein. Sie tragen ein graues Kamiſol, und hölzerne Schuhe. Alle Perſonen dieſes Hoſpitales überhaupt haben eine elende blaſſe Todtenfarbe. Die Wahnwitzigen und Raſenden, etwa 2 bis 300 an der Zahl, ſind in einem beſondern Hofe eingeſchloſſen. Sie leben in kleinen Zellen, die rings umher laufen, und an der Erde, wie Hütten, angebauet ſind. Diejenigen, welchen man das Herumgehen verſtatten darf, halten ſich im Hofe auf; andere liegen an Ketten auf einer Matratze. Einige, die nur eine einzige Idee, wenn ſie ihnen vorkömmt, verwirrt macht, beſchäftigen ſich, Käſtchen mit bunten Stroh auszulegen, welche ſie den Fremden verkaufen.

Die Krankenſähle der Armen ſind auf der nördlichen Seite des Hofes. Jeder hat hier zwar ſein eigenes Bett mit einer Matratze; allein, ſie ſehen eckelhaft und unrein aus, und ſind ſo in einander geſteckt, daß die vielerley Krankheiten einen unerträglichen Geſtank erregen. In der Mitte hängt zwar eine Laterne

ohne

ohne Boden mit einer Röhre, welche auſſerhalb dem Saale geleitet iſt, und worin das Licht die Luft immer verdünnt, und eine Art von Zug macht; dieſe Reinigung der Luft aber iſt viel zu ſchwach. Auf der ſüdlichen Seite ſind, die Sähle des h. Rochus, wo die mauvais ſujets, oder die ihrer liederlichen Aufführung wegen Eingeſperrten, ſich aufhalten. Hier iſt ein unaufhörliches Toben, Schreyen, Singen, Pfeifen, durch einander, und man kann keinen Schritt thun, ohne von einer Wache mit einem bloßen Degen begleitet zu werden. In den untern Sählen ligt alles durch einander, Leute mit hitzigen Fiebern, Verwundete, Schwindſüchtige 2c. Kranke, deren Uebel man unter keinen gewiſſen Namen bringen kann, werden in den Saal der ſcorbutiſchen Kranken geſteckt. Jeder Saal enthält an 800 Kranke. Alle Sähle ſind ſchmal und niedrig. Bey der größten Kälte ſtehen Zuglöcher und Fenſter offen; eine Vorſicht, die an einem mit ſo faulen Ausdunſtungen angefüllten Orte äuſſerſt nöthig iſt. Daß die Kranken bey dieſen Umſtänden nicht gehörig behandelt werden können, und daß die Sterblichkeit beträchtlich ſeyn muß, läßt ſich leicht denken.

Die Gefängniſſe, wo liederliche Männer von allerley Alter eingeſperret werden, ſind ganz voll geſtopft. Die minder ſtrenge behandelt werden, halten ſich in Sählen auf, wo ſie ohne Arbeit ſind, und kaum ſo viel, als zu ihren Lebensunterhalt nöthig iſt, erhalten. Andere, die gröbere Verbrechen begangen haben, ſitzen einzeln in kleinen Kammern oder Käſichen, die nur ein kleines Gitter in der Thüre haben, und in einer Gallerie längſt den Fenſtern hin gehen. Viele, die in der Baſtille keinen Raum haben, oder die man dort nicht hinſchaffen will, werden hier verwahrt, ohne daß die Aufſeher von vielen wiſſen, warum ſie da ſind. Die traurigſten Gefängniſſe ſind unter der Erde, und man ſteigt zu ihnen durch eine Fallthür mit einer Fackel hinab.

hinab. Kaum fällt ein ſchwaches Licht durch ein oben befindliches Luftloch hinein. Die Gefangenen liegen auf Stroh, ohne alles weitere Geräth. Es kommen hier nur ſolche her, die grobe Verbrechen begangen haben, und die man nicht am Leben ſtrafen will, obgleich dieſe Strafe ärger, als der Tod, iſt, und es auch niemand in dieſer feuchten unterirdiſchen Wohnung lange aushält, ohne elend zu werden, und ſein Leben zu verlieren.

An der nördlichen Seite liegen die Sähle de miſericorde, wo diejenigen, die ſich durch Ausſchweifungen der Wolluſt um ihre Geſundheit gebracht haben, curirt werden. Es ſind immer 2 bis 300 da, die nach ihrem Geſchlechte und der Curmethode abgetheilt ſind. Einen eckelhaftern Anblick kann man ſich nicht vorſtellen, und der Geruch iſt ſo entſetzlich, daß man ihn auch auſſer den Sählen, und in der Nähe von Bicetre vermerkt, wenn der Wind auf einen zuwehet. Jedes Geſchlecht hat Zubereitungsſähle, und andere, wo das Gift durch die Speichelcur abgetrieben wird, und noch andere, für ſolche, welche nebſt der geilen Seuche auch noch andere Krankheiten haben. Die Betten ſehen abſcheulich aus. Hier ſollte billig größere Reinlichkeit überhaupt ſeyn. Schrecklich iſt es, wenn man unter den halb ſterbenden Weibsperſonen noch andere minder kranke antrifft, die ſich auf die unanſtändigſte Art geberden, und zeigen, daß ihr Herz an keine Beſſerung denkt.

Zu vorſtehender aus **Grimm's Reiſen** und **Volkmann's neueſten Reiſen durch Frankreich** entlehnten Beſchreibung des Bicetre, füge ich noch diejenige Nachricht hinzu, welche Hr. D. **Girtanner**, von demſelben, in einem Schreiben an Hrn. Prof. **Blumenbach** in Göttingen, d. d. Paris, d. 4 Apr. 1786, ertheilt hat (*), hinzu.

„Bicetre

(*) S. Hrn. Prof. Blumenbach medicin. Bibliothek, 2 B. 3 St. (Gött. 1786, 8.) S. 516, ſqq.

Bicetre liegt eine kleine halbe Stunde auſſer Paris. Es iſt ein großes Gebäude, in einer weitläuftigen Ebene, mit Mauern umgeben und ſcharf bewacht. Es iſt der Aufenthalt des Abſchaumes der Menſchheit, und enthält in allem gegen 8000 Perſonen inner ſeiner Mauern. Wahnſinnige, Veneriſche, Kinder mit der Tinea, finden an dieſem Orte ein Hoſpital; Spitzbuben und Beutelſchneider, ein Gefängniß. Vorzüglich aber iſt es für Veneriſche beſtimmt, daher werde ich von der Art dieſe Kranke zu behandeln, zuerſt ſprechen.

Alle 3 Monate fängt hier ein ſo genanntes Traitement an. Die vorhandenen Veneriſchen werden einzeln, eines nach dem andern, Männer und Weiber, ganz nackend ausgezogen und unterſucht. Diejenigen, welche an äuſſerlichen Zufällen, Chankres, Leiſtenbeulen ꝛc. leiden, werden die in ſo genannten chirurgiſchen Sähle, deren verſchiedene für Männer, und andere für Weiber ſind, geſchickt, und dort behandelt. Unter den übrigen, welche keine ſo ſehr dringende Zufälle haben, werden 300 Perſonen (150 Männer, und eben ſo viel Weiber) ausgeſucht, die nun mit einander, doch in zwey verſchiedenen Sählen, das dreymonatliche Traitement ausſtehen, das ich ſogleich beſchreiben werde. Sie können ſich unmöglich einen Begriff von den auſſerordentlichen Modificationen des veneriſchen Giftes machen, die man, wenn man dieſer Hauptviſite beywohnt, zu ſehen bekommt. Männer und Weiber mit Chankern im Munde und Halſe, welche das Sprechen und beynahe das Schlingen verhindern; Weiber, bey denen die Oeffnungen der Mutterſcheide und des Afters mit einander vereinigt ſind; andere Weiber mit dem ſo genannten Venusgürtel, oder mit Chankern, welche rund um den Unterleib herum gehen; dieſe Zufälle ſind hier gar nicht ſelten. Die 300 Perſonen, die nun das Glück gehabt haben, unter den andern ausgeſucht und zur Queckſilbercur beſtimmt zu werden, werden in zwey Sähle vertheilt; die Männer in den einen, die Weiber in den andern. Die übrigen veneriſchen Kranken, die ſich an der Hauptviſite mit unterſuchen ließen, (und deren oft noch gegen 4 bis 500 ſind,) müſſen ſich noch 3 Monate gedulden, bis die Reihe zur Cur auch an ſie kömmt; indeſſen hat freylich das Gift Zeit, die Symptome ſo viel ſchrecklicher zu machen. Die Behandlung iſt ohne Unterſchied der

verſchiedenen Symptome für alle Kranke einerley. Erſt werden ſie gebadet, dann purgirt, nachher läßt man ihnen zur Ader, und darauf fängt die Cur an. Sie müſſen ſich täglich zu verſchiedenen Stunden ſelbſt die Queckſilberſalbe in Füße, Schenkel und den Unterleib, einreiben, und damit bis zur Salivation fortfahren. Sobald ſich dieſe zu zeigen anfängt, werden ſie purgirt, endlich noch ein oder zweymal gebadet, und dann als geheilt entlaſſen. Der größte Theil iſt nicht geheilt, kommt in kurzer Zeit wieder, ſteht die Cur noch einmal aus, und behält nichts deſto weniger das veneriſche Gift in ſeinem Körper. Es iſt ſchrecklich, wenn man bedenkt, wie wenig wir noch eine zuverläſſige Curart dieſer Krankheiten kennen; denn das Queckſilber iſt das ſpecifike, unfehlbare Mittel nicht, für das man es ausgiebt. Ich erkundigte mich bey dem Oberchirurgus; ob er in Bicetre keine Verſuche mit dem Opio innerlich angeſtellt habe? Er verſicherte mich, man habe dieſes Mittel verſucht, aber keinen Erfolg davon geſehen; ich traue aber ſeinen Verſuchen nicht viel zu. Sublimat wird in dieſem Hoſpitale nie innerlich gebraucht, und dieſes lobe ich ſehr. Ich habe in den ſüdlichen Provinzen Frankreichs, wo dieſes Mittel gegen alle Arten von veneriſchen Zufällen ſehr häufig innerlich gegeben wird, Gelegenheit genug gehabt, die ſchädlichen und meiſtens tödlichen Folgen deſſelben zu bemerken. In ſo geringer Menge, ſo diluirt und mit ſo vielem Getränke man den Sublimat auch geben mag, ſo zerſtört er doch allemal die innere Haut des Magens, ſchwächt die Verdauungskräfte, und wirkt hauptſächlich (wahrſcheinlich per conſenſum nevorum) auf die Lunge. Mehrere Aerzte haben mir geſtanden, daß von allen ihren mit Sublimat geheilten Kranken, der größte Theil, wenige Jahre nachher, an einer Auszehrung geſtorben ſey. Sonſt iſt man mit dem Sublimat, in Lyon und Paris, in der Privatpraxis ſehr freygebig; beſonders giebt man ihn häufig Kindern, welche an Scropheln oder an rhachitiſchen Zufällen leiden; dieſes nun ſcheint mir noch gefährlicher, als bey Erwachſenen.

In den Sählen, wo die Kranken lagen, welche an äuſſerlichen Krankheiten leiden, ſahe ich verſchiedene merkwürdige Zufälle. Die Wunden werden mit einer Salbe verbunden, welche aus dem Decocte der Dulkamare, mit

Sy-

Sydenhams Laudano vermiſcht, beſteht. Bey den bleichen Wunden wird, um die Eiterung zu befördern, folgende ſonderbare, unſinnige Miſchung aufgelegt, deren Application entſetzlich ſchmerzhaft iſt, und die keine Wirkung haben kann, als die, welche ein glühendes Eiſen hervor bringen würde:

Rec. Vitriol. caerul. calcinat. ℥ j.
Pulveris pyrii ʒ ß.
Sacch. alb. gr. XXIV.
Ol. olivar.
Succ. citri, āā q. ſ. ut fiat linimentum.

Gegen die Tinea hat und kennt man in Paris und in ganz Frankreich kein anderes Mittel, als die Pechkappe, welche Haut und Haar wegreißt.

Vom Bicetre, ſ. auch Baldingers medic. Journal, 18 St. S. 56. f.

Das dritte zum Generalhoſpital gehörige Gebäude, iſt la Pitié. Es werden darin auf 1200 Kinder beyderley Geſchlechts erzogen, erwachſene Kranke gepfleget, und auch Verwundete aufgenommen. Die Behandlung iſt wie in den großern Hoſpitälern, übrigens nichts beſonders darin zu ſehen. Die Adminiſtratoren des Generalhoſpitales halten in dieſem Hauſe gewöhnlich ihre Verſammlungen.

Hinter der Pitié liegt endlich Sainte Pelagie, die vierte zum allgemeinen Hoſpital gehörige Anſtalt. Sie dient Mädchen und Weibern, die ſich den Ausſchweifungen ergeben gehabt, zum Aufenthalt. Es ſind zwey Abtheilungen derſelben; zu der einen gehören ſolche, welche freywillig ihre Lebensart bereuen, und ſich hieher begeben, um künftig tugendhafter zu leben. Sie ſind als Nonnen eingekleidet. In die andere Abtheilung, le Refuge, werden liederliche Weibsperſonen mit Gewalt eingeſperrt, um ſie durch Arbeit und Ordnung auf beſſere Gedanken zu bringen.

Im 19ten Quartiere der Stadt, des Luxembourg, befinden ſich zwey Hoſpitäler: les petites maiſons, und les Incurables. Das Hoſpital des petites maiſons, hat den Namen von den vielen kleinen Gebäuden, womit die Höfe umgeben ſind, darin ſich theils arme, an langwierigen Krankheiten leidende Wittwen, und alte Wittwer, die von dem Bureau des pauvres erhalten werden, theils Wahnwitzige, aufhalten. Die letztern geben entweder ſelbſt, oder durch ihre Verwandte, bey der Aufnahme 300 Livres, müſſen aber einen Beweis beybringen, daß ſie wirklich im Kopfe verrückt ſind. Die Anzahl der letztern beläuft ſich auf 80. Die Soeurs de la Charité beſorgen die Kranken. Gedachtes Bureau ſchickt auch mit der Krätze und der Luſtſeuche Behaftete hieher, welche durch einen Wundarzt curirt werden. Für die letztern wurde dieſes Hoſpital urſprünglich angelegt, als die Truppen das ſo genannte Mal de Naples von dem Feldzuge in Neapel zuerſt mitbrachten.

Das andere Hoſpital heißt les Incurables, und wurde 1637 vom Cardinal Rochefoucault geſtiftet. Das Gebäude iſt weitläuftig, und beſteht aus 8 Sählen. Es wird ebenfalls von den Soeurs griſes oder der Charité beſorgt. Man muß ſich nicht durch den Namen irre machen laſſen, als ob wirklich lauter unheilbare Kranke hier wären. Die meiſten ſind alte, unvermögende, beyderley Geſchlechts, die in abgeſonderten Sählen beyſammen leben. Jedes hat ſein Bett mit grünen Vorhängen, und einen Stuhl. Die Stiftung erſtreckt ſich auf 300 Betten, Nahrung und Kleidung. Der Chirurgus, welcher das Hoſpital 6 Jahr lang beſorgt, wird dadurch ohne weitere Koſten zunftmäßig.

In dem 20ſten Quartiere der Stadt, St. Germain des Prés, iſt das Hoſpital de Charité, welches von den barmherzigen Brüdern (Frères de charité) beſorgt wird, zu welchem löbl. Orden der heil. Jean de Dieu den Grund

leg=

legte, welcher aber erſt 70 Jahr nach ſeinem Tode in einen regulären Orden verwandelt wurde. In Frankreich findet man 32 Hoſpitäler, welche der Beſorgung der barmherzigen Brüder anvertrauet ſind; dieſes in Paris, iſt das älteſte und vornehmſte von allen Hoſpitälern dieſes Ordens, von welchem die übrigen abhängen; und es iſt zugleich das Noviciat, denn alle angehende Chirurgi und Apotheker, welche in dieſen Orden treten, und ihre Studien noch nicht vollendet haben, müſſen ſolches hier thun. Es ſind ungefähr 60 Ordensbrüder darin, deren vornehmſtes Geſchäft die Verpflegung der Kranken iſt. Dieſes Hoſpital liegt au Fauxbourg St. Germain, in der Jacobsſtraße, ganz zwiſchen andern Häuſern; man bemerkt es um ſo weniger, als der Theil des Gebäudes, welcher auf die Straße geht, den angränzenden in der Höhe beynahe gleich kömmt, wofern einem nicht die über dem Thore angebrachte Ueberſchrift in die Augen fiele. Ueberhaupt iſt die ganze Lage in Abſicht auf die Lüftung nicht vortheilhaft, wiewohl daſſelbe hinterwärts ziemlich geräumig iſt. Alle Krankenzimmer ſtoßen gleichſam auf eine Pforte zuſammen, und haben eine Verbindung unter ſich, und zwar dergeſtalt, daß die drey großen durch eiſerne Gitter von einander getrennt ſind, die kleinern aber mit erſtern durch die immer offen gehaltenen Thüren eine Communication haben. Von 200 Betten, die zum Dienſt der Kranken dort bereit ſind, ſtehen ſelten einige leer. In dem längſten Sahle ſind 92 Bettſtätte; in dem zweyten ungefähr die Hälfte von dieſen, bloß für innerliche Krankheiten; in dem dritten ſind die chirurgiſchen Patienten. Eines von den zwey kleinen Nebenzimmern iſt für die mit Faulfiebern Behafteten; das zweyte hingegen, in welchem 8 bis 12 Betten ſtehen, iſt für ſolche Kranke beſtimmt, die nicht zu der ärmſten Claſſe gehören.

Nur Kranke vom männlichen Geſchlechte werden hier aufgenommen, doch mit Ausnahme verſchiedener Kranken. So ſind z. B. alle Veneriſche, mit Brüchen oder anſteckenden Krankheiten Behaftete, ganz ausgeſchloſſen. Der Oberkrankenwärter, welcher zugleich Oberchirurgus iſt, nimmt in jeder Woche 3 mal die Kranken auf, und keiner bedarf, auſſer der Armuth, einer andern Empfehlung. Es kommen auch täglich des Morgens noch viele andere arme Kranke in das Hoſpital, um ſich verbinden zu laſſen, deren jedem die Medicamente unentgeltlich gereichet werden.

Ein jeder Kranker hat ein Bett für ſich, welches in einer guten Matratze, einem Kopfkiſſen und einer wollenen Decke, beſteht. Die Leintücher, welche die Kranken hier haben, ſind von einer weit beſſern Gattung, als in manchen andern Hoſpitälern dieſer Stadt. Für die Abtheilung der Krankheiten wird zwar geſorgt; allein, da, erwähntermaßen, die Sähle eine vollkommene Communication mit einander haben, ſo iſt leicht zu erachten, daß, aller möglichen Vorſicht ungeachtet, doch der Endzweck, warum eigentlich die Krankheiten abgetheilt werden ſollen, nicht gehörig erreicht werden kann. Zwiſchen 2 Betten ſteht allezeit ein Nachtſtuhl, welche des Nachts zwiſchen 2 und 3 Uhr insgeſammt ausgeleeret werden.

Die Speiſeordnung iſt hier, eben ſo wie in den meiſten Hoſpitälern, in die ſtrengere Diät, in die ganze, halbe und Viertelportion, eingetheilt. Die erſte beſteht in einer lautern Suppe, einer leichten Milch- oder Obſtſpeiſe ꝛc. Die ganze Portion beſteht in einer Suppe, 8 Unzen Fleiſch, und 10 Unzen Brod, zu Mittags, und eben ſo viel des Abends. Die halbe Portion iſt die Hälfte vom vorhergehenden. Die Viertelportion beſteht in 6 Unzen Fleiſch für jedesmal. Diejenigen welche die ganze Portion haben, bekommen täglich $\frac{1}{3}$ Maß Wein.

Die Zahl der chirurgiſchen Patienten beläuft ſich gewöhnlich auf 50; es ſind deren aber oft mehr, als weniger. So geringe auch die Zahl der chirurgiſchen Fälle hier iſt, ſo kommen doch in keinem Hoſpitale zu Paris die Afterfiſteln ſo oft vor, als in dieſem. Die Urſache mag wohl dieſe ſeyn: man pflegt faſt in allen Krankenhäuſern, beſonders ſeit einiger Zeit, die Fiſteln überhaupt mit einem ſchneidenden Werkzeuge zu ſpalten; allein in dieſem Hoſpitale erhält ſich noch immer die Methode, die Spaltung derſelben durch die Ligatur mit einem Bley- oder andern Drahte zu verrichten. Da nun jeder Kranke das Schneiden fürchtet, und durchgehends bekannt iſt, daß man die Fiſteln in dieſem Hoſpitale ohne Meſſer curiret, ſo iſt es ſehr einleuchtend, warum die meiſten mit dieſem Uebel Behafteten ihre Zuflucht hieher nehmen.

Die chirurgiſchen Kranken, die ſich nahe an dem Zimmer befinden, worin die mit Faulſiebern Behafteten liegen, heilen gemeiniglich ſehr langſam. Es ereignen ſich öfters ſolche Zufälle dabey, die der Heilung ganz widerſtehen, und die man anfangs unmöglich hat vermuthen können. Die einfachſten Wunden werden gemeiniglich brandig, die Geſchwüre bösartig, und alle äuſſerliche Krankheiten, die ſonſt nicht viel Zeit zum Heilen erfordern, bekommen hier ein ſchlimmes Ausſehen. Alles dieſes kann mit Recht der Nachbarſchaft dieſes Sahles mit jenem, worin die Kranken mit innerlichen Zufällen liegen, und der zwiſchen beyden Statt findenden Communication zugeſchrieben werden, und zwar mit ſo mehrerm Rechte, weil nur die in den erſten 5 oder 6 Betten liegenden Kranken, die dem erwähnten Krankenzimmer am nächſten ſind, dergleichen zu befürchten haben. Um dieſem nun vorzubeugen, werden meiſtens ſolche Kranke, die keine äuſſerliche Trennungen haben, in dieſe Betten geleget.

Die Reconvaleſcenten ſind völlig abgeſondert, und werden überhaupt recht gut gehalten. Eine gewiſſe Anzahl von ihnen wird in ein anderes kleines Hoſpital, welches in der Rue du Baq iſt, und von obigem abhängt, gebracht, wo ſie bis zu ihrer gänzlichen Herſtellung bleiben. Anfangs gieng die Stiftung nur auf 8 Betten, jetzt aber ſind deren 16. Die armen Kranken, welche aus der Charité weggehen, können ſich hier 8 Tage lang aufhalten, und während dieſer Zeit ſich wieder um Arbeit oder einen Dienſt umſehen. Der Endzweck dieſer Stiftung iſt alſo doppelt: 1. die Geneſung zu vollenden; 2. den Armen Zeit und Gelegenheit zu verſchaffen, für ihren künftigen Unterhalt zu ſorgen. Uebrigens werden hier dreyerley Gattungen von Kranken nicht aufgenommen: keine Prieſter, weil dieſe von ihrer Meſſe leben können; keine Soldaten, weil dieſe im Sold ſtehen; und keine Bediente, welche wirklich im Dienſte ſind, weil die Abſicht dieſer Stiftung bloß dahin geht, den ganz Hülfloſen beyzuſpringen.

In dem Hoſpitale de la Charité werden das Jahr hindurch ungefähr 2500 Kranke aufgenommen. Die Mortalität verhält ſich gemeiniglich wie 1 zu 9, und die meiſten ſterben an Faulfiebern. Zwey Medici und 2 Chirurgi beſorgen das Hoſpital. In jedem Sahle ſind beſtändig 2 Brüder zur Aufwartung, um den Kranken die Medicin pünctlich zu geben.

Die Brüder der Charité lieſſen im J. 1780 ein Memoire drucken, worin ſie eine neu zu errichtende Anſtalt für kranke Prieſter und abgelebte Officiere anzeigten. Der König hatte zu dieſem Ende 26 Betten geſtiftet, dagegen ſollten die Brüder auf ihre Koſten einen neuen, von den übrigen Krankenzimmern abgeſonderten Saal erbauen. Da nun nebſt dieſem auch noch andere milde Stiftungen auf 39 Betten waren, die wegen Mangel des Raumes bisher nicht Statt haben konnten, ſo wurde ein Entwurf gemacht, in dem

alten

alten Gebäude zwey neue Sähle zu errichten, wovon die Unkoſten auf 172,000 Livr. berechnet wurden. Obſchon die Brüder ihrer Seits mehrere eigene Bequemlichkeiten aufopfern wollten, ſo konnte dieſes alles doch nicht hinreichend ſeyn; ſie waren daher genöthigt, das Publicum um eine milde Beyſteuer anzugehen, der ſie um ſo zuverſichtlicher entgegen ſahen, als durch Wohlthaten dieſer Art, das Jahr hindurch, ungefähr 1600 armen Kranken die erſprießlichſten Dienſte geleiſtet werden durften. Hierauf fanden ſich ſehr viele Wohlthäter, welche die Zahl der ſchon geſtifteten Betten zu vergrößern wünſchten; allein, der enge Raum des in der Stadt gelegenen Hoſpitales geſtattete keine Vermehrung der Sähle. Es wurde daher in Vorſchlag gebracht, auſſerhalb der Stadt ein neues Gebäude anzulegen, welches Maiſon royale de Santé genannt werden ſollte, weil das Wort Hôpital bey derjenigen Gattung von Kranken, für welche dieſes Gebäude eigentlich beſtimmt iſt, einigen Abſcheu verurſachen dürfte. Dieſes neue Gebäude nun wurde im J. 1781 bey der Barrière d'enfer wirklich angelegt. Es iſt nur einen Stock hoch. Die Krankenſähle ſind zu ebener Erde, 3 Schuh über dem Grunde, und durchaus gewölbt. Es werden darin 16 Kranke vom geiſtlichen und Militärſtande verpfleget. Im erſten Stocke ſind für Privatperſonen etliche Zimmer beſtimmt, um darin gegen eine billige Bezahlung behandelt zu werden.

Mit dieſer Anſtalt, dem Hôpital de la Charité, iſt eine ähnliche, das Hoſpice de charité genannt, nicht zu verwechſeln, welche von Madame Necker, der Gemahlin des berühmten franzöſiſchen Finanzminiſters, im J. 1778 geſtiftet worden iſt. Sie iſt in dem Hauſe, welches die Nonnen von Nôtre-Dame de Lieſſe in der Rue de Sevre bewohnten, angelegt, und beſteht aus 120 Betten für Kranke beyderley Geſchlechts,

und 8 Betten für Verwundete. Alles iſt vortrefflich eingerichtet. Es fehlt an nichts, und doch werden keine unnöthige Koſten veranlaſſet. Die ganze Anſtalt wird von den Schweſtern der Charité beſorgt. Im J. 1780, kam eine Beſchreibung davon, von 62 S. in gr. 4 u. d. T. Hoſpice de charité, aus der königl. Druckerey zum Vorſchein (*), in welcher mit der liebenswürdigſten Offenherzigkeit alles, was bey der Verwaltung eines ſolchen Hauſes vorfällt, hergerechnet wird. Die zweyte Nachricht davon, iſt v. J. 1781, auf 35, und v. J. 1782, auf 29 Seiten.

Perſonen, welche das Hoſpice ausmachen. In dieſem (Neckerſchen) Krankenhauſe ſind 60 Betten für Manns- und eben ſo viel für Weibsperſonen; und es kann alſo auf einmal 120 Kranke unterbringen. Die 120 Kranke werden von 12 barmherzigen Schweſtern (Soeurs oder Filles de la Charité) bedient, deren jede einen Gehalt von 100 Livr. hat. Die übrigen dabey angeſtellten Perſonen, ſind: 1 Arzt; 1 Kapellan; 1 Gehülfe des Wundarztes (Chirurgien-Eléve); 1 Wundarzt auſſer dem Hauſe (Chirurgien de dehors); 2 Krankenwärterinnen (Infirmiéres); 3 Krankenwärter (Infirmiers) im Sommer, und 2 im Winter, 1 Küſter oder Meßner (Sacriſtain): 1 Gärtner; 1 Thürhüter oder Pförtner (Portier). Von dieſen bekommen der Gärtner, der Küſter, und der erſte Aufwärter, jährlich 40 Thaler (Ecus); der zweyte Aufwärter, und der Thürhüter, ein Invalide, jeder 20 Thlr.; und die beyden Wärterinnen, jede 100 Livres. Der Kapellan hat 600 Livres Gehalt; aber weder er, noch der Arzt, und der auswärts wohnende Wundarzt, werden im Hauſe geſpeiſet, damit man nicht zwey verſchiedene Küchen im Hauſe halten dürfe. Der Arzt hat ſeine Wohnung im Hauſe. Der Gehülfe des Wund-

(*) Es erſchienen davon, in eb. demſ. Jahre zwey deutſche Ueberſetzungen; eine u. d. T. Einrichtungen und Anſtalten in dem Hoſpice der Charite zu Paris, Leipz. 1780, 4. 6 Bog.; und die andere, u. d. T. Pflegbaus armer Kranken, Straßb. 1780, gr. 4. 7 B.

Wundarztes erhält bloß den Tiſch ohne Gehalt. Der Wundarzt auſſer dem Hauſe, bekömmt jährlich 50 Thlr.

Verrichtungen der Perſonen. Jede Schweſter, und jeder, der eine Bedienung im Hauſe hat, bewohnt ein beſonders Zimmer. Zwey Schweſtern ſind bey der Wäſche; 2 bey der Küche, und 2 bey der Apotheke, angeſtellt; 5 beſorgen die Krankenſähle, wovon eine bloß mit den anſteckenden Krankheiten zu thun hat. Die Superiorinn hat allein alle Theile der Verwaltung unter ſich; ſie regulirt die Ausgaben, führt Buch darüber, und hat die Caſſe in Händen. Der Arzt wohnt, wie geſagt, im Hauſe; er darf ſelten, und alsdann auch nur auf eine kurze Zeit, abweſend ſeyn. Er muß nicht nur die Kranken gewöhnlich 2 mal des Tages beſuchen, ſondern zu denen, die gefährlich krank ſind, öfter kommen. Er iſt auch zuweilen dabey, wenn man die Arzeneyen, die er verordnet hat, verfertigt. Wenn er die Kranken beſucht, begleiten ihn allemal 2 Schweſtern; die erſte nämlich, welche der Apotheke vorgeſetzt iſt, und die erſte Wärterinn des Krankenſaales. Bey jedem Beſuche hat er das Buch in Händen, worin die Verordnungen des vorigen Tages ſtehen. Der Wundarzt hat ein andres, worin er dasjenige, was an dieſem Tage verordnet wird, aufſchreibt. Die Apothekerinn ſteht dabey, und hört zu. Die Schweſter vom Saale giebt Nachricht von denen Zufällen, die ſich bey den Kranken ereignet haben. Der Gehülfe des Wundarztes hat, neben ſeiner ordinären Verrichtung, noch beſondere; z. B. wenn die Umſtände es erfordern, bey den Kranken zu wachen.

Ordnung in den Verrichtungen, und Eintheilung der Zeit. Die Schweſtern ſtehen des Morgens um 4 Uhr auf. Alsdann wird diejenige, welche die Nacht hindurch gewacht hat, abgelöſet, und ſtattet der Superiorinn Bericht von demjenigen ab, was in der vergangenen Nacht vorgefallen iſt. Die Schlüſſel werden dem Thürhüter übergeben. Um halb 5 Uhr wird geläutet. Die Schweſtern kommen zuſammen, und verrichten ihr Gebet bis um 5 Uhr; die beyden ausgenommen, welche zur Aufſicht über die Sähle beſtimmet werden. Um 5 Uhr gehen die Geſchäfte mit Lebhaftigkeit an. Man macht allen Kranken die Betten, und giebt denen, welche es nöthig haben, friſches Weißzeug. Man räuchert in den Sählen, öffnet die Fenſter, und wen-

wendet alle mögliche Sorgfalt an, um die nöthige Reinlichkeit zu erhalten. Die andern Schweſtern bereiten unterdeſſen die Suppen, Fleiſchbrühen und Arzeneyen. Dieſe werden um halb 7 Uhr ausgetheilt, und die Kranken verrichten vorher das Gebet. Um 7 Uhr iſt alles in Ordnung. Die Schweſtern theilen ſich, und frühſtücken nach einander. Um 8 Uhr verſammeln ſie ſich wieder, und der Arzt fängt ſeine Beſuche an. Während des Beſuches der Kranken iſt alles ſtill, um den Arzt nicht zu ſtören. Sobald die Beſuche geſchehen ſind, verbindet man die Wunden, und vollzieht die Vorſchriften des Arztes. Dieſe Beſchäftigungen ſind dergeſtalt eingetheilt, daß ſie gerade um halb 10 Uhr zu Ende gehen. Bis um 10 Uhr bekommen die Geneſenden Brod und Wein. Um 10 wird die Fleiſchbrühe und das Fleiſch ausgetheilt. Die Austheilung geſchieht auf 2 mal, um Unordnung zu verhüten. Um halb 11 Uhr iſt die Mittagsmalzeit der Geneſenden vorbey, und man giebt den Kranken ihre Suppe; unterdeſſen iſt ein Theil der Schweſtern beſchäftigt, die Sähle aufzuräumen und das Geſchirr an ſeinen Ort zu bringen. Um halb 12 Uhr kommen alle Schweſtern in den Speiſeſaal, diejenige ausgenommen, welche nebſt den Bedienten die Aufwartung bey den Kranken hat. Um ½ auf 1 Uhr gehen alle Schweſtern in ihre Kammern, und man erlaubt alsdann den Kranken, bis um 2 Uhr von ihren nächſten Verwandten Beſuche anzunehmen; doch iſt der Freytag davon ausgenommen. Um 2 Uhr giebt der Pförtner mit der Hausglocke ein Zeichen, damit alle Fremde ſich wieder wegbegeben. Während der Zeit, um 1 Uhr, wird die Suppe und die Collation ausgetheilt. Von 1 bis 3 Uhr ruhen die Schweſtern ein wenig aus, verwenden jedoch die Zeit zu minder mühſamen Beſchäftigungen, als: z. B. die Geneſenden zurück zu ſchicken, und Reinlichkeit zu beſorgen, als welche in dieſem Hauſe auf das äuſſerſte getrieben wird, und ein unverbrüchliches Geſetz deſſelben ausmacht. Die Kranken, welche es bedürfen, bekommen des Tages zweymal reine Wäſche. Die abgelegte wird ſogleich in einen luftigen Hof gebracht, wo 2 Perſonen unaufhörlich beſchäftigt ſind, ſie etlichemal in friſchem Waſſer auszuſpühlen, worauf ſie wieder getrocknet und zubereitet wird. Alle Freytage von 12 bis um 2 Uhr bekommen die Kranken insgeſammt, auch die Geneſenden, reine Wäſche.

Um 3 Uhr macht der Arzt seinen zweyten Beſuch, in eben der Ordnung, wie den erſten. Um 4 Uhr giebt man den Kranken alle verordnete Mittel, bettet ſie um, und macht die Betten von neuem. Um 5 Uhr wird abermal Brod, Wein und Fleiſch ausgetheilt; die Kranken werden auch beſorget, das Geſchirr wird wieder überliefert, und man verrichtet das Abendgebet. Alle dieſe Arbeiten ſind um 6 Uhr vorbey. Alsdann wird im Speiſeſaal eben ſo geſpeiſet, wie zu Mittage. Um ¾ auf 7 Uhr wird die Reinlichkeit in allen Sählen abermal beſorget, und die Arzeneyen werden gegeben. Um 8 verrichten die Schweſtern ihr Gebet. Um halb 9 Uhr geht jede wieder auf ihren angewieſenen Poſten und giebt der Schweſter, welche die Nacht hindurch wachen ſoll, den gehörigen Unterricht. Um 9 Uhr begeben ſich die Schweſtern zur Ruhe, und der Thürhüter überliefert der Superiorin die Schlüſſel.

Man muß über die Ruhe und Stille, welche in dieſem Hauſe herrſcht, erſtaunen. 140 Perſonen, die wohl regiert werden, machen nicht ſo viel Lärmen und Unruhe, als ſonſt eine kleine Anzahl Domeſtiken in einem Privathauſe.

Oekonomie in dieſem Hauſe. Wenn man die am Ende dieſes Berichtes beygefügten Rechnungen durchſieht, wird man finden, daß jeder Kranke nur 17 Sous täglich koſtet, den Unterhalt und die Beſoldung der Schweſtern und Bedienten mitgerechnet, und ſo gar noch 200 Livr. mit einbegriffen, die man monatlich zum Ankauf neuer Leinwand verwendet. Dieſer geringe Aufwand aber kann nicht anders, als durch äuſſerſten Fleiß und Ordnung, erhalten werden.

Aller Vorrath wird auſſer dem Hauſe gekauft, alsdann verſchloſſen, und täglich ausgetheilt. In Anſehung des Holzes und Oehles richtet man ſich nach der Jahrszeit und der Witterung. Alle Abend wird die auf den folgenden Tag benöthigte Quantität Fleiſch beſtimmt. Zu jeder Nummer des Bettes läßt der Arzt ein Zeichen ſetzen, welches andeutet, ob der Kranke, welcher darin liegt, eine ganze oder halbe Portion Fleiſch bekommen ſolle ꝛc. Eine Abſchrift von dieſen Zeichen wird der Superiorin eingehändigt, damit ſie ſich darnach in der Austheilung der Speiſen richten könne. Die Ueberbleibſel von dem Fleiſche, welches ſo

ge-

gekocht worden iſt, daß es nicht alle Kraft verloren hat, werden zur Verſtärkung der Fleiſchbrühen des folgenden Tages angewandt, und vermindern folglich die Ausgaben. Nach dem zweyten Gebrauche, nährt man die Hühner damit. Die Koſten der Collation ſind bey den Rechnungen nicht in Anſchlag gebracht, weil die Superiorin ſolche mit dem aus dem Verkaufe des Fettes, und des etwanigen Nachlaſſes der Verſtorbenen gelöſeten Gelde beſtreitet.

Der junge Arzt, Hr. Galatin, der im erſten Jahre das Krankenhaus bediente, hatte nichts für ſeine Mühwaltung genommen. Sollte man auch nicht mehrere dergleichen gutthätige und uneigennützige Männer finden, ſo würde ſich doch für einen jährlichen Gehalt von 600 Livr. allemal ein lehrbegieriger Arzt für das Hoſpice finden, und wenn man dieſe Summe auf 120 Kranke vertheilt, würde die tägliche Ausgabe für einen Kranken doch nicht über 17 Sols 2 Den. kommen, wie denn auch dieſe Einrichtung nunmehr wirklich zum Vortheil des Krankenhauſes gemacht iſt.

Man hat befunden, daß, wenn man das Brod kauft, und die Wäſche jährlich verdingt, man nicht nur eine Erſparung macht, ſondern auch noch in Anſehung der guten Ordnung einen Vortheil hat, indem man weniger Leute gebraucht, und dabey zugleich die Schweſtern ſchont, damit ſie mehr Sorgfalt auf die Wartung der Kranken wenden können.

Die Schweſter, welche der Apotheke vorſteht, kauft nur die einfachen Beſtandtheile der Arzeneymittel ein; dieſe werden alsdann in der Apotheke zuſammen geſetzt, und alſo die Arzeneyen verfertigt. Gewiſſe Tage im Frühlinge ſind zur Einſammlung der Kräuter beſtimmt. In dem Hauſe ſelbſt wird ein kleiner Kräutergarten unterhalten.

Obgleich die Koſten eines Kranken täglich noch nicht völlig 17 Sous betragen, ſo wäre doch noch eine kleine Erſparung möglich, wenn das Hoſpice aus 200 Kranken beſtände, die, ſo wie jetzt 120, auch nur eine Superiorin, einen Kapellan ꝛc. hätten, wobey ein nicht viel größerer Aufwand von Holz und Licht erfordert würde. Die Oekonomie in einem Krankenhauſe iſt ſicher und regelmäßig, wenn die Anzahl der zu verſorgenden Perſonen beſtimmt iſt. Iſt ſie zu klein, ſo iſt der Aufwand größer; nimmt man mehr, als man anfangs

fangs feſtgeſetzt hatte, ſo entſteht leicht Unordnung, und zugleich mehrerer Aufwand.

Verpflegung der Kranken. Kranke, die in der Beſſerung ſind, und nur noch genaue Diät beobachten müſſen, bekommen alle 3 Stunden Brühe, es wäre denn, daß der Arzt es verböthe. Die Ptiſanen und andere Mittel werden ihnen auch zur beſtimmten Zeit gegeben. Kranke, denen bloß Suppe erlaubt iſt, bekommen ſolche 3 mal des Tages, nämlich um halb 7, um 10 und um 5 Uhr; Brühe und Ptiſane in den Zwiſchenzeiten, und die Collation um 1 Uhr. Dieſe Collation beſteht aus gekochten Pflaumen, Aepfeln und Confitüren für ſchwächliche Magen.

Die Kranken, welche auf halbe Portionen geſetzt ſind, werden in den Reconvalescentenſaal gebracht. Sie bekommen früh um halb 7 Uhr die Suppe; um 10 Uhr, 4 Unzen Brod, 4 Unzen Fleiſch, und den 6ten Theil einer Bouteille Wein; um 1 Uhr die Collation; um 5, das Abendeſſen wie zu Mittage, um halb 9, die Brühe und Ptiſane, wenn ſie es verlangen.

Die Kranken mit ganzen Portionen werden eben ſo verpfleget, nur daß ſie doppelt ſo viel an Wein, Brod und Fleiſch, bekommen.

Die Geneſenden bekommen des Sonntags, Dienſtags und Donnerstags, zu Mittage Braten, und an den vier übrigen Tagen ein wohl zubereitetes Ragout von Fleiſch.

Rechnungsbücher, und wie dieſelben geführt werden. Die ſämmtlichen Ausgaben werden nach den Tagen, wie lange ein Kranker in dem Hoſpice geweſen iſt, aber nicht nach der Zahl der Kranken, welche in einem Monate aufgenommen worden, und den ganzen Monat über da geblieben ſind, berechnet. Die leztere Art die Rechnung zu führen, iſt allerley Unterſchleifen ausgeſezt; denn es können darin Tage, da der Kranke nicht da geweſen iſt, für voll angerechnet werden. Ein Kranker, welcher vor dem Abendeſſen aus dem Hoſpice geht, läßt ſeine Portion zum Beſten des Hoſpitales zurück, und dieſe muß als erſparet berechnet werden. Wenn alſo ein Kranker nach dem Mittagseſſen in das Hoſpital kömmt, und es vor dem Abendeſſen wieder verläßt, wird für die Ankunft und den Ausgang aus dem Hauſe nur 1 Tag angerechnet.

Wenn

Wenn ein armer Kranker ankömmt, ſchreibt ihn die Superiorin ſogleich in das Regiſter; ſie bemerkt ſeinen Namen, ſein Geſchlecht, ſeine Hanthierung, das Kirchſpiel, woraus er iſt, ſeine Wohnung und Krankheit. Auf der einen Seite ſteht der Tag ſeiner Ankunft, und auf der Seite darneben der Tag, da er das Hoſpital verlaſſen hat oder geſtorben iſt. Die Schweſtern befeſtigen die Abſchrift davon bey der Nummer des Bettes, worin der Kranke liegt.

Es wird kein Kranker anders, als gegen einen Schein (*), der entweder von der Superiorin, oder auch von dem Parrer des Kirchſpieles, oder von einem der zu dieſer Verrichtung beſonders beſtellten zwey Prieſter, unterſchrieben ſeyn muß, aufgenommen. Jeder Kranke wird alſo durch ſeinen Namen, und durch zwey Nummern, nämlich: die von ſeinem Bette, und die in dem Buche, in welchem alle Kranke verzeichnet ſind, die das Jahr hindurch aufgenommen worden ſind, bezeichnet und von andern unterſchieden. Letztere deutet an, der wievielſte er in einem Jahre iſt. Die Aufnahmſcheine werden nach der Ordnung, wie ſie eingegeben worden ſind, zuſammen geheftet und aufgehoben, daß man ſie allezeit leicht, und ohne ſich zu irren, mit dem Buche zuſammen halten kann. Denn der Name, die Umſtände und die Nummer jedes Kranken ſtehen auf ſeinem Scheine, wie ſie in dem Buche ſtehen.

Auſſer dieſer Liſte hat die Superiorin noch eine andere, worauf alle Zahlen des laufenden Monates, und neben dieſen die Anzahl der Tage, wie lange ein Kranker geblieben iſt, ſtehen. Dieſe Tage zuſammen genommen, machen die Summe der Tage der Kranken eines jeden Monates aus. Um noch ſicherer zu gehen, wird das Buch, worin die Zahlen der Kranken verzeichnet ſind, mit den Liſten zuſammen ge-

(*) Die Formel davon iſt dieſe: Ich Endes Unterſchriebener beſcheinige hiemit, daß Vorzeiger dieſes, N. N. in ſeiner Krankheit weder von Freunden noch andern Beſchützern einigen Beyſtand zu erwarten hat, und daß er ganz verlaſſen und elend iſt, ſich folglich genöthigt ſieht, um die Wohlthaten, die für wahre Arme beſtimmt ſind, anzuhalten. Aus dieſer Urſache erhält er gegenwärtigen Schein, um ihn gegen ſolchem in dem Hoſpice de Charité aufzunehmen.

gehalten. Durch das Buch, welches der Arzt führt, wird dieſes noch mehr beſtimmt, und allen Unrichtigkeiten vorgebeuget. Er ſchreibt nicht nur den Namen eines jeden Kranken, und den Tag ſeiner Aufnahme, ein, ſondern auch die Gattung und Beſchaffenheit der Krankheit, wie er dieſelbe behandelt, und was für einen Erfolg er bemerkt habe. Gelingt es ihm nicht, ſo zeigt er, ſo viel möglich, die Urſache davon an; und zu Ende des Monates fügt er eine kurze Recapitulation der Krankheiten, der Beſchaffenheit der Witterung, und der Heilmittel, hinzu. Er übergiebt den Vorſtehern auch monatlich eine Tabelle, worin die verſchiedenen Gattungen der Krankheiten, die Zahl der Kranken, derjenigen die geneſen oder geſtorben ſind, verzeichnet ſind. Da man aus dieſer Tabelle erſieht, an welcher Krankheit die mehreſten geſtorben ſind, und bey welchen Krankheiten der Arzt am wenigſten glücklich geweſen iſt, ſo giebt man beſonders auf ſolche Gattung der Krankheit Acht, um nöthigenfalls die Behandlung derſelben und die Arzeneymittel abändern zu können. Ueberdies hält der Arzt noch ein zweytes Buch, in welches er einige Kranke beſonders einſchreibt, die zwar ſchon in ſeinem erſten Buche ſtehen, deren Krankheit aber von einer beſondern Beſchaffenheit iſt. Es iſt dieſes gleichſam ein Tagebuch, in welchem alle verſchiedene Symptome, Zeichen und Abwechſelungen der Krankheit, ſo pünctlich, als es von einem geſchickten und genauen Beobachter geſchehen kann, angemerkt werden.

Verſchiedene allgemeine Regeln und Einrichtungen. Die Abſicht bey dieſem Hauſe war, daß es bloß für Höchſtbedürftige beſtimmt ſeyn ſollte. Weil 120 Betten für Kranke aus mehrern Kirchſpielen nicht hinlänglich waren, hat man ſich nur auf zwey, nämlich St. Supplice und Gros-Caillou eingeſchränkt. Man kannte aus der Erfahrung verſchiedene Mißbräuche bey dergleichen Anſtalten, die vermieden werden mußten. Werden alle Kranke, die ſich angeben, ohne Unterſchied und ohne Unterſuchung angenommen, ſo läuft man Gefahr, entweder Miſſethäter aufzunehmen, die unter dem Vorwande einer leichten Unpäßlichkeit den Händen der Juſtiz zu entgehen ſuchen, oder Faulenzer, welche ihr Brod durch Arbeit nicht verdienen mögen, oder auch bemittelte Geizhälſe, welche ſich auf Koſten der Armuth curiren laſſen. Es iſt daher nothwendig, daß man ſich um diejenigen, die

die aufgenommen werden, wohl erkundige. Damit aber auch daraus nicht das Uebel entſtehe, daß nur bloß Empfohlne hinein kommen, ſo wird kein Kranker angenommen, er habe ſich dann ſelbſt in Perſon geſtellt, oder ſich einen Zettel zur Aufnahme von der Superiorin, oder von einem der Prieſter zu St. Suplice, erbeten. Dieſe kleine Bedingung hat bisher allen Mißbräuchen vorgebeugt. Durch einige Fragen über die Umſtände des Kranken, die Verbindung der Superiorin mit den Schweſtern, die im Kirchſpiele ſind, die Sorgfalt des Pfarrers von St. Supplice, die Sitten und Umſtände ſeiner Armen zu kennen; kurz; durch dieſe Erkundigungen und die gehörige Vorſicht ſind bisher alle, welche kein Recht hatten, wegen ihrer Armuth und ihres Leidens aufgenommen zu werden, aus dieſem Hoſpitale abgewieſen worden.

Man nimmt keine Bediente an, ſie müßten denn auſſer Dienſt ſeyn.

Sobald Kranke auf ganze Portionen Eſſen geſetzt ſind, darf man ſie nicht länger, als 3 Tage, behalten, ſie müßten denn aufs neue befallen werden.

Die Vorſteher ſehen die Rechnungen monatlich nach, und unterſchreiben ſie; das Geld aber bekömmt die Superiorin voraus, damit ſie alles gleich baar bezahlen könne.

Die Bücher, Liſten, Rechnungen der Ausgaben werden allen, die ſie zu ſehen verlangen, gezeigt.

Die Kranken im Hoſpitale dürfen weder Geld annehmen, noch Jemand darum anſprechen.

Will Jemand in dem Hauſe Almoſen geben, ſo nimmt die Superiorin daſſelbe an, und ſchreibt in ein beſonderes Buch, wozu es angewandt worden iſt. Dieſes Geld darf niemals zu den gewöhnlichen Ausgaben des Hauſes gebraucht werden, weil dadurch eine Unordnung in den Rechnungen entſtehen würde. Dieſes Geld wird entweder zu Verbeſſerungen der Gebäude angewandt, oder es wird davon dürftigen Vätern oder Müttern etwas gereichet, wenn ſie das Hoſpital verlaſſen, und nun, da ſie während der Krankheit nichts verdienen konnten, von allem entblößt zu ihrer Familie wieder zurück kehren.

Bey Reichung der Arzeneymittel gebraucht man die äuſſerſte Vorſicht. Die häufigen Vergehungen dieſer Art

in großen Hoſpitälern, ſind in einem Hauſe von 120 Kranken leichter zu verhüten, zumal da ſie von verſchiedenen Schweſtern beſorget werden, welche beſtändig um die Kranken ſind, welche alle Abwechſelungen und beſondere Umſtände ihrer Krankheit bemerken, und die ſelbſt einige mediciniſche Kenntniſſe nebſt einer langen Erfahrung beſitzen. Da aber auch in den leichteſten Dingen eine gewiſſe Ordnung herrſchen muß, ſo zeichnet die der Apotheke vorgeſetzte Schweſter, welche den Arzt bey ſeinen Beſuchen begleitet, die vorgeſchriebenen Mittel nach den verſchiedenen Nummern, zu ihrem Unterricht, auf. Alsdann hält ſie ihr Buch gegen dasjenige, welches der Arzt hält, wenn er die Kranken beſucht, und theilt nachher den Schweſtern, die den Sählen vorgeſezt ſind, Zettel aus, worauf die Nummern und die zu jeder Nummer verordneten Arzeneyen geſchrieben ſind. Dieſe Zettel heften ſie an ihre Aermel, und wenn man die Arzeneyen bringt, vergleichen ſie dieſelben mit den Ueberſchriften dieſer Arzeneyen.

Von dem Hauſe des Hoſpitales ſelbſt. Dieſes Krankenhaus iſt in einem ſehr alten Gebäude angelegt, wo alle für die Geſundheit erforderliche Eigenſchaften nicht angebracht werden konnten. Die Sähle ſind niedrig; man hat aber alle Vorſicht angewandt, den übeln Folgen, die daraus entſtehen könnten, vorzubeugen. Hinter jedem Saale iſt ein Gang angelegt, in welchem man vieles für die Kranken verrichtet, welches, wenn es in den Sählen ſelbſt geſchähe, übeln Geruch und Getöſe bey den Kranken verurſachen würde. In den Sählen ſind in gewiſſen Diſtanzen Neben- oder Seitenthüren angebracht, die jedoch mit Vorthüren verſehen ſind, durch welche friſche Luft aus den Gängen in die Sähle von Zeit zu Zeit gelaſſen wird. Man hat beſonders, was man in vielen Hoſpitälern findet, zu vermeiden geſucht, nämlich, daß kein Saal die Ausdunſtungen und böſe Luft von dem andern erhalte. In den Sählen des Hoſpice ſind auf beyden Seiten über den Betten Fenſter, welche gerade gegen einander ſtehen. In jedem Saale wird die Luft beſtändig ſowohl durch die in den großen Fenſtern befindlichen kleinen Fenſter oder Schößchen und Schieber, als auch durch die Lufträdchen (Ventilatoren), erneuert.

Das Mittel, welches man, den ſchädlichen Geruch der heimlichen Gemächer zu vertreiben, ausfindig gemacht hat,

iſt ſehr gut gelungen. Man hat nämlich die Abtritte im Bodengeſchoſſe am Ende des Gebäudes angebracht, und man gelangt vermittelſt eines offenen Ganges zwiſchen zwey Gärten dahin. Unter dem Gange iſt für die Abtritte ein viereckiges Loch gemacht, gewölbt und ausgemauert; es hält in der Länge 24 Fuß, in der Breite 12, und in der Höhe bis in die Mitte des Gewölbes 8 Fuß. Die ganze Breite des Ganges iſt in 3 Theile getheilt. Ein Drittel nehmen die Häuschen oder Abtritte ein, und zwey Drittel die eigentlichen Gänge, um dahin zu kommen. Dieſe ſind, der ganzen Länge nach, durch eine breterne Scheidewand, die keine Oeffnung hat, von einander abgeſondert. Der Raum zwiſchen den Häuschen und der Mauer, iſt dadurch in 2 Theile getheilt, und man muß aus dem Gebäude erſt bis an das Ende des einen Ganges gehen, um zu den Häuschen im andern Gange zu kommen. Der Wind mag alſo kommen aus welcher Gegend er will, ſo iſt der Luftzug allemal frey, und wird abwärts und hinaus getrieben; folglich kann kein Geruch bis zu den innern Gängen des Gebäudes bey den Sählen kommen. Die Abtritte im erſten Stocke, ſind nach demſelben Plan angelegt. Die breterne Scheidewand befindet ſich zwiſchen den Fenſtern, die zu beyden Seiten des Ganges gerade gegen einander über angebracht ſind, und keine Rahmen mit Scheiben haben; folglich wird hier eben die Wirkung, wie bey den unten an der Erde befindlichen Gemächern, erhalten. Der Gang zu den Abtritten im erſten Stocke iſt mit Flügelthüren verſchloſſen, und zwar nicht auf die Art, wie der im Bodengeſchloſſe, verlängert; aber der Geruch kann doch nicht in die Gänge bey den Krankenſählen dringen, weil dieſe einen rechten Winkel mit den Gängen zu den Abtritten machen. Die breternen Verſchläge zwiſchen den Abtritten, ſind nicht über 6 bis 7 F. hoch, und auch oben offen, wodurch eine beſtändig freye Bewegung der Luft zwiſchen der längſthin laufenden Scheidewand, und der Mauer, daran die Klappen und Oeffnungen der Abtritte ſtoßen, erhalten wird, ohne daß ſie eine Communication mit dem erſten Gange zwiſchen der Scheidewand und der Mauer hat. Um die übeln Ausdunſtungen aus der gewölbten Grube der Abtritte abzuhalten, ſind an den Ecken des Gebäudes, unter welchen die Grube liegt, zwey Luftzüge in der Mauer, von unten bis oben über das Dach hinaus, angebracht. Dieſe Luftzüge, welche

che aus gebrannten irdenen Röhren beſtehen, haben im Durchſchnitt 9 Zoll, und ſind ungefähr 22 Fuß aus einander. Ihre Wirkung und den Mechanismus kann man ſich leicht vorſtellen.

Man leitet das Waſſer an alle Orte, wo es nöthig iſt, durch bleyerne Röhren. Zwey mechaniſch eingerichtete, und mit Heizröhren, die durch die Sähle laufen, verſehene Oefen ſind hinlänglich, vier Sähle zu erwärmen. Der Ofen ſteht nahe bey der Thür, weil dadurch die Luft deſto mehr gereinigt wird.

Die Kranken ſind von den Geneſenden abgeſondert, und für anſteckende Krankheiten beyderley Geſchlechts ſind zwey kleine, von den andern weit entfernte, Sähle beſtimmt. In der Küche ſind auch allerley Einrichtungen gemacht, die man aber ſelbſt ſehen muß, um von ihrer Nützbarkeit überzeugt zu werden. Man iſt auch in der Wahl der Materien zu Ausſtopfung der Betten ſorgfältig geweſen, und iſt auf Mittel, alle faule Ausdunſtung davon zu verhüten, bedacht geweſen.

Alles kupferne Küchengeſchirr, und jene alte Gebräuche, welche die neuern Aerzte für ſchädlich halten, ſind aus dieſem Hauſe verbannet.

Das Haus liegt unweit der Barriere de Sevre, hat eine geſunde luftige Lage, und einen ziemlich großen Garten, welcher in 3 Theile, nämlich: einen botaniſchen Garten, einen Küchengarten, und einen Spaziergang für die Geneſenden, abgetheilt iſt.

Die ſämmtlichen Koſten des Hauſes betrugen: im J. 1779, 30600 Livr.; im J. 1780, 36232 L.; und im J. 1781, 37118 L.; alſo, nach einer Mittelzahl jährlich 34650 L. 5 S. 10 D.

Einzeln betrugen die Ausgaben, nach lauter Mittelzahlen, aus jenen 3 Jahren:

Schweſtern der Charite				1216	Livr.	11	Sous.
Brod	-	-	-	4252	„	16	„
Apotheke	-	-	-	2657	„	3	„
Wundarzt	-	-	-	150	„	—	„
Fleiſch	-	-	-	12115	„	9	-
Leuchtung	-	-	-	671	„	5	„
Wein	-	-	-	2629	„	9	„

Holz - - - -	1558 Livr.	19	Sous.
Kapellan und Arzt - -	1200	—	
Faſttage - - - -	1353	9	
Wäſche - - - - -	2445	9	
Unvermuthete Ausgaben, Leinwand, Matratzen ꝛc. -	2489	2	
Geſinde, beyderley Geſchlechts	680	—	
Begräbnißkoſten - - -	430	10	

Im J. 1780, kamen 1435 Kranke; davon genaſen 1255 ſtarben 180. Die Mortalität verhielt ſich alſo wie 1 zu 8.

Im J. 1781, kamen 1585 Kranke; davon genaſen 1440 ſtarben 145; alſo 1 : 11.

Nach dreyjährigen Mittelzahlen, war
Anzahl der Krankentage, 40670$\frac{2}{3}$ Tage.
Preis eines jeden Tages, 17 Sous, $\frac{1}{3}$ Den.
Anzahl der Tage, die jeder Kranke im Hoſpice geblieben iſt, 25$\frac{4}{7}\frac{3}{8}$ Tage.

Koſten eines jeden Kranken, 21 Livres, 19 Sous, 8 Deniers.

Nach dem Auszuge eines Briefes, aus Paris, v. 16 May 1786 (*), herrſcht in dieſem von Madame **Necker** errichteten Hoſpitale, noch immer die alte, gute, reinlichſte, liebenswürdigſte Ordnung. Die Stifterinn hatte bisher immer dem Publicum öffentliche Rechenſchaft von dem Zuſtande deſſelben abgelegt; nur die zwey letztern Jahre hielt eine langwierige Nervenkrankheit der Madame **Necker** die Bekanntmachung zurück, die jetzt erſchienen iſt. Hieraus erſieht man, daß im J. 1784, 2068 Kranke aufgenommen worden ſind, von welchen 272 ſtarben. Im J. 1785, wurden 2035 Kranke aufgenommen, wovon 307 ſtarben. Beſonders merkwürdig iſt es, daß jährlich eine Menge deutſcher Schneidergeſellen in dieſem Hoſpitale an der Phtiſi pulmonali ſterben. Jeder Kranke, einer in den

(*) In Hrn. g. R. Baldinger medicin. Journal ꝛc. 9 St. S. 44.

den andern gerechnet, koſtet dem Hoſpitale täglich an 17 Sous, 6 Deniers.

Die Anſtalt der öffentlichen Verpflegung von 300 Blinden, oder quinzevingt, welche Franz I. König in Frankreich, geſtiftet hat, iſt durch die Sorgfalt des Cardinales von Rohan unter der Regierung Ludwig's XVI. ungemein verbeſſert und erweitert worden. Durch den Verkauf ihres alten Wohnplatzes, und verſchiedene andere Einrichtungen, hat der Großalmoſenier, welcher oberſter und unmittelbarer, geiſtlicher und weltlicher Vorſteher dieſes Hoſpitales iſt, den Blinden nicht nur beſſern Unterhalt verſchafft, ſo, daß die unverheuratheten des Tages 20 Sols, die an Fremde verheurathet ſind, 26 Sols, und die an Blinde im Hoſpitale verehelicht ſind, 36 Sols erhalten, (ohne die Erziehung, die man den Kindern der Blinden bis in das 16te Jahr giebt, welche man auch Handwerke lernen läßt, und der Krankenanſtalten für Blinde innerhalb des Hauſes, zu gedenken,) ſondern derſelbe hat auch 1) 25 neue Plätze für blinde Perſonen von Adel, und 8 für blinde und arme Geiſtliche, 2) Penſionen von 100, 150 und 200 Livr. für 300 arme Blinde in den Provinzen, 3) Brod für 150 Blinde, welche auf eine leere Stelle im Hoſpitale warten. 4) 25 Bettſtellen für Arme aus den Provinzen, welche an den Augen leiden, und unentgeltlich genährt und gewartet werden, bis ſie entweder geheilt, oder ganz blind ſind, 5) unentgeltliche Conſultationen, zweymal die Woche, bey den geſchickteſten Oculiſten des Hauſes, für alle welche ſie um Rath fragen wollen, und endlich 6) einen Preis von 400 Livr. jährlich für jede nützliche Abhandlung über Augenkrankheiten, geſtiftet; welches alles der jetzige König, durch ein unter d. 14 März gegebenes Arret öffentlich beſtätigte, die Zahl der Adminiſtratoren dieſes Hoſpitales feſtſetzte und ihre damalige Wahl genehmigte.

Von dem St. Katharinen- und St. Gervais-hoſpitale in Paris, habe ich bereits im XXXV Th. S. 749, fgg. gehandelt.

Von der im J. 1767 geſtifteten Krankencaſſe zu Paris für fremde evangeliſche Sattlergeſellen, werde ich im Art. Medicinalanſtalten Nachricht ertheilen.

Mémoires ſur les Hôpitaux de Paris, par Mr. Tenon av. figg. en t. d. Mit dem Motto aus Arnaud: Ces refuges, ouverts aux malheurs des mortels, pour la divinité ſont les premiers autels, à Par. 1788, 4. 472 S.

2. In Grenoble, hat das Hoſpital zwey Sähle; der untere, der ſehr lang iſt, und auf einer Seite einen kleinen daran ſtoßenden Nebenſaal hat, iſt für die Bürger beſtimmt. Jeder Kranke hat ſein eigenes Bett mit grünen Vorhängen. Die Bettgeſtelle ſind von Holz. Am Ende des Saales iſt hinter einem großen eiſernen Gitterthore die Apotheke, welche, ſo wie das Hoſpital, von Mönchen bedient wird. Man vermißt hier ſehr die nöthige Reinlichkeit. Der andere Saal, welcher ein Stockwerk höher iſt, enthält die kranken Soldaten der Garniſon. Der Saal iſt ſo groß als der untere, aber die Betten ſind ohne Vorhänge, und meiſtens liegen zwey in jedem derſelben. Alle Arten von Kranken liegen unter einander. Hr. D. Girtanner (*) fand die Unreinlichkeit ſo groß, und den Geſtank ſo abſcheulich, daß er es kaum 5 Minuten lang aushalten konnte.

3. In Marſeille, trifft man verſchiedene Hoſpitäler an. In einigen werden nur wirkliche Kranke verpfleget; andere ſind für bloß Unglückliche beſtimmt. Zu der erſten Claſſe gehören: das Hoſpital zum h. Geiſt, wo Kranke und Findlinge aufgenommen werden; das Hoſpital für die Gelähmten, eines für die Unheilbaren, und noch ein anderes für die Wahnwitzigen. Zu

(*) S. Blumenbach, a. ang. O. S. 515. f.

Zu der zweyten gehören ſolche Oerter, wo arme bejahrte Perſonen, unmündige Kinder, die wegen Armuth von ihren Aeltern nicht können erzogen werden, und arme Waiſen, verſorget werden. Auch hat man dort ein gewiſſes Amt, Bureau de la providence genannt, welches die Verbindlichkeit auf ſich hat, verunglückten Bürgern, die zwar aus Scham nicht öffentlich um eine Beyſteuer anſprechen, deren aber höchſt bedürftig ſind, in geheim beyzuſtehen.

Das Spital zum h. Geiſt, in Marſeille, hat eine der vortheilhafteſten Lagen, die ein Krankenhaus nur immer haben kann. Es liegt an der Nordſeite der Stadt auf einer Anhöhe, und ſteht mit dem Flügel der Fronte gegen Mittag. Das ganze Gebäude iſt ſehr weitläuftig, weil zu verſchiedenen Zeiten hinzu gebauet worden iſt, ſo, daß man wirklich an der Abtheilung der Sähle und ihrer Bauart auch das Alter von jedem Theile bemerken kann. Die Krankenſähle im alten Gebäude ſind nicht gehörig abgetheilt, und werden auch nicht gut gelüftet. Die neuen Sähle ſind etwas zu lang; doch ſind die Fenſter und Thüren ſo angebracht, daß die Lüftung darin weit beſſer geſchieht, als in den alten. So wie die meiſten Sähle in Anſehung der Länge verſchieden ſind, ſo ſind ſie, was die Breite betrifft, einander faſt alle gleich, nämlich von 24 Schuh. Die Bettſtätte ſtehen 2½ Schuh von einander, nur in zwey Reihen, und ſind durchaus von Eiſen. Gemeiniglich trifft man 450 Kranke daſelbſt an, es iſt aber für mehrere Raum da. Mit anſteckenden oder langwierigen Krankheiten Behaftete werden hier nicht aufgenommen. Etliche Aerzte und Wundärzte aus der Stadt, beſorgen das Hoſpital um einen mäßigen Gehalt. Die gewöhnlichſten Krankheiten ſind hitzige Fieber. Die äuſſerlichen ſind von den innerlichen abgeſondert, und die am meiſten vorkommenden Fälle ſind Kopfwunden, Beinbrüche und andere Verletzungen an

den Füßen, welchen die Matroſen, oder Tagelöhner, die bey den Schiffen arbeiten, ausgeſetzt ſind. Die Geneſenden bekommen einen Schlafrock, Strümpfe und Kappen, vom Hoſpitale; ſie bewohnen auch einen eigenen Saal, der aber von den übrigen nicht genug abgeſondert iſt. In dieſem Hoſpitale werden auch Findlinge aufgenommen, verpfleget und erzogen. Die Stiftungseinkünfte ſind zwar beträchtlich; allein, da ſo mancherley Gegenſtände auch große Ausgaben erfordern, ſo ſind ſie kaum hinlänglich. Man hat durch eine gewiſſe Anſtalt die gewöhnlichſten Einkünfte zu vermehren geſucht; es müſſen nämlich alle Särge der ganzen Stadt in dieſem Hoſpitale verfertigt werden; man hält alſo eine Menge Särge von verſchiedenen Gattungen und Preiſen in Bereitſchaft; wollte aber Jemand einen neuen beſtellen, ſo wird er von dem Hoſpitaltiſchler um einen billigen Preis verfertigt. 16 der rechtſchaffenſten und bemitteltſten Bürger haben die Adminiſtration über ſich, und wechſeln alle 8 Tage in dem Hoſpitaldienſte mit einander ab, ſo, daß der Dienſthabende 2 oder 3 mal des Tages in dem Hoſpitale nachſieht, ob alles ordentlich zugeht. Alle 2 Jahre geht die Hälfte dieſer Adminiſtratoren ab; dagegen werden 8 neue gewählt, und folglich bleiben allezeit 8, die ſchon mit dem Dienſte und der eingeführten Ordnung bekannt ſind. Wenn am Ende des Jahres befunden wird, daß die Ausgaben die Einnahme überſteigen, ſo erſetzen dieſe 16 Adminiſtratoren das Fehlende aus ihrem eigenen Vermögen.

Das Hoſpital für die Gelähmten, iſt ſehr reinlich, und die Kranken ſind überhaupt hier weit beſſer verſorgt, als in andern Hoſpitälern, weil alle Betten geſtiftet ſind. Der Stifter eines jeden Bettes oder deſſen Erben können gleich anfangs für das von ihnen geſtiftete Bett nach Willkür eine arme Manns- oder Frauensperſon ernennen, nachher aber ſind ſie

verbunden, allezeit einen Paralytiſchen dieſe Wohlthat genießen zu laſſen.

Das Hoſpital für die Wahnwitzigen iſt ziemlich gut abgetheilt, und dieſe Unglückliche werden hier viel beſſer, als in andern Hoſpitälern, verpfleget; von Seiten der Aerzte wird nie etwas verſucht.

Für die Unheilbaren hat ein Arzt vor Kurzem ein kleines Hoſpital geſtiftet, worin alle für incurable anerkannte Kranke, die man in dem großen Hoſpitale nicht aufzunehmen pflegt, verſorget werden. Es iſt für 50 Betten Raum da. Die Stiftung eines Bettes koſtet 5400 Livr. Capital, wovon 5000 für den Unterhalt des Kranken, 200 auf die Anſchaffung eines Bettes, und 200 für deſſen Erhaltung angewandt werden.

4. In Toulon, einem königlichen Seehafen, am mittelländiſchen Meere, hat man 3 Krankenhäuſer, von welchem eines für die Kranken aus der Stadt, das zweyte für die Soldaten, das dritte für die Matroſen, beſtimmt iſt.

Das erſte liegt faſt mitten in der Stadt, und ſieht ziemlich gut aus, wiewohl es in Rückſicht auf die Abtheilung überhaupt mancherley Fehler hat. Eigentlich ſind nur zwey lange Sähle da, in deren einem 70 Betten für Männer, und in dem andern eben ſo viel für Frauensperſonen, ſtehen. In einem Gebäude, welches an das Hoſpital anſtößt, ſind auch einige Sähle für Schwangere, und für Findlinge. Selten bleibt eines von den dort befindlichen Betten einige Tage leer. Die am meiſten vorkommenden Krankheiten, ſind: hitzige Faulfieber, kalte Fieber, und der Scorbut. Die Stadt hat dieſes Spital geſtiftet; und wenn die jährlichen Ausgaben die gewöhnlichen Einkünfte überſteigen, ſo erſetzt ſie das Fehlende. 13 Bürger haben die Adminiſtration über ſich, und einer von ihnen führt jede Woche die beſondere Aufſicht.

Von dem Militär= und dem Matroſenhoſpitale in Toulon, werde ich im Art. Kriegshoſpital ſprechen.

5. In Toulouſe, befindet ſich ein gut angelegtes Hoſpital, St. Jaques. Es liegt nahe an dem Fluſſe Saone, und macht 3 Flügel von einem Vierecke. Die Krankenzimmer ſind recht gut abgetheilt, und die Lage trägt ſehr viel zu einer guten Lüftung bey. Auch werden die äuſſerlichen Krankheiten von den innerlichen, ſo gut als möglich, abgeſondert. Ueberhaupt trifft man gemeiniglich gegen 450 Kranke dort an. Einige Aerzte aus der Stadt, und ein Wundarzt, (welcher zwar der erſte im Hoſpitale iſt, aber doch noch als ein Gagnant maitriſe angeſehen wird,) beſorgen mit einigen Gehülfen die Kranken. Hr. Hunczovsky traf hier einige Kranke mit brandigen Geſchwüren an, deren Urſache man nicht einſehen wollte, obſchon der Wundarzt zu beweiſen ſuchte, daß die zum Verband vorräthige Carpie, weil ſie verlegen, dumpfig und beynahe faul ſey, dieſe Ausartung der Wunden und Geſchwüre veranlaſſe. Ueberdies ſahe er mit vielem Befremden, daß man die Hoſpitalwäſche, Compreſſen 2c. in einem Krankenſaale zum Trocknen aufhänge, welches beſonders bey regenhaftem Wetter geſchieht. Dieſes muß nothwendig auf die Geneſung der Kranken einen ſchädlichen Einfluß haben. Die Adminiſtration dieſes Hoſpitales iſt ſehr complicirt; 24 Räthe führen dieſelbe, welche aber ſelten in ihren Meinungen überein kommen.

6. In Montpellier, iſt das Hoſpital St. Eloi. Das Gebäude iſt viereckig, 2 Etagen hoch, und inwendig mit Bogengängen verziert. In der erſten Etage iſt eine geräumige Terraſſe, welche nicht nur dem Gebäude zur Zierde, ſondern auch den darin Wohnenden zur Bequemlichkeit dient. Drey Flügel dieſes Gebäudes enthalten bloß Krankenſähle, in dem vierten ſind Woh=

Wohnungen für die Officianten des Hoſpitales. Die Krankenzimmer ſind ziemlich gut eingetheilt, ſo wie auch die äuſſerlichen Krankheiten von den innerlichen vollkommen abgeſondert ſind. Auch für Bleſſirte hat man ein eigenes Zimmer, damit ſie nicht unter die chroniſchen Kranken zu liegen kommen. Allein, da die Krankenzimmer in den Flügeln doppelt neben einander ſtehen, und folglich nur von einer Seite Fenſter haben, ſo kann die Erneuerung der Luft unmöglich gut vor ſich gehen, wenn man ſie auch wirklich offen hält. In allen Zimmern ſind ungefähr 400 Betten, die beynahe immer belegt ſind; ſie ſtehen 2½ Sch. von einander entfernt. Hienächſt giebt es noch einige abgeſonderte Zimmer für ſolche Kranke, die täglich ungefähr 1 Gulden unſers Geldes zahlen, welches dem Hoſpitale zu gute kömmt, wofür ſie mit allem zu ihrer Geneſung Erforderlichen verſehen werden. Für Wahnwitzige ſind an dem Gebäude 24 kleine Logen angebracht, unter welchen es einige giebt, wofür dem Hoſpitale monatlich etwas Gewiſſes bezahlt wird. Unter andern ſahe Hr. Hunczovsky daſelbſt mit großem Vergnügen, daß man anfing, die Gänge und Sähle des Hoſpitales mit harten breiten Steinen zu pflaſtern. Dieſe Vorſorge hat man noch in ſehr wenigen Krankenhäuſern angetroffen, ob gleich jedermann einſieht, daß die gebrannten Ziegel, oder die Dielen, mit welchen man gewöhnlich die Böden in den Hoſpitälern belegt, ſehr geſchickt ſeyn, die bösartigen Dünſte und Feuchtigkeiten einzuziehen, und daß daher die gänzliche Reinigung der Atmoſphäre nie zu Stande gebracht werden kann. Die ſo genannten Soeurs griſes, oder grauen Schweſtern, haben die Krankenwartung über ſich, und verſehen auch den Apothekerdienſt. Die Kranken werden von 4 Aerzten und Wundärzten aus der Stadt, die für die erfahrenſten und geſchickteſten anerkannt ſind, gegen einen mäßigen Gehalt beſorget. Alle

3 Monate wechſeln ein Arzt und Wundarzt ab. Neben dieſen iſt noch ein Chirurgus als Supernumerarius da, welcher, wenn einer von den Ordentlichen krank würde, oder abweſend wäre, den Dienſt verrichtet. Im Hoſpitale ſelbſt wohnt der erſte chirurgiſche Aſſiſtent, der bey unvermutheten Fällen Kranke in das Hoſpital aufnimmt, und auch den erſten Verband anlegt. Dieſe Stelle wird allezeit einem jungen Manne, der ſeine Studien geendigt, und ſich eine Zeitlang in der praktiſchen Chirurgie geübt hat, zu Theil; er genießt zwar nur einen mäßigen Gehalt, hat aber zugleich den Vortheil, daß er nach einigen Jahren unentgeltlich als Maître aufgenommen wird. Vier Eleven, die ſtets im Hoſpitale ſind, haben ebenfalls einen kleinen Gehalt, und verrichten alle einem Unterchirurgus zukommende Dienſte. Wenn eine wichtige Operation vorkömmt, treten die Medici und Chirurgi zuſammen, um ſich darüber zu berathſchlagen; und wenn ſie von der Art iſt, in welcher einer von den Chirurgis eine beſondere Geſchicklichkeit beſitzt, z. B. im Steinſchnitt, oder in einer Augenoperation ꝛc. ſo unternimmt ſie derſelbe, wenn er auch nicht im Dienſte ſeyn ſollte.

Des Militärhoſpitales, wird im Art. Kriegshoſpital Erwähnung geſchehen.

7. In Bourdeaux, iſt das St. Andreashoſpital ſehr geräumig, aber irregulär, weil zu verſchiedenen Zeiten noch einige Gebäude hinzu gekommen ſind. Die daſigen 16 Krankenzimmer ſind nicht allerdings wohl abgetheilt. Drey davon ſind von beynahe gleicher Größe, in deren jedem in zwey Reihen 30 Betten $2\frac{1}{2}$ Sch. von einander ſtehen. In den übrigen ſtehen, in angezeigter Ordnung, 17 bis 18, oder 24 Betten; auſſer in einem Saale, den man die Galerie nennt, wo deren 34 ſind. Ungefähr 260 Betten ſind immer in Bereitſchaft. Auf die Abtheilung der innerlichen und äuſſerlichen Krankheiten wird zwar ziemlich genau geſehen; allein,

allein, da viele Betten mit 2 Kranken belegt ſind, ſo kann der daher zu erwartende Nutzen nicht erreicht werden. In einem kleinen Zimmer ſtehen beſonders 7 Betten für Operirte. Auch haben die mit Ausſchlage und Kopfgrinde Behafteten ein ganz abgeſondertes Zimmer mit 10 Betten. Die Geneſenden befinden ſich in einem geräumigen Saale, wo 12 Betten ſtehen. Alle dieſe Zimmer werden bloß durch die offen gehaltenen Fenſter und Thüren gelüftet. Die Fußböden werden in jeder Woche zweymal mit warmem Waſſer gewaſchen. Mit Waſſer wird dieſes Hoſpital ſehr bequem verſehen, und man wird die Reinlichkeit, dergleichen hier von den Krankenwärtern beobachtet wird, in wenigen Krankenhäuſern antreffen. Die Krankenwärterinnen ſind Laienſchweſtern (Soeurs de la Charité de S. Lazare), die unter einer Superiorinn ſtehen, und den Krankendienſt gemeinſchaftlich unter ſich theilen. Zu den ſchweren Arbeiten ſind auch noch Krankenwärter und Dienſtmägde in jedem Saale beſtellt. Je nachdem mehr oder weniger Betten in einem Zimmer ſtehen, werden auch 2 oder 3 Schweſtern dort zur Wartung angewieſen. Die Frauensperſonen, welche in zwey mit einander communicirenden Zimmern in 36 Betten liegen, haben gemeiniglich nur 1 Schweſter und 1 Magd zu ihrem Dienſte. Die Küche wird von 2 Schweſtern verſehen, welche die Victualien einkaufen, und bey der Zubereitung der Speiſen ſehr ſorgfältig ſind. Das Brod wird, unter der Aufſicht einer Schweſter, täglich friſch gebacken, und zwar, aus Furcht einer Feuersbrunſt, nur bey Tage. Zwey davon ſind in der Apotheke, welche die Arzeneyen nach der Vorſchrift der Aerzte und Wundärzte zuſammen ſetzen. Ohne ausdrückliche Erlaubniß der Vorgeſetzten dürfen ſie auſſerhalb des Spitales keine Arzeney weggeben. Zwey Aerzte aus der Stadt beſorgen um einen mäßigen Gehalt das Hoſpital. Kran-

ken, welche die ſtrengere Diät beobachten müſſen, werden weich geſottene Eyer mit Brod verordnet. Man iſt noch hin und wieder der Meinung, daß Eyer eine leicht zu verdauende Nahrung ſeyn, und daher vor allen andern Speiſen einem ſchwächlichen Körper dienlich wären, wiewohl durch viele Verſuche dargethan iſt, auch aus der Natur der Sache ſelbſt erhellt, daß ſie das Gegentheil ſeyn. Wenn auſſerordentliche Krankheiten vorkommen, müſſen die Ordinarii wenigſtens noch 2 andere Aerzte aus der Stadt zu Rathe ziehen. Sie haben auch die Sorge über ſich, in der Apotheke nachzuſehen, ob die zuſammen geſetzten Arzeneymittel die erforderliche Qualität beſitzen; und überhaupt darf ſich keiner ohne eine giltige Urſache dem Hoſpitaldienſte entziehen. Ein Wundarzt aus der Stadt wird von der Hoſpitaldirection zum Oberchirurgus ernannt, der einen mäßigen Gehalt genießt. Nebſt ihm ſind noch vier andere beſtimmt, die als Chirurgiens conſultans dem Hoſpitale ohne Beſoldung dienen, wovon der älteſte den gewöhnlichen Dienſt über ſich nehmen muß, im Fall daß etwann der Oberchirurgus daran verhindert wäre. Von den drey Aſſiſtenten, die im Hoſpitale wohnen, ſteht nur einer im Solde, welcher der erſte genannt wird, die andern zwey haben auſſer der Koſt keinen Gehalt. Die Direction ernennt nebſt dieſen noch zwey Aſſiſtenten, die auſſer dem Hoſpitale wohnen, oder täglich zu den gewöhnlichen Verbindeſtunden ſich einfinden müſſen, welches deswegen geſchieht, damit mehrern der Weg erleichtert werde, ſich in der Chirurgie zu üben. Uebrigens dürfen die Chirurgi, wenn es auch zu ihrem Unterricht wäre, keinen Leichnam öffnen, ohne vorher von der Adminiſtration die Erlaubniß zu haben.

An dem Geſtade liegt noch ein kleines für Soldaten und Tagelöhner beſtimmtes Krankenhaus. Es beſteht aus einigen kleinen Zimmern, die nicht allerdings

dings gut abgetheilt ſind, auch nicht reinlich gehalten werden. Die Zahl der Kranken geht ſelten über 60, und Ein Chirurgus verſieht den Dienſt.

8. In Rochelle, liegt das Hoſpital, welches von den barmherzigen Brüdern beſorgt wird, ganz frey an der Nordſeite der Stadt. Es empfiehlt ſich ſehr, ſowohl in Anſehung des Aeuſſerlichen, als auch Innerlichen, nur daß die Krankenſähle zu lang ſind. Von 5 Krankenſählen iſt jeder beynahe 24 F. breit. In einem derſelben ſtehen 59 Betten $2\frac{1}{2}$ F. von einander, in zwey Reihen; in einem andern 200, in 3 Reihen; die übrigen ſind in den drey andern Zimmern vertheilt. Beſtändig ſind 400 Betten in Bereitſchaft, und nur ſelten alle mit Kranken belegt. Ueber 30 dieſer Betten kann die Stadt disponiren. Weil das Militär hier kein beſonderes Hoſpital hat, ſo werden alle kranke Soldaten da aufgenommen. Die Lufterneuerung geſchieht durch die Fenſter und Thüren, welche ſtundenlang offen gehalten werden. Dem Hoſpitale wurden für die veneriſchen Soldaten ehemals täglich 22 Sols bezahlt, und für die übrigen $17\frac{1}{2}$ Sols; nun hat man aber die Sache ſo ausgeglichen, daß der König täglich für jeden kranken Soldaten 18 Sols bezahlt. Die Krankenſähle an ſich ſind zwar ziemlich gut abgetheilt, allein man ſieht nicht genug auf die Abtheilung der Krankheiten. Alle Kranke, die aufgenommen werden wollen, müſſen ſich bey dem erſten Wundarzte (der zugleich Prior im Convent iſt), melden, welcher eines jeden Namen, Alter, Krankheit ꝛc. aufſchreibt; und von ihm allein hängt es ab, ihnen dieſes oder jenes Zimmer anzuweiſen. Einige Wärter, die zugleich die ſchweren Arbeiten verrichten, etliche Laienbrüder und Eleven, beſorgen den Dienſt bey den Kranken. Die innerlichen Krankheiten werden von einem Arzte aus der Stadt beſorget, der in allem den bekannten und allgemein angenommenen Methoden folgt; der Oberchirurgus

hingegen hat die äuſſerlichen Krankheiten zu beſorgen, und folgt hierin meiſtens der in dem Hoſpitale de Charité zu Paris eingeführten Heilungsart.

9. Zu Rochefort, liegt das Hoſpitalgebäude an der Nordſeite der Stadt, und war ſeiner erſten Beſtimmung nach ein Proviant-haus. Seine Lage iſt keine der beſten, weil ein Zeughaus und ein ſtehendes Waſſer ſich in der Nähe befinden. Die Krankenzimmer ſind überhaupt ſchlecht abgetheilt. Für die innerlichen Krankheiten ſind, nebſt einigen kleinen Zimmern, drey größere, jedes von 74 Betten, beſtimmt, wie auch ein großer viereckiger Saal, der in 8 Reihen 200 Betten enthält: die chirurgiſchen Patienten hingegen befinden ſich in einem großen Zimmer, wo in 3 Reihen an 70 Betten ſtehen. Für die Veneriſchen und Krätzigen ſind noch zwey beſondere Zimmer. Die meiſten Zimmer ſind nur von Einer Seite mit Fenſtern verſehen, folglich ſchwer zu lüften. Der viereckige Saal aber hat von allen Seiten Fenſter, und würde alſo ein gutes Krankenzimmer abgeben, wenn nur die Zahl der Betten nicht ſo groß wäre; wozu noch die Ungemächlichkeit kommt, daß die Betten überall ſo nahe bey einander ſtehen, daß der Arzt Mühe hat, zu den Kranken zu kommen. Die Zahl der Betten, die immer bereit gehalten werden, beläuft ſich auf 450 bis 500. Man ſucht zwar die äuſſerlichen Krankheiten, ſo viel möglich, von den innerlichen abzuſondern, allein leztere ſind doch nicht genug unter ſich ſelbſt abgetheilt. Fieberhafte, ſcorbutiſche, und mit Bruſtkrankheiten Behaftete, liegen in demſelben Zimmer gemeiniglich unter einander. Das Zimmer für die Galerenſclaven iſt ſehr lang; und hat nur an einem Ende ein Paar Oeffnungen, ſo, daß es in wenig Stunden mit böſen Ausdunſtungen angefüllt wird. Dieſer Urſache kann man wohl den ſchnellen Tod der Kranken zuſchreiben, ſo wie die vielen Kopfſchmerzen, welchen die Wärter ſowohl, als die

Ge-

Gehülfen, ſobald ſie daſſelbe nur betreten, ausgeſetzt ſind. Der Seehafenärzte ſind gemeiniglich drey in dem Hoſpitale, deren jeder ſeine angewieſene Krankenzimmer hat. Die Aufnahme der Kranken geſchieht auf dieſelbe Art, wie zu Breſt, (ſ. im Art. Kriegshoſpital,) auch die Speiſeordnung iſt dieſelbe. Die Apotheke iſt einigen Nonnen, deren 30 zur Wartung der Kranken da ſind, anvertrauet.

10. In Rouen, wurde das große Hoſpital, Hotel-Dieu, im Jahr 1754, zur Zeit, als der berühmte le Cat Oberchirurgus war, aufgeführt. Es iſt, ſeiner Lage und Einrichtung nach, eines der vorzüglichſten Krankenhäuſer in Frankreich, doch hat es auch in der Eintheilung der Krankenzimmer, und in andern Dingen, weſentliche Fehler. Es liegt unweit der Stadt gegen Weſten, und ganz frey, ſo, daß die Luft von allen Seiten ungehindert dazu kommen kann. Das Gebäude macht drey Seiten eines Viereckes aus. Die Hauptſeite geht gegen Weſten, die Seitenflügel gegen Süden und Norden, und an ſtatt des vierten Flügels hat man eine ungefähr 20 Fuß hohe Mauer, gegen die Stadt zu, aufgeführt. In der Mitte dieſer Mauer befindet ſich, in einem 36 F. breiten Raume, ein prächtiges eiſernes Gitter, in deſſen Mitte der Eingang zum Hoſpital iſt. Das Gebäude iſt nur ein Stockwerk hoch. Die Seitenflügel ſind etwas länger, als der Hauptflügel, und der rechte Flügel iſt um vieles breiter als der linke, welches aber bey dem Eintritte nicht gleich in die Augen fällt, weil die am Ende des ſchmälern Flügels befindliche Wohnung des Oberchirurgi dieſen Abſtand verbirgt. In dem ſchmalen Flügel ſind die Krankenzimmer nur in einer, in den zwey andern aber in doppelter Reihe. Einer von dieſen Flügeln iſt auf ebener Erde, unbewohnt, und mit Hoſpitalgeräthſchaften angefüllt; in dem andern befinden ſich, ebenfalls auf ebener Erde, ſchwan=

gere Perſonen. Ein an das Hoſpital ſtoßendes Gebäude iſt für dort geſtiftete Domherren, ſo wie ein anderes gerade gegenüber ſtehendes, für Nonnen, beſtimmt. Die zum Hoſpital gehörige Kirche iſt innerlich prächtig verziert. Krankenzimmer ſind überhaupt 12, wovon 8 für die Männer, und 4 für die Weiber beſtimmt ſind; die meiſten ſind 60 F. lang, 20 breit, und ungefähr eben ſo hoch. Die doppelt neben einander ſtehenden Zimmer ſind vermittelſt einer 8 F. hohen Mauer von einander abgeſondert; folglich bleibt oben ein ungefähr 12 F. hoher und mit Bogen verſehener Raum, wodurch eine ganz freye Communication zwiſchen den Zimmern Statt hat. In allen dieſen Zimmern ſtehen beſtändig 400 Betten bereit, und nur ſelten trifft man einige leer an. 150 davon ſind für die chirurgiſchen Kranken beſtimmt, von welchen meiſtens zwey in einem Bette liegen; doch werden alle an Beinbrüchen oder ſonſt an einer ſchweren Krankheit Leidende einzeln gelegt. In dem ſchmalen Flügel, wo nur einfache Zimmer ſind, befinden ſich auf beyden Seiten 2 Reihen Fenſter, eine in der gewöhnlichen Höhe, und die andere ganz oben, nahe an der Decke. Da die Abtritte ſehr ſchlecht angebracht ſind, und noch überdieß die Ventilation nicht ſehr gut beſorget wird, ſo iſt der Geſtank, beſonders zu gewiſſen Zeiten, ſehr heftig darin. Nahe an dem Hoſpitale iſt ein großes Waſſerbehältniß, wohin das Waſſer aus einer, 1 Stunde weit entfernten Quelle geleitet wird. Ehemals war an dem Hoſpitale eine Pferdemühle angebauet, mit welcher man zugleich zu mahlen und auch Waſſer zu ziehen pflegte; allein ſeit 10 oder 12 Jahren bedient man ſich derſelben nicht mehr, und das ganze Hoſpital wird aus erwähntem Behältniſſe durch Röhren mit Waſſer verſehen. Die Kranken werden von dem Oberchirurgus, oder, in deſſen Abweſenheit, von dem Wachthabenden, aufgenommen, auſſer wenn ſie

vene-

veneriſch oder ſcorbutiſch ſind, oder ſonſt eine anſte-ckende Krankheit haben; (alle dieſe werden in ein anderes Hoſpital zur Heilung angewieſen) und weil die dortige Garniſon kein beſonderes Spital hat, ſo werden auch alle kranke Soldaten an dieſem Orte aufgenommen und curirt. Eine Hebamme nimmt die Schwangern auf; ſie hat, nebſt einigen Gehülfinnen, das ganze Geſchäft der Entbindung über ſich, und nur in ſchweren Fällen zieht ſie den Oberchirurgus oder deſſen Aſſiſtenten zu Rathe. Auch Findlinge werden in dieſem Hoſpitale angenommen, und eben ſo, wie die in demſelben gebornen Kinder, verpfleget. Wenn ſie eine Zeitlang da geweſen ſind, übergiebt man ſie Säugammen auf dem Lande, da dann nachher das große Verſorgungshoſpital (Hopital général), von welchem ich nachher ſprechen werde, die Aufſicht für ihre fernere Erziehung übernimmt.

Aus der obigen Beſchreibung der Zimmer erſieht man, daß die Abtheilung der verſchiedenen Krankheiten, in Rückſicht auf den wahren Endzweck, fehlerhaft iſt; auch hat man Hrn. Hunczovsky erzählt, daß, wenn ſich in den Zimmern der Mannsperſonen, die nur durch eine 8 F. hohe Mauer von den Zimmern der Frauensperſonen abgeſondert iſt, Soldaten befinden, nicht ſelten große Unordnungen vorgehen, weil leztere es zuweilen wagen, über die Mauer in die Weiberzimmer hinüber zu klettern. Wenn ein Kranker nicht innerhalb 6 Monaten geſund wird, wird derſelbe von hier in das Generalhoſpital gebracht, wo man ihn bis zu ſeiner völligen Geneſung beſorgt, weil man ſonſt, nebſt dem, daß chroniſche Krankheiten ſich zu ſehr häufen würden, auch genöthigt wäre, jenen, welchen bloß durch eine ſchleunige Behandlung geholfen werden könnte, die Aufnahme zu verſagen. Sechs Monate hindurch ſind zwey der Aerzte vom Hoſpitaldienſte völlig frey, welcher unterdeſſen von den übrigen

 bey-

beyden auf folgende Art verrichtet wird. Einer von ihnen hat 3 Monate lang die Morgenbeſuche zu machen, und dies nennt man im Hoſpital den Hauptdienſt. Der zweyte macht die Viſiten nachmittags um 3 Uhr, wobey er auch jene Kranke, die etwa ſeit der Morgenviſite dazu gekommen ſind, ſieht, und ihnen, wenn er es für nöthig hält, Medicin verordnet, welche Kranke alsdann den folgenden Morgen unter die Beſorgung des im Hauptdienſt ſtehenden Arztes kommen. Nach 3 Monaten tritt Erſterer aus dem Hauptdienſte, und jener, welcher vorher nur nachmittags die Kranken beſuchte, übernimmt nun den Morgenbeſuch; wogegen der dritte in der Ordnung den Nachmittagsdienſt zu verſehen hat; und ſo kömmt es endlich auch auf den vierten. Auf dieſe Weiſe ereignet es ſich oft, daß zwey Aerzte von entgegengeſetzten Meinungen zu derſelben Zeit dieſelben Kranken ſehen, welches vielleicht für leztere ſehr übel ausſchlagen könnte, wenn hiedurch nicht das Mittel von beyden Meinungen getroffen, und die eine von der entgegengeſetzten gleichſam corrigirt würde.

Der Oberchirurgus behandelt ſeine Kranke unabhängig von den Aerzten; er hat einen Gagnant-maîtriſe zum Gehülfen; auch ſind zwey Eleven da, deren jeder jährlich 500 Livr. bekömmt. Man trifft gemeiniglich 20, oder auch mehr, angehende Wundärzte dort an, deren jeder beym Eintritt in das Hoſpital dem Oberchirurgus 3 Louis d'or zahlt; dagegen werden ſie bey dem Verbinden zugelaſſen, und verrichten die ihnen von dem Oberchirurgus aufgetragene Inſpection. Wenn ſich einer von ihnen entweder bey dem Verbinden, oder während ſeiner Inſpection, etwas zu Schulden kommen läßt, bekömmt er zur Strafe entweder eine auf etliche Tage verlängerte Inſpection, oder er muß eine verhältnißmäßige Geldſtrafe erlegen, welches Geld von dem Oberchirurgus zur Errichtung einer

chi-

chirurgiſchen Bibliothek für die Zöglinge verwendet wird. Den Winter über demonſtrirt der Gagnantmaitriſe den Zöglingen die Anatomie, wofür ihm von jedem ein Louis d'or bezahlt wird; auch kann ſich ein jeder unter ſeiner Anleitung nach Wunſch in der praktiſchen Zergliederung üben, und in allen Fällen bey ihm Raths erholen.

Der Nonnen, deren oben Erwähnung geſchehen iſt, ſind 34, die nicht bloß zur Krankenwartung beſtimmt ſind, weil ſie hienächſt auch die Apotheke zu verſehen haben. Es iſt zwar ein Apotheker da, der die Zuſammenſetzung der Medicamente zu beſorgen hat; allein er iſt den Nonnen ganz untergeordnet. Des Tages ſind in jedem Zimmer 3 bis 4 Nonnen, des Nachts aber wechſeln ſie in ihrer Wache auf folgende Art mit einander ab. Von 6 Uhr abends, bis 10, iſt eine von ihnen im ganzen Flügel. Dieſe wird um 10 Uhr von zwey andern abgelöſet, die bis 2 Uhr nach Mitternacht da bleiben; und alsdann kommen, um dieſe zwey abzulöſen, drey andere, die bis früh 7 Uhr bleiben. Während ihrer Wachzeiten müſſen ſie in allen Zimmern nachſehen, und alles, was ihnen als Krankenwärterinnen zukömmt, verrichten.

Das Jahr hindurch werden allezeit an 6000 Kranke, auch wohl mehr, in dieſes Hoſpital aufgenommen. Die Mortalität verhält ſich, wie 1 gegen 10.

Das Generalhoſpital in Rouen, wurde von der Stadt Anfangs nur für ſolche arme Einwohner beſtimmt, die entweder aus Mangel der Geſundheit, oder Alterswegen, unvermögend geworden ſind, ſich ihren Unterhalt zu verſchaffen. Nach den erſten Statuten der Stiftung, ſoll jeder bedürftige Einwohner, wenn er 70 Jhr alt geworden iſt, und darum anſucht, ohne alle Schwierigkeit darin aufgenommen werden. Bald nachher aber wurde ein Flügel dieſes Gebäudes für diejenigen Kranken, die im Hotel-Dieu entweder nicht

aufgenommen werden konnten, oder die ſchon, ohne zu geneſen, über 6 Monate da waren, beſtimmet. In der Beſchreibung des Hotel-Dieu iſt bereits angemerkt worden, daß nicht alle Gattungen von Krankheiten darin beſorget werden. Krätzige, Veneriſche, mit Skropheln und andern anſteckenden Uebeln, oder mit langwierigen und unheilbaren Gebrechen Behaftete werden alle hieher angewieſen. Die Findlinge; die im Hotel-Dieu gebornen Kinder; ſolche, die von ihren Eltern aus Armuth nicht können ernähret werden, oder arme zurückgelaſſene Waiſen, werden alle hier auferzogen, und gleich gut gehalten. Bey zunehmenden Jahren werden die Knaben, jeder nach ſeiner Neigung, in verſchiedenen Handwerken, als: Tiſchler, Schneider, Schuſter ꝛc. im Hauſe ſelbſt unterrichtet. Zu dieſem Ende ſind von allen erwähnten Handwerken geſchickte Meiſter da, welche einige Jahre in dem Hoſpitale um einen mäßigen Preis arbeiten, und ſich zugleich mit dem Unterrichte der Jugend abgeben müſſen, um unentgeltlich zur Meiſterſchaft gelangen zu können. Auf dieſe Art wird alles, was man von Tiſchler- Schneider- und Schuſterarbeit im Hauſe braucht, daſelbſt auch verfertigt. Die Knaben bleiben ſo lange im Hoſpitale, bis ſie das Handwerk ſo gut verſtehen, daß ſie bey jedem Meiſter als Geſellen antreten können. Bey ihrem Austritte aus dem Hoſpitale erhalten ſie ein beſonderes Lehratteſtat, wodurch ſie überall aller mit ihrem Handwerke verknüpften Vortheile fähig werden. Die Mädchen werden im Stricken, Nähen, Spinnen ꝛc. unterrichtet, damit ſie, wenn ſie erwachſen ſind, in jeder Haushaltung nützliche Dienſtmägde abgeben können.

Es ſind 34 Nonnen dort, deren einige die Erziehung der Kinder, andere die Apotheke, und die übrigen die Krankenwartung zu beſorgen haben.

Die

Die Zahl der in dieſem Generalhoſpitale wohnenden Perſonen beläuft ſich gewöhnlich auf 3000. Es giebt ſehr geräumige Schlafzimmer, ſo, daß in einigen an 100 Betten bequem ſtehen; in den meiſten befinden ſich aber nur 50 oder 60. Dieſe Zimmer dienen bloß zum Schlafen, weil ſie ihre Arbeiten in andern geräumigen Stuben verrichten. Für Kranke ſtehen beſtändig 850 Betten bereit. Die Krankheiten ſind abgetheilt, und jeder Kranke liegt allein. Die Betten werden auch reinlich gehalten. Der Oberchirurgus verſieht auch zugleich die Dienſte des Arztes, und hat 3 Eleven unter ſich, welche von der Stiftung bezahlt werden. In einem ganz abgeſonderten Zimmer ſtehen 30 Betten für Epileptiſche. Ein Oekonom, deſſen Stelle hier ſehr anſehnlich iſt, da nur Männer von geprüfter Redlichkeit dazu gelangen, führt die ganze Rechnung vom Hoſpitale; er hat 4 Officianten unter ſich, die zum Schreiben beſtimmt ſind, und der Oekonom berechnet ganz allein einer von dem Magiſtrate hiezu abgeordneten Commiſſion alle Einnahmen und Ausgaben des Hoſpitales.

11. In Lyon ſind zwey Hoſpitäler. Das erſte, das Hotel-Dieu iſt, ſowohl in Rückſicht auf das Gebäude, als auch auf die Zahl der Kranken, eines der beträchtlichſten in Frankreich. Die Veranlaſſung dazu war eine allgemeine Hungersnoth in Frankreich, im J. 1531. Achttauſend Arme flüchteten ſich nach Lyon. Die Bürger legten zuſammen, und verſorgten ſie bis zur Erndte. Ein Ueberſchuß von 396 Livr. 2 Sols 7 Den. war der erſte Grund, worauf das andere Hoſpital de la Charité oder Aumone générale erbauet wurde. Der zweyte Aufſeher dieſes neuen Hoſpitales, **Stephan Turquet**, rieth zur Berufung der erſten Fabrikanten aus Italien, die man Tiſſotiers nannte (*).

(*) Es iſt merkwürdig, daß der Urſprung der Fabriken und des großen Hoſpitales auf eine Zeit fallen. So hat der Stif-

Das Hotel-Dieu, Hôpital général, oder große Hoſpital, liegt an der Südſeite der Stadt an der ſchnell laufenden Rhone, welche zwar zur Erhaltung der reinen Luft ſehr viel beyträgt, deren Nachbarſchaft aber noch beſſer hätte genutzet werden können. Das ganze Gebäude formirt ein langes Viereck; 3 Seiten liegen zwiſchen den Häuſern, und der lange Flügel der Fronte gegen den Strohm. Dieſer letztere iſt prächtig; allein man kann ihn von keinem Geſichtspuncte gehörig betrachten, weil man jenſeit des Waſſers zu weit entfernt, an dem Kai hingegen zu nahe daran iſt. Der neue Dom, den man unter die prächtigern in Frankreich zählt, würde dem Gebäude noch mehr zur Zierde dienen, wenn er im Verhältniß mit deſſen Umfang nicht zu niedrig wäre. Man könnte aber den Mangel dieſer äuſſern Regularität gern überſehen, wenn nur der Endzweck, weswegen er erbauet worden iſt, nämlich die Lüftung zu befördern, nach Wunſch erreicht worden wäre. Da in dieſer Gegend der Strohm ſehr breit iſt, und jenſeits keine Gebäude ſind, ſo kommt wohl von dieſer Seite die Luft frey an den Frontflügel, die übrigen drey aber bleiben dieſes Vortheiles beraubt. Im Innern des Gebäudes ſind zwar einige Höfe, die aber nicht groß genug ſind, daß ſie zur freyen Bewegung der Luft etwas beytragen ſollten. Der fehlerhaften Einrichtung dieſes Hoſpitales hat auch Maret Erwähnung gethan; ſ. oben, S. 174, f.

Die meiſten Krankenzimmer ſind in der erſten Etage. Für die chirurgiſchen Kranken männliches Geſchlechtes, iſt ein großer Saal beſtimmt, welcher 213 F. lang, 45 breit, und 25 hoch iſt, wo die Betten, in 4 Reihen, 2 oder $2\frac{1}{2}$ F. aus einander ſtehen. An dem einen Ende dieſes Saales iſt ein kleiner, für die

Stifter der Stahlfabrik zu Birmingham in England auch zugleich für die Erbauung eines Krankenhauſes geſorgt.

die Operirten, mit 24 Betten; und an dem andern iſt der neue Dom, deſſen oben Erwähnung geſchehen iſt, welcher 60 F. hoch iſt, und unten ein Viereck von 46 F. macht. Neben dem Dome iſt ein kleines Zimmer für 20 Bettſtätten. Mit äuſſerlichen Krankheiten behaftete Frauensperſonen liegen in 2 Sälen vertheilt, worin 78 Betten in 2 Reihen ſtehen. Vier ſich kreuzende Säle, über deren Mittelpuncte ſich auch ein Dom erhebt, ſind die reguläreſten im ganzen Hoſpitale. Der gerade unter der Kuppel befindliche viereckige Raum von 34 F., bleibt leer, und zwey von dieſen Sälen ſind für Manns- und zwey für Frauensperſonen mit innerlichen Krankheiten beſtimmt. Jeder iſt 124 F. lang, 34 breit, 23 hoch, und enthält 56 Betten in 3 Reihen. In den übrigen Sälen ſind ſo viel Reihen, als jeder faſſen kann; doch wird darauf geſehen, daß zwiſchen denſelben allezeit ein Raum von 7 F. bleibe. Für Veneriſche ſind zwey abgeſonderte Säle angewieſen, worin 48 Betten ſtehen. Die Säle für Schwangere und neugeborene Kinder, ſind in der zweyten Etage. Die Wöchnerinnen haben ein Zimmer mit 24 Betten, und die unheilbaren Frauensperſonen haben eines mit 20 Betten für ſich. Die Geneſenden männl. Geſchlechts, bewohnen ein geräumiges Zimmer mit 30 Betten, und die weiblichen eines mit 15. Noch ſind in dem Hoſpitale zwey geräumige Zimmer für ſolche Kranke, welche im Stande ſind, für ihre Verpflegung und Cur täglich 25 Sols zu bezahlen. Das für die Mannsperſonen enthält 32, und das für die Frauensperſonen 24 Betten. Auf ebener Erde nehmen die Magazine den größten Raum ein, doch iſt auch ein Saal da, für unheilbare Mannsperſonen mit 40 Betten; ferner 24 Logen für Wahnwitzige, und einige andere kleine Wohnungen.

Es iſt auffallend, daß man in einem ſolchen Hoſpitale für die nöthigen Abtritte bey den Krankenzimmern

nicht genug geſorgt hat. Zwiſchen den Betten ſtehen Nachtſtühle, die im Sommer früh um 3 Uhr, im Winter aber eine halbe Stunde ſpäter, ausgeleeret werden, wobey den wachhabenden Schweſtern obliegt, die Säle ſogleich auszuräuchern.

Die Zahl der Kranken beläuft ſich gemeiniglich auf 11 bis 1200; bey großer Sommerhitze und im Winter auch wohl auf 13 bis 1400. So weitläuftig auch das Gebäude iſt, ſo haben in den Krankenſälen nicht mehr als 790 Betten Platz, folglich müſſen meiſtens mehrere Kranke in einem Bette liegen; doch trägt man Sorge, daß wenigſtens diejenigen, die dem Tode nahe ſind, einzeln gelegt werden. Jede Bettſtätte iſt von Eiſen, 6½ F. lang, und 4 breit. Die Matratzen, Strohſäcke und Decken werden jährlich 2mal, am Ende des Apr. und im Anfange des Oct., gewechſelt.

Alle Gattungen von Kranken werden hier, ohne Rückſicht auf die Verſchiedenheit der Religion, aufgenommen. Auch kranke Soldaten, Bleſſirte, oder Durchreiſende, werden da, ohne daß es dem Könige etwas koſtet, beherberget und verſorget. Arme ſchwangere Weiber aus der Stadt, beſonders aber Unverehelichte, finden hier einen Zufluchtsort, und werden während den Wochen verpfleget. Diejenigen Armen, welche zwar nicht in das Hoſpital aufgenommen zu werden verlangen, doch mediciniſcher oder chirurgiſcher Hilfe bedürfen, können 3mal in der Woche, Sonntags, Mittwochs und Sonnabends, in einen abgeſonderten Saal (Les Préſents) kommen, wo ſie ſowohl von dem Arzte, als Wundarzte, die nöthige Arzneyen und Hilfe umſonſt erhalten.

So oft ein Kranker aufgenommen wird, muß allzeit, wofern er einzeln gelegt werden kann, das für ihn beſtimmte Bett friſch überzogen werden. Kömmt er aber zu einem andern zu liegen, ſo muß wenigſtens dafür geſorget werden, daß nur ſolche Kranke, welche ähn=

ähnliche Zufälle haben, zuſammen gelegt werden. Aber auch alsdann, wenn es möglich wäre, daß in Abſicht auf die Vertheilung der Krankheiten eine ſolche Genauigkeit beobachtet werden könnte, würde doch, wie es jedermann einleuchten muß, der verſchiedene Zeitpunct der Krankheit, in welchem ſich jeder Kranke befindet, auf beyde einen widrigen Einfluß haben.

Drey Aerzte aus der Stadt beſuchen 2mal des Tages die Kranken in den ihnen zugetheilten Sälen, und bey dieſer Viſite iſt allemal einer der Adminiſtratoren gegenwärtig. Ein Oberchirurgus, der ein Gagnant-maitriſe iſt, hat die äuſſerlichen Krankheiten zu behandeln; 8 Eleven, die mit einem kleinen Gehalte 3 Jahr in dem Hoſpitale wohnen müſſen, hängen im Dienſte gänzlich von ihm ab.

Die Krankenwartung, nebſt Küche und Apotheke ꝛc. wird von 75 Laienſchweſtern (Soeurs Croiſeés) beſorget, welchen noch 45 Mägde (Filles prétendantes) zugegeben ſind. Die ſchwere Arbeit verrichten 35 Wärter, die man Brüder nennt, und auch dieſe haben 25 Knechte (Garçons prétendants) zu Gehilfen. Sowohl die Laienſchweſtern, als die Brüder tragen an ihren Hoſpitalkleidern ein Kreuz, (Croix de Nôtre-Dame de pitié), und haben von dem Hoſpitale alles, was man braucht, um leben zu können. Die Brüder bekommen an Geld nur 18 Livr., und die Schweſtern 30 Sols jährlich; es läßt aber auch nach ihrem Tode das Bureau 50 Meſſen für ſie leſen. 12 von den Laienſchweſtern und Gehilfinnen ſind beſtellt, die Arzneyen zuſammen zu ſetzen, und nach Verordnung der Aerzte zu liefern. In der Küche ſind deren gemeiniglich 5, nebſt einigen Mägden, beſchäftigt; bey der Wäſche, 20; alle übrige ſind in den Krankenſälen vertheilt. In dem großen, für chirurgiſche Kranke beſtimmten Sale, befinden ſich deren 10; in jedem der ſich kreu-

zenden Säle, 6; und ſo iſt in jedem Zimmer ihre Anzahl allezeit mit den Betten, die in demſelben ſtehen, verhältnißmäßig. Die Brüder verfertigen alle Matratzen; ſie tragen die zum Gehen unvermögenden Kranken in das Hoſpital, und diejenigen, welch zwar geneſen ſind, aber noch nicht gehen können, wieder nach Hauſe; ſie baden die Wahnwitzigen in kaltem Waſſer, und laſſen ſich zu allen übrigen in dem Hoſpiale vorkommenden Hausarbeiten gebrauchen. Drey von ihnen ſind bey der Einlaßpforte, aber nur einer davon wird Frère Portier genannt. Alle im Hoſpitale Wohnende werden, wenn ſie ausgehen, aufgezeichnet, und dieſes Verzeichniß wird dem Oekonom Abends mit dem Pfortenſchlüſſel gebracht, damit er ſehen könne, ob auch alle dieſe ſich zuvor bey ihm gemeldet haben.

In Anſehung der Speiſeordnung, hat man hier nur Portionen und die ſtrenge Diät. Letztere beſteht in einer klaren Suppe, die den Kranken zum öftern des Tages gegeben wird. Die Portionen hingegen beſtehen in einer Suppe, und in gekochtem Rind- oder Kalbfleiſch; Abends bekommen ſie, nebſt der Suppe, auch ein wenig Kalbsbraten. Ueberhaupt werden täglich 70 Pfund Fleiſch auf 100 Kranke gerechnet. Diejenigen, welche Wein trinken dürfen, bekommen Mittags und Abends, jedesmal ½ Maß von einem Gemiſche von Wein und Waſſer.

Das Hoſpital hat faſt beſtändig 4000 arme Kinder zu verſorgen. Jede Amme, die von ihrem Pfarrer ein Atteſtat wegen ihrer ehrbaren Aufführung aufweiſen kann, bekömmt für ein ſolches Hoſpitalkind monatlich 4 Livr., ſo lange bis es 15 Monate alt wird; von dieſer Zeit an erhält ſie aber bis in das 7te Jahr des Kindes nur 35 Livr. jährlich; alsdann wird es in das groſſe Verſorgungshaus de la Charité gebracht. Das Jahr hindurch kommen dieſer Kinder etwa 16 bis 1700 in das Hoſpital, wo jedem ein Stückchen Bley an den

Hals

Hals gehängt wird, auf deſſen einer Seite die Zahl eingeprägt iſt, um daran zu erkennen, das wie vielſte Kind es iſt, und auf der andern ſieht man das Bildniß von Notre-Dame de Pitié. Stirbt nun ein ſolches Kind, ſo bringt die Amme das Stückchen Bley, mit dem vom Pfarrer ausgefertigten Todenſcheine, dem Oekonom zurück, von welchem ſie ſowohl das rückſtändige Koſtgeld bis zu dem Tage, wo das Kind begraben worden iſt, als auch etwas für den Sarg und die nöthigen Begräbnißkoſten bekömmt.

Das Jahr hindurch, werden 16 bis 17000 Kranke aufgenommen, und jeder koſtet dem Hoſpitale täglich ungefähr 9 Sols. Nach der Berechnung aller Unkoſten des Hoſpitales, kommt ein Kranker auf 11 Livr. 2 Sols, und ein völlig Hergeſtellter auf 12 Livr. 3 Sols. Die meiſten ſterben an Faulfiebern; und ſeitdem man die Zahl der Kranken vermehrt hat, beobachtet man, daß der 12te ſtirbt, da doch vormals nur der 14te ſtarb.

Die ganze Anzahl der im Hoſpitaldienſte und in Sold ſtehenden Perſonen beläuft ſich auf 206. Eine Perſon in die andere gerechnet, kommt jede täglich ungefähr auf 14 Sols zu ſtehen.

Im J. 1787, eröffneten die Adminiſtrateurs des Hotel-Dieu, eine Unterzeichnung für 91200 Livr. um 300 neue Betten einrichten zu können, damit der Kranke ſein Bett für ſich haben könnte. Die Summe ward nicht allein vollzählich, ſondern man hatte noch Ueberſchuß, der zu ähnlichem wohlthätigen Gebrauch angewandt wird.

Die Vorſorge des zweyten Hoſpitales in Lyon, (Hôpital de la Charité oder Aumone générale) erſtreckt ſich: 1. Auf eine Brodaustheilung an alle arme Hausväter der Stadt. Die Anzahl der Brode für jeden Bezirk iſt nach Maßgabe des Elendes und Mangels beſtimmt. Wer einen Hund hält, iſt von die-

ſſer

ſer Wohlthat ausgeſchloſſen. Die gewöhnlichen Koſten dieſer Austheilung erſtrecken ſich auf 30000 Livr.; ſie ſind aber ſchon auf 40 bis 50000 L. geſtiegen. 2. Jede Woche werden alle Gefangene mit friſcher Leinwand und Brod verſehen; und an hohen Feſten ſucht man einige Hausväter, die Schulden halben ihrer Freyheit beraubt ſind, auszulöſen. 3. Sie trägt ein Drittel zum Unterhalt des Raſpelhauſes (Maiſon de force, oder des recluſes) bey. 4. Sie unterſtützt ingeheim ehrbare Familien, Wittwen und Kinder, denen Eltern dem Staate oder den Hoſpitälern gedient haben. 5. Sie ſteuert jährlich 33 Bürgermädchen aus, und giebt denjenigen, die das Hoſpital erzogen hat, ein Heurathsgut von 40 Livr., wozu noch ein Geſchenk von 60 L. kömmt, welches die Verwalter aus ihrem Beutel geben. 6. Die Unterhaltung der Bettler im Bicêtre. Im Verzeichniß v. Apr. 1768 finden ſich 263 Bürger, welche dieſen ſchrecklichen Zufluchtsort dem unvermeidlichen Hungerstode und dem Verbrechen vorgezogen haben. 7. Logis und Nahrung aller 70 jährigen Bürger und Bürgerinnen, die ſich nicht mehr ſelbſt ernähren können. 8. Die Waiſen vom 7ten Jahre an. Die Charité nimmt ſie alsdann, auf römiſche Art, an Kindes Statt an, und genießt alle Rechte der Eltern. 9 Verlaſſene Kinder, deren Eltern man öfters durch ihre Verſorgung aus fremden Ländern zurück gebracht hat. 10. Alle ausgeſetzte Kinder und Findlinge, vom 7ten Jahre an. Im J. 1768 waren über 6000 Kinder in der Charité, wovon 3200 auf dem Lande, 1100 im Hauſe ſelbſt, und die übrigen in der Stadt waren.

Die Einkünſte beyder Hoſpitäler beſtehen in 910626 Livr. jährlich, wovon aber vieles zur Unterhaltung der Häuſer, Brücken, Fahrten, durch Renten, Penſionen und Verwaltungskoſten abgeht.

12. In Straßburg, der Hauptſtadt des Gouvernements von Elſas, iſt das Bürgerhoſpital, am Ende der Stadt zwiſchen Süden und Weſten. Die erfriſchenden Oſt = und Nordwinde durchwehen erſt die ganze Stadt, ehe ſie dahin kommen, und führen ihm die ſchädlichen Ausdunſtungen von vielen tauſend Menſchen zu. Eine nicht glücklich gewählte Lage! Ueberdieß iſt der Boden, worauf es ſteht, niedrig und feucht. Es hat zwar vor ſich einen geräumigen Hof, und in der Nähe Gärten und keine Häuſer, aber auf der andern Seite iſt der Stadtgraben, der eben nicht immer geſundes laufendes Waſſer hat. Das Gebäude iſt groß, von Steinen vor 60 Jahren neu erbaut. Die Kranken ſind, nach ihrer Religion und nach der Art ihres Uebels, in verſchiedene Zimmer vertheilt. Jeder Bürger und Einwohner, ja auch jeder Fremde, der einige Tage in der Stadt gearbeitet hat, wird, wenn er krank iſt, darin aufgenommen. Es hat ſchon 800 Perſonen zugleich enthalten. Nun rechnet man ein Jahr in das andere auf 180,000 Tage, indem man die Anzahl der Kranken auf ſo viel Tage ſetzt. Das giebt auf jeden Tag im Jahr, einen in den andern gerechnet, etwa $493\frac{1}{7}$ Kranke. Jeder koſtet dem Hoſpitale des Tages 5 Sols 7 Pfenn.; jeder Arme hingegen, der nicht krank oder verwundet danieder liegt, 5 Sols 10 Pfenn.; das betrüge eine Summe von mehr als 50,000 Livr. Man behauptet aber, dieſes Hoſpital habe noch einmal ſo viel Einkünfte, und könne nichts davon zurück legen; es müſſen alſo unter obiger Angabe nur die täglichen laufenden Unkoſten des Unterhaltes begriffen ſeyn. Neben dem groſſen Gebäude iſt ein kleines für die Wahnwitzigen, deſſen Einrichtung und Aufſicht aber ſehr mangelhaft iſt.

Für anſteckende Krankheiten iſt ein beſonderes Hoſpital, welches aber klein und ſchlecht iſt. Man nennt es das Blatterhaus.

Abregé hiſtorique des hôpitaux, contenant leur origine, les différentes eſpeces d'hôpitaux, d'hoſpitaliers & hoſpitalieres, &

les

les ſuppreſſions & changements faits dans les hôpitaux en France, par les édits & reglements de nos Rois. Par l'Abbé *de Recalde*, à Par. 1785. 8. 158 S.

Eb. Deſſen Traité ſur les abus, qui ſubſiſtent dans les hôpitaux du Royaume & les moyens propres à les reformer, afin de rendre les maiſons de charité des établiſſement utiles à l'humanité & glorieux à la nation, à St. Quentin & Paris, 1786. 8. 247 S.

VII. Spanien.

In Madrit, findet man 5 Hoſpitäler zum Beſten fremder Nationen; eines für die Italiäner, eines für die Franzoſen, eines für die Portugieſen, eines für die Niederländer, und eines für die Irländer, worunter auch hier die Engländer und Scotländer gerechnet werden. Auſſer dieſen iſt daſelbſt noch ein allgemeines Hoſpital, welches 1500 eiſerne Bettgeſtelle hat, die in verſchiedenen großen Zimmern und Galerien ſtehen: Jedermann wird darin ohne alle Fürſprache oder andere Bedingungen aufgenommen; und man hält eigene Aufwärter, die weiter keine Beſchäftigung haben, als auszugehen, und dasjenige, was die Kranken verlangen, zu holen. Das Haus wird ſehr reinlich gehalten, und die Kranken werden ſo gut verpfleget, daß ſie z. B. zum Frühſtück alle Morgen eine groſſe Taſſe Chocolate und einen Schnitt Brod, oder ſüßen Zwieback bekommen. Die Oberaufſicht über dieſe Hoſpitäler haben viele der Eingepfarrten, welches Leute von Stande ſind, und unter ſich eine Art von Brüderſchaft (Confradia) zu dem Ende errichtet haben. Unter dieſen Confradien giebt es einige, welche la ſanta Hermandad (die heilige Brüderſchaft), oder gewöhnlicher la Confradia de Pan y Huevos (die Brüderſchaft von Brod und Eyern) genannt wird. Einige Mitglieder derſelben, welche einen von den Grands oder ſonſt eine angeſehene Perſon zu ihrem Anführer haben, gehen beym Anfange der Nacht durch alle Straßen der Stadt, um diejenigen Armen beyderley Geſchlechtes, welche keine Wohnung haben, und die ſich gewöhnlich unter

den Portalen der Kirchen, oder bey dem Eingange der Häuſer, zum Schlaf niederlegen, zuſammen zu bringen. Dieſe Unglückliche werden alsdann in ein Hoſpital zur Schlafſtelle gebracht, und am folgenden Morgen giebt man ihnen ein Pfennigbrod und ein Paar Eyer. Sind ſie geſund, ſo läßt man ſie damit gehen; ſind ſie aber krank, ſo behält man ſie, um ſie zu curiren.

Baretti Reiſen in Spanien, im J. 1760.

Im J. 1785. hat das im Escurial errichtete königl. Collegium der Charité, auf Befehl des Königs, und weil man eingeſehen hat, daß aus einem beſondern Abſcheu, welchen viele Leute vor öffentlichen Hoſpitälern haben, wegen der Unmöglichkeit in einer Anſtalt, wo ſo viele Kranke bey einander ſind, für alle und jede gleiche Sorge zu tragen, und alle unangenehme Folgen, welche aus der natürlichen, durch ſo vieler Ausdunſtungen verunreinigten Luft, dem Nebeneinanderliegen und daher nothwendig entſpringenden Beunruhigung, eines von dem andern entſtehen müſſen, zu verhüten ꝛc. der Nutzen gänzlich wegfalle, und die Abſicht bey weitem nicht erreicht werde, welche man bey Anlegung derſelben erwartete; da man ferner gefunden hat, daß man mit eben dem Koſtenaufwande weit beſſer dergleichen arme Kranke in ihren Häuſern beſorgen und verpflegen laſſen könne, ein neues Reglement publicirt, welches auch ſofort von dem Könige approbirt worden iſt. Nach demſelben wird den armen Kranken die freye Wahl gelaſſen, ob ſie in das Hoſpital gehen, oder ſich in ihren Wohnungen curiren laſſen wollen. Im erſten Falle werden alle und jede, welche ſich melden, aufgenommen, bis auf einige wenige, die zu andern Stiftungen gehören, in welchem ſchon ohnedies für ſie geſorget wird. Herrſchaften bezahlen für ihre Domeſtiken. Denen, welche lieber zu Hauſe und bey den Ihrigen bleiben wollen, werden nicht nur Arzeneyen ſondern auch die

ihnen dienlichen Speiſen und Getränke, ja ſo gar, wenn es nöthig iſt, Hemden, Bandagen ꝛc. umſonſt gegeben; die Aerzte und Wundärzte des Hoſpitales beſuchen ſie täglich; ein Aufſeher deſſelben iſt verpflichtet, ſich ſelbſt durch den Augenſchein von allen ihren Bedürfniſſen zu unterrichten, und darauf zu ſehen, daß dieſen Armen nichts entzogen werde, was nach der guten Abſicht ihnen zu Abhelfung ihrer Uebel nöthig iſt und zufließen ſoll, aber zugleich auch darauf genau Acht zu haben, daß dieſelbe nicht gemißbraucht, und dasjenige, was bloß für wirklich Nothleidende und Arme beſtimmt war, unrecht und unnütz verwendet werde.

No. I. der *Gazette ſalut.* v. J. 1786.
Pyl neues Magazin ꝛc. 2 B. 1 St. (Stend. 1786, 8.) S. 160, f.
J. E. Fabri neues geograph. Magazin ꝛc. 4 B. 3 St. (Halle, 1789, gr. 8.) S. 553.

VIII. Portugal.

Von dem Krankenhauſe der Univerſität Coimbra, ertheilt uns ein ungenannter Schriftſteller, in einem Werkchen: **Etwas Neues aus Portugal** (Stendal, 1781, 8.) S. 58, f. folgende Nachricht, die ein Auszug aus den Eſtatutos da univerſidade de Coimbra, do anno 1772. Liv. 3. iſt: Der Krankenſäle (Enfermerias) ſind vier, und jeder iſt mit aller nöthigen Geräthſchaft, bis auf Betten und Wäſche, verſehen. Der erſte davon, iſt für kranke Studenten, und Leute, welche ſich für ihr Geld, zu mehrerer Sicherheit ihrer Wiederherſtellung, in das Hoſpital begeben wollen. Der zweyte iſt für Univerſitätsbediente und Verwandte. Der dritte und vierte, für arme Kranke aus der Stadt und den umliegenden Gegenden; einer für das männliche, der andere für das weibliche Geſchlecht. Auſſer dieſen 4 Sälen giebt es noch einen beſondern, in welchem einige zum Examen der Baccalaureen beſtimm-

ſtimmte Kranke liegen. Nahe an dem Hoſpitale befinden ſich Oerter zum Aufenthalt der Geneſenden. Die Statuten dringen allenthalben auf Reinlichkeit und Ordnung; auch iſt durch dieſelben ein Saal zu praktiſchen Vorleſungen verordnet, wie auch eine Apotheke mit den dazu nöthigen Bedienten. Die in den Statuten verordneten zwey Profeſſoren der Praxis, theilen die Aufſicht über alles unter ſich. Die Statuten ſchärfen ferner ein, die Kranken zu rechter Zeit aufzunehmen, und nicht vor ihrer völligen Wiederherſtellung zu entlaſſen. Die ſchon erwähnte Oberaufſicht der beyden praktiſchen Lehrer, wechſelt alle 3 Monate ab, ſie ſelbſt aber ſind ihrer Facultät, und dieſe iſt dem Rector der Univerſität ſubordinirt. Medieiniſche Flügeladjutanten ſind die Demonſtratoren der Anatomie und Materia Medica. Der Oberaufſeher des Hoſpitales legt wöchentlich vor dem Profeſſor der Praxis ſeine Rechnung ab, und dieſer ſtellt wieder die ſeinige alle Vierteljahr, bey Uebergabe ſeiner Oberaufſicht an ſeinen Nachfolger, ſeiner Facultät.

IX. Groß=Britannien.

a) England.

Zu keiner Zeit und in keinem Lande hat man die Rechte der Menſchheit wohl beſſer eingeſehen, und den Empfindungen des Mitleidens mehr nachgehangen, als ſolches in unſerm Zeitalter, und hauptſächlich in England, und den damit verbundenen Ländern, geſchehen iſt. Dieſes beweiſet der geſchwinde Fortgang, den faſt alle fromme Stiftungen, die zur Erleichterung des menſchlichen Elendes gemacht worden ſind, gehabt haben. Man hat ſeit 70 Jahren in England eine Menge von Gebäuden errichtet, die zu der Unterſtützung der Armen bey Krankheiten und Mangel beſtimmt ſind, und alle dieſe Anſtalten ſind bloß durch den groß=

müthigen und uneigennützigen Eifer gewiſſer Privatperſonen ſehr reichlich unterhalten, mit der größten Sorgfalt regiert, und auf das fleißigſte beſorget werden, ohne daß die Obrigkeit im geringſten ſich darin zu miſchen nöthig gehabt hätte. Inſonderheit ſind in London die meiſten Hoſpitäler und Pflegeanſtalten von Privatperſonen geſtiftet, und werden beynahe nur durch freywillige Unterzeichnung unterhalten. Man kann, ohne es eben zu übertreiben, annehmen, daß die Mildthätigkeit des londner Publicum täglich ungefähr 4000 Kranke, Schwangere, Kindbetterinnen, Verwaiſete, Wahnwitzige und andere Nothleidende, unterhält, auſſer 50 Medicis, 60 Chirurgis und Geburtshelfern, welche von deſſen Wohlthätigkeit belohnt werden.

Hr. D. Wendeborn (*) fällt über die Armenanſtalten und Hoſpitäler in England, und deren Werth, folgendes Urtheil:

„Die Freygebigkeit der Engländer wird ſehr gerühmt, und nicht ohne Grund. Man hat Beyſpiele der Mildthätigkeit, die wegen ihrer Größe, und wegen der Art, womit ſie ausgeübet worden, Bewunderung verdienen. Die Subſcriptionen zur Unterſtützung der Dürftigen, ſind nirgends ſo gewöhnlich, nirgends ſo reichlich, als hier. Hoſpitäler, Anſtalten das Elend der Menſchen zu erleichtern, Armenſchulen, und andere ſolche Denkmäler, die von einem edlen Gefühle der Menſchlichkeit ſind errichtet worden, ſieht man in großer Anzahl. Ich bin auch geneigt, zu glauben, daß in den Zeiten des Papſtthumes die jährlichen Einkünfte der Klöſter und anderer milden Stiftungen in England, ſich nicht höher beliefen, als jetzt die Summen, die jährlich, nach der Anordnung des Parliamentes, zum Behuf der Armen geſammelt werden. Sie gehen in die Millionen. Dennoch habe ich in keinem Lande mehr Dürfti-

(*) Der Zuſtand des Staats, der Religion, der Gelehrſamkeit und der Kunſt in Großbritannien, gegen das Ende des 18ten Jahrhunderts, von D. Gebh. Fr. Aug. Wendeborn, 2 Th. (Berl. 1785. 8.) S. 262, fgg.

Dürftige als in England, und in keiner Stadt mehr Bettler angetroffen, als in London. Der Fehler liegt offenbar in der Anwendung der Armengelder, und in der Einrichtung der Armenanſtalten. Ein Fremder, der von mehrern Millionen hört, die für die Armen jährlich geſammelt werden; der, wenn er London und die Gegenden umher durchwandert, ſo viele wohl gebaute und reichlich verſorgte Hoſpitäler erblickt, wird ſich die vortheilhafteſten Begriffe von der Freygebigkeit der Nation machen, und ſich es nicht erklären können, wie es zugehe, daß er faſt alle 50 Schritt einen Unglücklichen um Almoſen hinter ſich her ſchreyen hört. Ich will dies Räthſel einigermaßen aufklären, und es beweiſen, daß dieſe Armenanſtalten, ſo wenig als die Hoſpitäler, ein Grund ſind, um die Freygebigkeit in dem Nationalcharakter der Engländer oben an ſtehen zu laſſen. Die Abgaben, welche der Staat, für die Armen, durch ganz England jährlich in jedem Kirchſpiele zu ſammeln beſtimmt hat, müſſen, vermöge einer Parliamentsacte, ohne Weigerung entrichtet werden. Die meiſten geben dieſes Geld mit Widerwillen, weil ſie denken, die Abſicht der Verſorgung der Armen werde dadurch nicht erreicht. Sie werden von Bettlern geplagt, und glauben, wenn die Austheilung des Geldes ihnen ſelbſt überlaſſen würde, ſo könnten ſie es zweckmäßiger auslegen. Die Tugend der Mildthätigkeit verſchwindet alſo auf Seiten deſſen, der da giebt, indem er ſo denkt. Auſſerdem verſorgen die Quäker und manche andere Secten ihre Arme ſelbſt. Der Arme, auf der andern Seite, der es weiß, daß er nach den Geſetzen von dem Kirchſpiele verſorget werden muß, verläßt ſich darauf, und fühlt nicht die geringſte Dankbarkeit gegen ſeine Wohlthäter. Die Almoſen ſind alſo hier übel angewandt, weil ſie bey den wenigſten die Tugend der Dankbarkeit erzeugen. Die Armenhäuſer und die Verſorgung der Armen ſind auch gemeiniglich an Leute verdungen, die ſich auf Unkoſten der Armen bereichern, und ſie übel behandeln, ſo, daß viele lieber betteln, als in das Armenhaus gehen wollen.

„Sehr viele Hoſpitäler ſind eben ſo wenig Zeugniſſe der engliſchen Freygebigkeit. Einige ſind es gewiß, aber bey vielen haben auch ſolche Nebenabſichten zu ihrer Errichtung Anlaß gegeben, daß die Tugend der Mildthätigkeit und Freygebigkeit nicht unter die Urſachen ihres Daſeyns

 gehört.

gehört. Ich will dieſes mit einem Beyſpiele erläutern, das ſich auch auf mehrere Fälle anwenden läßt. Ein gewiſſer vornehmer Herr ſtand mit mir an einem Fenſter, von welchen wir eines der vornehmſten Hoſpitäler, die auf Subſcription erbauet ſind, vor uns liegen ſahen. Bey Erblickung der Größe und Schönheit dieſes Gebäudes ſagte ich von ungefähr, daß das Hoſpital der Freygebigkeit des Herzogs von ... Ehre mache, der, weil er den erſten Gedanken von der Erbauung deſſelben hatte, und der erſte und mildeſte Subſcribent war, als der Stifter deſſelben angeſehen werden konnte. Ich wurde, gab mir der Lord zur Antwort, auch eingeladen, ein Subſcribent zu werden; allein, ich fand, daß der Herzog alle Stellen im Hoſpital, von dem Amte des Aufſehers an, bis zu dem niedrigſten, ſeinen alten Bedienten, beyderley Geſchlechts, die er, dem ihnen gethanen Verſprechen zu Folge, auf Lebenszeit verſorgen wollte, beſtimmt hatte; um deswillen wollte ich nichts mit der Sache zu thun haben. — Ich könnte es noch von verſchiedenen Hoſpitälern um London beweiſen, daß ſie ihr Daſeyn der wahren Mildthätigkeit und Großmuth ihrer erſten Stifter nicht ſchuldig ſind; indeſſen findet man doch viele, wo Kranke aufgenommen, und mit allem, was zur Wiederherſtellung der Geſundheit erfordert wird, unentgeltlich verſorget werden, als unläugbare Zeugniſſe ſolcher Geſinnungen der Engländer, die Mildthätigkeit und Menſchenliebe zur Quelle haben. Findet man aber nicht in andern Ländern eben dergleichen Stiftungen, die aus ähnlichen Urſachen entſtanden ſind? Es thut mir leid, daß ich ſagen muß, die katholiſchen Länder können weit mehr ſolcher Zeugniſſe aufweiſen, als die proteſtantiſchen. Ich unterſuche hier nicht, was die Urſache davon ſey; ſo wie die Anſtalten da ſind, verdienen ſie allemal Lob. Und wenn viele Stiftungen vermöge alter Vermächtniſſe fortdauern, ſo gereicht es den Engländern noch mehr zur Ehre, daß ſolche, die oft aus Nebenabſichten ihren Urſprung haben, wenn der Nutzen ſich zeigt, von einem gutdenkenden Publico, von Zeit zu Zeit, durch freywillige Beyträge reichlich erhalten werden. Uebrigens möchte ich an den engliſchen milden Stiftungen noch dies ausſetzen, daß, wie man oft ſagen hört, for the honour of the nation (zur Ehre der Nation), der größte Theil der unterſchriebenen Gelder zu Baukoſten verwendet wird. Es muß

muß ein anſehnliches Gebäude errichtet werden, das in die Augen fällt; eine ſchöne Capelle zum Gottesdienſt, mit allem Zubehör; geräumige Zimmer für die Perſonen, die bey ſolchem Hoſpital ein Amt haben. Zur Erhaltung eines ſolchen Gebäudes gehört auch ſehr viel. Und ich bin gewiß, daß unter vielen andern ſolchen Stiftungen das Hoſpital für Findlinge, das Hoſpital zum Einimpfen der Blattern, wenigſtens ein Drittel ſolcher Gegenſtände mehr einnehmen könnte, für die das Gebäude errichtet iſt, wenn es weniger prächtig gebauet, und in ſeiner Reparatur nicht ſo köſtlich wäre. Ein Fremder alſo, der dieſe Gebäude als Denkmale des wohlthätigen Charakters der Engländer anſieht, muß ſich in ſeinem Urtheile nicht übereilen. Es iſt gewiß, die Engländer zeigen ſich in ihrer Freygebigkeit weit glänzender, als andere Nationen, aber ſie haben auch mehr Geld und mehr Nationalſtolz als andere Völker. Man kann auch die Frage immer mit gutem Grunde aufwerfen, ob ſie nicht weit mehr thun könnten? — Gemeiniglich fallen den Ausländern, die England beſuchen, die beyden Invalidenhäuſer zu Greenwich und zu Chelſea, das erſte für Seeleute, das andere für Landſoldaten, in die Augen. Aber auch dieſe ſind nicht ſo unläugbare Zeugniſſe der großmüthigen Denkungsart in dem Nationalcharakter der Engländer, als man gemeiniglich denkt, und ſagt, daß die Könige von England wie Invaliden, und die Invaliden wie Könige wohnen. Es gilt hier zuerſt, was ich vorhin von der Pracht der Hoſpitäler überhaupt geſagt habe. Hernach bedenke man, daß die brittiſche Armee mit den Hülfsvölkern, ſich in Kriegszeiten wohl auf 100,000, und die Seemacht eben ſo hoch, belaufe. Man erinnere ſich, daß zu Chelſea 5 bis 600 Invaliden, und zu Greenvich etwa 2000 unterhalten werden, ſo wird man das Große und Erhabene, in dieſen Denkmalen britiſcher Großmuth, etwas vermindert ſehen. Und wenn ich auch zugebe, daß auſſer den Hoſpitälern, von den Einkünften derſelben, und von dem, was das Parliament dazu bewilligt, zu Kriegszeiten und gleich nachher, 8000 gekrüppelte Seeleute, und eben ſo viele Invaliden von der Armee, auf das nothdürftigſte unterhalten werden, ſo iſt doch das, verhältnißmäßig, nur wenig, und die armen Soldaten müſſen, durch den Abzug, den ſie von ihrem geringen Solde leiden, das Meiſte dazu

beytragen. In Wahrheit, die Großen der Erde, die das Leben der Geringern und Einfältigen, in ihren Abſichten, im Kriege, ſo bloß ſtellen, können doch wohl ſolche Kleinigkeit, als dergleichen Hoſpitäler ſind, wie eine Lockſpeiſe vorhalten, wo nach Abzug derer, die unter den Waffen umkommen, ein gekrüppelter oder abgelebter Soldat Hoffnung habe, ſeine Tage in Ruhe zu beſchließen. Nichts deſto weniger ſieht man Gelähmte und Zerſchoſſene genug, bettelnd umher gehen, und Matroſen mit abgeſchoſſenem Arme oder Beine, Gaſſenlieder in den Straßen von London ſingen, um ſich durch Mitleid ein wenig Brod zu verſchaffen. Ich gebe zu, daß die meiſten der Letztern, die ſo betteln, Leute ſind, die auf ausgerüſteten Kaperſchiffen, im Gefechte, zu Krüppeln geworden. Allein, wenn auch dieſe nicht eigentlich als Invaliden des Königs angeſehen werden können, und daher auf ihre Verſorgung vom Staate keinen unmittelbaren Anſpruch machen dürfen: ſo erinnere man ſich doch, daß die Kaperſcheine, um die Armateurs zum Berauben unſchuldiger Unterthanen anderer Staaten zu berechtigen, von der Regierung ausgefertiget werden, und laſſe ſich alsdann dieſe beyde Fragen beantworten: warum die Regierung diejenigen, welche ſich durch das Ausrüſten der Kaperſchiffe und durch Raub bereichern, nicht anhalte, ſo viel von ihrer Beute abzugeben, daß davon ein Hoſpital für die Invaliden der Kaperſchiffe erbauet und unterhalten werden möge? oder warum die Briten, die auf ihre Großmuth und Menſchlichkeit ſo ſtolz ſind, ohne durch eine Parliamentsacte dazu genöthiget zu werden, aus freyen Stücken, für diejenigen, die für ſie, unter Genehmigung hoher Obrigkeit, auf das Plündern ausgehen, nicht eine Kleinigkeit zur Erbauung und Unterhaltung eines Kaperinvalidenhauſes abgeben?“

1. In Briſtol, der Hauptſtadt der Landſchaft Sommerſetshire, giebt es 18 größere Hoſpitäler, hernach auch kleinere, und Armenſchulen, welche mit jenen zuſammen 52 Armenſtiftungen ausmachen. Zu dieſen und andern Mildthätigkeiten werden jährlich beynahe 20000 Pf. Sterl. aufgebracht. Man rechnet in der Stadt und in den Vorſtädten 1500 Perſonen,

die blos von milden Gaben leben, und noch 6000 andere, welche beſonders mit Geld und Arzeney unterſtützet werden. Die vornehmſten dieſer Hoſpitäler ſind: das Briſtol-Infirmary, welches 150 Kranke im Hauſe, und eine große Menge auſſerhalb, erhält; es wird durch Schenkungen und jährliche Unterzeichnungen unterhalten; Colſtons-Hoſpital, zur Erziehung von 100 Knaben, welches dem Stifter an 50000 Pf. Sterl., und Colſtons Armenhaus, welches ihm 25000 Pf. Sterl. gekoſtet hat.

2. In Deptford, einer Stadt im Herzogthume Kent, welche wegen der königlichen Werfte, worauf Kriegsſchiffe gebauet und verbeſſert werden, berühmt iſt, iſt das Dreyeinigkeitshaus (Trinity-houſe) ein merkwürdiges Hoſpital. Den Grund dieſer berühmten Stiftung legte der Ritter Spert 1515, und Heinrich VIII. machte eine privilegirte Geſellſchaft daraus. Das eigentliche Dreyeinigkeitshaus iſt ein Hoſpital von 21 Häuſern; damit iſt noch das zweyte Hoſpital (Trinity-Hoſpital) verbunden, welches aus 38 Häuſern beſteht, die gegen die Straße liegen, und ein beſſeres Anſehen haben, als jene. Bey dieſen iſt ein anſehnlicher Garten. In dem erſten, als der eigentlichen Stiftung, verſammeln ſich die Vorſteher. Beyde Anſtalten ſind für alte untüchtige Schiffer, Steuermänner, und ihre Wittwen. Ueberdies verwendet die Geſellſchaft noch mehrere 1000 Pf. Sterl. auf arme Matroſen, deren Wittwen und Kinder; man rechnet ihre Anzahl auf 3000. Im Hoſpitale ſelbſt bekömmt jede Mannsperſon monatlich 20, und eine Wittwe 16 Schillinge. Dieſe Corporation beſteht aus einem Vorſteher, 4 Aufſehern, 8 Beyſitzern, und 18 ältern Brüdern, welche ihre wichtige Geſchäfte beſorgen. Um dieſes deſto bequemer zu verrichten, verſammeln ſie ſich in einem beſondern Hauſe in der Waſſergaſſe zu London. Sie haben nicht nur

groſse Summen zur Beſtreitung der Koſten der Hoſpitäler zu verwalten, ſondern auch, vermöge der ihnen von verſchiedenen Königen ertheilten Privilegien, andere wichtige Dinge zu beſorgen. Dahin gehört, daſs ſie für die Erhaltung und Erneuerung aller Leuchtthürme und Seezeichen an den groſsbritanniſchen Küſten ſorgen, die Lothſen auf der Themſe prüfen, die Matroſen auf den Kauffahrdeyſchiffen wegen Meuterey und Deſertion beſtrafen, und ſowohl ihre, als der Schiffer Klagen anhören und richten. Sie müſſen ferner die Themſe rein halten und vor dem Verſanden bewahren, und die auslaufenden Schiffe mit Ballaſt verſehen. Sie halten zu dem Ende 60 Barken, welche den Sand auf den ſeichteſten Stellen des Fluſſes ſammeln, und an den Bord der Schiffe gegen 1 Schill. für die Tonne, bringen.

3. In London, der Hauptſtadt von England und ganz Groſsbritannien, ſind inſonderheit folgende Hoſpitäler und Krankenhäuſer merkwürdig

a. Das Bedlam= oder Bedlehemhoſpital, im Colemanns-ſtreet-Viertel, welches für Wahnſinnige beſtimmt iſt. Siehe im Art. Tollhaus.

b. Im Alderſgate-Viertel lag ſonſt das Kindbetterinnenhoſpital (Lying in hoſpital). Das von Inigo Jones aufgeführte Haus gehörte vormals dem Grafen Shaftesbury, die Stadt London kaufte es, und es wurde zu gedachter Abſicht eingerichtet. Allein vor etlichen Jahren wurde dieſes Hoſpital in ein neues dazu erbautes Haus in Old-ſtreet (ſ. unten, Lit. m.) verleget, und hier auch ein neues Haus aufgeführt, welches Diſpenſary heiſst. Dieſes Inſtitut wurde 1770. zur Beyhülfe armer Kranken errichtet, und wird durch freywillige Subſcription erhalten. Es ſteht unter einem Präſidenten, 2 Vicepräſidenten, 3 Medicis, einem Chirurgo, und einem Apotheker.

c. Auf der Nordſeite von Newgate-ſtreet, im Farringdon-within-Viertel, ſteht das Hoſpital Chriſti, Chriſt-Hoſpital, oder Bluecoat-Hoſpital, für Waiſenkinder. Ich werde im Art. Waiſenhaus davon ſprechen.

d. Im Farringdon-without-Viertel, iſt das Bartholomäushoſpital; St. Bartholomew's Hoſpital, ein ſchönes Gebäude, und eine der beſten milden Stiftungen, wo Kranke und Verwundete aufgenommen werden. Die Anzahl derer, die hier in ihrem Elende Hülfe erhalten, iſt ſehr groß, und die Wartung und Verpflegung unter der Aufſicht der geſchickteſten Aerzte und Wundärzte vorzüglich gut. Es liegt in Weſt-Smith-Field, an einer Anhöhe, beynahe mitten in der Stadt. Es iſt eines der älteſten Hoſpitäler in London. Es wurde 1102. von Rayhere, der ein Bürger, oder, wie einige wollen, ein Geiſtlicher, war, geſtiftet; es kam aber nach und nach beynahe ganz in Verfall, bis Heinrich VIII. nach der von ihm im J. 1539. eingeführten Reformation, dieſe milde Stiftung wieder herſtellte, erweiterte, und mit verſchiedenen Privilegien begünſtigte. Das jetzige Gebäude ſteht erſt ſeit 1730, zu welcher Zeit die Einkünfte etlicher kleinen damals aufgehobenen Hoſpitälern demſelben einverleibet wurden, und dieſes dadurch eines der beträchtlichſten in Europa geworden iſt. Das ganz von Portlandſteinen nach Gibbs Riſſen aufgeführte Gebäude iſt viereckig, doch ſo, daß in jedem Winkel ein Flügel von dem andern durch einen leeren Raum von 30 F. getrennt iſt. Es liegt dermaßen zwiſchen Häuſern auf allen vier Seiten verſteckt, daß man es blos von dem innern Platze beurtheilen kann. Es iſt 3 Etagen hoch, und unten mit Arcaden. Die Fronte iſt gegen Smith-Field, und hier ſind auch die Zimmer für die allgemeinen Beſchäftigungen, als: der Verſammlungsſaal der Vorſteher; die Zimmer, wo die Kranken angenommen und verabſchie-

ſchiedet werden. An der Treppe hat **Hogarth** ſeine Kunſt bewieſen. Der barmherzige Samariter und der Teich Betheſda ſind von ſeiner Hand. Dieſe Fronte hat itoniſche Säulen, und iſt mit der Statüe **Heinrich's** VIII. geziert. In dieſem Hoſpitale liegen beſtändig über 400 Kranke, worunter immer 100 äuſſere Kranke ſich befinden, und wovon die meiſten unentgeldlich, einige aber für eine Kleinigkeit unterhalten und verpfleget werden. Zwey Flügel des Gebäudes enthalten jeder 16 Krankenſäle (Wards), wovon 12 beſtändig mit Kranken belegt ſind, 4 aber leer bleiben. In den dritten Flügel ſind 14 Krankenzimmer für das weibliche Geſchlecht angebracht, und in dem vierten wohnen die Officianten. Ueberhaupt befinden ſich 430 bis 440 Betten daſelbſt, von welchen 10 bis 14 in jedem Saale ſind, und ungefähr 1 Klafter aus einander ſtehen. In jedem Zimmer iſt ein geräumiger Kamin, welcher zugleich einen guten Ventilator abgiebt, weil alle Thüren (ausgenommen bey großer Kälte) offen gehalten werden. In jedem Flügel iſt zu ebener Erde ein großes Waſſerbehältniß, worein das Waſſer durch Röhren geleitet wird. In der zweyten Etage iſt ein ähnliches, aber kleineres, Behältniß, welches nur zum Gebrauch der obern Zimmer dient. Es wird beſonders dafür geſorget, daß das Waſſer nie lange in den Behältniſſen ſtehen bleibe. Die Küche wird ſehr reinlich gehalten. Das Geſchirr iſt entweder von Erde oder von Holz, wie z. B. die Kübel zu den Suppen. Auch hat man lederne Krüge in beträchtlicher Anzahl, die zum Waſſertragen ꝛc. gebraucht werden. In der Apotheke ſieht man nur einen ſehr kleinen Vorrath von Flaſchen, Tiegeln und Gläſern; das Magazin iſt wohl eingerichtet, und das Laboratorium ſehr bequem angelegt.

Die Kranken werden von Frauensperſonen gewartet, die einen mäßigen Lohn von dem Hoſpitale bekommen,

men; und ſich ſelbſt unter einander Schweſtern nennen. In jedem Zimmer ſind deren 2 bis 4, nachdem die Anzahl der darin befindlichen Kranken groß oder klein iſt.

Der Aerzte ſind drey, und eben ſo viele Wundärzte, davon jeder einen Aſſiſtenten hat. Sowohl die Aerzte, als Chirurgi, haben, in Beziehung auf einander, einerley Rang; unter ihnen ſelbſt aber kommt demjenigen die Ehre des Seniorates zu, der am längſten dient. Sie haben von Seiten des Hoſpitals keine Beſoldung; allein das, was die angehenden Aerzte und Wundärzte, die ſich in dieſem Hoſpitale üben wollen, zahlen müſſen, iſt ganz für ſie beſtimmt. Will jemand dieſes Hoſpital täglich beſuchen, der Ordination, dem Verbande und den Operationen beywohnen, ſo läßt er ſich bey den Aerzten einſchreiben, und zahlt, wenn er blos den Aerzten folgen will, für ein ganzes Jahr 25, und für 6 Monate 18 Guineen. Läßt ſich jemand bey den Chirurgis einſchreiben, und will ſelbſt Hand mit anlegen, d. i. Aderlaſſen, Bandagen anlegen, Beinbrüche beſorgen ꝛc. ſo bezahlt man für das ganze Jahr, 36, und für ein halbes, 25 Guineen. Für die bloße Erlaubniß aber, dem Verbande und den Operationen beyzuwohnen, iſt die Bezahlung wie bey den Aerzten. Auf 3 Monate wird niemand angenommen. Ein ſolcher Abonirter, oder, wie man ihn in London nennt Pupil, hat für dieſes die Freyheit, zu allen Stunden die Kranken zu beſuchen, ſie zu examiniren, u. d. gl. Auch wird er zu auſſerordentlichen Fällen, die auſſer der Viſite vorfallen, gerufen, wofür der Mann, der bey dem Verbinden den Apparatus nachträgt (Box-keeper), ½ Guinee bekömmt. Auch ſind in dieſem Hoſpitale 2 Hauschirurgi, die jährlich 60 Guineen bezahlen, und dafür Wohnung, Feuerung und Licht frey haben, welches Geld der Hoſpitalcaſſe zufällt. Alles andere Geld von den Eleven, theilen ſowohl die Aerzte von ihrer Seite, als die Wund-

Aerzte von der ihrigen, unter einander. Einer der Wundärzte giebt in den Wintermonaten alle Montage, und ein anderer alle Mittwoch, von 11 bis 12 Uhr, ein praktiſches Collegium, zum Beſten für die im Hoſpitale eingeſchriebenen Eleven. Ein Fremder aber, der nicht zum Hoſpital gehört, muß für dieſe Vorleſungen 5 Guineen bezahlen. Alle große Operationen werden am Sonnabend verrichtet. Noch giebt in dieſem Hoſpitale einer der Aerzte, 3 mal in der Woche, Abends von 7 bis 8 Uhr, durch das ganze Jahr Vorleſungen in der Chemie. Jeder Cours iſt in 2 Monaten geendigt; die Bezahlung für den erſten iſt 3 Guineen, für den zweyten 2, und für alle folgende 1 Guinee.

Dreymal in der Woche, Montags, Mittwochs und Sonnabends, kommen alle Aerzte und Wundärzte in das Hoſpital, um die Kranken zu beſuchen. Von den Aerzten ſowohl, als Wundärzten, hat jeder 1 Woche, in welcher er diejenigen Kranken, die zu ſeiner Behandlung gehören, aufnimmt. Jeder von ihnen ſchreibt des Kranken Namen und Zuſtand in ein Buch, und jeder beſorgt auch den von ihm aufgenommenen bis zu ſeiner Geneſung.

Die Mittwoche iſt zwar eigentlich zur Aufnahme der Kranken beſtimmt, wo ſie, oder jemand an ihrer Stelle, mit einer Bittſchrift erſcheinen müſſen, die in einem dazu gewidmeten Amte unentgeltlich ausgefertigt wird; bey unvermutheten Fällen und ſchnell zunehmenden Krankheiten aber iſt man weder an einen gewiſſen Tag noch Stunde gebunden.

Ein jeder Kranke muß gleich bey ſeiner Aufnahme entweder 24 Schill. erlegen, oder eine anſäſſige Perſon als Bürgen dafür ſtellen. Dieſes Geld iſt zur Beſtreitung der Begräbnißkoſten beſtimmt, im Fall der Kranke ſterben ſollte; erlangt er aber ſeine Geſundheit wieder, ſo wird ihm daſſelbe, wenn er das Hoſpital verläßt,

läßt, zurück gegeben. Dieſes iſt deswegen eingeführt, weil das Hoſpital keinen eigenen Begräbnißplatz hat; die Leichname werden alſo der nächſten Pfarre überlaſſen, in welcher niemand, ohne gedachte Gebühr, zur Erde beſtattet wird.

Hitzige Faulfieber, Lungenzufälle, und überhaupt hektiſche Fieber, Verhärtungen der Eingeweide, Skropheln, Gicht und rothe Ruhr, ſind die Krankheiten, welche am häufigſten vorkömmen. Ihre Behandlung wird von den Aerzten nach denſelben Formeln, über die ſie mit einander einig geworden ſind, vorgenommen. Die meiſten davon ſind aus der Pharmacopoea Collegii Regalis Medicorum Londinenſi gezogen.

Die chirurgiſchen Kranken ſind ungleich vertheilt. Denn da jeder der Wundärzte nur diejenigen behandelt, welche von ihm nach der oben angezeigten Ordnung aufgenommen worden ſind, ſo geſchieht es, daß einer derſelben 30, der andere hingegen 40 bis 50 unter ſeiner Cur hat. Kommt einem oder dem andern bey ſeinen Kranken ein wichtiger Fall vor, ſo zieht er die übrigen darüber zu Rathe; und auf ſolche Weiſe wird von chirurgiſcher Seite der Dienſt vortrefflich und ſehr genau verrichtet. Wenn dieſe oder jene Operation für nöthig gehalten wird, ſo kömmt es dem wirklich beſtellten zu, ſolches vorzunehmen, welches allezeit beobachtet wird, es ſey denn, daß es eine von jener Gattung wäre, auf die ſich einer von ihnen beſonders gelegt hat. So verrichtete z. B. der berühmte **Pott** faſt alle Augenoperationen und Steinſchnitte.

Für veneriſche Mannsperſonen ſind zwey beſondere Zimmer beſtimmt, in deren jedem 20 Betten mit Vorhängen ſind; und nur in dieſen Zimmer ſtehen ſie der Länge nach an den Mauern. Ehemals mußten alle Kranke dieſer Art, die in das Hoſpital aufgenommen zu werden wünſchten, die Cur bezahlen; jetzt aber werden die meiſten unentgeltlich aufgenommen und geheilt,

doch

doch werden auch Vermögende zur Zahlung angehalten.

Die meiſten Kranken ſterben hier, und beynahe in allen übrigen Hoſpitälern in London, an Faulkrankheiten, hektiſchen Fiebern, Dyſenterien und Lungenzufällen. Die Mortalität verhält ſich faſt überall, wie 1 zu 13, 14 oder 15.

e. Das Weſtmünſterhoſpital, iſt durch Wohlthäter im J. 1719. geſtiftet worden. Es liegt hinter einem Theil des St. James-Park, zwiſchen den Häuſern, und kann 200 Kranke aufnehmen. Es iſt arm, und erhält ſich bloß durch ein muſikaliſches Oratorium, welches einſtimmig alle Tonkünſtler in London jährlich in der Weſtmünſter Abtey geben, zu welchem der Zutritt 1 Guinee koſtet. Bey dieſem großen Concerte aſſiſtiren nie weniger als 800 Muſici. Man könnte daher dieſes Hoſpital mit Recht das muſikaliſche nennen, indem immer eine Anzahl von kranken Muſicis in demſelben liegt, die mit ihren Frauen und Kindern den erſten Zutritt haben. Aeuſſerlich Kranke ſind in demſelben nicht viele. Auch werden nur ſelten große Operationen gemacht. Der Praxis bey den Aerzten ſowohl als Wundärzten beyzuwohnen, koſtet jährlich 20, und für ein halbes Jahr 6 Guineen.

f. Das St. Georg'shoſpital, iſt beſonders wegen ſeiner vortheilhaften und angenehmen Lage merkwürdig. Es liegt frey, in einer geſunden Luft, in Weſtmünſter am Ende des Gartens von der Königin Pallaſt (Queens - Palace) zwiſchen Green - park und Hyde-park, an der Heerſtraße. Es iſt ein ſimples Gebäude mit 2 Flügeln, und auf 300 Kranke geſtiftet. Es wurde 1734. eröffnet, und wird ſeit der Zeit durch freiwillige Unterzeichnungen erhalten. Der König führt den Titel als Präſident deſſelben, und der Erzbiſchof von Canterbury als Vicepräſident. Es ſind 3 Medici und 4 Chirurgi dabey. Für die Erlaub-

niß,

niß, der Praktik beywohnen zu dürfen, zahlt man bey den Aerzten oder Wundärzten, für ein ganzes Jahr 25, und für ein halbes 15 Guineen.

Nicht weit von hier, und ſeitwärts bey der Königin Garten, am Ende des Gros-Venor Place, trifft man noch eine löbliche Stiftung an, nämlich:

g. Das Lockhoſpital. Der berühmte **Bromfield** hat es, mit Beyhülfe anderer Wohlthäter, 1746, blos für veneriſche Kranke beſtimmt, und war auch bis zu ſeinem Tode erſter Wundarzt daſelbſt. Ein Arzt, 2 Wundärzte, und 2 Apotheker beſorgen die Kranken. Es ſind 100 Betten da, wovon ſelten eins leer iſt. In der dabey befindlichen Kapelle können die Kranken dem Gottesdienſte beywohnen, ohne daß ſie von jemand geſehen werden. Die Aufnahme hat ſo wenige Schwierigkeiten, daß auch die Aermſten, ſie mögen in- oder auſſer dem Hauſe ſeyn, unentgeldlich kurirt werden. Die Kranken werden ſehr gut gehalten, und nie wird einer entlaſſen, der nicht völlig curirt iſt. Hingegen hat dieſe Stiftung das Geſetz, jeden nur ein einziges Mal aufzunehmen. Der Gouverneur des Hoſpitales entläßt daher die Reconvaleſcirten mit folgendem evangeliſchen Spruche: Gehe, und ſündige nicht mehr, damit kein ferneres Leid über deinen Körper komme! Die Heilungsart beſteht überhaupt im Einreiben der Merkurialſalbe, man bedient ſich aber auch anderer Queckſilbermittel, und gibt inſonderheit Plenks Mixtur mit gutem Erfolge. In dieſem Hoſpitale wird niemand zur Praxis zugelaſſen. Uebrigens iſt dieſes Lockhoſpital, mit dem St. Lucashoſpitale (ſ. unten Lit. n.) nicht zu verwechſeln. Was Hr. Hunczkovsky, S. 43, fgg. von dem Lukasſpitale meldet, betrifft das Lockhoſpital.

h. Das Middleſexhoſpital liegt in Mary le bon fields, wurde 1745 für Arme, Kranke, Lahme, und Schwangere errichtet, und kam durch freywillige

Beyſteuern in den Stand, daß die Vorſteher dieſes neue Gebäude im J. 1755 aufführen konnten. Es faſſet 200 Kranke, und hat zugleich eine Stiftung für 20 Gebährende. Da dieſes Hoſpital ſich blos von Wohlthätern erhält, deren Anzahl ſich einige Jahre hindurch ſehr vermindert hat, ſo waren ſie genöthigt, das Gebährhaus aufzugeben, bis ſich etwa mehrere Wohlthäter einfinden. Aeuſſere Kranke ſind nie über 50. Das Hoſpital hat 3 Aerzte, deren einer zugleich Geburtshelfer iſt, und 4 Wundärzte. Wer ſich in demſelben zur Praktik einſchreiben läſſet, zahlt bey den Aerzten und Wundärzten, für das ganze Jahr 20, und für das halbe 12 Guineen. Der Arzt, welcher jetzt die Geburtshülfe übernommen hat, Hr. Dr. Krohn, gibt in ſeinem Hauſe des Morgens von halb 10 bis 11 Uhr, Vorleſungen über die Hebammenkunſt, ſowohl als über die Krankheiten der Kindbetterinnen und neugebornen Kinder, nimmt aber nie mehr, als 20 Zuhörer zu jedem Cours an, und zwar entweder auf ein halbes oder ganzes Jahr. Für ein halbes Jahr zahlt man 5, und für ein ganzes 10 Guineen. In einem Jahre giebt er volle 8 Cours, und jeder Studierende hat für ſich 10 Geburten allein. Hienächſt haben dieſelben die Gelegenheit, der Verordnung beizuwohnen, die er im Middleſexhoſpital alle Wochen ſchwangern Kranken Weibern, und kranken neugebornen Kindern ertheilt. Da Hr. Dr. Krohn von Geburt ein Deutſcher iſt, ſo gibt er auch für ſeine Landsleute Kollegia privatiſſime in der deutſchen Sprache, nämlich einem allein ein jedes Kollegium für ein Guinee.

Some account of the Middleſex-Hoſpital, ſ. n. einer Kupfert. im *Gentlem. Magaz. for Jan.* 1757, S. 8.

i. Das Pockenhoſpital, Smallpox-Hoſpital, liegt am Ende der Stadt, in Cold-Bath-Fiels, iſt durch Gutthäter 1746 geſtiftet worden, und wird auch bis jetzt noch von demſelben unterhalten. Es iſt in kleine Zim-

Zimmer abgetheilt; ein jedes derſelben nimmt zwey Kranke auf, und es können 140 Kranke untergebracht werden. Hier werden blos mit Blattern Behaftete aufgenommen; doch dürfen es nicht Kinder unter 7 Jahr seyn.

Nicht weit von dieſem Hoſpitale, in der Gegend Pancraſs befindet ſich:

k. Das Pocken-Einnimpfungshoſpital, Small-pox-Hoſpital for Inoculation, Hier werden diejenigen aufgenommen, welche ſich inoculiren laſſen wollen, die ſo lange in dieſem Gebäude bleiben, bis die Blattern ausbrechen; und nachher in erſtes geſchickt werden. Kinder, die unter 7 Jahren ſind, werden zwar an gewiſſen Tagen hier inoculirt, aber die Aeltern müſſen ſie nach Hauſe nehmen. Man hat bey dieſem ſchönen Hoſpitale alles vereinigt, was nur immer auf die Reinlichkeit und Lüftung ſowohl, als die angenehmen Spaziergänge, eine Beziehung hat. Das weibliche Geſchlecht iſt von dem männlichen abgeſondert, ſo, daß ſie niemals einander zu ſehen bekommen, welches auch ſehr nöthig iſt, um eine doppelte Inoculation zu verhüten, indem die ſchönſten erwachſenen Mädchen ſowohl, als Knaben, daſelbſt zu ſehen ſind. Der Nutzen dieſes Inſtitutes iſt ſehr auffallend. Man ſieht in England wenig Menſchen, deren Geſicht von Blattern verſchändet wäre. Man hat den Calcul gezogen ſeitdem dieſes Inſtitut ſteht, und findet, daß allezeit von 400 mit natürlichen Blattern, 72 ſterben, und von derſelben Zeit Inoculirten nur ein einziger Todter gezählt wird. In jedem dieſer Hoſpitäler iſt ein Apotheker angeſtellt, der die Kranken zugleich beſorgt, und über beyde der berühmte Dr. Archer, der alle Inoculationen unternimmt.

l) In dem Kirchſpiele St. Lukas, ſind viele Armenanſtalten, z. B. Palyns und Alleyns Armenhäuſer, und das franzöſiſche Hoſpital, für arme und alte

franzöſiſche Reformirte. Es werden auf 200 Perſonen beyderley Geſchlechtes durch freywillige ſubſcriptionen unterhalten. Die Anſtalt erſtreckt ſich auch auf Wahnſinnige.

m. Weit wichtiger iſt die Anſtalt des londner Kindbetterinnenhoſpitales, welches an der Ecke von Old-ſtreet und City-road, in einer freyen Gegend liegt, ſo lange ſie nicht angebauet wird. Es iſt 1771 auf freywillige Subſcription erbauet worden, und wird auch auf eben die Art unterhalten. Es werden hier blos arme Eheweiber aufgenommen. Das Haus hat 2 Flügel, und eine kleine Kapelle. Die Wöchnerinnen liegen in 8 Sälen, deren jeder 10 Betten hat. Die Beſorgung haben zwey Aerzte, 3 Geburtshelfer, zwey Wundärzte, und ein Apotheker, nebſt gehörigen Weibern.

n. Von dem St. Lucashoſpitale für unheilbare Wahnwitzige St. Luke's Hoſpital for Lunatics, welches mit dem oben erwähnten Lockhoſpitale nicht zu verwechſeln iſt, werde ich im Art. Tollhaus Nachricht ertheilen.

o. Das London Infirmary, oder nunmehr London Hoſpital, welches in White-Chapel Road, beynahe am Ende aller Gebäude der Stadt, an einem freyen Platze, und von hinten gegen das offene Feld zu liegt, iſt eine der ſchönſten Anſtalten in England, welche im J. 1740 durch freywillige Unterzeichnungen londner Bürger ihren Anfang nahm, und noch bis jetzt blos durch freywillige Beyträge unterhalten wird. Sie iſt zur Verpflegung der Fabrikanten und Matroſen, die auf Kauffarteyſchiffen gedient haben, beſtimmt. Das Gebäude iſt bequem, doch nicht unnöthig koſtbar. Vor dem mittlern Eingange iſt eine Treppe, und am Giebel lieſet man unter der Sonnenuhr: Das Londner Hoſpital, unterhalten durch freywillige Beyſteuern. In dieſem mit aller Bequemlichkeit verſehenen

nen Krankenhauſe, werden allezeit gegen 400 Kranke beſorget, obſchon 500 füglich Platz haben. Es werden auch viele Kranke, auſſer dem Hoſpitale, auf Unkoſten deſſelben curirt. Man rechnet, wie Hr. Wendeborn meldet, ſeit 1740, da dieſe milde Stiftung ihren Anfang nahm, 150,000 Perſonen, die hier geneſen ſind. Alle Jahre halten die Wohlthäter eine Generalverſammlung, in welcher man die Rechnungen, nebſt den Liſten der Kranken, Verſtorbenen, und derer, die das Haus verlaſſen haben, durchgeht. Eine Specialverſammlung iſt alle zwey Monate. Die nähere Aufſicht führen drey Committeen. Eine, welche aus 13 Perſonen beſteht, unterſucht alle Dinſtage das innere Detail; die zweyte Committee geht alle 14 Tage die Rechnungen durch, welche überdieß täglich noch von andern revidirt werden. Alle Tage beſuchen 3 Aerzte und 2 Chirurgi die Hoſpitalpatienten in beſtimmten Stunden, und noch ſind in der übrigen Zeit 2 Chirurgi bey der Hand. Da das Schiffvolk verſchiedenen Verletzungen ausgeſetzt iſt, ſo findet man immer viele äuſſerliche Kranke da. Zu großen Operationen iſt der Donnerstag beſtimmt, wenn ſonſt die Operation ſich aufſchieben läſſet. Das Hoſpital zu beſuchen, und den Arzten oder Chirurgis am Krankenbette zu folgen, koſtet für ein Jahr 25, und das halbe J. 15 Guineen; und jeder Zögling legt nach ſeiner Reihe ſelbſt Hand bey dem Verbinden an. Es iſt auch das einzige Hoſpital in London, wo die Kranken methodiſch verbunden werden; denn in allen übrigen beſchmutzt ſich kein Wundart die Finger, er berührt nie einen Kranken, auſſer wenn er ihn zum erſtenmal unterſucht, oder wenn er operirt; dieſe Nachläſſigkeit findet auch bey dem Zöglinge Statt, der dem Pflaſter=oder Salbenträger (Bocks - keeper) ſagt, dieſe oder jene Salbe zu geben, der dann ein Stück von der auf reinem Werke oder Charpie aufgeſtrichenen abſchneidet, auf das

Bett des Kranken hinlegt, und der Krankenwärterinn das Verbinden überläſſet, die es auch nach ihrer Bequemlichkeit thut, ſo, daß oft der Kranke 1 Stunde und noch länger unverbunden bleibt; daher kommt es eben, daß viele complicirte Beinbrüche, Geſchwüre, u. d. gl. übel ausarten, die viele Amputationen veranlaſſen, oder den Kranken gar in das Grab ſtürzen. Herr **Blizard** aber, ein berühmter und geſchickter Wundarzt, verläßt keinen Kranken, der nicht gehörig von ihm, oder in ſeiner Gegenwart von ſeinen Zöglingen, verbunden iſt, und wobey er zugleich die Zufälle, die Urſachen, die Vorſorge und die Heilung entwickelt; und ſo verfährt er eben, wenn er zum erſten Mal einen Kranken unterſucht, welches alle übrige londner Chirurgi auſſer Acht laſſen, und meiſtens nur flüchtig über alles hingehen. Hr. **Blizard** gibt in demſelben Hoſpitale, in einem beſonders dazu erbaueten Theater, täglich, nachmittags von 1 bis 3 Uhr, Vorleſungen in der Anatomie, Phyſiologie und Chirurgie. Sein Lehrkours iſt eben in Winter- und Frühjahrkours eingetheilt. Erſter fängt mit dem 4ten Okt. an, und endigt ſich den 15 Jan. Der zweyte endigt ſich im May. Die Bezahlung iſt für jeden Kours drey Guineen, und für den Unterricht im Zergliedern für den ganzen Winter 5 Guineen. Wer 2 Jahre nach einander den Vorleſungen oder dem Unterrichte im Zergliedern beygewohnt hat, iſt für beſtändig frey von der Zahlung angeſehen. Jeder einzelne Theil der Anatomie koſtet ein Guinee.

Johann Biſchofs von Lincoln Predigt, welche er den 6ten Apr. 1749, vor dem Hrn. Herzog von Richmond, und andern Aufſehern des londonſchen Krankenhauſes gehalten hat, und mit einer Nachricht von dem Anfang und der Aufnahme dieſer milden Stiftung begleitet iſt. Lond. 1750, 4.

In der Voyage philoſophique d'Angleterre fait en 1783 et 1784, (à Londr. et Par 2782, 8.) findet man das Londonhoſpital ausführlich und richtiger, als in einigen andern Werken, beſchrieben.

p. Das

p. Das St. Thomashoſpital ſtiftete König Eduard VI im Jahr 1552, für dürftige Kranke, und es iſt hernach durch andere Wohlthäter ſehr erweitert worden. Es iſt ein unregelmäßig zuſammen geſetztes Gebäude, ganz zwiſchen den Häuſern verſteckt, in der Vorſtadt Southwark, gleich an der londner Brücke, in der Borrough high Street. Das Gebäude beſteht aus drey viereckigen Höfen. Gegen die Straße iſt eine große eiſerne Thür, nebſt zwey kleinen für die Fußgänger. Auf den Pfeilern zwiſchen den Thüren ſtehen ein Paar Statüen, welche Kranke abbilden. Der erſte Hof iſt mit Colonnaden umgeben, worunter Bänke zum Sitzen befindlich ſind. Zwey Inſchriften auf der Südſeite melden, daß dieſelben durch die Freygebigkeit zwey Vorſteher, **Frederick** und **Guy**, in den Jahren 1707 und 1708 gebauet worden ſeyn. An der Vorderſeite ſteht die Statüe **Eduars** VI. mit einem Scepter, und dem Diplome oder Freyheitsbriefe von dieſem Hoſpitale in der Hand, und auf der einen Seite ein Mann mit einem hölzernen Beine, und auf der andern eine Frau mit einem Arme im Verbande. Unter dieſem Durchgange ſteigt man einige Stufen in den zweyten Hof, welcher ebenfalls Colonnaden hat, hinab. Hier findet man abermal **Eduard** VI. in Bronze von **Scheemaker** 1773 verfertigt, mit einem eiſernen Gitter umgeben. In dem dritten Hofe, welcher in Anſehung der Gebäude der älteſte iſt, ſteht die Statüe eines Wohlthäters gegen dieſes Hoſpital, des Ritters **Clayton**, in der Kleidung, die er als Lordmayor getragen hat. Obgleich dieſes Hoſpital etwas tief lief liegt, ſo hat man doch in Anſehung der Bauart alles mögliche beobachtet, damit die Luft von allen Seiten frey durchſtreichen kann. Es faßt bequem 500 Kranke, worunter der dritte Theil äuſſerliche Kranke ſind, daher auch die meiſten Operationen, beſonders viele Steinſchnitte, hier vorkommen.

Montag und Freytag ſind die zur Operation beſtimmten Tage. Die Ausgaben belaufen ſich jährlich auf 8000 Pfund Sterling.

In einer geringen Entfernung von dem Thomashoſpitale liegt noch ein anderes eben ſo berühmtes, und das reichſte, welches wohl jemals von einem Partikulär geſtiftet worden iſt, nämlich:

q. Das von dem Buchhändler Guy errichtete Guy'shoſpital. Es hat nebſt dem Vorder- und Hintergebäude noch zwey Flügel, welches einen viereckigen Hof ausmacht, in deſſen Mitte des Stifters Statüe ſteht, mit der Unterſchrift: Thomas Guy, einziger Stifter dieſes Hoſpitales bey ſeinen Lebzeiten, 1721. Rings herum gehen drey Bogengänge, und es hat drey Etagen. Der Bau von Mauerſteinen koſtete ihm beynahe 20,000 Pf. Sterl.; überdies vermachte er zu deſſen Unterhaltung ein Kapital von 220000 Pf. Sterl., ſo, daß dieſe Stiftung auf 10,000 Pf. Sterl. Einkünfte hat. Es ſtehen 200 blau behängte Betten darin bereit, für Kranke von aller Art, die dem Hoſpitale empfohlen werden. So wie die Geheilten abgehen, treten andere an ihre Stelle. Sie werden, nach dem ihre Umſtände es erfordern, mit nöthiger Nahrung und Arzney verſorget, bis ſie geſund ſind, oder das Haus verlaſſen können. Die Arzneyen werden nach einem beſondern, dem Hoſpitale eignen Buche, und den darin enthaltenen Vorſchriften, in der dabey befindlichen Apotheke verfertigt. Zwey Aerzte und drey Wundärzte haben die Aufſicht darüber. Jeder Kranke bleibt unter der Aufſicht des einmal gewählten Arztes, er mag bettlägrig ſeyn, oder herum gehen, oder nur hinkommen, und nur Hilfe da ſuchen. Insgemein liegt die Hälfte zu Bette, und die andere nicht. In den untern Zimmern ſind die Manns- und oben die Frauensperſonen. Alle ſind ſo bequem vertheilt, daß die Reinlichkeit der Luft dadurch erhalten wird.

wird. Die Operationen werden an eben dem Tage, wie in dem Thomashoſpitale verrichtet.

Da dieſe beyde Hoſpitäler ſo nahe an einander ſind, ſind ſowohl die Aerzte, als Wundärzte unter einander überein gekommen, von den Sudierenden nur eine einfache Bezahlung zu nehmen. Alſo iſt es gleichviel, im Thomas= oder Guyshoſpitale eingeſchrieben zu ſeyn. Man genießt das Recht, beyde Hoſpitäler zu beſuchen. Die Bezahlung iſt dieſelbe, wie im Thomashoſpitale; und da noch überdieß die geſchickteſten Aerzte und Wundärzte dabey angeſtellt ſind, die meiſten Vorleſungen in dieſen Hoſpitälern gehalten werden, auch in der Vorſtadt viel wohlfeiler zu leben iſt, ſo findet man immer über 150 Studierende daſelbſt.

r. Im Kirchſpiele Chriſtchurch, welches noch zu der Vorſtadt Southwark gehört; hat **Carl Hopton** eine anſehnliche Stiftung im J. 1730 angelegt. Es iſt ein großes maſſives Gebäude, worin 29 arme herunter gekommene Hauswirthe aufgenommen werden, deren jeder des Jahrs 10 Pf. Sterl. und ein Chaldron Kohlen bekommt.

s Von dem vom unglücklichen Hrn. Dr. **Wilh. Dodd**, ehemal. kön. Hofprediger in London, zum Vortheil liederlicher, aber zu einem beſſern Lebenswandel geneigter Weibsperſonen geſtifteten Magdalenahoſpitale, ſ. im XXVI Th. S. 708, fgg.

Brief eines Deutſchen, über die medizinisch=chirurgiſch Verfaſſung zu London, ſt. in Hrn. geh. Rath Baldinger medizin. Journal, 15 St. (Gött. 1787. 8.) S. 3. fgg.

4. In Norwich, der Hauptſtadt der Landſchaft Norfolk, giebt es verſchiedene Hoſpitäler. Das älteſte iſt im J. 1243 geſtiftet, und ernährt 100 alte Leute. Das ſo genannte Norfolk= und Norwichhoſpital, iſt 1770 geſtiftet, und 1772 eröffnet worden. Das Gebäude hat die Figur eines H; es liegt vor der Stadt, und hat 8 Höfe. Vier Aerzte und 3 Wund=

ärzte kuriren hier unentgeltlich. Die Anzahl der Betten beläuft ſich auf 100.

5. In Cambridge, der Hauptſtadt der Landſchaft Cambridgeſhire, iſt, vermöge eines Vermächtniſſes von 4000 Pf. Sterl., unter der Aufſicht der Vorſteher von Katharinenhall, ein Hoſpital erbauet, und 1753 eröffnet worden, worin die Kranken umſonſt kurirt werden. Im J. 1764 vermachte Dr. Walker ein Stück Landes von ungefähr 5 Acker, zu einem medizinischen und botaniſchen Garten, nebſt einem Kapitale zur Unterhaltung.

9. In Oxford, der Hauptſtadt der Landſchaft Oxfordſhire, hatte Dr. Radcliffe 40,000 Pf. Sterl. zur Aufführung eines Bibliothekgebäudes und Beſoldung des Bibliothekarius ſeiner, der Univerſität geſchenkten Bibliothek, vermacht. Weil aber dieſes Kapital nicht ganz zu dem Bau darauf gieng, wandten die Executoren des Teſtamentes das übrige noch zu zwey Anſtalten ſehr nützlich an. Die eine iſt Radcliffes Hoſpital, welches am Nordende der Stadt aufgeführt wurde. Es iſt ein anſehnliches, 2 Etagen hohes Gebäude; in der untern ſind die zur Wirthſchaft nöthigen Behältniſſe, Küche, Apotheke ꝛc. und in der obern die Krankenſäle. Die Anzahl der Kranken darf nicht über 70 ſteigen. Die Studenten der Medizin haben hier ihren Zutritt. Die Unterhaltungskoſten werden durch freywillige Beyträge beſtritten; ſie beliefen ſich im Jahr 1773 auf 1400 Pf. Sterling.

7. In Leiceſter, der Hauptſtadt der Landſchaft Leiceſterſhire, wurde im J. 1771 ein Krankenhaus angelegt, welches durch freywillige Unterzeichnung unterhalten wird. Man hat hier eine ſehr nützliche Erfindung zu großer Erleichterung der Kranken angebracht, welche darin beſteht, daß man ihnen eiſerne Bettſtädten gibt, die ſo eingerichtet ſind, daß man

ſie

ſie vermittelſt einer Schraube höher und niedriger machen kann.

8. In York, der Hauptſtadt der Landſchaft Yorkſhire, wurde im Jahr 1783, durch Unterzeichnung ein Krankenhaus errichtet, welches ſehr reinlich gehalten wird, und worin die Kranken gut verpfleget werden.

b) Scotland.

1. In Edinburgh, der Hauptſtadt von Scotland, iſt, nach dem Beyſpiele von London, und andern Städten in England, ein königliches Krankenhaus (Infirmary) errichtet worden, darin auf 200 Kranke nebſt den Wärtern Platz haben. Man nimmt Kranke von allen Gattungen und Ständen, auch gefährlich Verwundte, auf. Es iſt ein anſehnliches, 4 Etagen hohes Gebäude mit zwey Flügeln und großen Höfen zur mehrern Bequemlichkeit der Kranken. Der Giebel ruhet auf 6 Säulen. Ueber dem Eingange ſteht die Statüe des Königes Georg II. Das Zimmer, worin die chirurgiſchen Operationen vorgenommen werden, iſt ſehr gut dazu eingerichtet. An den Wänden erheben ſich Bänke hinter einander, damit deſto mehrere bequem zuſehen können. Das Licht fällt von oben durch ein großes Dachfenſter, oder durch eine Oeffnung, gerade auf die darunter anzuſtellenden Operationen. Der patriotiſche Eifer, mit welchem alle Stände etwas zur Ausführung dieſer gemeinnützigen Anſtalt beytragen wollten, war merkwürdig. Eigenthümer der Steinbrüche ſchenkten die Steine und den Kalk; die Kaufleute das Bauholz; die benachbarten Pächter thaten die Fuhren umſonſt; die Maurer verarbeiteten eine gewiſſe Quantität Steine umſonſt, und die Handlanger arbeiteten monatlich einen Tag ohne Lohn. Die vornehmen Frauenzimmer ſtellten eine Verſammlung an, um zu dieſem Gebäude unter ſich

zu ſammeln; und da dieſe zahlreich war, ſo kam ein anſehnlicher Beytrag zuſammen. Der König ſchenkte auch hundert Pfund Sterling dazu.

2. In Aberdeen, hat man, ſeit 1739, ebenfalls auf Unterzeichnung ein öffentliches Krankenhaus angelegt, und ſeit der Zeit mit zwey Flügeln vermehrt, ſo, daß im Jahr 1766, 700 Kranke darin aufgenommen werden konnten.

c. Ireland.

In Dublin, der Hauptſtadt von Ireland, zählt man 13 Hoſpitäler. Das Hoſpital der Kindbeterinnen, wurde 1745 von dem Dr. Moße angelegt, und 1750 ließ das Parlament das jetzige Gebäude, eines der ſchönſten in Ireland, dazu aufführen. Der patriotiſche Mann fand anfangs vielen Widerſpruch, das Volk ſchrie dawider, er kehrte ſich aber nicht daran, ſondern blieb ſtandhaft, und jetzt ſegnet die Stadt ſein Andenken. Innerhalb 20 Jahren ſind über 10,000 Perſonen darin entbunden worden.

Vom dem Patrickshoſpitale für Blödſinnige und Wahnwitzige, werde ich im Artikel Tollhaus ſprechen.

Das Kilmanhamhoſpital für 500 alte verſtümmelte Soldaten und Offizier beſtimmt.

Im Hoſpital der Blauröcke werden 170 Knaben durch freywillige Beyträge unterhalten, und hernach als Lehrjungen bey proteſtantiſchen Meiſtern untergebracht.

Dr. Stevens-Hoſpital, iſt für 300 Kranke eingerichtet; Mercers-Hoſpital, ebenfalls für arme Kranke; und das dupliner Hoſpital, blos für ſolche, die unter den Händen der Wundärzte ſind.

Das 1755 eröffnete Lockhoſpital iſt das erſte dieſer Art in Ireland, und bloß für veneriſche Kranke beſtimmt.

X. Ver-

X. Vereinigte Niederlande.

In Amſterdam iſt das Hoſpital für Kranke, beyderley Geſchlechts, im J. 1578, aus zwey Nonnenklöſtern entſtanden, und beſteht aus verſchiedenen Gebäuden. Ueber dem Eingange, welcher ſich gut ausnimmt, und 1736 angelegt wurde, iſt ein kranker Mann und eine kranke Frau abgebildet. Der Krankenſaal der Männer iſt ganz lang, und mit 49 Betten verſehen, wovon 2 für hitzige Fieberpatienten beſtimmt ſind. Das Gebäude für die kranken Weiber hat 87 Betten. Auſſerdem iſt noch für jedes Geſchlecht ein beſonders Krankenzimmer für etwa noch 50 Kranke. Das Hoſpital hat ſeine eigene Bäckerey, Brauerey, Waſchhaus, Küche ꝛc. 2 Aerzte, und zwey Wundärzte. Es ſteht unter 9 Aufſehern, und eben ſo viel Aufſeherinnen, welche den Bürgermeiſtern jährlich Rechnung ablegen müſſen. Ein beſonderes Gebäude heißt der Bagerd, iſt für alle Arten von Armen ohne Unterſchied beſtimmt, die hier 3 Tage und Nächte eine Schlafſtube und Eſſen erhalten. Die Männer liegen paarweiſe, die Weiber aber einzeln. Ehe ſie früh das Haus verlaſſen, werden die Kammern viſitirt. Das Hoſpital gebraucht in einem J. 80 Ochſen, ohne Kalb- und Schöpſenfleiſch, 176 Tonnen Butter, 61000 Töpfe Milch, 20,000 Eyer, und wöchentlich 36 Tonnen Bier, ohne Brod, Käſe, Torf, und Holz gerechnet. Die Einkünfte belaufen ſich auf 100,000 Gulden.

Des Peſthauſes in Amſterdam wird an ſeinem Orte Erwähnung geſchehen.

Für die Ausſätzigen war ſonſt ein eigenes Hoſpital: weil ſich aber dieſe Krankheit heutiges Tages ganz verloren hat, ſo wohnen jetzt alſo alte Leute in dieſem Hauſe, die ein Gewiſſes für ihre Aufnahme bezahlen, und dafür lebenslang unterhalten werden.

Eine

Eine ähnliche Anſtalt iſt St. Georg's (Joris) Hof, wo ſich 40 bis 50 alte Leute einkaufen können, die auch auf Lebenszeit unterhalten werden. Sie ſpeiſen alle zuſammen, ausgenommen die Kranken, welche auf ihren Zimmern bedient werden. 4 Männer, und 3 Weiber haben die Aufſicht über dieſe Anſtalt.

XI. Deutſchland.

a. Im Oeſtreichiſchen Kreiſe.

Wien, die Hauptſtadt des ganzen Erzherzogthumes Oeſtreich, hatte zu den Zeiten Thereſiens, und auch noch im Anfange der Regierung Josephs in verſchiedenen Theilen der Stadt, und in den Vorſtädten mehrere Kranken- und Armenhäuſer. Dieſe waren:

α) Das Bürgerſpital, in der Stadt, nahe am Kärnterthore, nebſt den dazu gehörigen Spitälern St. Markus, Beckenhäuſel, dem Lazarethe, und dem Klagbaume. In dieſen Hoſpitälern wurden beſtändig gegen 2000 Menſchen verſorget, worunter aber, auſſer den verſchiedenen Kranken von allen Gattungen, Wahnwitzigen, Schwangern und Kindbetterinnen, auch eine beträchtliche Menge Arme begriffen waren. Dieſe Hoſpitäler hatten zu ihrer Verpflegung jährlich gegen 200,000 Gulden Einkünfte.

Das Bürgerſpital war ein ſchönes groſzes und ſehr weitläuftiges Gebäude, worin die Kranken bürgerlichen Standes ihren Unterhalt, Pflege, Nahrung und Medizin bekomen. Es hatte ſeine eigene Apotheke, Brauerey und Kirche, worin täglich 2 Mal Meſſe geleſen wurde. Das meiſte wurde durch beträchtliche Geſchenke von Privatperſonen, und wohlfeilere Ueberlaſſung gewiſſer Grundſtücke, zum Fond des Hoſpitales beygetragen, damit armer Bürger Kinder, Dienſtleute, Pilgrime ꝛc. daſelbſt verſorget würden. Im Jahr 1690 beſtand das Hoſpital aus 17 Zimmern, und der ganze Status mit dem Perſonali, betrug 456 Köpfe. Bis im Jahr 1712, vermehrte ſich die An-

Anzahl der zu Verſorgenden auf 1172 Perſonen, die Findel- und andere Kinder mit eingerechnet.

Wegen Mangel des nöthigen Raumes und vieler entſtandenen Unordnungen, wurde eine Hofkommiſſion niedergeſetzt, die eine ſchickliche Eintheilung aller zu Verſorgenden veranſtalten ſollte. Man gab daher Findlinge und Säuglinge in die Vorſtädte, und auf das Land zur Erziehung. Kindbetterinnen, Schwangern und Veneriſchen wurde das St. Markusſpital eingeräumt, welches das Bürgerſpital für 46000 Fl. käuflich an ſich brachte; hitzige Kranke hingegen wurden nach dem ſo genannten Beckenhäuſel überſetzt, welches zu dieſer Abſicht um viel vergrößert und eingerichtet wurde. Solcher Geſtalt blieben dem Spitale blos arme Bürger zur Verſorgung im Hauſe übrig. Das Lazareth, welches ebenfalls dem Bürgerſpitale zugehörte, wurde nur zu Zeiten einer graſſirenden Peſt geöffnet; die mit der Peſt Behafteten wurden dahin gebracht, und auf Koſten des Bürgerſpitales unterhalten. In dem Klagbaume oder Sichenhauſe waren blos 6 Männer und 6 arme Weiber, welche als Filial von St. Markus betrachtet wurden, und, auſſer wenigem geſtifteten Einkommen, von Allmoſen lebten, welches in das Haus gegen gewiſſe von den Armen zu verrichtende Gebete von gutthätigen Leuten geſchickt wurde

Nach dieſem folgte β) das große Armenhaus, in der Wäringer Gaſſe, worin in den letzten Jahren beſtändig gegen 1600 Menſchen verſorget wurden. Auch hierin waren zwey große Krankenſäle, wofür zwey Medizi, und ein Chirurgus beſtellt waren.

Nach aufgehobener zweyten türkiſchen Belagerung, im J. 1683. und noch bey fortdauerndem Kriege, ſammelte ſich alſo eine ſolche Menge Bettler, (die theils aus dem Lande, und in den Vorſtädten verunglückten, bleſſirten und zum Dienſte unfähigen Soldaten, theils aus Vagabunden beſtanden,) in der Hauptſtadt, daß der Adel und die Bürgerſchaft ſehr davon beunruhigt wurden. Nach verſchiedenen vergeblich verſuchten Mitteln, wurde 1692 von der niederöſtreichiſchen Regierung aufgetragen, eine Univerſalſammlung des Almoſens zu unternehmen, um davon die wirklich Bedürftigen zu verſorgen, weil kein anderer Fond vor-

vorhanden war; muthwilligen Bettlern hingegen ſollte der Eintritt in die Stadt verſagt werden. Man ſchickte Sammler und Sammlerinnen aus, welche von jedem Gulden, den ſie ſammelten, etwas Gewiſſes bekamen. Dieſe Sammlungen bey den Kirchthüren, und an andern öffentlichen Oertern waren ſo ergiebig, daß man, auſſer dem den wirklich erkannten Armen auf die Hand abgereichten Almoſen, vom Ueberſchuß bald an ein zu errichtendes Haus, die Armen aufzunehmen, denken konnte. Ein menſchenfreundlicher Rath bey der niederöſtreichiſchen Regierung Dr. Theobald Frank, hinterließ um dieſe Zeit in ſeinem Teſtamente ſein Haus, Garten und Acker vor dem Schottenthore zu einem Hoſpital, wo denn auch der Anfang mit dem Baue gemacht wurde. Viele Perſonen machten dazu Stiftungen; und Kaiſer Leopold wies dem Spitale jährlich 6000 Fl. als ein Almoſen an, überließ das Biergefäll dieſem Spitale, welches aber ſchon im J. 1696 für 130,000 Fl. wieder an die Hofkammer verkauft wurde. Der gute Fortgang und ſichtbare Nuzen bewog viele vermögende Leute, zu dieſem Spitale Vermächtniſſe zu ſchenken, um ſo mehr, da jährlich eine öffentliche Rechnung der verſorgten Armen, und des verwendeten Geldes dem Publikum vorgeleget wurde. Zu verwundern iſt doch, daß, da der Anfang des Hauſes eigentlich von 1694 iſt, man im J. 1696 ſchon 1042 Perſonen in dieſem Spitale verſorgt hatte, welchen 22,087 Fl. 35 Kr. als Almoſen ausgetheilt worden waren. Auch ſpannen die Armen für den Dominikus Kolb von Kolbenthal, welcher damals die Manufaktur in Linz unternommen hatte, und hatten in dieſem Jahre über 1000 Fl. verdient. Es waren damals an Almoſen und Legaten eingegangen: 34,304 Fl. 30 Kr., aber es waren ſchon 64,574 Fl. 1 Kr. ausgegeben. Die Baukaſſe, deren Einnahme die oben bemeldeten 130,000 Fl. von der Hofkammer, und ein Geſchenk des Kardinals Grafen Kollonitſch von 10,000 Fl. war, hatte in dieſem Jahre 77,912 Fl. 53 Kr. eingenommen, und 45,173 Fl. 2 kr. ausgegeben. Der Ueberſchuß der Baukaſſe deckte den großen Defekt der Armenkaſſe, ſo, daß damals noch 2470 Fl. 19 Kr. in Kaſſa blieb.

So wie die Stiftungen von Privatleuten ſich immer mehrten, gab auch der kaiſerl. Hof namhafte Beneficien

zu

zu dieſem Inſtitute. So wurden z. B. die Taxen auf die Lebnwägen der Aufſchlag auf alles Brenn- und Bauholz, dem Armenhauſe zum Nutzen gegeben. Ueberdies wurde von den ſchon vorräthigen Capitalien das Verſatz- oder Pfandhaus errichtet, wo dann die erhöheten Intereſſen ebenfalls zum weitern Nutzen des Hauſes verwendet wurden, ſo, daß in wenigen Jahren ein Haus zu Stande kam, welches, wegen ſeiner Größe und innern Einrichtung, aller Verwunderung verdiente.

Die Verpflegung der Armen im Hauſe beſtand anfangs darin, daß man jedem täglich die Koſt in natura portionenweiſe reichte. Da aber bey einer ſolchen Menge Leute viele Unordnungen entſtanden, wurde allen in der diesfälligen Verſorgung ſtehenden Armen ein gewiſſes tägliches Almoſen oder Portion in Geld, und zwar jedem ungeſtifteten Manne täglich 5 Xr., einem Weibe 4 Xr., verabfolget; geſtifteten Armen hingegen wurde, nach Maß des angelegten Capitales und Willen des Stifters, ihre Portion zugetheilt, doch ſo, daß keine weniger, viele aber etwas mehr, als die in der allgemeinen Verſorgung, erhielten. Dieſe Geldportionen wurden in einer beſondern, nur im Armenhauſe gangbaren Kupfermünze, in vier Sorten, zu 1, 2, 4 und 12 Pfennigen, ausgezahlt. Auf der einen Seite iſt das Bild des Heilandes, mit der Umſchrift: Quod pauperi, mihi; auf der andern eine fünffache Kornähre, mit den Worten: Centuplum reddo. Dieſes geſchahe deswegen, damit die Leute nichts auſſer Hauſe zehren konnten, dafür aber bekamen ſie alle erforderliche Victualien, auch in den kleinſten Abtheilungen, im Hauſe ſelbſt, wo der Fleiſcher, Bäcker, Traiteur ꝛc. wohnten. Dieſe konnten die Münze in der Kanzelley gegen Courantgelt auswechſeln, mußten aber dafür ſtatt des Beſtandgeldes gewiſſe Procente ſich abziehen laſſen. Eben ſo wurde jede Woche den Armen ihr etwa erſparter Kreuzer in allgemein gangbare Münze ausgewechſelt. Die Kleidung wurde ebenfalls von dem Hauſe beſorget, und alle wurden gleich gekleidet. Für die Hetzung der Zimmer wurden wenigſtens 1000 Klafter Holz angeſchafft, und nach Proportion in die Zimmer vertheilt.

Auſſerdem waren zwey geräumige Krankenſähle errichtet für diejenigen, die etwa erkrankten. Die dahin verlegten Kranken wurden durch den Medicum ordinarium,

Chirurgum, und das andere nöthige Perſonale, auf alle mögliche Art verſorget, und die Koſten der Apotheke ſowohl als des Traiteurs von der Hauptmaſſe beſtritten. Kränklichen Perſonen aber, die nicht nöthig hatten zu liegen, wurden auf ihre Zimmer die Medicamente mitgegeben.

Auf den Zimmern der Geſunden war eine Tagesordnung feſtgeſezt, nach welcher alle zugleich aufſtehen, und in die Kirche gehen mußten; auſſerdem aber waren ihre übrige Stunden ihnen zur Handarbeit oder andern Beſchäftigung frey, und was ſie dadurch verdienten, zu ihrem eigenen Vortheil zu verwenden erlaubt. Wenn aber einige, nach vorher angeſuchter Erlaubniß, auſſer dem Hauſe durch Krankenwarten, oder ſonſt eine anſtändige Art ſich etwas mehr zu verdienen im Stande waren, und von ihrer guten Auffürung kein Zweifel war, wurden ſolche auf mehrere Tage entlaſſen, mußten aber ihre zu beziehende Portion im Hauſe zurück laſſen, bis zum Tage des Eintrittes. Alsdann waren auf Nachläſſigkeiten im Gottesdienſte kleine Geldſtrafen geſezt, und ſolches wurde wieder dem Fundo zuſchlagen, ſo, daß das Quantum von erſparten Portionen der Abweſenden, und Strafgeldern, jährlich bis 2000 Fl. betrug.

In jedem Zimmer war von den Armen ſelbſt ein Stubenvater oder eine Stubenmutter beſtellt, ſo auf Ordnung, Reinlichkeit und Ruhe hielt, Vertheilung der Portionen ſorgte, und dafür täglich eine Zulage von 3 Xr. bekam.

Es war jedem Armen über ſein etwa weniges Erſpartes teſtamentariſch zu disponiren erlaubt. Nur von denen, wo ſich keine Erben meldeten, zog das Haus den Nachlaß zur Hauptmaſſe ein.

Auſſer bisher gemeldeter Armenverſorgung, deren Anzahl in den lezten Jahren etwa gegen 1600 betrug, wurde durch dieſelben Stiftungen eine Anzahl von 30 Studenten mit Koſt, Wohnung, Kleidung, Büchern, überhaupt mit allen Bedürfniſſen, mehrere Jahre hindurch verſorget, bis ſie zu ihrem Stande tauglich gemacht, ohne weitere Obligation, als gute Sitten und Fortgang in Studien zu zeigen, dem Staate ganz unentgeldlich wieder überliefert wurden.

Die

Die Aufſicht über dieſes Haus führte eine eigene k. k. Mildeſtiftungskommiſſion. Das ganze Hausperſonale aber war folgendes: 1 Pfarrer, und 1 Vikarius, beyde Benediktiner, aus dem Schottenſtifte in Wien; 1 weltlicher Prieſter, als Curatus auf dem Männer= Krankenzimmer; 1 Meßner oder Küſter; ein Kirchendiener; 2 Speiſehimmelträger (*); 1 Vorbeter; 1 Glöckner; 1 weltlicher Prieſter, als Proviſor Studioſorum; 1 Korrepetitor bey den Studenten; 2 Inſtruktores; 1 Tafeldecker; 1 Portner; 1 Phyſicus ordinarius, Med. Doct.; 1 Aſſiſtens Medikus; 1 Chirurgus mit zwey Geſellen; 1 Medizinträger; 6 Krankenwärterinnen; 2 Todtengräber; ein Apotheker= proviſor; 2 Subjekta (**); 2 Medizinſtoßer; ein Verwalter, der das Hauswesen verſorgt, und Kaſſarechnung führt; ein Hausvater und Gegenhandler (Controleur), der die Materialrechnung führt; 1 Sollicitator, der die Intereſſengelder und übrige Gefälle zu beſorgen hat; 1 Archivarius; 1 Obervater im Ehehof; 1 dito im Wittibhof; 1 Kanzleyſchreiber; 1 dito Adjunkt; 1 Traiteur; 1 Fleiſcher; 1 Fleckſieder; 1 Bäcker; 1 Wirth; 2 Krämer; 1 Mauerpolier; 2 Lehenwagen= Amtsübergeher; 1 Kommiſſionsdiener; 1 Hausbote; 1 Kanzleydiener; 4 Thorſteher; 3 Holzleger; 2 Nachtwächter.

Die kleinen Bedienſtungen wurden meiſtens von den Armen des Hauſes verſehen, und es war denſelben, nebſt ihrer ordinären Portion, eine kleine Beſoldung von 10, 12, 14, höchſtens 20 Fl. ausgeworfen.

Der Etat im J. 1782, verhielt ſich ungefähr folgender Maßen;

(*) Nämlich wenn das hochwürdige Gut den Kranken gebracht wird, welches man in Wien ſpeiſen nennt, wird ein Himmel oder eine Decke auf Stangen über den Prieſter getragen, der die Monſtranz in Händen hat. Die Glocke, welche bey ſolcher Gelegenheit geläutet wird, heißt auch das Speiſeglöckl.

(**) Welche nämlich die Geſchäfte in der Apotheke verrichten.

Einnahme.

Intereſſen für Stifts- und eigene Capitalien	28800	Fl.
Lehnwagentaxen	25000	-
Holzaufſchlag	32000	-
Privatzahlungen	5000	-
Portionerſparung und Strafgelder	3000	-
Zins	2000	-
Agio, Legate, Kirchengeld ꝛc.	4000	-

Ausgabe.

Portiongelder	45000	Fl.
Kranken	7000	-
Beſoldung der Offizianten	6300	-
Apotheke	4600	-
Holz	4000	-
Die Hälfte vom Holzaufſchlag	16073	-
Studenten	5000	-
Kleidung	1800	-
Penſionen	2600	-
Gebäude-Unterhaltung, andere Ausgaben auf Kirche, Meſſen ꝛc.	3000	-

Es war alſo die Einnahme gegen die Ausgabe ungefähr wie 100 zu 95, welcher Ueberſchuß wieder zur Hauptmaſſa geleget wurde.

γ) Das ſpaniſche Spital in der Wäringergaſſe. Dieſes und das Dreyfaltigkeitsſpital waren ſeit 1754 in ſo fern mit einander vereinigt, als beyde ſich in einem Gebäude befanden, eine gemeinſchaftliche Apotheke hatten, und die Beſoldungen der Kanzelleybeamten, Apotheker, des Verwalters, und verſchiedener anderer zum gemeinſchaftlichen Dienſt beyder Spitäler verordneten Perſonen, zu gleichen Theilen trugen. Das Gebäude, welches dieſe beyde Spitäler in ſich faßte, ſteht auf dem ſo genannten Spitalberge. Auſ-

ſer

ſer einem groſſen Hofe, und zwey kleinen Höfen, gehörte zu demſelben noch eine zur Seite des Gebäudes ſtehende Kirche, und ein ziemlich groſſer und luftiger Baumgarten. Die Gegend iſt eine der geſundeſten, da ſie faſt ganz am äuſſerſten Ende der Stadt, und auſſer aller Verbindung mit hohen Gebäuden, welche den Zutritt der Luft von Morgen und Mittag her verwehren könnten, liegt, und gegen die Nordwinde durch das benachbarte Gebirge gedeckt iſt. Die Zimmer des erſten Stockes waren für die Aerzte, Aſſiſtenten, und für einige andere an beyden Spitälern angeſtellte Perſonen beſtimmt; und im 2ten Stocke befanden ſich die Krankenzimmer; dieſe werden an der innern Seite des Gebäudes nach dem Hofe zu, von einem rings herum laufenden Corridor umgeben, deſſen zahlreiche Fenſter in den Hof gehen, und durch die herein ſtreichende Luft die Reinigung der in den geöffneten Krankenzimmern befindlichen Luft befördern helfen.

Das ſpaniſche Spital wurde im Jahr 1718 vom Kaiſer Carl VI. für ſolche Kranke, welche aus ſpaniſchen, neapolitaniſchen, öſtreichiſch-niederländiſchen und lombardiſchen Provinzen gebürtig ſind, geſtiftet, und es wurde zu Unterhaltung deſſelben ein anſehnliches Kapital ausgeworfen. Anfänglich wurde es von einer eigenen Giunta unter Aufſicht des wälſchen und niederländiſchen Departements verwaltet; da aber in der Folge die Beyträge aus den italiäniſchen Ländern abnahmen, und die Kapitalien durch üble Verwaltung ſehr geſchmählert worden waren, ſo wurde es im J. 1753, auf Befehl der Kaiſerin-Königin, mit dem ohnehin ſchon in demſelben Gebäue angelegten Dreyfaltigkeitsſpitale vereinigt, wodurch es denn, da es die Beſoldung verſchiedener Spitalbeamten mit letztgedachtem Spitale gemeinſchaftlich trug, wieder in beſſern Stand kam. Alle Arten von Kranken wurden, wenn ſie aus den obgedachten Ländern gebürtig waren

in dieſem Spitale aufgenommen, und unentgeldlich mit Koſt, medizinischer und chirurgiſcher Hülfe verſehen. Auſſer dieſen aber wurden auch daſelbſt andere Kranke von allen Nationen gegen eine ſehr mäßige Bezahlung verpfleget.

Die Preiſe waren, nach Maßgabe der verlangten Bequemlichkeit, dreyerley. Der erſte und vornehmſte war täglich 1 Fl., wobey aber der Kranke, die beſſere Koſt ausgenommen, eben ſo verpfleget wurde, als diejenigen, die täglich 52 Xr. bezahlten. Beyde Gattungen von Penſioniſten bekamen jeder ſein eigenes Zimmer, nebſt Bette, Meubeln, Koſt, Feuerung, Licht und Arzeneyen, auch waren dadurch die Beſuche der Aerzte, und Wundärzte und die Operationen mitbezahlt. Zur Unterbringung der Kranken dieſer beyden Claſſen, waren 42 Zimmer eingerichtet. Die dritte Claſſe der zahlenden Parteyen zahlte täglich 3 Xr., und genoß dieſelbe Verpflegung in Anſehung der Wartung und Cur; nur, daß ihre Betten in den Kranken-Zimmern der Nationalen ſtanden, und ſie der daſelbſt eingeführten Tageordnung unterworfen waren. Wollte jemand einen eigenen Krankenwärter haben, ſo zahlte er täglich 12 Xr. mehr.

Zu dem ſpaniſchen Spitale gehörte auch der Strudelhof, ein großes hinter demſelben liegendes Gebäude, in welchem die Kaufdiener einige Zimmer für die Kranken aus ihrem Mittel jahrweiſe gemiethet hatten, und die Koſten für die Verpflegung nach einer gewiſſen Taxe und nach der Anzahl ihrer Kranken monatlich bey dem Spitale abführten.

δ) Das Spital zur heil. Dreyfaltigkeit. Den erſten Grund zur Errichtung dieſes Krankenhauſes legten die frommen Stiftungen des im J. 1677 verſtorbenen k. k. Leibmedikus **Billiotte**, des R. Rathes **Lorenz Hofmann**, von J. 1719, und des herrſchaftl. Verwalters **Matthias Zenz**, von J. 1747. Dieſer Stiftungsfond wurde in der Folge von Kaiſer **Carl VI.** durch das dazu geſchenkte Vermögen des 1735 verſtorbenen Hofbankalbuchhalters **Wilh. Kirchner** vermehrt; und mit dieſem zuſammen gerechnet, betrugen die

die zur Unterhaltung dieſes Spitales beſtimmten Kapitalien: 649,372 Fl. welche jährlich an Intereſſen zu 4 pro Cent. 25,974 Fl. 52 Xr. abwerfen. Da die Ausgaben zur Beſtreitung der Bedürfniſſe des Spitales nur 16,105 Fl. 58¼ Xr. betrugen, ſo wurden auf den Ueberſchuß der 9868 Fl. 53¾ Xr. das breitenfurter Spital mit jährlich 6000 Fl., und die mediziniſch-praktiſche und chirurgiſche Lehrſchule, deren weiter unten Erwähnung geſchehen wird, mit 3150 Fl. angewieſen.

Das Dreyfaltigkeitsſpital befand ſich ehedem auf dem Rennwege, in eben dem Gebäude, welches nachher dem Hoſpitale eingeräumt wurde. Im Jahr 1735 wurde es, auf Befehl K. Karl VI in das ſpaniſche Spitalgebäude verlegt, wo es den rechten und äſtlichen Flügel einnahm. Es war auf 70 Betten, nämlich für 35 Männer und 35 Weiber eingerichtet, wovon einige von Privatſtiftungen unterhalten, und mit neuen Kranken, welche von den dieſelben unterhaltenden Familien empfohlen waren, beſetzt wurden. Dieſe 70 Betten waren in drey Männer- und drey Weiberzimmer im zweyten Stocke des Gebäudes dergeſtalt vertheilt, daß in dem erſten Männerzimmer 6, im zweyten 14, im dritten 15, im erſten Weiberzimmer ebenfalls 6, im zweyten 14, und im dritten 15 Kranke lagen. Das erſte, ſowohl Männer- als Weiberzimmer war für chirurgiſche, das zweyte für angehende und ſchwache Kranke, und das dritte für geneſende und minder gefährliche Kranke beſtimmt.

In diejenigen Betten, welche aus den Mitteln des Spitales unterhalten wurden, durften, der urſprünglichen Stiftung gemäß, keine andere als ſolche Perſonen aufgenommen werden, die an hitzigen oder geſchwinde vorübergehenden Krankheiten liegen. Langwierig Kranke waren von der Aufnahme ausgeſchloſſen; doch war auch für dieſe in ſo fern geſorgt, als von den Einkünften des Spitales zwey Aerzte aus der Stadt, welche täglich früh allen daſelbſt ſich meldenden Kranken mit Rath und Verſchreibung der Arzeneyen zu Dienſten ſeyn mußten, beſoldet, und ſowohl die verſchriebenen Medicamente unentgeldlich gereichet, als

als auch die etwa nöthigen Operationen veranſtaltet wurden.

Man konnte rechnen, daß jeder Kranke dem Spitale täglich 11 Xr., nämlich an Koſt $6\frac{1}{4}$, und an Medikamenten $4\frac{3}{4}$ Xr. koſtete. Für jedes Bett wurden alſo jährlich 66 Fl. ausgegeben. Nach der durch mehrere Jahre beſtätigten Erfahrung, daß der Aufenthalt jedes Kranken in dieſem Spitale im Durchſchnitt 20 Tage dauerte, konnten in jedes Bett jährlich 18, und alſo in allen 70 Betten 1260 Kranke aufgenommen, und verpfleget werden. So fand ſich z. B. zu Ausgang des Jahrs 1790, daß in demſelben 1260 Kranke in das Spital aufgenommen worden waren, welches ziemlich genau mit obiger Berechnung übereinſtimmt. Alle 70 Betten mochten alſo jährlich, ein Jahr ins andere gerechnet, dem Spitale an Koſt und Arzeneyen ungefähr 6294 Fl. 35 Xr. koſten.

In eben dem Gebäude, wo die jetzt beſchriebenen zwey Hoſpitäler ſich befanden, fand man auch noch die mediziniſch-praktiſche und chirurgiſche Lehrſchule. Dieſes Inſtitut wurde im J. 1754 auf Anrathen des unſterblichen Freyherrn van Swieten von der Kaiſerinn-Königinn zur Bildung junger Aerzte zuerſt errichtet, und bekam als praktiſchen Lehrer den berühmten Ant. de Haen, den man aus Haag unter vortheilhaften Bedingungen nach Wien rief. Dieſe Lehrſchule hielt gemeiniglich 12 Krankenbetten, deren die Hälfte für männliche, die andere aber für weibliche Kranke beſtimmt war. Hier wurde das Clinicum geleſen.

Vormals war dieſes kleine praktiſche Spital in dem oben beſchriebenen Bürgerſpitale unweit dem Kärnthnerthore einquartiert, wo de Haen zugleich ſeine Wohnung hatte. Nach dem Tode dieſes Lehrers wurde die Schule im Anfange des Jahrs 1776 in das gemeinſchaftliche Gebäude des ſpaniſchen und Dreyfaltigkeitsſpitales verlegt, und der Arzt am Dreyfaltigkeitsſpitale, Profeſſor Stoll, wurde zugleich als praktiſcher Lehrer an de Haens Stelle ernannt. Dieſe Lehrſchule hatte auſſer ihrem Lehrer noch zwey ſo genannte Aſſiſtenten, nämlich einen jungen Arzt, und Wundarzt, die von der Wahl des praktiſchen Lehrers ab-

abhiengen, und von dem Inſtitute beſoldet wurden. Die Schule ſelbſt wurde aus der Caſſe der milden Stiftungen unterhalten, der Lehrer aber aus dem Univerſitätsfundo beſoldet.

Alle dieſe Hoſpitäler, von welchen man in Hrn. Nicolai Reiſe durch Deutſchland ꝛc. 3. B. S. 221 fgg. und in den Beylagen zu dieſem Bande, S. 45, fgg. ausführlichere Nachrichten findet, und deren auch Fauken und Stoll in ihren oben angeführten Werken erwähnt haben (*), wurden im Jahr 1784 eingezogen, als das große allgemeine Krankenhaus eingerichtet und am 16ten Aug. eröffnet wurde. Den Armen wurden ihre Portionen an Gelde, nebſt einer Zulage von täglich zwey Kreuzer gereicht, und ſie bekamen die die Erlaubniß, ihre Verſorgung entweder in der Stadt, oder auf dem Lande zu genießen. Diejenigen, die dieſer Selbſtverpflegung nich fähig waren, wurden in die Verpflegungshäuſer zu Ybs, Mauersbach, Thereſienfeld, u. ſ. w. überbracht. Den eckelhaften und für unheilbar erkannten Kranken wurden, um ſie dem Anblicke des Publikum zu entziehen, die Siechenhäuſer in Wien, der Alſterbach, der Sonnenhof, der Kollonitziſche Garten, und der lange Keller, angewieſen.

Das Hoſpital der barmherzigen Brüder in der Leopoldsſtadt, welches nur Männer, und von dieſen über hundert täglich verpflegt, und das Eliſabetherinnenhoſpital, welches nur Weiber aufnimmt, ſind allein von den vormaligen Krankenhäuſern übergeblie-

Ee 5 ben

(*) F. E. *Brückmanni* Obſ. itiner. Von denen Hoſpitälern und Krankenhäuſern in Wien, ſt. in Büchner's Miſcellan. phyſ. med. mathemat. v. J. 1728, (Erf, 1732, 4.) S. 937 941.

In einer kleinen Schrift "Gedanken über einige dem Publicum ſehr nützliche Verbeſſerungen in Wien, (Wien, 1782, 8) breitet ſich der Verf. beſonders über die Mißbräuche bey den Krankenhäuſern in Wien aus.

ben, und dauern nach einigen Reformen und Verbeſſerungen noch fort.

In dem Spitale der barmherzigen Brüder ſind an 100 Himmelbetten mit Gardinen und Vorhängen von grünen Raſch, worin kranke Mannsperſonen liegen, und von den barmherzigen Brüdern mit Nahrung und Arzeneyen bedienet werden. Vor der Apotheke ſind die zwey heil. arabiſchen Aerzte Coſmas und Damianus abgemalt. Ueber das Lazareth iſt Chriſtus nebſt ſeiner Mutter, und ſeinem Pflegevater gemahlt, mit der Beyſchrift:

Jeſus, Maria, Joſeph,
Errettet uns aus aller Noth,
Vor Peſt, Krieg, Hunger und übeln Tod.

Imgleichen ein Marienbild, mit der Unterſchrift:

Mater miſericordiae.
Hic ordo approbatus,
In charitate fundatus,
Non a ſanctis fabricatus,
Sed a ſummo ſolo Deo.

Beati miſericordes, quoniam miſericordiam conſequentur!
Judicium enim illi ſine miſericordia, qui non fecit miſericordiam.

Barmherzigkeit das Gut vermehrt,
Macht den Menſchen bey Gott wehrt.
Willſt ruhen dort in Gottes Arm,
Der Armen dich hier viel erbarm.
Mancher Menſch giebt im Tempel gern,
Gold, Silber, Seyden, Gott zu Ehrn,
Und läſt Chriſtum hungrig in Armen,
Was hilft ſolch Gab, wo kein Erbarmen!

Von dieſem Spitale werden jährlich die Liſten der verpflegten Kranken gedruckt. Im Jahr 1780 verpflegten ſie

1754 Kranke; wovon 234 ſtarben. Im J. 1782, 2377, wovon 322 ſtarben. Man kann alſo annehmen, daß ungefähr unter acht Kranken in dieſem Spitale einer ſtarb. Der gemeine Mann, inſonderheit fremde Handwerksburſche ꝛc. haben ein groſſes Vertrauen zu den barmherzigen Brüdern. Doch nehmen ſie nicht jeden Kranken an, ſondern nur ſolche, die ihnen von Familien, welche Wohlthäter des Ordens ſind, oder wenigſtens jährlich Almoſen reichen, empfohlen werden. Proteſtantiſche Kranke nehmen ſie deswegen auf, weil ihnen aus dieſer Urſache in verſchiedenen proteſtantiſchen Ländern das Kollektiren erlaubt iſt; auch wohl, um ihre Bekehrungkunſt an ihnen zu verſuchen. In ihren Krankenliſten führen ſie die Kranken nach den Ländern auf. In der Liſte der Verpflegten von 1780, 10 aus Preuſſen, und 15 aus Sachſen. Dieſes Spital hat auch, auf der Landſtraße, ein Rekonvalescentenhaus; im J. 1780 waren 504, und 1782, 764 darin geweſen.

Ein reiſender Arzt, welcher auf Hrn. Nicolai Erſuchen, die im 3ten Band ſeiner Reiſebeſchreibung befindlichen Nachrichten von den Spitälern in Wien geſammelt hat, fällt über das Spital der Barmherzigen Brüder, und das Eliſabetherinnenſpital folgendes Urtheil.

„Die barmherzigen Brüder, die unter dem Vorwande der Krankenpflege ſich mäſten, ſollen, wie man ſagt und durchgehends wünſcht, gleichfalls aufgehoben werden. Allerdings ſind dieß ſehr theure Krankenwärter, und kommt deren immer eine beträchtliche Anzahl auf einen Kranken, ohne daß es deswegen dem Kranken beſſer gehe. Ich habe ſie manchmal als ſehr unbarmherzige Brüder geſehen. Ueberdas mißfällt es mir im hohen Grade, daß ſie von ihrem Medico ordinario nur etwa über den zweyten Tag einen Beſuch für ihre Kranken verlangen, und ihn auch nicht einmal für dieß bezahlen. Weh dem Elenden, der etwa in einem hitzigen Fieber, oder in einem andern dringenden Falle, zwey volle Tage auf ſeinen Arzt harren muß, und unterdeſſen dieſen rohen Leuten Preis gegeben iſt! Es iſt dieß noch in einigen andern Spitälern gebräuchlich, wo man von dem Arzte nur etwann über den zweyten Tag eine Krankenviſite fordert. Freylich thun die Aerzte hierin mehr; aber dies gereicht nur ihnen zur Ehre, und nicht dem Inſtitute. Nur in dem ſpaniſchen und im Dreyfaltig-

tigkeitsſpitale werden jedem Kranken täglich zwey Beſuche von ihren Aerzten und Wundärzten nach der Vorſchrift des Inſtitutes gegeben.

„Die barmherzigen Brüder haben auch ein Reconvaleſcentenhaus, das aber eigentlich zur Beluſtigung der Brüder, und zum Behältniß ihrer Weine, die ſie dort in Menge liegen haben, dienen muß. Die Entfernung dieſes Hauſes von ihrem Spitale zeugt deutlich, wie wenig ſie die Abſicht haben, Reconvaleſcenten zu pflegen. Der Geneſende bleibt drey Tage da, dann muß er weiter, ohne ſeinen Arzt mehr zu ſehen. Die barmherzigen Brüder werden auch zu einzelnen Kranken als Wärter abgefordert, wo man jedem, oder ſeinem Kloſter, täglich zwey Gulden bezahlt. Es verſteht ſich, daß man ihm ſeine Wachen mit einer herrlichen Tafel, vorzüglich aber mit gutem Weine, vergüten muß. Man glaubt dieſe Wärter nöthig zu haben, und doch findet man ſie eben ſo läſtig, eben ſo verheerend, als manchmal die Krankheit ſelbſt. Sie ſind meiſt von der niedrigſten Klaſſe, und ſind gemeiniglich in Mönichskutten gehüllte Hausknechte. Ein Mehreres von den barmherzigen Brüdern wird unten im Artikel Krankwärter vorkommen.

„Den Eliſabethinerinnen bin ich gut. Sie ſind ämſig und mitleidig. Ihr Spital iſt reinlich. Ueberhaupt haben ſie ihre gute Eigenſchaften vielleicht mehr ihrem Geſchlechte, als der heiligen Regel, zu verdanken, obwohl auch dieſe etwas beytragen kann. Ich wünſchte, daß man in allen Spitälern, ſtatt der Wärter, lieber Wärterinnen hätte, auch für männliche Kranke, gerade ſo, wie es im Dreyfaltigkeitsſpitale, und in der praktiſchen Lehrſchule von je her ſchon üblich war, und noch iſt.“

Blicke und Wahrheiten auf und über die Krankenhäuſer der barmh. Brüder und Eliſabethinnerinen zum Beſten der Menſchen von Caſp. Reinberg. Frf. und Lpz. Wien, 1784. gr. 8. 6. B.

Von dieſen aufgehobenen Spitälern wurde der Fond zur Erbauung und Einrichtung des neuen allgemeinen Krankenhauſes, oder Hauptſpitales, welches das allgemeine Krankenſpital, das Gebärhaus, das Tollhaus, die Siechenhäuſer, und das Findelhaus, enthält, genommen, und noch überdem bewil-

ligte

ligte dazu der Kaiſer beträchtliche Summen aus der Stiftungshauptkaſſe, die von den aufgehobenen Klöſtern ſehr anſehnliche Vermehrungen erhalten hatte. Es wurde aus den alten Gebäuden des vormaligen Armenhauſes erbauet, und liegt alſo, wie jenes, zwiſchen der Alſter- und Waringergaſſe, auſſerhalb dem Schottenthore, gleich neben der großen Infanteriekaſerne. Vor allen andern Plätzen ſchien dieſer ſich auch von der Seite am beſten für ein Krankenhaus zu ſchicken, da er ziemlich hoch und frey liegt, wo man faſt immerwährenden Wind und Zugluft ſpüret. Noch überdem lieferten die alten Gebäude des Armenhauſes eine beträchtliche Menge feſter und dauerhafter Mauern, die zu dem neuen Baue ſehr wohl genuzet werden konnten, und wodurch die Koſten ſehr verringert wurden. Mehrere Theile dieſes Spitales ſind aber auch von Grunde aus neu gebauet, wie z. B. das Gebär- und das Tollhaus. Ueberhaupt ſind die neuen Gebäude ſo ganz verändert und umgeſchaffen, daß ſie wenig Aehnlichkeit mit den alten behalten haben.

In ſeinem Umfange iſt dieſes Hoſpital ein beträchtlich großes Gebäude. Die vordere Breite nach der Alſtergaſſe, hält 110 wiener Klafter; die Länge der Stiftsgaſſe hinauf 186. Alle Gebäude ſind 2 Stockwerke hoch, ausgenommen der Tollthurm mit 5 Stockwerken, ein Mittelgebäude im erſten Hofe, und zwey Flügel im letzten Hofe mit drey Stockwerken. Die Mauern ſind ſämmtlich mit weißem Kalk und Gries übertragen, und geben einen lebhaften Anblick.

Der Haupteingang zu dieſen Gebäuden iſt von der Alſtergaſſe, der Minoritenkirche gegen über. Hier iſt über dem Thore folgende Inſchrift mit goldenen Buchſtaben:

Saluti et ſolatio aegrorum,
Joſephus ſecundus ſemper Auguſtus.

Dieſes

Dieſes Thor wird beſtändig von zwey Thorwärtern bewachet, die alle verdächtige Perſonen, die den Kranken etwas zutragen können, viſitiren, Unbekannte zurecht weiſen, und, wenn ein Kranker gebracht wird, das Signal durch eine Glocke geben. Man geht durch dieſes Thor in den erſten geräumigſten Hof, der ein etwas ſchiefes längliches Quadrat bildet. Seine Länge hält etwas über 100 Klafter. Gerade vor ſich ſieht man eine Kapelle mit einem kleinen Thurme, die mit in den Gebäuden des Spitales angebracht iſt, und unter welcher das Hauptthor zu den andern Höfen durchführt. Linker Hand iſt ein einzelnes 3 Stockwerke hohes Gebäude, welches den praktiſchen Lehrſchulen gewidmet iſt. Dieſer große Hof iſt ganz umher mit Gängen, die mit Bäumen bepflanzt ſind, und Alleen formiren, geziert. In der Mitte iſt ein Springbrunnen mit einem großen ſteinernen Waſſerbaſſin. Hinter dieſem großen Hofe ſind noch ſechs kleinere Höfe, die völlig, wie der erſte, mit Gängen, Alleen, und Springbrunnen geziert ſind. Hinter dieſen Gebäuden liegt auf einem freyen erhabenen Platze der Tollthurm, und gleich daneben ſieht man das neue Militairhoſpital.

Alle dieſe Flügel und Theile des Hoſpitales ſind oben und unten zu Krankenzimmern eingerichtet. Der rechte Flügel im erſten großen Hofe enthält die Wohnungen für Aerzte, Wundärzte, Oekonomiebeamte, u. ſ. w. Hier iſt auch die Kanzelley und Apotheke. Die Eingänge zu den Krankenzimmern, die ſämmtlich in den innern Höfen angelegt ſind, ſind numerirt, und ihre Thüren zeigen die Numern der Krankenzimmer, wohin ſie führen, und die Numern der Betten, welche dieſe enthalten. Die größern Abtheilungen des Hoſpitales ſind mit großen lateiniſchen Buchſtaben angezeigt.

Jedes mal zwiſchen zwey Krankenzimmern iſt ein Eingang. Dieſer führt zuerſt in eine Küche, worin ein Feuerheerd und kleines Holzmagazin angebracht iſt. Hier ſind auch einige Abtritte, die in unterirdiſche Canäle ableiten. (*) Beſonders ſind die Küchen von großer Bequemlichkeit und Nutzen; darin werden alle Speiſen, die der Kranke öfter warm genießen muß, und ſein Gedränk aufgewärmet; es werden darin die Umſchläge, Klyſtiere, und was zu dieſer Art Pflege für die Kranken erfordert wird, gleich in der Nähe zubereitet. Die Einrichtung in dem obern Stockwerke iſt dieſelbe.

Ueber den Thüren, die in die Krankenzimmer führen, ſind Fenſter angebracht, an deren einer Seite eine Uhr befindlich iſt, welche Minuten und Secunden zeigt. An der andern Seite, der Uhr gegenüber, ſind Laternen angebracht, worin des Nachts Talglichter, die in einem Glaſe gegoſſen ſind, brennen. Ueber den Laternen ſind blecherne Röhren, die den Lichtqualm ab = und aus dem Gebäude leiten. Jedes gewöhnliche Krankenzimmer hat eine Uhr und zwey Laternen.

Die Krankenzimmer ſind nicht alle von gleicher Größe. Die beyden größten, für die veneriſchen Kranken, enthalten 90 und 94 Betten. Die gewöhnlichen enthalten 18, 20, 22 Betten; es ſind auch einige zu 40 und 50 Betten. Sie ſind insgeſamt 14 Fuß hoch, und 26 breit; ſie haben an beyden Seiten Fenſter, unter welchen die Krakenbetten in einer Entfernung von 3 F. von einander abgeſondert ſtehen. Alle Zimmer ſind ſorgfältig mit Ventilotoren verſehen. Schon

(*) Unter dem ganzen Krankenhauſe ſind mit vielen Koſten Canäle angelegt, die in den Alſterbach ausführen. Das Waſſer dazu kommt aus den Gebirgen und Baſſins und iſt ſo beträchtlich, daß wöchentlich 5000 Eimer alle Canäle und den Alſterbach ſelbſt in 25 Minuten bis in die Donau reinigen können.

Schon ihre Lage begünſtigt die Auslüftung; denn wenn nur an beyden Seiten die Fenſter, die 6 bis 8 F. vom Fußbuden angelegt ſind, geöffnet werden, ſo iſt in der obern Atmoſphäre ein Durchzug, ohne daß die Kranken beläſtiget werden. Ueberdem ſind nun noch an beyden Seiten, oberhalb den Thüren, Luftzüge in der Mauer gebrochen, die durch Röhren aus dem Gebäude leiten. An den Fußboden unter den Betten, ſind wieder zu beyden Seiten Luftzüge, in viereckigen blechernen Röhren, die, wie die erſten, verſtopfet und geöffnet werden können. In den größern Zimmern ſind auch unter den Oefen Zuglöcher angebracht, die beſonders, wenn geheizt wird, wirkſam ſind. Durch dieſe Ventilatoren wird auf allen Zimmern, wenn ſie auch ganz mit Kranken belegt ſind, beſtändig eine reine und geſunde Luft erhalten.

Die reinlichkeit wird in dieſem Hoſpitale durchgehends auf das höchſte getrieben. Sie fällt jezt noch um ſo mehr auf, da alles in den Krankenzimmern, die Meublen und Gerähtſchaften, von Grunde auf neu gemacht ſind.

Ein jeder Kranke hat allemal ein eigenes Bett, um welches nur in ſehr wenigen Zimmern Vorhänge ſind. Bey des Kranken Bette ſteht ein kleiner Tiſch, worauf ſeine Arzeney, Trinkgeſchirr, ein blechernes Gefäß zum Auswurf, und ein Uringlas, ſteht. Den ſchwachen Kranken werden, ſo oft ſie ihrer bedürfen, Nachtſtühle vor die Betten geſezt, für die andern ſind in den meiſten Zimmern Behälter in der Mauer angebracht, worin Nachtſtühle ſtehen, die ſorgfältig verwahrt ſind, um keinen übeln Geruch zu verbreiten. In der Mitte eines jeden Zimmers ſteht ein langer Tiſch, deſſen unterer Theil zu Behältern eingerichtet iſt, worin die nöthigſten Sachen für die Kranken aufbewahret werden. Seſſel haben die Kranken nur in den veneriſchen Zimmern. Alle Oefen ſind von glaſur=

ſurten Backſteinen, und werden von auſſen geheizt. Der veneriſche Männerſahl wird durch 3 eiſerne Oefen, die unter dem Fußboden liegen, und worüber eiſerne Gitter gedeckt ſind, geheizt. Ferner iſt in jedem Zimmer ein großes kupfernes Waſchbecken mit einer Kuppel, worin beſtändig friſches Waſſer erhalten wird.

Ueber jedem Krankenbette hängt eine ſchwarze hölzerne Tafel, worauf die Nummer des Zimmers und Bettes, der Name des Kranken, ſein Eintrittstag, die Arzeneymittel, die er bekommt, und ihre Abreichung, ferner die wichtigſten Zufälle ſeiner Krankheit und ſeine Speiſe in beſonders abgetheilte Rubriken angemerkt werden.

Das Krankenhaus enthält die Kranken mit inn- und äuſſerlichen Krankheiten. Für beyde ſind 86 Zimmer, wovon 72 jezt eröffnet und ſo eingerichtet ſind, daß ſie ſogleich belegt werden können. 34 von dieſen Zimmern ſind für Manns- und 28 für Frauensperſonen beſtimmt. Die erſten enthalten 812, die lezten 676 Betten, und folglich beyde zuſammen 1488. 4 Zimmer, jedes mit 27 Betten, ſind für die Reconvalescenten beſtimmt. Wenn alle Zimmer eingerichtet und belegt ſind, ſo können an 2000 Kranke hier aufgenommen werden.

Die innerlichen Kranken ſind, in Rückſicht ihrer Krankheiten, ſo viel möglich, dergeſtalt abgetheilt, daß die mit hizigen Krankheiten zuſammen kommen; ferner die kalten Fieberpatienten, die Waſſerſüchtigen, die Krätzigen, die mit der rothen Ruhr Behafteten, und die von tollen Hunden Gebiſſenen. Unter den Kranken mit äuſſerlichen Krankheiten iſt weiter keine Abtheilung, als daß die veneriſchen, die mit zu dieſer Claſſe gezählt ſind, ihre abgeſonderte Sähle haben; nähmlich 2 große, mit 184 Betten, und 2 kleinere, mit 24 Betten; ferner 2 Zimmer, mit 24 Betten, für die mit Augenzufällen Behafteten.

Dieſe Kranke zuſammen ſind nun wieder in vier verſchiedene Claſſen abgetheilt, welche Abtheilung allein auf ihre mehrere oder wenigere Bequemlichkeit, nachdem ſie viel, weniger, oder nichts für ihre Verpflegung bezahlen, beruhet.

In der erſten Claſſe ſind diejenigen, welche ein Zimmer für ſich allein, und ihre eigene Bedienung haben wollen. Der Kranke zahlt dem Hoſpitale täglich 1 Gulden, und muß dieſes Geld auf eine Woche voraus erlegen. Dafür erhält er ein eigenes Zimmer, ein Bett mit einer Gardine, die nothwendigſten Meublen, als: einen Tiſch, einige Stühle, einen Kaſten, u. ſ. w. Er bekommt einen eigenen Krankenwärter, der Tag und Nacht bey ihm zu bleiben verbunden iſt. In ſeinem Bette hat er einen Strohſack nebſt Küſſen; eine mit Pferdehaaren geſtopfe Matratze mit Küſſen; 2 feine Betttücher; 1 kleineres Kopfküſſen; im Sommer eine ſo genannte Hallinerdecke; im Winter eine canevaßene Bettdecke mit Baumwolle abgenähet. Er bekommt ferner Servietten, Handtücher, auch nöthige Kleidungsſtücke, alles von feiner und der beſten Gattung. Auſſerdem hat er noch freye, ſehr gute Bekößtigung, freye Medicamente und Cur. Für dieſe Claſſe ſind zwey abgeſonderte Flügel der lezten Höfe beſtimmt. Jeder Flügel enthält 21 abgeſonderte Zimmer, wovon die eine Seite den Männern, die andere den Weibern angewieſen, iſt.

In der zweyten Claſſe zahlt der Kranke täglich ½ Gulden, oder 30 Kreuzer, welche Zahlung gleichfalls voraus auf eine Woche geleiſtet werden muß. Für dieſe ſind zwey Flügel der mittlern Höfe eingerichtet, wovon der eine für die Männer, der andere für die Weiber beſtimmt iſt. Jeder Flügel hält im obern Stockwerke 2 Sähle, und jeder Sahl 25 Betten. In dieſer Claſſe ſind keine Vorhänge um die Betten, ſondern vor jedem Bette iſt ein beweglicher Schirm. Das Bettgeräth

iſt

iſt daſſelbe wie in der erſten Claſſe, und die Kranken genießen auch alle andere Vorzüge mit dieſen gemein, nur daß ſie nicht eigene Bedienung haben, und daß ihre Speiſen nicht völlig ſo gut ſind, wie in der erſten Claſſe. Dieſe zweyte Claſſe macht eigentlich die ſpaniſche und italiäniſche Stiftung aus, die vormals im ſpaniſchen Spitale war. Perſonen, die an dieſen Stiftungen Theil haben, werden hier unentgeltlich aufgenommen, andre bezahlen das beſtimmte Geld. Kranke in dieſen Claſſen können, wenn ſie wollen, das Hoſpital verlaſſen, und erhalten ihr voraus gezahltes Geld bis auf den Tag, da ſie abgehen, wieder zurück. In Rückſicht ihrer Krankheiten wird weiter keine Abtheilung unter ihnen gemacht, ob gleich den Veneriſchen dieſer Claſſe die zwey kleinern Zimmer beſtimmt ſind.

Zur zweyten Claſſe gehört auch der Strudelhof, eine Stiftung von Kaufleuten, die vormals auch im ſpaniſchen Spitale war: ſ. oben, S. 438. Sie enthält in vier Zimmern 14 Betten, und ihre ganze Einrichtung iſt auf Koſten der Kaufleute, die an dieſem Inſtitute Theil haben, beſorgt. So ſchön und geſchmackvoll übrigens dieſe Einrichtung iſt, ſo bleibt doch der große Fehler, daß die Zimmer nicht mit Ventilatoren verſehen ſind, und gemeiniglich eine ungeſunde Luft faſſen. Die Kaufleute zahlen dem Hoſpitale für dieſe Zimmer jährlich 160 Gulden Miethe; ſie halten die Aufwärter auf ihre Koſten, auch noch für jeden Kranken täglich 32 Kreuzer, die dafür freye Cur, Medicamente und Koſt, haben.

In der dritten Claſſe werden arme beyderley Geſchlechts, die noch jezt Stifftungen genießen, gegen ihr Stipendium, welches, ſo lange ihre Krankheit währt, dem Hoſpitale zufällt, aufgenommen. Auch andere Kranke, die täglich 10 Kreuzer (*) zahlen wollen, finden

(*) Nach Conventionsgelde 2 Ggr. 4 Pfenn.

den hier Aufnahme und Verpflegung. Herrſchaften ſind verbunden, für ihre Dienſtbothen, wenn ſie dieſelben in das Spital bringen, dieſes Geld zu erlegen. Für dieſe Claſſe ſind 29 Krankenzimmer, 14 für Männer und 15 für Weiber, im obern Stockwerke angewieſen.

In der vierten Claſſe werden Arme, die ihre Armuth durch Zeugniſſe beſtätigen können, unentgeltlich aufgenommen. Für dieſe Claſſe ſind alle übrige Krankenzimmer in der untern Etage angewieſen. Nur in beyden leztern Claſſen herrſcht die Abtheilung der Kranken nach ihren Krankheiten, wie ſie oben angezeigt iſt. Der Unterſchied unter den Zahlenden und Nichtzahlenden beruhet hier bloß darauf, daß die erſtern die Betttücher, Hemden, Strümpfe und das Speiſegeſchirr von etwas feinerer und beſſerer Gattung haben. Die Koſt und alles übrige iſt ſich gleich. Zum Bettgeräthe bekommen ſie beiderſeits einen Strohſack nebſt Küſſen, 2 Betttücher, ein mit Pferdehaaren gefülltes Kopfküſſen. Auſſer dieſen bekommen ſie auch Hemden, Nachtmützen, Strümpfe, Pantoffeln, Schnupftücher, vom Hoſpitale geliefert. Die Männer bekommen Beinkleider und Schlafröcke; die Weiber Korſette, Röcke und Halstücher. Die Wäſche wird ihnen, ſo oft es nöthig iſt, gewechſelt.

Keine Gattung von Kranken erſchwert weiter die Aufnahme, wenn ſie nur nicht für höchſt langwierig oder unheilbar erkannt wird; denn für dieſe ſind die Siechenhäuſer, deren unten Erwähnung geſchehen wird, beſtimmt. Uibrigens iſt einen Jeden, er ſey einheimiſch oder Fremd, von welcher Religion und Glauben er wolle, der Eintritt gleich frey.

Die Aufnahme der Kranken geſchieht in zwey Receptionszimmern, die im rechten Flügel im erſten Hofe befindlich ſind. Von 8 Uhr morgens bis 7 Uhr abends

abends, wechſeln hier beſtändig 6 Aerzte und 6 Wundaerzte ab, und warten auf ankommende Kranke. Auch für die nächtlichen Vorfälle iſt jedes Mal einem Arzte und Wundarzte die Inſpection anvertrauet. Ein Schreiber aus der Regiſtratur unterſucht, wenn der Kranke unentgeltlich aufgenommen zu werden wünſcht, ſeine Zeugniſſe der Armuth, und trägt ihn in die Regiſter ein. Die Aerzte und Wundaerzte erforſchen ſeine Krankheit, und beſtimmen das Zimmer, in welches er gehört. Er bekommt nun einen Aufnahmezettel, und wird von den Trägern nach dem ihm angewieſenen Platze gebracht. Hier nimmt ihn der Hausvater in Empfang, gibt ihm, nach vorhergangener Reinigung, die Hoſpitalkleidung, und weiſet ihm ein Bett an. Seine mitgebrachte Kleidung und Sachen nimmt dieſer in Verwahrung, und giebt ihm darüber eine ſpecificirte Beſcheinigung. Iſt der Kranke katholiſcher Religion, ſo läſſet ihn der Geiſtliche, deren drey von Minoritenorden im Hoſpitale wohnen, bey dem erſten Beſuche beichten. Andern Glaubensgenoſſen werden ebenfalls, wenn ſie es verlangen, ihre Geiſtliche zugelaſſen.

Das Perſonale der Aerzte und Wundaerzte für dieſe Abtheilung des Hoſpitales iſt folgender Maßen beſetzt. Die Direction des Ganzen führt H. **von Quarin** unter dem Namen als Director, und mit einem jährlichen Gehalte von 3000 Gulden. Er beſucht zu Zeiten, in Beyſeyn ſeiner untergeordneten Aerzte und Wundaerzte, einige lehrreiche Krankenzimmer, und giebt ihnen überdem noch wöchentlich in einer Stunde eine Vorleſung über irgend eine praktiſche Materie. Auch Fremden erlaubt er gern den Zutritt zu beyden. Für die innerlichen Kranken ſind 4 Aerzte als primarii oder ordinarii angeſetzt. Zwey von ihnen wohnen im Hoſpitale, und jeder bekommt, auſſer der freyen Wohnung, jährlich 1000 Gulden, und 50

Gulden für Holz. Die beiden andern wohnen in der Stadt; ein jeder hat jährlich 600 Gulden. Einem jedem dieſer erſten Aerzte iſt ein zweyter Arzt untergeordnet, und nachdem ſie mehr oder weniger Kranke haben, und Hülfe bedürfen, 2 auch 3 Aſſiſtenzräthe. Ihre Anzahl belief ſich bisher auf 15. Jeder bekommt jährlich 300 Gulden, freye Wohnung im Hoſpitale, und Holz. Unter den 4 Aerzten ſind die innerlichen Kranken nach ihren vorhin bemerkten Abtheilungen vertheilt. Die gewöhnlichen Krankenbeſuche ſind im Sommer von 7 bis 8 Uhr, im Winter von 8 bis 9 Uhr des morgens; nachmittags von 3 bis 4 Uhr. In dieſen Stunden verordnen die erſten Aerzte, in Gegenwart ihrer Gehülfen und Aſſiſtenten, auf ihren angewieſenen Zimmern. Von dem Nachmittagsbeſuche ſind die beyden erſten Aerzte, die nicht im Hoſpitale wohnen, befreyt, und ihr Platz wird alsdann von ihren Gehülfen erſetzt. Die zweyten Aerzte (secundarii) haben die meiſten und mühſamſten Beſchäftigungen bey den Kranken. Sie haben bey ihrer Ankunft das erſte Examen und die vorläufige Ordination, und ſtatten davon ihren Vorgeſetzten bey dem nächſten Beſuche Bericht ab. Alles, was nun dieſe verordnen, müſſen ſie beſorgen, und ausführen. Sie ſchreiben bey der Ordination die Recepte auf einige hiezu gedruckte Liſten, deren für jeden Kranken eine gehalten wird, und die im Krankenzimmer liegen bleiben. Nach der Viſite ſammeln ſie die Formeln, und liefern von jedem Krankenzimmer einen Auszug für die Apotheke. Bey dieſen Formeln dürfen gar keine Abkürzungen durch Zeichen Statt finden, theils um dem Apotheker Gelegenheit zum Unterſchleif zu benehmen, theils Irrungen zu verhüten. Die über den Betten hängenden Tafeln müſſen ſie ebenfalls in Ordnung erhalten, und das Nöthige darauf bemerken. Auf jedes Zimmer wird täglich aus der Kanzelley ein

ge-

geſchriebener Speiſezettel geſchickt, worauf die verſchiedenen Portionen, ihre Unterabtheilungen, Extraſpeiſen, u. ſ. w. in Rubriken gebracht ſind. Auf dieſem Zettel bemerkt der zweyte Arzt die für ſeine Kranke erfoderliche Speiſen, und ſchickt ihn in die Kanzelley zurück, wo dieſe Speiſezettel geſammelt, auf eine gleiche Liſte eingetragen, und den Speiſewirthen zugeſchickt werden, die jedes mal Tages zuvor dadurch benachrichtiget werden, welche Speiſen ſie zubereiten ſollen. Zu den Zeiten, wenn die Kranken ihre Speiſen bekommen, welches dreymal des Tages geſchieht, müſſen die zweyten Aerzte gegenwärtig ſeyn, und dahin ſehen, daß kein Unterſchleif von Seiten der Krankenwärter oder Speiſewirthe vorgehe. Hauptſächlich müſſen ſie auf den Verlauf der Krankheiten bey den ihnen anvertraueten Kranken Acht geben, ein Journal darüber führen, und dieſes dem erſten Arzte bey der Ordination täglich vorleſen, und wöchentlich daraus einen Rapport für den Director verfaſſen. Die Aſſiſtenzaerzte ſind wieder die Gehülfen der zweyten Aerzte. Sie haben gleiche Verrichtungen und Pflichten, nur wird von ihnen nicht ſo viel Verantwortung gefodert.

Für die äuſſerlichen Kranken ſind 5 Oberwundaerzte angeſetzt. Der erſte, als Oberaufſeher, bekommt jährlich 1500 Gulden. Bey einem wichtigen Vorfalle und einer entſcheidenden Operation muß er zuvor zu Rathe gezogen werden. Er hat alle für die Chirurgie erfoderliche Geräthſchaften und Inſtrumente unter ſeiner Aufſicht. Er beſucht täglich alle chirurgiſche Kranke, ohne beſondere zu ſeiner Behandlung zu haben. Wenn Beſetzungen unter den Wundaerzten vorfallen, ſo examinirt er die Candidaten, und ſchlägt ſie vor. Die andern 4 Oberwundärzte bekommen jährlich ein jeder 800 Gulden, Wohnung im Hoſpitale, und 50 Gulden, für Holz. Ihnen ſind

7 Unterwundärzte untergeordnet, die gleichen Gehalt und Freyheiten, wie die zweiten Aerzte, genießen, ferner 10 Aſſiſtenten und eine Anzahl Praktikanten davon einige 100, andere 150 und 200 Gulden jährlichen Gehalt, nebſt Wohnung und Holz, bekommen. Die Ordination und der Verband auf den chirurgiſchen Zimmern iſt in denſelben Stunden und auf gleiche Art, wie bey den Aerzten. Einer von den Oberwundärzten beſorgt alle äuſſerliche Krankheiten, die auf den Zimmern für die innerlichen Krankheiten vorfallen. Sind wichtige innerliche Kranke auf den chirurgiſchen Zimmern, ſo wird einer von den beygen erſten Aerzten dazu gerufen, oder ſie werden auf ihre Zimmer abgegeben.

Durch das ganze Hoſpital ſind auf den Männerzimmern Männer, auf den Weiberzimmern Weiber, zur Wartung der Kranken angeſetzt. Auf einem Zimmer von 20 Betten werden, wenn es auch nur zur Hälfte mit Kranken belegt iſt, 3 Wärter gehalten. In den größern Sählen ſind nach Verhältniß mehr. In der Aufwartung und den Nachtwachen wechſeln ſie nach einer feſtgeſetzten Ordnung. Ein gewöhnlicher Krankenwärter bekommt monatlich 9 Gulden, dafür er ſich beköſtigen muß; der erſte Krankenwärter in jedem Zimmer bekommt 10 Gulden, und hat die Aufſicht, und haftet für alle dem Hoſpitale zugehörenden Sachen in ſeinem Krankenzimmer. Dieſe Wärter beſorgen auch die Umſchläge und Klyſtiere, wozu ſie von den Wundaerzten angewieſen werden.

Zur Beſorgung und ſpeciellen Aufſicht über die für die Kranken erfoderlichen und dem Hoſpitale zugehörenden Sachen, ſind 4 beſondere Aufſeher, unter dem Namen Hausväter angeſtellt, und bekommen 400, 300, auch 200 Gulden Gehalt. Sie erhalten ſämmtliche Materialien von dem Materialienverwalter, und führen darüber auf ihren Zimmern Regi-

ſter,

ſter, die zu Zeiten von ihren Vorgeſetzten revidirt werden. Sie übergeben nun wieder dieſe Sachen dem erſten Krankenwärter eines jeden Zimmers. Auch die Kleidungsſtücke, und ſonſtigen Sachen, welche die Kranken mitbringen, verwahren ſie in beſondern numerirten Behältern, deren ſo viele als Krankenbetten im Hoſpitale ſind, und die auf den Böden über den Krankenzimmern angelegt ſind. Alle mitgebrachte Kleidungsſtücke der Kranken werden, der Reinigkeit wegen, in beſonders dazu verfertigten Backoefen gedörret. Stirbt ein Kranker, der unentgeltlich verpflegt war, ſo fällt dasjenige, was er mitgebracht hatte, dem Hoſpitale zu, und wird andern dürftigen Kranken bey ihrer Entlaſſung ausgetheilt. Der Nachlaß derer, die auf ihre Koſten verpfleget werden, wird den Erben ohne Schwierigkeit verabfolget.

Es ſind 3 Speiſewirthe bey dieſem Hoſpitale angeſtellt, mit welchen alle Speiſen genau bedungen ſind. Sie liefern dieſelben bis auf das Krankenzimmer, wo ſie dann einzeln unter die Kranken vertheilet werden. Monatlich überliefern ſie die Rechnungen der Kanzelley.

Speiſeordnung für diejenigen, welche 10 Kreuzer des Tages, oder nichts bezahlen. Kranken, die nur Fleiſchbrühe genießen dürfen, wird dieſelbe des Tages, ſo oft der Arzt ſie verordnet, gereicht.

Schwache Portion. Früh: eine Schale Fleiſchbrühe. Mittags: Trinkpanatel. Nachmittags, wenn es vonnöthen: Fleiſchbrühe. Abends: Suppe mit Brodſchnittel oder Panatel.

Viertelportion. Früh: eine Schale Brühe. Mittags: Suppe mit Reiß, oder eingekochter Mehlſpeiſe, Obſt oder grüne Speiſe. Abends: Panatel, gerollte oder geriebene Gerſte; für ½ Kreuzer Semmel des Tages.

Drittel=Portion. Früh: Fleiſchbrühe. Mittags: Suppe mit Reiß oder Mehlſpeiſe, anderthalb Vierting Kalb= oder Lammfleiſch in einer Brühe, Zugemüſe, oder Obſtſpeiſe. Abends: Panatel oder eingekochte Mehlſpeiſe, für 3 Pfenn. Semmel

Halbe Portion. Früh: Fleiſchbrühe. Mittags: Suppe mit Reiß, oder Mehlſpeiſe, fünfmal die Woche 1 ½ Vierting Kalb= oder Lammfleiſch mit Brühe eingemacht; zweymal die Woche Lungenmus oder eingeſchnittene Lunge. Abends: Suppe mit Gerſte, Reiß oder Mehlſpeiſe, Obſt oder grüne Speiſe, zweymal die Woche geſchnittene Kuttelflecke, wenn es die Krankheitsumſtände zugeben, für 1 Kreuzer Semmel.

Ganze Portion. Früh: Einbrennſuppe mit Brodſchnittel. Mittags: Suppe mit Gerſte, Reiß, Gries, oder Mehlſpeiſe, 1 ½ Vierting Rindfleiſch, Zugemüſe. Abends: alle Tage Suppe, wie bey der halben Portion. Sonntags, Dinstags, und Donnerstags, Kuttelflecke, oder eingeſchnittene Lunge, oder Lungenmus. Montags und Freytags, Zugemüſe oder Obſtſpeiſe. Mittwochs und Sonnabends, Lungenſtrudel, Gries oder Leberknötel, für 1 Kr. weißes Brod. Sollte für einige Kranke dieſe Portion Brod nicht hinreichend ſeyn, ſo wird, auf Verordnung des Arztes, mehr abgereichet werden. Kranke, welchen Weinſuppe oder Milchſpeiſen zuträglicher, als Fleiſch, ſind, werden ſie bekommen. Denen, ſo die ganze Portion genießen, wird, auf Verordnung und Erlaubniß des Arztes, Bier oder Wein, das Maß für 8 Kr., gegeben.

Für die, welche monatlich 15 Gulden bezahlen. Schwache, Viertel=, Drittelportion, wie bey den vorigen.

Halbe Portion. Früh: Suppe mit Brodſchnittel. Mittags: Suppe mit Reiß, oder Mehlſpeiſe, 1 ½ Vierting Kalb= oder Lammeingemachtes, Zugemüſe. Abends: Suppe mit Mehlſpeiſe. Sonntags und Mittwochs, 1 ½ Vierting Eingemachtes. Dinstags und Donnerstags, Suppe mit Mehlſpeiſe, Kalb= oder Lammpeiſchel. Montags, Freytags

tags und Sonnabends, Semmel- und Griesknötel, Lungenſtrudel, Obſt oder grüne Speiſe.

Ganze Portion. Früh: Suppe mit Brodſchnittel. Mittags: Suppe mit etwas Eingekochtem, 1 ½ Vierting Rindfleiſch, grüne Speiſe 1 ½ Vierting Eingemachtes oder Gebratenes. Abends: wie die halbe Portion. Die Portion Brod, wie bey den Nichtszahlenden, nur daß bey der ganzen Portion Semmeln abgereicht werden. Der Wein iſt das Maß für 10 Kreuzer.

Für die täglichen 1 Gulden Bezahlenden. Schwache, Viertel-, Drittel- und halbe Portion, wie bey den Vorhergehenden.

Ganze Portion. Früh: Suppe mit Brodſchnittel. Mittags: Suppe mit etwas Eingekochten, 1 ½ Vierting Rindfleiſch, grüne Speiſe, 1 ½ Vierting Eingemachtes, Gebratenes. Dieſen wird, nach Thunlichkeit, mit Hühnern, ſtatt Kälber- und Lämmerfleiſch, und bey der Obſtſpeiſe mit Kirſchen u. d. gl. abgewechſelt werden. Abends: wie bey denen mit 15 Gulden. Der Wein iſt das Maß für 16 Kreuzer.

Das Brod für die Kranken liefern zwey Bäcker, mit welchen dahin accordirt iſt, daß ſie es zu allen Zeiten, und bey allen Kornpreiſen, gleich groß und ſchwer backen.

Das Hoſpital hat eine eigene, große und wohl eingerichtete Apotheke. Ihr Beſitzer iſt ein Privatapotheker, der die Lieferung der Arzeneymittel für alle k. k. Truppen und für das Militärhoſpital hat. Ihre bloße Einrichtung koſtete ihm an 20000 Gulden. Sie hat 4 Receptirtiſche, woran ein Proviſor und 6 Gehülfen arbeiten; und ein mit 6 Laboranten beſetztes Laboratorium. Sie hat ein eigenes Diſpenſatorium, und eine beſondere Medicinaltaxe. Unter den Proviſor und ſeine Gehülfen ſind die Krankenzimmer, für welche ſie die Arzeneyen verfertigen, ausgetheilt. Monatlich werden die Auszüge der Arzeneyen,

zeneyen, die täglich von den Krankenzimmern in die Apotheke geſchickt werden, einzeln und genau berechnet, und von 6 beeidigten Apothekern in der Stadt nachgeſehen und vidimirt, und ſodann berichtigt.

Die ſo genannte Kanzeley, die das ökonomiſche Fach dirigirt, beſteht aus einem Oberverwalter, mit 1200 Gulden jährlichen Gehalt, einem Gegenſchreiber mit 800 Gulden, einem Materialienverwahrer mit 400, einem Amtſchreiber, mit 300, zwey Kanzelleyſchreibern jeder mit 200, einem Materialienſchreiber mit 150, und 5 Schreibern, jeder mit 120 Gulden Gehalt. Sie führen auch über die Kranken, ihre Aufnahme, Entlaſſung, Leben und Tod, die genaueſten Regiſter, und fertigen die Todtenbeſcheinigungen aus; ein Accidens von 30 Kr., welches ſonſt den Geiſtlichen, jezt aber dem Hoſpitale berechnet wird.

Zur Transportirung der Kranken, werden 3 Trageſeſſel und 6 Träger, jeder mit 120 Gulden Gehalt, vom Hoſpitale unterhalten. Zu den häuslichen Beſchäftigungen ſind noch 8 Hausknechte mit gleichem Gehalt angeſezt. Um die Todten von den Zimmern abzutragen, ſind 2 Todtengräber, jeder mit 100 Gulden Gehalt, beſtellt. Um ſie auszuführen, wird ein Todtenwagen vom Hoſpitale gehalten; ſie wegzufahren aber, iſt jemanden gegen 700 Gulden in jährliche Pacht gegeben. Arme, die unentgeltlich verpfleget wurden, werden auf dem allgemeinen Gottesacker bey Waringen in Säcken begraben, und mit Kalk überſchüttet; Reiche, deren Erben es bezahlen wollen, werden jezt wieder, gegen Erlegung von 8 Gulden 46 Kr., in Särgen begraben.

Für diejenigen Kranken, die nicht bettlägerig ſind, aber doch der Hülfe eines Arztes oder Wundarztes bedürfen, die zugleich nicht vermögend genug ſind, ſich dieſelbe zu verſchaffen und die Arzeneyen zu bezahlen, iſt

iſt die öffentliche freye Ordination, die vormals im Dreyfaltigkeitshoſpitale war, in dieſes allgemeine Krankenhaus verlegt worden. Sie iſt eine Stiftung reicher Privatperſonen, die nach und nach ſehr anſehnlich geworden iſt. Die beyden Zimmer, worin die Kranken für das Hoſpital aufgenommen werden, ſind auch auch für dieſe Ordination beſtimmt. In einem derſelben ſind täglich des Morgens im Sommer von 7 bis 9, im Winter von 8 bis 10 Uhr, ein erſter und zweyter Arzt vom Hoſpitale, die allen ſich meldenden Kranken Arzeneyen, entweder aus ihrem Vorrathe, der die ſimpelſten und gewöhnlichſten Mittel enthält, darreichen, oder aus der Hoſpitalapotheke verſchreiben, wo ſie dann unentgeltlich verabfolget werden. Diejenigen, welche chirurgiſcher Hülfe bedürfen, melden ſich in dem andern Zimmer, wo zwey Wundärzte auf ſie warten.

Wie gemeinnützig dieſes Inſtitut ſey, kann man ſchon aus dem ſtarken Zulaufe der Kranken abnehmen, indem in dem erſten halben Jahre, ſeit Eröffnung des Hoſpitales, hier für 16659 Kranke Arzeneyen verordnet und unentgeltlich gereichet wurden. Vom 16 Aug. 1784, bis zum 16 Aug. 1787, alſo in den drey erſten Jahren, waren 30764 Kranke aufgenommen worden, wovon 2642 geſtorben, 27002 entlaſſen, und 1137 geblieben ſind. Unentgeltlich aufgenommene Kranke, waren 249000. Bey der Ordination für arme, auſſer dem Hoſpitale ſich befindende Kranke, ſind 116041 Arzeneyverordnungen unentgeltlich ausgetheilt worden.

Das Gebährhaus, begreift den ganzen rechten Seitenflügel der hintern Höfe des allgemeinen Krankenhauſes, und iſt vom Grunde auf neu gebauet. Die Zimmer ſind ſo angelegt, daß ſie mit den Krankenzimmern in keiner genauen Verbindung ſtehen, und daß man aus leztern nicht in dieſe hinüber ſehen

kann.

kann. Es hat auch ſeinen eigenen Thorſteher, der die Eingänge bewacht, die ſo gelegen ſind, daß man, ohne bemerkt zu werden, hinzu kommen kann. Dieſe Einrichtungen waren nothwendig, da die Abſicht deſſelben iſt, allen Schwangern einen ſichern Zufluchtort zu gewähren, wo niemand ſie erkennen, noch etwas von ihnen erfahren kann.

Die öffentliche Vorſorge biethet durch dieſes Haus geſchwächten Perſonen einen allgemeinen Zufluchtort an, und nimmt, da ſie die Mutter vor der Schande und Noth gerettet hat, zugleich das unſchuldige Geſchöpf, dem dieſe das Leben geben ſoll, in Schutz. In dieſem Hauſe wird allen denen, welche zur Geburtshülfe und Wartung beſtimmt ſind, die genaueſte Verſchwiegenheit zur ſtrengſten Pflicht gemacht, und auſſer den nothwendigen Leuten wird niemand, unter was für einem Vorwande es immer ſey, eingelaſſen. Eine Schwangere kann hier bey Tage und Nacht, zu allen Zeiten ihrer Schwangerſchaft, und ſelbſt in der Stunde ihrer Geburt, kommen, ſie findet immer offene Thüren und Aufnahme. Sie wird ſo wenig nach ihrem Namen und Stande, als nach dem Namen des Vaters des Kindes, gefragt, und wenn ſie niedergekommen iſt, und das Kind taufen läſſet, kann ſie demſelben einen willkürlichen, ihr beliebigen Namen geben. Sollte es, ſo wenig es möglich ſcheint, ausgeſpüret werden, daß eine Perſon an dieſem Orte geweſen iſt, ſo kann dieſes in keiner Klage von Aeltern oder Ehemännern gegen ſie, als ein rechtsgültiger Beweis angeführet werden. Die einzige Vorſchrift, welche man für unentbehrlich angeſehen hat, iſt, daß jede hier eintretende Schwangere ihren wahren Tauf= und Zunamen auf einen Zettel ſchreiben, und dieſen Zettel verſiegelt dem Geburtshelfer zu zeigen hat. Dieſer verſiegelte Zettel bleibt in ihren Händen, doch wird darauf auswärts die Nummer

des

des Zimmers und Bettes, welches ſie bekommt, notiret. Bey dem Austritte nimmt ſie dieſen Zettel uneröffnet mit ſich hinweg; ſtirbt ſie aber, ſo bleibt er zurück, und wird erbrochen, damit das Gebährhaus allenfalls, wenn es gefordert wird, ihren Angehörigen ein Atteſtat über ihren Tod ausſtellen könne. Uebrigens haben die hieher ihre Zuflucht nehmende Perſonen die Freyheit, mit Larven, verſchleiert, und überhaupt ſo unkennnbar, als ſie immer wollen, in dem Augenblicke, wo ſie ſchon an der Geburtszeit ſind, dahin zu kommen, oder längere Zeit vorher einzutreten, ſich nach ihrer Entbindung ſogleich zu entfernen, oder länger zu bleiben; ſie können das geborne Kind mit ſich hinweg nehmen, in eigene von ihnen ſelbſt ſelbſt gewählte Koſt geben, oder durch den Accoucheur in das Findelhaus bringen laſſen, alles, nach dem ſie es ihren Umſtänden und Abſichten auf eine oder andere Art zuträglicher finden.

Der Zugang zu dem Gebährhauſe iſt entwede durch die großen Höfe des allgemeinen Hoſpitales, oder durch das neue Gäſſel, welches zwiſchen der Kaſerne und dem Hoſpitale eröffnet worden iſt, oder durch die erweiterte Gaſſe, die von dem ehemahligen Schwarzſpanierkloſter, längſt dem Kirchhofe und der Kaſerne zum Hoſpitale führt, von welcher Seite auch mit Wägen angefahren werden kann. Das Thor daſelbſt iſt beſtändig geſperrt, bey demſelben aber ein eigener Thorſteher angeſtellt. Man läutet an dem Thore, oder meldet ſich bey dieſem Thorſteher, zu welcher Stunde des Tages oder Nachts man will, und erhält durch ihn, nach der Bezahlung, die man leiſtet, den Platz angewieſen.

Das Gebährhaus hat 4 beſondere Abtheilungen, deren jede einer beſondern Claſſe von Schwangern gewidmet iſt. Die erſte enthält 12 einzelne Zimmer, für die Schwangern und Kindbetterinnen, die täglich

1 Gul-

1 Gulden zahlen, wofür ſie eigene Bedienung, Koſt, Medicamente, Geburtshülfe und freye Taufe des Kindes haben. Eine Perſon, welche daſelbſt in geheim niederkommen, und nach der Geburt bald wieder das Haus verlaſſen will, die alſo keinen ganzen Tag ſich darin aufhält, zahlt für alle ihr geleiſtete Hülfe mehr nicht als 4 Gulden. Niemand, als eine Krankenwärterinn, die ſie allein zu ihrer Bedienung hat, wird zu ihr gelaſſen; ſie hat aber das Recht, einen Geburtshelfer, eine Hebamme und einen Arzt des Hoſpitales, welchen ſie will, rufen zu laſſen, die ohne Weigerung erſcheinen müſſen, welche ſämmtlich, bereits erwähnter Maßen, bey Verluſt ihres Dienſtes und ſtrenger Strafe, zum genaueſten Stillſchweigen verpflichtet ſind. Sie kann auch aus der Stadt einen Geburtshelfer, Arzt oder Hebamme, wozu ſie Zutrauen hat, kommen laſſen, welchen aber, zur Sicherheit für die andern Schwangern im Gebährhauſe, beym Eintritt die Augen verbunden werden. Sie kann auch einen Dienſtbothen mitbringen, für welchen ſie aber die Koſt bezahlt, und der hernach ihr Zimmer nicht verlaſſen darf, daher demſelben auch, damit er im Hauſe nicht geſehen, und dadurch etwas verrathen werde, die Koſt auf das Zimmer gebracht wird. Das Kind nimmt ſie entweder mit, oder überläſſet es dem Findelhauſe um die Taxe zu 24 Gulden, wodurch ſie ſich deſſelben auf immer entledigt. Wie dieſe Perſonen unwahrgenommen in das Haus gekommen ſind, eben ſo können ſie ſich auch unangeſehen und unkennbar daraus wieder entfernen. Auf Verlangen wird ihnen gegen Bezahlung auch ein Lohnwagen herbey gebracht.

Die zweyte Abtheilung, iſt für diejenigen, die täglich einen halben Gulden zahlen. Hier ſind 2 Zimmer für 20 Schwangere, und 2 Zimmer für 18 Kindbetterinnen eingerichtet. Es iſt auch ein beſonderes

Zim=

für die Kreiſſenden. Eine Perſon, die auf dieſen Zimmern ihre Geburt an einem Tage abſolvirt, zahlt dafür 3 Gulden, und für jeden Tag, den ſie bleibt, ½ Gulden. Auch hier ſteht einer jeden frey, das geborne Kind mitzunehmen, und in eine ſelbſtgewählte Koſt zu geben, oder ſolches durch den Accoucheur um die halbe Taxe, zu 12 Gulden, in das allgemeine Findelhaus bringen zu laſſen. Wenn Frauensperſonen, nur ihre Schwangerſchaft zu verbergen, früher in das Gebärhaus kommen, ſo können ſie entweder mit ſelbſt gewählter Handarbeit ſich etwas verdienen, oder ſie werden von dem Hauptſpitale mit einer ſolchen Arbeit verlegt, die ihren Umſtänden angemeſſen iſt, und die ſie leicht in ihren Zimmern verrichten können.

In der dritten Abtheilung ſind 2 Zimmer fü 20 Schwangere, 1 Zimmer für 20 Kindbetterinnen, und 1 Zimmer für Kreiſſende. Auf dieſen Zimmern zahlt eine Perſon für ihre Verpflegung, mit Inbegriff aller Bedürfniſſe, täglich 10 Kreuzer. Ihre Kinder werden, wenn ſie dieſelben nicht mitnehmen wollen, unentgeldlich im Findelhauſe aufgenommen.

Die vierte Abtheilung iſt für die Armen, die von ihren Pfarrern und Armenvätern Beſcheinigungen ihrer Dürftigkeit bringen. Hier ſind 4 Zimmer für 50 Schwangere eingerichtet, 2 Zimmer für 40 Kindbetterinnen, und 1 Zimmer für Kreiſſende. Den hier aufgenommenen Perſonen werden ſolche Arbeiten aufgegeben, die ihrem Zuſtande angemeſſen ſind, und die ſie zum Nutzen des Hoſpitales unentgeldlich verrichten müſſen. Sie ſind auch, wenn ſie tauglich befunden werden, und ihr körperlicher Zuſtand es ohne ihren Schaden erlaubt, ſchuldig, dem Findelhauſe als Säugammen, gegen ihnen gegebene Verpflegung, und wenn ſie ſich gut betragen, gegen eine bey dem Austritte, je nach dem ſie länger oder kürzer als Säugammen gebraucht worden ſind, gerichte Belohnung,

zu dienen. Ihre Kinder werden auch dagegen unentgeltlich im Findelhauſe aufgenommen und erzogen.

Alle Schwangere und Kindbetterinnen können in einer Kapelle, die im Gebärhauſe angelegt iſt, die Meſſe hören, ohne daß ſie ſich einander ſehen und kennen lernen; auch können hier die Kinder gleich nach der Geburt getauft werden.

Die Zimmer ſelbſt ſind wie im Krankenhauſe eingerichtet; ſie haben aber noch den Vorzug, daß vor ihnen her ein geräumiger bedekter Gang befindlich iſt. Die Koſt, welche die Schwangern erhalten, iſt, nach ihren Claſſen, dieſelbe, wie im Krankenhauſe. Schwangere von den beyden erſten Claſſen melden ſich zur Aufnahme im Gebärhauſe ſelbſt; die von den lezten Claſſen werden in den Receptionszimmern aufgenommen. In dieſen Claſſen ſollen, der Regel nach, die Schwangern nicht früher, als 3 bis 4 Wochen, vor ihrer Niederkunft, aufgenommen werden. Die veneriſchen Schwangern werden nach ihrer Niederkunft ſogleich auf die für dieſe Krankheit beſtimmten Zimmer in das Krankenhaus gebracht, und aus dieſen nicht eher entlaſſen, als bis ſie vollkommen hergeſtellt ſind.

Für dieſes Gebärhaus iſt einer der Oberwundaerzte des Krankenhauſes als Geburtshelfer angeſezt. Er hat einen Gehülfen, 2 Aſſiſtenten, und 2 beſtellte Hebammen. Die gewöhnlichen Krankheiten der Schwangern behandelt der Geburtshelfer; fallen aber wichtige und ſchwere Krankheiten vor, ſo iſt der erſte Spitalarzt verpflichtet, ſie zu behandeln. Zu den beyden lezten Claſſen von Schwangern, werden nur junge Aerzte, Wundärzte und Hebammen zugelaſſen, um in der Kunſt der Geburtshülfe mehr Uebung und Geſchicklichkeit zu erlangen.

In dieſem Gebärhauſe, ſind in den erſten drey Jahren ſeit ſeiner Eröffnung, 3103 Kinder zur Welt gekommen.

Das

Das Tollhaus, iſt ein eigener, von den übrigen Gebäuden des Hoſpitales ganz abgeſonderter runder Thurm, welcher frey und hoch liegt, und für die Tollen und Wahnwitzigen beſtimmt iſt. Ich werde denſelben im Art. Tollhaus beſchreiben.

Zu Siechenhäuſern, ſind in Wien der Alſterbach, der Sonnenhof, der Kollonitziſche Garten, und der lange Keller, gewidmet; dann ſind ſolche Häuſer auch in Ybs und Mauerbach. Die eigene Beſtimmung dieſer Häuſer iſt, allen ekelhaften, preßhaften, und von der Generalſpitaldirection für unheilbar erkannten Perſonen ein Unterkommen zu verſchaffen, und ſie dem Anblicke des Publicum zu entziehen. Abgeſonderte Zimmer können Preßhaften dieſer Art nicht eingeräumet werden; übrigens iſt eine Aufnahme dahin, wie in das allgemeine Krankenhaus, gegen Bezahlung von 30 und 10 Kreuzer, mit Dahinziehung ihrer Stipendien oder Armenportionen, wo ſie, nach Verſchiedenheit der Bezahlung, mit Koſt, Wohnung, Arzeneyen, und allen übrigen Nothwendigkeiten, verſehen werden. Diejenigen, welche bey ihrem Eintritte in die Siechenhäuſer ihre Stipendien behalten, haben ſich, wie bisher üblich war, ſelbſt zu verpflegen, und erhalten nur Zimmer, Bett, Licht, Arzeneyen und Heizung unentgeldlich. Da dieſes allgemeine Hoſpital, mit ſeinen Unterabtheilungen, dem Krankenhauſe, dem Gebärhauſe, dem Tollhauſe, und den Siechenhäuſern, der Menſchenliebe überhaupt gewidmet iſt, ſo werden auch, nach den oben erwähnten Claſſen und Bedingungen, alle Hülfsbedürftige, ohne Unterſchied der Religion, dahin aufgenommen, und denſelben, nach Verſchiedenheit der Glaubenslehre, Popen und Paſtores zugelaſſen, welche jedem Kranken nach ſeiner Religion, ohne Einſchränkung und Hinderniß, beyſtehen und das Nachtmahl reichen können. Den zum Beyſtande, Beſorgung und Bedienung der

Kranken angeſtellten Aerzten, Wundärzten, Geburtshelfern, Wehmüttern, Beamten und Wärtern, iſt eine anſtändige, liebreiche Begegnung auf das ſchärfſte eingebunden, und beſonders den Krankenwärtern, die für ihre Dienſte gut und hinreichend bezahlt werden, nicht nur unter keinem Vorwande von den Kranken etwas zu fordern, ſondern auch anzunehmen, unterſagt. Sollte daher, wider Vermuthen, jemanden unanſtändig begegnet, oder von den Wärtern zu einer Geldſchneiderey oder Betteley Anlaß genommen werden, ſo biethet ſich täglich die Gelegenheit an, es dem bey der Ordination erſcheinenden Medicus, oder dem Chirurgus, in der Stille zu melden, welche nach ihrer Anweiſung, davon ſogleich dem Oberdirektor Anzeige thun werden. Die Unterſuchung wird, ohne die Perſon, welche die Klage angebracht hat, zu nennen vorgenommen, und die ſchuldig Befundenen werden nicht nur mit der Entlaſſung, ſondern auch, nach Beſchaffenheit der Umſtände, ſchärfer beſtraft.

Von dem Findelhauſe, wird, ſo Gott will, in den Supplementen, Nachricht ertheilt werden.

Die praktiſchen Lehrſchulen, zum Unterricht für diejenigen, die hier die Medicin und Chirurgie praktiſch erlernen wollen, welche vormahls im Dreyfaltigkeitshoſpitale waren, ſind bey der neuen Veränderung auch mit in das Hauptſpital verlegt worden. Sie ſind in dem einzelnen Gebäude im erſten Hofe des Spitales. Hr. Prof. und Rath Stoll, wurde nach dem Tode des Hrn. v. Haen, Lehrer der mediciniſch-praktiſchen Lehrſchule, nnd wohnte in demſelben Gebäude. Dieſer würdige Mann ſtarb am 23 May 1787. Die Lehrſchule beſteht aus 12 Krankenbetten, die in 2 Zimmer vertheilt ſind, wovon eins für Männer, das andere für Weiber beſtimmt iſt. Der Lehrer hat das Recht, von allen denen Kranken, die im Hoſpitale unentgeldlich aufgenommen ſind, ſich diejenigen für ſeine

Zim-

Zimmer zu wählen, die er ſeinen Abſichten am angemeſſenſten findet. Täglich wird ihm dieſerhalb eine Liſte von den neu aufgenommenen Kranken zugeſandt. Der praktiſche Unterricht am Krankenbette, die Uibungen der jungen Aerzte im Examiniren und Ordiniren, iſt allezeit des Morgens von 9 bis 10 Uhr. Gegen Ende dieſer Stunde lieſet der Lehrer, in einem in demſelben Gebäude befindlichen Auditorio, ein Collegium über die ſpecielle Therapie. Der zweyten praktiſchen Lehrſchule für die Wundärzte, die in demſelben Gebäude iſt, und eine gleiche Anzahl Betten enthält, iſt der Prof. Steidele vorgeſetzt. Dieſer gibt von 10 bis 11 Uhr, nach dem Verbande und den praktiſchen Uibungen, den jungen Wundärzten vorleſungen über die Manualchirurgie, und macht Operationen an Leichnamen. Für beyde praktiſche Lehrſchulen ſind zwey Reconvaleſcentenzimmer im Hoſpitale angewieſen. Jeder Lehrer hat einen Aſſiſtenten und Praktikanten, die mit in dem Gebäude der Lehrſchulen wohnen. Dieſe Lehrſchulen ſtehen weiter in keiner Verbindung mit dem Hoſpitale, noch weniger hängen ſie von deſſen Dierection ab. Die lehrer gehören zu der Univerſität, und werden von dieſer beſoldet. Die Kranken werden zwar in allem Nothwendigen von dem Hoſpitale verſehen, dieſes aber berechnet ſich darüber, mit der Caſſe der milden Stiftungen, welche die Lehrſchulen unterhält. Der Zutritt zu dieſen Lehrſchulen war vormahls einem Jedem frey, im Winter 17$\frac{85}{86}$ aber mußten nach einer neuen Verordnung diejenigen, die ſich in Wien wollten examiniren und graduiren laſſen, für den Zutritt monathlich 3 Gulden erlegen, welches Geld der Studiencaſſe zufiel. Nach einer ganz neuen Verordnung aber iſt auch dieſes wieder aufgehoben worden. Auf der chirurgiſchen Lehrſchule zieht dieſes Geld der Lehrer, und hier zahlen es auch Fermde.

Auſſer dieſen beyden iſt noch eine neue Lehrſchule für Wundärzte, um dieſe etwas mehr mit der Arzeneywiſſenſchaft bekannt zu machen, im Hoſpitale errichtet worden. Der Lehrer iſt der Prof. Reinlein. Er lieſet des Morgns von 8 bis 9 Uhr die Pathologie, und beſucht mit ſeinen Zuhörern 2 Krankenzimmer im Hoſpitale, davon jedes 20 Betten hält, und worin alle Gattungen von Kranken aufgenommen werden. Zu dieſer Lehrſchule iſt der Zutritt ganz unentgeltlich.

Es iſt ferner auch allen, die in der Arzeneywiſſenſchaft und Wundarzeneykunſt ihre Kenntniſſe erweitern wollen, erlaubt, den Ordinationen der Aerzte und Wundärzte im Hoſpitale beyzuwohnen. Sie werden auch im Gebährhauſe zu der Claſſe von Schwangern, die unentgeltlich aufgenommen ſind, und zu den Ordinationen im Tollhauſe, hinzu gelaſſen, wenn ſie dieſerhalb zuvor bey dem Director nachgeſucht haben.

Nachricht an das Publicum, über die Einrichtung des Haupt-Spitals in Wien. Bey deſſen Eröffnung von der Oberdirection herausgegeben. Wien, 1784. gr. 8. 3. Bog. nebſt 2. K. T.

Nachricht über die Einrichtung des Hoſpitals in Wien, aus No 58, 59, 60 und 61 der Wiener Realzeit. v. J. 1784, ſt. in Baldinger's neuen Magaz. für Aerzte, 6 B. 6 St. 1784, S. 544 — 563. in Iſelin's Ephemeriden der Menſchheit, v. J. 1784, 2 B. S. 237 — 243, 342 — 351, und 464 — 474, und im Magazin für die gerichtl. Arzneikunde und medizin. Polizei, 2 B. 4 St. (Stendal, 1785, 8) S. 774 — 796.

Burch. Fr. Münch Nachricht vom Hauptſpital in Wien, v. März 1785, ſt. in Baldinger's neuen Magaz 7 B. 4 St. 1785, S. 317 — 334, und in Rahn's gemeinnüz. medic. Magaz 5 Jahrg. (Zürich, 1785, gr. 8.) S. 309 — 325.

L. Nachrichten über das Wiener große Hoſpital, v. 30 Nov. 1785, ſt. in Baldinger's neuen Magaz. 8. B. 1 St. 1786, S. 3 — 5.

B. F. Münch Nachrichten von dem neuen allgemeinen Krankenhauſe in Wien, ſt. im 17, 18 und 19 St. des hannov. Magaz. v. J. 1786.

b. Im

b. Im churrheiniſchen Kreiſe.

Unter die vortrefflichen Einrichtungen, die der große Churfürſt von Maynz zum Beſten der Menſchheit und zur Beförderung der Wiſſenſchaften geſtiftet hat, gehört unſtreitig auch das unter der Direction des Hrn. Hofr. **Strack** neu erbauete Hoſpital in Maynz, welches ehedem dem Orden der heil. Clara zum Tempel und zur Wohnung diente.

Das Gebäude iſt 2 Stockwerke hoch, wohl gelüftet, und man kann auf allen Seiten auf freye Straßen heraus ſehen. Die Fenſter ſind auf eine ſehr bequeme Art eingerichtet, daß man ſie nach Belieben von oben oder von unten, mehr oder weniger öffnen kann. Um die Luft rein zu erhalten, ſind unter den Fenſtern und neben den Kaminen auf beyden Seiten Ventilatoren angebracht. Durch die Mitte des Bodens iſt, der Breite nach, ein Canal durchgezogen, der eine Oeffnung in das Zimmer hat, und wo die Luft beſtändig frey durchſtreichen kann, daß alſo friſche Luft in das Zimmer beſtändig kommt, und die erwärmte durch die Ausdunſtungen verdorbene Luft hinaus getrieben wird; auch hängen in jedem Zimmer zwey Röhren mit ſchief heraus gehenden Armen von Blech, welche große Oeffnungen haben, die verdorbene Luft in ſich nehmen, und ſie der Atmoſphäre, mit der ſie durch die Mauer communiciren, überliefern; auch ſind keine Oefen, ſondern allenthalben von Backſteinen gebauete Kamine, deren Seitentheile mit Blech oder Eiſen eingefaßt ſind, um die Wärme länger zu erhalten, angelegt, damit durch dieſelben zugleich die Reinigung der Luft erhalten werde.

Die Zimmer ſind insgeſammt geräumig und hoch, doch ſind in keinem mehr als 12 bis 14 Betten, die alle angeſtrichen ſind. Der Boden iſt, ſo wie in den Hoſpitälern in Paris, mit kleinen Backſteinen belegt

legt, damit ſie nicht ſo leicht, wie das Holz, Krankheitsſtoffe annehmen und behalten. Hinter jedem Zimmer iſt ein Gang, an deſſen Ende ſich eine kleine Küche befindet, nicht um da Speiſen zu kochen, ſondern Umſchläge, Klyſtiere, Bäder zu zubereiten, auch die Arzeneyen, wo es nöthig iſt, warm zu erhalten. Neben jedem Bette iſt eine Oeffnung von 2 bis 3 F. die mit einem beweglichen Schieber verſehen; wenn dieſer gehoben wird, ſo kommt aus dem angränzenden Gange, auf einer Rinne ein Nachtſtuhl zum Vorſchein, wohin der Kranke ſeine Nothdurft verrichtet, der alsbald nach verrichteter Sache wieder in den Gang heraus geſchoben, und der Schieber herunter gelaſſen wird, damit der Geſtank nicht die Luftverunreinige, und die Nachbarn beläſtige. Alle Excremente kommen in eine Cloak, die unter den Gaſſen der Stadt herläuft, und in den Rhein ihren Ausgang hat.

Jeder Kranke, der in das Hoſpital aufgenommen wird, muß ſeine Klider abgeben, die in ſeiner Gegenwart von dem Oberwärter gezählt, aufbewahrt, und bey ſeinem Weggehen wieder unverſehrt zugeſtellet werden. Bey dem Eintritte muß er ſich in einem Bade den Körper reinigen, und dann empfängt er reine Wäſche und beſondere Kleider zu ſeinem Gebrauch. Ein Kranker, der ſeine Geſchäfte verrichten kann, darf alle Morgen in die Curſtuben gehen, wo man ſein Uebel unterſucht, und ihm Heilung verſchaffet.

Die Männer haben, ſo wie die Weiber, ihre eigene Zimmer. Die äuſſerlich Kranken ſind von den innerlich Kranken abgeſondert. Bey den chirurgiſchen Krankenzimmern iſt ein Auditorium, worin in Gegenwart der Lehrlinge, die Operationen vorgenommen und Collegia geleſen werden; in dem mediciniſchen Hörſaale hingegen werden praktiſche Fälle erläutert, und die praxis clinica gelehrt.

Lin=

Linker Hand neben dem Eingange iſt ein beſonderer Flügel zum Accouchement beſtimmt, wo die Schwangern ganz geheim, auſſer dem Geſichtskreiſe der übrigen Kranken, aufgenommen werden, und daran ſtößt die Wohnung des Spitalpfarres, damit im Nothfalle das Kind gleich nach der Geburt getauft werden könne.

Alle mediciniſche und chirurgiſche Kranke, ſo wie auch die ſchwangern, haben ihre Zimmer in der zweyten Etage; nur mußte man, wegen Mangel des Raumes, in der erſten Etage 2 Zimmer, eins für Veneriſche, und das andere für Krätzige und Grindige, anordnen, die aber doch reine Luft genug haben. In der untern Etage wohnen alle Offizianten des Hoſpitales, alle Wärter und Wärterinnen, der Aufſeher und der Verwalter; auch ſind hier die Küche, die Speiſekammern, die Behälter für die Wäſche und alles Leinenzeug, befindlich.

Stirbt ein Patient, ſo wird er gleich durch die Oeffnung neben dem Bette zum Zimmer heraus gebracht, damit den andern kein Schrecken eingejagt werde.

D. Joh Welsi Nachricht über das neue Maynzerſpital, d. d. Maynz, d. 6. Sept. 178?, ſt. in Rahn's gemeinnütz. medicin. Magazin, 4 Jahrg. (Zürich, 1785, gr. 8.) S. 291 — 296.

Das allgemeine Krankenhaus in Mainz, entworfen von Karl Strack. Frf. a. M. 1788, 5 B. Siehe auch oben, S. 164.

Auszuge aus Strack's Werke, ſt. in Hrn. Prof. Huth allgem. Magaz. für die bürgerl. Baukunſt, 1 B. 1 Th. (Weimar, 1789, gr. 8.) 314, fgg.

c. Im fränkiſchen Kreiſe.

1. In Würzburg, der Haupt- und Reſidenz-Stadt des Hochſtiftes Würzburg iſt das Juliusſpital merkwürdig. Die Verbeſſerungen, welche der jezt regierende Fürſt Biſchof von Würzburg, **Franz Ludwig Karl Philipp Anton, R. Freyh. v. Erthal** mit dem Juliusſpitale vorgenommen, und großentheils ausgeführt hat, ſind ſo wichtig und muſterhaft, daß ſie nicht bloß die Dankbarkeit und Bewunderung ſei-

ner Unterthanen, ſondern auch von ganz Deutſchland, verdienen.

Der Stifter des großen Juliusſpitales in Würzburg, war der Biſchof **Julius** aus dem erloſchenen adeligen Geſchlechte **von Meſbelbrun**, der im J. 1544 geboren wurde, als ein junger Mann von 30 Jahren 1573 den Biſchöflichen Sitz beſtieg, und nach einer mehr als vierzigjährigen Regierung 1617 in einem ruhmvollen Alter ſtarb. Er erhielt bey ſeinem Leben ſowohl, als nach ſeinem Tode, den Beynaamen des Großen. Bey dem Antritte ſeiner Regirung fand er ſein Stift entweder verödet, oder verſetzt, oder mit Schulden belaſtet. Er gab demſelben bald eine ganz neue Geſtalt. Eine ſeiner erſten großen Stiftungen, die er machte, war das Spital in Würzburg, welches noch jezt ſeinen Nahmen führt, und deſſen Stiftungsbrief, v. 12 März 1579, man in Hrn. **Meiners** und **Spittlers** Götting. hiſtor. Magazin, 1 B. 3 St. (Hannov. 1787, gr. 8.) S. 454 — 469, findet. Den Grundſtein dieſes Spitales legte er am 12 März 1573, und einige Jahre nachher weihete er es feyerlich ein. Den größten Theil des Fonds nahm er aus den Gütern eines verlaſſenen Kloſters, welches er auch bey der Stiftung der Univerſität, des Seminarium, und der Begabung und Gründung von Pfarreyen und niedern Schulen, that. Er vereinigte in ſeiner Stiftung des Spitales mehrere große Abſichten: Erziehung der armen Jugend, Verſorgung von alten und gebrechlichen Perſonen, und endlich Verpflegung von Kranken beyderley Geſchlechts. So weiſe und vortrefflich er aber auch ſein Spital eingerichtet hatte, ſo konnte er doch nicht hindern, allſo nicht ſeine menſchenfreundliche Stiftung das Los aller ähnlichen menſchlichen Einrichtungen erfahren hätte, und durch viele unmerklich entſtehende und eben ſo allmählich ſich vergrößernde Mißbräuche, die aber bald die Geſtalt von weſentlichen Theilen der gan-

ganzen Anſtalt annahmen, ihrem gänzlichen Verfalle nahe gebracht worden wäre. Die Zahl der Officianten hatte ſich bey dem Antritte der Regierung des jezigen Fürſten wenigſtens um ein Drittel über die Bedürfniſſe des Spitales vermehrt, und dieſe Officianten nahmen und empfingen nicht nur den beſten Wein und das beſte Holz, ſondern erhielten auch oft, ſtatt einer gewiſſen Quantität Brennholz, entweder Bauholz, oder gar ſolches Holz, welches zu feinem und koſtbaren Geräth verarbeitet werden konnte. Man hielt einen Stall von 14 Pferden, nicht ſowohl zur Herbeyſchaffung deſſen, was das Spital bedurfte, als zum Vergnügen und zur Bequemlichkeit ſeiner Aufſeher. Auch wurden täglich im Spitale 4 bis 5 verſchiedene Tafeln gedeckt, unter welchen der ſo genannte Herren- oder Pfarrtiſch ſo prächtig war, daß kaum eine Privatperſon in Würzburg ſich einen ſolchen halten konnte, und häufige Miteſſer dadurch herbey gezogen wurden. Ueberdem ſtellte man jährlich auf Unkoſten der Armen glänzende Schmäuſe an, die mehrere hundert Gulden koſteten, und deren Reſte nicht unter die armen Pfründner, ſondern unter die Officianten freygebig ausgetheilt wurden. Auſſer daß die vielen kleinen Zimmer, in welche die Bewohner des Spitales vertheilt waren, und die unnöthig vervielfältigten Küchen, aus welchen ſie geſpeiſet wurden, einen übermäßigen Holzaufwand verurſachten, wurde der Holzvorrath des Spitales ſo unvorſichtig hingelegt und aufbewahrt, daß ein Jeder davon wegſchleppen konnte, ſo viel er wollte. Ungeachtet endlich die Beamten des Spitales häufig umher reiſeten, und es ſich bey ihren beträchtlichen Diäten recht wohl ſeyn lieſſen, ſo wurden doch die Güter des Spitales ſo nachläſſig oder untreu verwaltet, daß das Inſtitut in Schulden gerieth, und oft nicht einmal baares Geld genug für die laufenden Ausgaben da war. Eine natürliche Folge der Verarmung des Spitales

war dieſe, daß die Pfründner in eben dem Verhältniſſe ſchlechter gehalten wurden, in welchem die Officianten anfingen, das Spital nicht als eine Verſorgungsanſtalt für Arme und Kranke, ſondern für ſich ſelbſt, anzuſehen.

Dieſe Mißbräuche waren zu groß und drohend, als daß ſie der Scharfſichtigkeit des regierenden Fürſten lange hätten entgehen können. Er überfiel daher gleichſam an einem Tage die ſichern Verwalter des Spitales, und fand zu ſeiner großen Betrübniß den wahren traurigen Zuſtand des Inſtitutes, ſo wie er ihn bisher nur geahndet hatte. Von dieſem Augenblicke an, faßte er den Entſchluß, nicht nur die eingeriſſenen Mißbräuche abzuſchaffen, ſondern auch den Umfang und die Gemeinnützigkeit der ganzen Anſtalt nach mehrern Seiten hin zu erweitern. Zur Ausführung dieſer Abſichten wählte er, auſſer dem geiſtlichen Rath Strobel, einen allgemein verehrten Mann, den Hofkammerrath **Goldmeier**, einen Mann, der mit der vollkommenſten Uneigennützigkeit, und einer gerechten unerweichlichen Strenge, eine faſt beyſpielloſe Thätigkeit beſitzt, vermöge deren er die mannigfaltigſten Departements und Geſchäfte umfaßt, und die Umſchaffung des ganzen Spitales faſt nur als eine Nebenarbeit anſieht. Auf Geiß ſeines Fürſten, fing Hr. **Goldmeier** zuerſt an, die gefährlichſten Mißbräuche abzuſtellen, und dieſe hob er auf eine ſolche Art auf, daß man in den meiſten Fällen ſogleich die Unmöglichkeit einſieht, daß ſie ſich jemahls auch unter weniger ſorgfältigen und gewiſſenhaften Aufſehern wieder einſchleichen können. Der dritte Theil von entbehrlichen Officianten wurde entlaſſen; und denjenigen, die man beybehielt, wurde ihr Gehalt nicht, wie bisher, in Naturalien, ſondern nach einem billigen Mittelanſchlage in Gelde angeſetzt. Man fand die koſtbaren Schmauſereyen eben ſo unnöthig, als die koſtſplitterigen Reiſen

der

der Officianten, oder als den Marſtall des Spitales. Statt 14 Pferde ſchaffte H. G. 6 Maulthiere an, die vollkommen die nothwendigen Dienſte der erſtern verrichten, und welche ein Officiant nicht leicht zu ſeinem Vergnügen brauchen wird. Es wurden ferner die mancherley Tafeln und Küchen aufgehoben, und theils durch dieſe Aufhebung der ehmahligen Küchen, theils durch eine beſſere Einrichtung des einzigen Hauptheerdes, am meiſten aber durch die Verſammlung der Pfründner aus vielen kleinen Stübchen in große luftige Sähle, und durch eine ſorgfältigere Verwahrung des Holzes, wird von leztern ſo viel erſparet, daß man kaum halb ſo viel, und vielleicht tauſend Klafter weniger, als ſonſt, braucht. Damit man auch in Zukunft die verſchiedenen Einkünfte des Spitales beſſer überſehen, und allem Unterſchleife der Beamten, ſo viel als möglich, zuvor kommen möchte, vereinfachte Hr. G. die Verwaltung der unermäßlichen Güter des Spitales. Er behielt nur die beſten und nächſten Weinberge zur Verwaltung des Spitales und ſeiner Aufſeher bey; die entferntern und ſchlechtern, deren Anbau bisher faſt immer mehr gekoſtet hatte, als ſie eingetragen hatten, vererbte er, nach fränkiſcher Art zu reden, d. h. er veräuſſerte ſie gegen eine gegenwärtige Kaufſumme und einen gewiſſen Erbzins in Geld; und eben ſo verfuhr er mit dem Weinzehenten, weil der Zehentwein gwöhnlich äuſſerſt ſchlecht und mit Waſſer vermiſcht iſt. Auf eine ähnliche Art vererbte er Aecker, deren Beſorgung zu weitläufig war, gegen einen jährlichen Erbzins in Naturalien, und ſchlechte Weingärten in der Ebne verwandelte er in Gemüſe = oder Baumgärten. Durch dieſe Maßregeln wurde nicht nur die vorher unüberſehliche, oder verworrene Oekonomie des Spitales viel einfacher und leichter, ſondern die Einkünfte wurden auch größer und ſicherer, und man gewann zum bevorſtehenden

Bau

Bau eine beträchtliche Summe baaren Geldes, die durch den Verkauf einer großen Quantität Weine aus den Kellern des Spitales, und alles entbehrlichen Silbergeräthes aus der Spitalkirche, noch anſehnlich vermehrt wurde. Bloß durch die Abſchaffung der hier angeführten Mißbräuche iſt man in Stand geſetzt worden, ein Drittel Arme und Kranke mehr, als ſonſt, und alle arme und Kranke viel beſſer, als vormahls, zu unterhalten. Die Pfründner wohnen und ſchlafen nicht nur weit reinlicher und geſunder, als vor der Reformation des Spitales, ſondern ſie werden auch viel beſſer genährt. Jede Perſon bekommt täglich 2 mal eine ſchmackhafte Suppe und Fleiſch, $\frac{3}{4}$ Maß guten Wein, und gutes Brod. Diejenigen, die im Garten arbeiten, erhalten täglich $\frac{1}{4}$ Maß Wein und $\frac{1}{4}$ Pfund Brod mehr, als die übrigen, die wegen Alter, Schwachheit, oder verſtümmelter Glieder, gar nicht arbeiten können.

Es war aber dem menſchenfreundlichen Fürſten nicht genug, verjährte Mißbräuche abzuſchaffen; er trachtete auch darnach, manche urſprüngliche Einrichtungen, die eben ſo alt als das ganze Inſtitut waren, zu verbeſſern, und überhaupt die wohlthätigen Abſichten deſſelben zu vervielfältigen. Von allen den weitläuftigen Gebäuden, die vormals das Spital ausmachten, blieb nur allein der ſo genannte hintere oder mittlere Bau ſtehen, der aber auch auf mancherley Art verändert wurde. Alle übrige Theile des Spitales wurden niedergeriſſen, und zwiſchen, neben und hinter denſelben ſind viele ganz neue Gebäude aufgeführt worden. Das große mittlere Gebäude, iſt vorzüglich für die alten, gebrechlichen, oder verſtümmelten Pfründner beſtimmt, deren man über 200 aufnehmen kann. Dieſe entweder ganz, oder großen Theils zur Arbeit untaugliche Perſonen, wohnen und ſchlafen in hohen geräumigen Sählen beyſammen, in welchen die Luft beſtän=

ſtändig durch mehrere, ſowohl am Boden als an der Decke angebrachte Ventilatoren erneuert und erfriſcht wird. Jede Perſon ſchläft in einem beſondern, mit Umhängen verſehenen Bette, in welchen man, ſo wie an den Wänden, auf den Böden der Zimmer, in der Küche und in den Vorrathskammern, die gröſte Reinlichkeit wahrnimmt. Unter den Schränken, die in jedem Sahle in der Wand angebracht ſind, enthält einer einen Nachtſtuhl, für Perſonen, die plötzlich von einer Unpäßlichkeit überfallen werden; dieſen Nachtſtuhl kann man von auſſen herausziehen, damit die Wegſchaffung deſſelben durch den Sahl keinen übeln Geruch verbreite. Auſſer den Wohn- und Speiſeſählen gibt es einen andern, der für die Kranken unter den Pfündnern, und dann noch einen, der für die Bewohner eines jeden Sahles, während der Zeit, daß ihr Zimmer entweder getüncht, oder ſonſt gereinigt wird, beſtimmt iſt. Die Abtritte werden viel ſorgfältiger, als vormals, und in größerer Entfernung von bewohnten Zimmern, angelegt. Alle Bewohner des Hoſpitales ſind in gleiche Zeuge gekleidet, die im Spitale gemacht werden, und alle Kleider, Strümpfe und Schuhe, werden von ſolchen Pfründnern, die zum Arbeiten nicht ganz untüchtig ſind, verfertigt. Das andere Gebäude nehmen vorzüglich die Kranken ein, deren man gleichfalls bis 200 beherbergen kann; dieſe ſind in 18 Zimmer vertheilt, deren jedes 12 Kranke aufnimmt. Sowohl in dem vordern, als mittlern und hintern Haupgebäude ſind Kapellen eingerichtet, in welchen aber nicht mehr, wie vormahls, ein öffentlicher, ſondern Privatgottesdienſt für die Kranken und Armen gehalten wird. Das vordere und mittlere Gebäude ſind durch zwey Flügel verbunden, die aus Quadern erbauet, und durch Gewölbe gegen alle Feuersgefahr geſichert ſind. Dieſe beyden Flügel ſind für Wahnſinnige, Blödſinnige und Naſende beyder.

derley Geſchlechts beſtimmt, die vormahls in kleinen, ekelhaften Häuſern zuſammen gehäuft, und zum Theil mit den übrigen vernünftigen Bewohnern des Spitales vermiſcht waren. Jeder dieſer Unglücklichen, deren man bis 60 unterbringen kann, hat ſein abgeſondertes, mit eiſernen Stangen eingefaßtes und mit Vorhängen bedecktes Lager, und 18 derſelben wohnen unter der beſtändigen Aufſicht ihres Vorgeſetzten in einem weitläuftigen und hohen Sahle beyſammen. Für ſolche Verrückte, die man entweder um ihrer Geburt, oder ihres Standes, oder auch um ihrer beſondern, vielleicht anſteckenden Zufälle willen, von den übrigen abzuſondern Urſache hat, ſind einzelne Zimmer eingerichtet. Neben dem einen der beyden Flügel, die man den Wahnſinnigen beſtimmt hat, ſtehen die Haushaltungsgebäude des Spitales, beſonders die Holzremiſen und das Waſchhaus, welches leztere eine Bleiche und ein fließendes Waſſer neben und vor ſich hat. In gleicher Richtung mit dieſen Gebäuden, und in der einen Ecke des bisherigen Gartens des Spitales, iſt ein feuerfeſtes Gebäude aufgeführt, in deſſen obern Etage die veneriſchen Kranken, und in den untern die Epileptiſchen ſich aufhalten. Für jede dieſer beyden Claſſen iſt ein geräumiger Platz oder ein Hof eingerichtet, in welchem die Kranken Luft ſchöpfen, oder ſpazieren gehen können. Der Garten des Spitales iſt, einzelne Plätze ausgenommen, auf welchen man Suppenkräuter für das Spital zieht, für die Univerſität ganz in einen botaniſchen Garten verwandelt. Am Ende dieſes Gartens, der Mitte des hintern Gebäudes gegenüber, befinden ſich die Wohnung des botaniſchen Gärtners, das chemiſche Laboratorium, das botaniſche Auditorium, und neben dieſem die Treibhäuſer. Das anatomiſche Theater, welches ungefähr mit dem zweyten Flügel des Spitales in gleicher Linie ſteht, iſt um mehrere Zimmer erweitert worden. Auf dem Kirch-

ho-

Hofe des Spitales, iſt ein beſonderes Gebäude aufgeführt, in welchem die Leichname marcerirt, und die Gebeine gebleicht werden.

Eine der neueſten und lobenswürdigſten Anſtalten, die man mit dem Spitale in Verbindung geſetzt hat, iſt die Errichtung eines Inſtitutes für kranke Handwerksgeſellen und Lehrjungen in Würzburg, wozu der Hofhutmacher Joſeph Heidenreich die erſte Idee angegeben hat, und welches im J. 1786 zu Stande gekommen iſt. Der Fond dieſes Inſtitutes, den man größtentheils aus milden Beyträgen zuſammen brachte, betrug im J. 1786, 3559 Fl. 24¾ Kreuzer, zu welcher Summe der Fürſt einmal 1250 Fl., ein anderesmal 10 Carolinen, und ein drittesmal 30 Ducaten beytrug. Jeder Geſell und Lehrjunge, der an dieſem Inſtitute Theil nehmen will, zahlt wöchentlich 1 Kr.; Kaufmannsdiener aber und chirurgiſche Geſellen 1½ Kr., wofür ſie aber auch beſondere Zimmer erhalten. Die Innungen und Meiſter zahlen nach Belieben. Die Verwaltung des ganzen Inſtitutes, und beſonders der Caſſe, übernehmen unentgeldlich ein von der Bürgerſchaft gewählter Ober = und Untercaſſier, denen 12 Deputirte von den verſchiedenen Zünften beygefüget werden. Auf die Anzeige eines jeden dieſer Deputirten ertheilt der Obercaſſier einen Aufnahmeſchein, und gegen dieſen Schein wird der Kranke, wenn die Aerzte, Hr. Hofr. Siebold, und der Hofmedicus Ehlen, es nöthig finden, in die im Julierſpitale veranſtaltete Krankenpflege gebracht, wo er auf die gewiſſenhafteſte Art beſorget wird, und nach der Geneſung dem Hoſpitale von dem Inſtitute für jeden Tag der Krankheit 25 Kr. bezahlt werden.

Im J. 1786, wurden auf dieſe Art 109 Kranke verpfleget, worunter 57 Landeskinder, 52 Ausländer, und unter dieſen 9 Lutheraner waren, zu welchen auch im Falle

einer tödtlichen Krankheit ein Geiſtlicher ihrer Religion geholt wird, und die damit verbundenen Koſten von dem Inſtitute getragen werden. Von den 109 Kranken lagen 30 an tödtlichen Krankheiten, meiſtens an Faul- und hitzigen Fiebern und Entzündungskrankheiten, danieder. Von allen dieſen ſtarben nur ſieben; 4 an der Schwindſucht, 2 an der Waſſerſucht, und 1 am Faulfieber. Die übrigen verlieſſen das Hoſpital geſund.

Von der Einnahme der 3559 Fl. 24¾ Kr. im J. 1786, wurden 1550 zu 5, und 1200 zu 4 pro Cent als Capital ausgeliehen, das übrige wurde zur Verpflegung der Kranken angewandt, und es blieben 339 Fl. 11¾ Kr. in Beſtand.

Im J. 1787, betrug die Einnahme 1759 Fl. 54¼ Kr. und die Ausgabe 1346 Fl. 56 Kr.; es blieben alſo 412 Fl. 58 Kr. in Beſtand.

Meiners und Spittler götting. hiſtor. Magaz. 1 B. 3 St. S. 441, fgg.
Journal von und für Deutſchl. 4 und 5 St. d. J. 1787, S. 332, f
Gruner's Almanach für Aerzte und Nichtärzte, a. d. J. 1788, S. 53, fgg.
Götting. Magaz. für Induſtrie und Armenpflege, 1 B. 1 Heft, (Gött. 1788, 8.) S. 100, fgg.

2. Eine Nachricht von dem ſeit 1781 ſtehenden Inſtitute für arme Kranke in der bayreuthiſchen Hauptſtadt Wunſiedel, von Hrn. D. Jo. Ge. Schmidt, daſigen Phyſiko, findet man in Hrn. g. R. Baldinger neuen Magaz. für Aerzte, 7 B. 5 St. 1785, S. 385 — 401.

d. Im bayeriſchen Kreiſe.

1. In Salzburg, der Hauptſtadt des Erzſtiftes Salzburg, iſt von Spitälern das merkwürdigſte das St. Johannisſpital, auſſerhalb der Stadt, an der Poſtſtraße nach Tyrol gelegen. Es wurde vom Erzbiſchof Johann Ernſt von Thun, im J. 1699 geſtiftet. Das Gebäude iſt herrlich, wie aus der Zeichnung auf der 2ten Kupfert. in Bernoulli's Sammlung kurzer Reiſebeſchreib. (Berl. 1783, 8.) zu erſehen iſt.

iſt. Der Bau wurde 1699 angefangen, und 1704 vollendet. Die Reinlichkeit, die in dieſem Spitale herrſcht, die hohen Zimmer, ſchöne breite Gänge, die vortreffliche Apotheke, macht es jedem fremden Arzte ſehenswerth. Auſſerdem ſind: das Bürgerſpital, welches Erzbiſchof **Friedrich** III. im J. 1317 geſtiftet hat; das Leproſenhaus in der Vorſtadt Müllen, mit der Kirche Maria Dorfen; das Kapitelſpital im Nonnthal, welches für Kranke und alte Bediente des Domkapitels geſtiftet iſt. Letzteres wurde ſchon im J. 1143 von den Domherren, neben der Kapelle St. Johannes in Stubenberg, d. i. in der Gegend, wo jetzt die Kirche der ſo genannten rothen Brüderſchaft ſteht, errichtet, und vom Erzbiſchof **Conrad** I. beſtätigt; unter dem Erzbiſchofe **Wolf Dietrich** wurde es im J. 1603 von dieſem Platze in die Vorſtadt Nonnthal verlegt, und an die St. Eberhardskirche gebauet, wovon es dann auch St. Eberhardsſpital genannt zu werden pflegt. Ferner iſt hier ein Brüderhaus für Kranke und Tolle, in der Linzergaſſe, und das Soldatenſpital in der Vorſtadt Möllen.

2. Von den Krankenanſtalten in **München**, der Haupt- und Reſidenzſtadt des Herzogthumes Bayern, ertheilt Hr. D. **Poſſelt** (*) folgende Nachricht.

„In München ſind 15 menſchenfreundliche Inſtitute, der ſtärkſte Beweis, daß: „Reiche, die das Geben freut", hier ſo gar ſelten nicht ſind. Ich beſchreibe ſie hier, mit Bemerkung ihres Guten und Fehlerhaften, in eben der Ordnung, wie ich ſie geſehen habe.

1) Das ſo genannte Geiſthoſpital war das erſte, welches Eckel und Unwillen zugleich in mir erregte.

 In

(*) In ſeinem wiſſenſchaftl. Magazin, 2 B. 1 St. (Lpz. 1786 8.) S. 94. fgg.

In der Hoffnung weite helle Sähle zu sehen, trat ich in Kellerhöhlen; ſtatt friſcher, geſunder Luft, drang mir beym Eintritt ein erſtickender Dunſt entgegen; für trockne Reinlichkeit traf ich feuchte Unſauberkeit an. Keine abgeſonderte freye Bettſtätten, ſondern wahre, mit Bretern verſchlagene Menſchenſtälle ſtanden da; ſtatt reiner Leinwand, ſtatt leichten Bettwerkes ſah ich bey vielen garſtige Lumpen, und in einen Klumpen zuſammengedrückte Lager. Der Geſundeſte muß hier in wenigen Wochen krank werden, und Kranke will man da heilen? — Wer ſollte auch nur ahnden, daß er in zwey mit einander verbundenen, großen kellerähnlichen, nicht ſehr hohen, tiefer noch als die Straße liegenden Höhlen, 43 Männer in einer, und 86 Weiber in der andern, antreffen würde? Im zweyten Stockwerke ſind drey große, abgeſonderte, aber niedere Zimmer, welche durch ungefähr 70 vierfach geſchlagene und verſchloſſene Schlafkäſten verfinſtert und beenget werden. Iſt es hier gleich nicht ſo drückend, wie unten, ſo ſpürt man doch ganz deutlich einen Modergeruch. Gleich über der Straße ſind die für beyde Geſchlechter angelegte Irrenhäuſer, wovon das für Männer ziemlich angeht, hingegen das für Weiber beſtimmte mehr einer Dampfſtube ähnlich iſt. Unten wird im Winter durch ein großes Feuer alles erwärmt. Man denke ſich nun den Dunſt der geathmeten und geheitzten Luft in den oberſten Lagern bey den kleinen Taglöchern! Ohnmachten und beynahe Verzweiflung müßte entſtehen, wären keine gefühlloſe Unglückliche in dieſer ſchwarzen Höhle eingeſperrt.

2) Das alte Eliſabethenhoſpital (*), ein vorn auf die Hauptſtraße ſtoßendes altes Gebäude, mit ei-

(*) Verzeſchniß der Perſonen, welche in dem Krankenſpital der Frauen Eliſabethinerinnen, vom 1 Jan. bis 31 Dec. 1786, angenommen, geſtorben, geſund entlaſſen, und noch wirklich

einer beſondern Apotheke, die ſelbſt in der Stadt Arzeneyen ausgeben darf, hat ſeinen guten Fond und Verwaltung, und nimmt keine als alte gebrechliche Leute auf. Das untere Stockwerk wird von des Verwalters und des Apothekers Wohnung, der mittelmäßigen Apotheke, der guten, großen, reinlichen Küche, und den übrigen zur Haushaltung gehörigen Plätzen eingenommen. Im zweyten hingegen ſind vorn und hinten 4 Sähle angebracht, in deren jedem ſich 12 ſchwere, mit guter Leinwand überzogene Federbetten befinden. Wirklich nicht zu viel Betten, im Verhältniß der Zimmer! aber, daß nicht hinlänglich Ventilatoren angebracht ſind; daß bey den freylich ſelbſt in der Sommerhitze noch frierenden kränklichen Alten, aus falſcher Furcht einer daraus entſtehenden Gefahr, wenig Erfriſchung der Luft geſchieht — iſt allerdings zu tadeln. Das Haus iſt durch einen großen, mit Bretern belegten Gang getheilt, und hat an ſich von mehrern Seiten genug durchziehende Luft. Es ſind auch neben dem größern Gebäude angemeſſen eingerichtete Zimmerchen für Tolle, welchen ihr ohnehin hartes Schickſal, aus der Sorgfalt und übrigen guten Pflege zu ſchlieſſen, vermuthlich gegen Bezahlung, erleichtert wird. Der daran liegende Hof und Garten ſtößt an den Hof und Garten.

3) des Joſephshoſpitales, welches von der Eliſabetha Renata im J. 1626 zu vorigem geſtiftet worden, aber doch ſeine beſondere Verrechnung hat, gröſſer und beſſer gebauet iſt, und zwar auch keine mit hitzigen Krankheiten, aber dafür mehr mit unheilbaren Schäden Behaftete, auch Unſinnige, aufnimmt. Es enthält 3 Stockwerke, von welchen das 2te und 3te in ei-

lich vorhanden ſind, verfaßt von Hrn. Hofmed. Amerlander ſt. in Hrn. Nicolai Reiſe ꝛc. 8. B. (Berl. und Stett. 1787. gr. 8.) S. XXXI.

einer Lage hin 8 Zimmer, und jedes derſelben 12 Lager, freylich mit dicken Ober= und Unterdecken, von alten Federn, mit Vorhängen in ſich faßt. Die Kranken ſind abgeſondert, ſo, daß die verſchiedenen Claſſen derſelben, z. B. Epileptiſche, Krebshafte, Blinde, unſchädliche Narren ꝛc. ihre beſondere Stuben haben. Im Ganzen ſind mehr Weiber zur Pfründe angenommen, wodurch die Säuberlichkeit zu gewinnen ſcheint. Die Küche iſt reinlich und groß, die Speiſen werden nicht übel bereitet. Das Kochgeſchirr iſt meiſt von Kupfer, das Speiſegeſchirr hingegen von Erde oder Holz. Im ganzen Hauſe herrſcht gute Ordnung.

4) Das Stadtkrankenhaus, wurde von den Gebrüdern Georg und Joſeph Nocker, Wechslern, im J. 1742 geſtiftet. Von einer ſo neuen Stiftung ſollte man ein beſſer eingerichtetes Gebäude erwarten, als das wirkliche, worin alles höchſt winkelmäßig und ungeſchickt angebracht iſt. Schon der Eintritt in den engen Gang, ſchon das beſchwerliche Umlaufen zu den Krankenſählen, erweckt eher die Vorſtellung eines Gefängniſſes, als eines freyen Krankenhauſes. Und ſieht man noch gar von oben auf den daran ſtoßenden gräbervollen Leichen=Acker, ſo ſchwört man, die ganze Stiftung ſey für büßende Sünder, und nicht zur Erleichterung des menſchlichen Elendes, oder zur Wiederherſtellung der Geſundheit, gemacht worden. — Von einer Seite durch höhere Häuſer wie eingekerkert, von der andern mit Verweſungsluft umdünſtet — welche Wahl der Lage! Im 2ten und 3ten Stockwerke ſind 2 Sähle für Männer, und 2 für Weiber, wovon aber nur einer beſetzt, und jedes halbe Jahr verwechſelt werden ſoll. Auch dieß vernünftige Geſetz fand ich nicht beobachtet; denn in einem länglichen ſchmalen Zimmer fand ich die über ſchwere Luft klagenden Kranken beyderley Geſchlechts. Wären überhaupt die Sähle nicht zu enge und niedrig; wären kei-

ne dicht umſchließende Vorhänge an den Krankenſtätten, und lauter knotige Federn, ſelbſt zu den Unterlagen; wären mehr und größere Fenſter und Luftråder; würde von Seiten der Wärterinnen mehr Fleiß angewandt — ſo lieſſen ſich die übrigen Fehler allenfalls noch verzeihen. Mehrere Zünfte haben ihre eigene Betten darin aufgeſtellt. In der kleinen dunkeln Küche iſt Kupfergeſchirr; die Speiſen ſind mittelmäßig.

5) Hoſpital Gaſteig, auſſerhalb der Stadt, liegt erhöht, iſt von anſehnlicher maſſiver Bauart, hat der Länge nach 14 große Kreuzſtöcke; iſt durch einen groſſen Mittel= und zwey kleinere Kreuzgänge von geſprengten Gewölben durchziehend genug, hat eine groſſe helle Küche, worin meiſt in irdenen Geſchirren die Speiſen reinlich zubereitet, und das kupferne jedes halbe Jahr ſtark verzinnt wird. Die Zimmer ſind nicht ſo groß, und derſelben deſto mehr, doch ſind ſie verdumpfend und von den dicken Mauern ſehr feucht. Schwere Federdecken hat man bey gutem Weißzeug. Für 15 im Durchſchnitte immer aufzunehmende Kranke iſt hinglänglicher Platz darin. Den Veneriſchen, Scorbutiſchen, Ausſätzigen, Fiſtulöſen ꝛc. welche meiſt darin verpfleget und geheilet werden, ſind beſondere Stuben angewieſen. Der Fond iſt ſtark, und begreift auch mehrere noch daran liegende Felder und Wieſen, mit Viehzucht. Uebrigens möchte man wohl fragen, was ein beſonderer beſoldeter Pfarrer, für die von der Stadt aus leicht zu verſehenden Kranken ſoll?

6) Das kurfürſtliche Krankenhaus Gieſing, iſt eine ſtarke halbe Stunde von der Stadt, 2 Stockwerke hoch, und ganz neu gebauet. So klein dieſe Anſtalt iſt, ſo niedlich, und man kann wohl ſagen, allzu niedlich für ihre Abſicht iſt ſie. Schöne Zimmer, in denen zierlich aufgeſtelltes Geräth, koſtbare Matratzen und Bettzeug ſind, die ausgeſuchteſten Speiſen,

friſche wirkſame Arzeneyen, genaue Bedienung — nichts wird vermißt. Man findet im 2ten Stockwerke ein helles ungefähr 14 Schuh langes Zimmer mit 5 Bettſtätten, von der Kurfürſtin für kranke Pagen geſtiftet, welches man, wenn es nicht von den eingeſtellten Betten ein wenig verenget wäre, gewiß eher für ein vornehmes Beſuchzimmer halten würde. Ein zweytes enthält 6 Bettten, eben ſo ſchön und reinlich; ein drittes 7, von derſelben Beſchaffenheit. Alle ſind gleich hoch, und mit den beweglichſten Luftfächern verſehen. Unten ſind noch 2 Zimmer, jedes zu 6 Betten, wozu man aber noch die Beyſteuern menſchenliebender Seelen zum Ankauf von Matratzen, Bettzeuge, Leinwand und geſtopften Ueberdecken, erwartet. Die Küche iſt reinlich; das Geſchirr von Meſſing, Eiſen und Zinn; die Koſt wird in $\frac{1}{4}$, $\frac{1}{2}$, und ganze eingetheilt, abgereicht. Der Stiftsfond iſt noch klein, wird von einem eigenen da wohnenden Pfleger beſorgt, und erfordert meiſt den Zuſchuß des Kurfürſten.

7) Das militäriſche Lazareth. Von dieſem werde ich im Art. Kriegshoſpital ſprechen.

8) Hoſpital der barmherzigen Brüder. Praktiſche Barmherzigkeit im Mönchsgewande. Kann es wohl, zumal im 18ten Jahrh., für arme, der Welt abgeſtorbene Ordensleute ein edleres Geſchäft geben, als das, die Summe des menſchl. Unglücks, wo nicht ganz zu heben, doch zu mildern? Und eine ſolche Geſellſchaft hat ſich, durch die Unterſtützung manches frommen oder abergläubigen Reichen hier gebildet. 30 Brüder der Liebe haben ſich vereinigt, 30 männliche Kranke zu verpflegen; verſteht ſich, ſelbſt auch dabey reichlich verpfleget zu werden. In dem weitläuftigen und gut gebaueten Kloſter iſt unten ein langer, hoch gewölbter, mit Steinplattten belegten Saal, worin 17 hinlänglich von einander entfern-

te,

te, mit Umhängen und halben Verſchlag verſehene Bettſtätten auf jeder Seite ſind. Einige nicht belegte, nur zum Prunk aufgeſtellte Betten ſtehen leer. Nur auf der einen Seite ſind erhöhte halbe Bogenfenſter, und die Zuglöcher an denſelben weder in genugſamer Anzahl noch auf eine vorzügliche Art angebracht. Das Bettwerk beſteht aus friſchen Strohſäcken, Matratzen, mittelmäßiger Leinwand, und wollenen Decken. Die Pflege und Speiſen hätten eine Verbeſſerung in der That nöthig. Das chirurgiſche, womit doch dieſe menſchenliebende Herren ſonſt vorzüglich prangen, ſcheint nicht ganz gut beſorgt zu ſeyn, denn ihre Inſtrumentenſammlung iſt gar unbedeutend. Im Kloſter iſt eine nicht übel eingerichtete Apotheke, doch darf aus derſelben auswärts nichts verkauft, ſelbſt bey 100 Ducaten Strafe nichts verſchenkt werden. Ob ſie wohl nach dem Geſetze leben? Der Brüder Ruhm iſt ganz in München anerkannt — wohl Ihnen, wenn ſie ihn durch ihre Bemühungen für das gemeine Beſte verdienen!

9) Hoſpital der barmherzigen Schweſtern. 24 gutmüthige Geſchöpfe ahmen jenen Brüdern nach, wollen Gutes thun und thun es gewiß, wenn ſie den Kranken ihres Geſchlechtes Erleichterung verſchaffen. Die Pflege ſchien mir wirklich genauer zu ſeyn, woran ihr zärtlicheres Gefühl unſtreitig vielen Antheil hat. Sie haben in einem niedlichen Saale 20 Betten, die abwechſelnd mehr oder weniger belegt ſind. Ausgezeichnete Reinlichkeit herrſcht bey ihnen. So gar arbeitet eine Schweſter in der artigen, hellen Kloſterapotheke. Die Küche iſt groß, ſauber, hält meiſtens irdene und eiſerne Geſchirre, und das wenig gebrauchte kupferne iſt ſehr gut verzinnt. Die Schweſtern bauen einen großen Gemüſegarten, führen achtſame, eingezogene Oekonomie, und ſo ſchleicht unter häuslichen

oder frommen Beſchäftigungen ihr ganzes Leben wie ein ſtiller Bach dahin.

10) **Niederkunfthaus für unehelich Schwangere.** Bey der Auflöſung der allgemein aufgeworfenen wichtigen Frage: auf welche Art dem Kindermorde am wirkſamſten vorgebeuget werden könne? fiel man zu München ſehr weislich auf eine der erſten dahin abzweckenden Regeln: daß man die Schande vermindern und die Gelegenheit zum Gebären erleichtern müſſe. So entſtand dieſe Anſtalt vor einigen Jahren, ſelbſt mit der Ueberſchrift: **Zu Verhütung des Kindermords.** Im 5ten Monate der Schwangerſchaft werden die Perſonen ſchon aufgenommen. Es wird ihnen nur leichte, ſelbſt für ihre Geſundheit nothwendige Beſchäftigung angewieſen. Ein eigner Lehrer iſt bey der hier auszuübenden Entbindungskunſt geſetzt, und auf dieſe Art wird das Inſtitut doppelt nützlich. Die Einrichtung iſt unſtreitig nett getroffen; zwar mittelmäßige Zimmer, aber gute Betten, gute Koſt, gute Aufſicht und Sorge. Ein bequemer Lehrſaal, aber noch wenig vorräthige Werkzeuge.

11) **Das Findelhaus,** wovon in den Supplementen Nachricht erfolgen wird.

12) **Das kurfürſtliche Waiſenhaus.** 13) **Das Stadtwaiſenhaus.** 14) **Das Hofwaiſenhaus.** Dieſe werden an ſeinem Orte beſchrieben werden.

15) **Die Geſellſchaft der Mildthätigen** — ein Klubb edler Männer, die ſich vereinigt haben, den eigentlich furchtſamen und ſich ſchämenden Armen in der Noth Erleichterung und liebevolle Hülfe zu verſchaffen. Der Beytrag iſt jährlich feſtgeſetzt und nicht ſehr hoch. Selbſt kommen von gewiſſen Vermöglichen zufällig noch beträchtliche Geſchenke dazu, ſo, daß ſich die lobenswürdige Anſtalt ſchon eines Fonds von mehrern tauſend Gulden zu erfreuen hat. Segen über die vortrefflichen **Menſchen**, die im Schooße des Glückes

es

es fühlen, was man dem Leidenden ſchuldig iſt, ihn in ſeiner Hütte aufſuchen, und voll Rührung ihren Ueberfluß mit ihm theilen!"

3. In Stadt am Hof, einer Stadt in Niederbayern, hat das daſelbſt befindliche St. Katharinenſpital über 80,000 Fl. Einkünfte, und iſt halb katholiſch, ſowohl was die Aufſeher, als die Armen, welche darin aufgenommen werden, betrifft. Jetzt werden beſtändig 63 Perſonen Mittags mit Fleiſch, und Abends mit geringerm Eſſen geſpeiſet. Die Evangeliſchen müſſen zwar die Fiſch = und Faſttage der Katholiſchen mithalten; ſie können aber nicht nur für ſich insbeſondere kochen, ſondern auch ihren Antheil von Fiſchen verkaufen.

e. Im oberrheiniſchen Kreiſe.

1. In Caſſel, wurde d. 2 May 1784 ein Krankenhoſpital, unter dem Namen einer Charité, feyerlich eröffnet. Der regierende Landgraf Wilhelm IX. bauete ſolches auſſerhalb Caſſel an einem offenen und luftigen Orte. Seine Größe iſt ſo beträchtlich, daß das Hauptgebäude einen ganz anſehnlichen Thurm hat, und die Stadt ſolcher Geſtalt einem Dorfe näher bringt, daß man dieſes als eine Vorſtadt betrachten könnte. Es kann in mehrern größern Sählen und Zimmern auf 400 Kranke faſſen, und dieſe können aus der Stadt und dem ganzen Lande dahin gebracht werden. Es werden aber hier nur heilbare Kranke aufgenommen. Ein Arzt und zwey Wundärzte beſorgen dieſelben. Die Charité hat ihre eigne Apotheke, und einen großen Garten zu Obſt, Küchen- und medieiniſchen Kräutern. Ein Inſpector hat die Aufſicht über die Oekonomie. Der Fond entſteht durch einen ſo genannten Fleiſchhäller, den jeder Einwohner von Caſſel, von jedem Pfunde Rindfleiſch, und noch von einem Gelde, welches jeder von den Schwei-

Schweinen bezahlt, die er im Herbſte in ſeine Haushaltung ſchlachtet; dieſes Einkommen rechnet man auf 40000 Rthlr. jährlich. Auſſerdem bezahlt ein Jeder in Niederheſſen, ohne Unterſchied des Standes, bey ſeiner Copulation einige Groſchen für die Charité. Man kann auch arme Kranke, als: Geſinde, u. d. gl. täglich für 3 Groſchen darin unterhalten und curiren laſſen. Durchreiſende Kranke ſind nicht ausgeſchloſſen. Junge Aerzte nnd Wundärzte können, zu ihrem Unterricht, Gebrauch davon machen. Der Miniſter der Fundationen, des Landgrafen erſte Leib- und Wundärzte, der Bürgermeiſter der Stadt und der Baumeiſter der Charité, haben die Direction dieſer Anſtalt.

2. In Frankfurth am Mayn, befindet ſich ſchon ſeit 500 Jahren ein Hoſpital, welches jährlich vielen das Leben rettet. Alle Fremde, in Dienſten ſtehende, wenn ſie krank und dürftig ſind, werden, ohne Unterſchied der Religion, darin aufgenommen. Das Hoſpital hat eine gute Lage. Es liegt dicht an dem nördlichen Ufer des Maynes, wo die Ausdunſtungen ſogleich von der ſtreichenden Luft können fortgeriſſen werden. Die Zimmer ſind hoch und geräumig, werden oft gelüftet und durchräuchert, und in den Ecken der Stubendecke ſind große Zugröhren angebracht, die durch das ganze Gebäude gehen, und ſich oben in der freyen Luft über dem Dache öffnen; dadurch gehen die Ausdunſtungen der Kranken beſſer hinweg, als durch die an den Fenſtern angebrachten Lufträder. Die Ordnung und Aufſicht in dem Hoſpitale iſt unverbeſſerlich. Unter einem Oberaufſeher und etlichen andern Officianten, ſtehen 20 Hände, die zur Aufwartung und zur Reinhaltung der Zimmer das ihrige beytragen müſſen. Auch die Verpflegung iſt gut; und da die Stiftung reich iſt, ſo werden alle Arten von Speiſen und Getränken nach der Verordnung

des

des Hoſpitalarztes oder des Wundarztes den Kranken gereicht.

Dieſes Hoſpital iſt eigentlich für Fremde eingerichtet. Bürger werden darin entweder gar nicht, oder nur ſelten, aufgenommen. Es fehlte alſo noch ein Bürgerhoſpital, zu deren Stiftung die Vorſehung in unſern Tagen einen Mann aufbehalten hat, der ſonſt noch für die Aufnahme der Arzeneywiſſenſchaft durchaus geſchaffen, und überhaupt groß genug war, hohe Entſchlüſſe auszuführen. Deutſchland kennt ihn; und Frankfurth wird niemals einen Chriſten, einen Bürger, oder einen Menſchenfreund nennen, ohne an den Namen eines unſterblichen Senkenberg's zu denken. Dieſer edle Mann, Herr **Joh. Chriſt. Senkenberg**, Doctor der Arzeneywiſſenſchaft, fürſtl. heſſen-caſſeliſcher Hofrath und Leibarzt, auch Stadtphyſikus in Frankfurth am Mayn, ein Bruder des ehemaligen kaiſerl. Reichshofrathes, Freyherrn v. **Senkenberg**, widmete im J. 1763 und 1765, durch eine unwiderrufliche Schenkung ſein ganzes Vermögen, welches, auſſer einem beträchtlichen Münzkabinete und einer ſchönen Bibliothek, in 117400 Gulden beſtand, zum Beſten der Einwohner ſeiner Vaterſtadt, und zwar ins beſondere zur Errichtung eines Hoſpitales für Bürger. Er ſelbſt legte noch bey ſeinen Lebzeiten, Hand an den Bau des Hoſpitales, und fand auch ſeinen Tod dabey, indem er am 15 Nov. 1772, von dem obern Gebälke dieſes Gebäudes einen ſo gefährlichen Fall that, daß er nach wenigen Stunden verſchied. Nach ſeinem Tode ſetzten die Pfleger dieſer anſehnlichen Stiftung den Bau des Hoſpitales fort, und brachten ihn nach ſeiner Einrichtung im Jahr 1779 völlig zu Stande, ſo daß das Gebäude am Sonntage Judica deſſelben Jahres feyerlich eingeweihet wurde. Dieſe Stiftung iſt durch die Geſchenke anderer mildthätigen Perſonen bis zu einem ſo voll-

kom-

kommenen Grad gebracht, daß jezt 44 arme Perſonen darin aufgenommen werden können. Solch ein Glück kann der Reichthum in der Hand eines Menſchenfreundes um ſich hier verbreiten!

Allgemeine Spitalgeſetze

des Senkenbergiſchen Inſtitutes zu Frankfurth am Mayn.

1. Die in dieſem Spitale aufgenommenen Kranken ſollen die ihnen erzeugten Wohlthaten und Pflege, mit ſchuldiger Dankbarkeit gegen Gott annehmen.
2. Jedermann ſoll ſich des Fluchens, Schwörens und des Mißbrauches des Namens Gottes enthalten.
3. Bey dem Morgen- Abend- und Tiſch-Gebet, und bey den gewöhnlichen gottesdienſtlichen Uebungen, ſoll ſich jedermann andächtig bezeizeigen
4. Den Herren Adminiſtratoren, desgleichen dem Spitalmeiſter ſoll jeder den gebührenden Reſpect beweiſen, auch den Befehlen des Spitalmeiſters genau nachkommen.
5. Die Krankenwärter ſoll niemand in ihren Verrichtungen ſtören, noch ſich gegen ſelbige widerſpenſtig bezeigen.
6. Es ſoll auch kein Kranker dem Krankenwärter für ſeine geleiſtete Dienſte, irgend ein Geſchenk, es beſtehe worin es wolle, anbiethen oder geben.
7. Wenn ein Kranker eine gegründete Klage gegen den Spitalmeiſter oder Krankenwärter hätte, ſoll er ſolche bey den Herren Adminiſtratoren anbringen.
8. Die Kranken ſollen ſich ſtill und ruhig, auch unter einander friedfertig betragen, keiner den andern bedrohen, ſchimpfen, mit Unnahmen belegen, oder wohl gar ſchlagen.
9. Alle leichtfertige und unziemliche Worte und Gebärden, auch Karten und Würfel, und dergleichen

chen Spiele, wie auch das Tobakrauchen, werden gänzlich unterſagt.

10. Niemand ſoll etwas an Speiſe, Trank, Kleidungsſtücken, oder wie es Namen haben mag, entwenden.

11. Jeder ſoll ſeine vom Spitalmedico verordnete Arzeneyen zu gehöriger Zeit und Ordnung wohl gebrauchen, und ſich nicht unterſtehen, etwas von Arzeneyen wegzuſchütten, oder heimlich zu verſtecken.

12. Auſſer den vom Spital gereichten Speiſen und Trank, ſoll kein Kranker, ohne Vorwiſſen und Gutbefinden des Spitalmeiſters, ſich etwas von Speiſen und Trank, von jemand auſſer dem Spitale heimlich zuſtecken oder holen laſſen.

13. Ohne Erlaubniß des Spitalmeiſters darf niemand aus dem Spitale gehen, noch über die erlaubte Zeit auſſen bleiben.

14. Es ſollen die Mannsperſonen aus den Weiberſtuben, und die Weibsperſonen aus den Mannsſtuben bleiben; es müßte dann mit Erlaubniß des Spitalmeiſters geſchehen.

15. Desgleichen wird das unnöthige Stehen und Plaudern zwiſchen den Manns= und Weibsperſonen auf den Vorplätzen und Gängen des Spitales unterſagt.

16. Wenn die Reconvalescenten mit Erlaubniß des Spitalmedici in dem Garten ſpatzieren dürfen gehen, ſo ſollen ſie bloß in den Gängen bleiben, und nicht in die Quartiere, oder hinter das Treibhaus gehen, auch nichts von Blumen abbrechen, oder etwas aus dem Garten entwenden.

17. Alle Kranke ſollen ſich, ſo viel ihre Kräfte erlauben, der Reinlichkeit befleißigen, und, wenn ſie zu ſchwach dazu ſind, den Krankenwärter, um ſie zu ſäubern und zu reinigen, anſprechen.

18. Auch ſollen alle Morgen, bald nach dem Aufſtehen, vor dem Gebete, alle Reconvalescenten, wenn es der Spitalmedicus nicht ausdrücklich ihnen verbothen hätte, und auch des Nachmittags, ehe ſie zu Tiſche gehen, ſich in den Hof begeben, und ſich

unter

unter der Aufſicht des Kranken-Wärters waſchen.

19. Wer gegen eins oder andere dieſer vorſtehenden Geſetze handelt, macht ſich der Wohlthaten des Spitales verluſtig, und muß das Spital raumen, oder wird auch, nach Beſchaffenheit der Umſtände, auf vorhergehendes Anſitchen hochobrigkeitlicher Hülfe, härter beſtraft.

Johann Chriſtian Senckenberg Stiftungsbriefe zum Beſten der Arzneykunſt und Armenpflege; ſammt Nachricht wegen eines zu unternehmenden Bürger- und Beyſaſſenhoſpitals zum Behufe der Stadt Frankfurth. Nebſt Vorbericht von Rneat Leopold Carl Freyherrn von Senckenberg; mit Beylagen und zwoen Kupfertabellen. 1770, f. 19 B.

Von dem Kaſtenhoſpitale zu Frankfurth am Mayn, für Wahnſinnige, wird im Art. Tollhaus Nachricht erfolgen.

f) Im oberſächſiſchen Kreiſe.

1. In Dresden, iſt

1) Das älteſte Hoſpital das zum heil. Maternus. Es iſt eine alte Stiftung des Markgrafen Heinrich des Erlauchten, ungefähr 1286. Die Einkünfte deſſelben ſind ſehr anſehnlich, es wird daher auch noch das reiche Weiberſpittel genannt. Es iſt zu 24 alten abgelebten Weibern eingerichtet, welche hier für 50 Fl. Antrittsgeld für die Perſon, ſehr wohl verpfleget werden. Die alten Weiber bringen ihre Betten und ihr Hausgeräth mit. Eine jede hat ihre Schlafkammer; des Tages über ſind ſie in einem großen Saale, wo eine jede ihren Tiſch hat. Sie haben auch eine Krankenſtube, wo ſie ſorgfältig gewartet werden.

2) Das St. Jacobshoſpital, wurde 1535 vom Herzoge Georg ganz neu erbauet. 1536 wurde die Stiftung erſt aufgerichtet, und mit ſo großen Einkünften verſehen, daß von dem Zehent der Bergwerke dieſem Hoſpitale ſo viel gegeben werden ſollte, bis ein

Stamm

Stamm in allen beyſammen wäre, von deſſen Zinſen 100 Perſonen, nämlich 50 Männer und eben ſo viel Weiber darin erhalten werden könnten. Damals wurden deswegen auch 100 Zellen erbauet. Die Einkünfte dieſes Hoſpitales waren ehemals zu ſehr großen Summen angewachſen, die aber durch unglückliche Kriege ſehr geſchmolzen ſind. Im J. 1695 wurden die Gebäude ausgebeſſert, und 1715 verſchiedene Zellen wieder angerichtet, und mehrere Arme aufgenommen, die aber in einer beſondern Stube geſpeiſet, auch ſonſt in der Kleidung und Bequemlichkeit von den andern Spitalbrüdern unterſchieden werden.

3) Das Hoſpital zum h. Bartholomäus, iſt ſchon ſeit 1337 bekannt. Es iſt von Nicolaus ehemaligen Biſchof von Coſtnitz und damaligen Suffraganeus zu Meißen erbauet worden. Es werden in demſelben einige alte unvermögende Weiber unterhalten.

4) Das Lazareth, oder der Peſthof, liegt, wie das vorige, vor dem Wilsdorfer Thore, an der Weiſeritz. Die Veranlaſſung zum Aufbau deſſelben gab die 1586 lange anhaltende Peſt. Der Kurfürſt Auguſt ließ den Bau beſchleunigen, und 24 Zellen und Kammern darin anlegen, damit den an der Peſt kranken, einheimiſchen und fremden Perſonen ein Unterkommen angewieſen werden könnte. Es wird für die daſelbſt krank liegenden Perſonen jetzt noch auf das beſte geſorgt, und ein Prediger, Chirurgus und Wärter gehalten. 1702, wurde die daſelbſt befindliche Kapelle eingeweihet, worin noch jetzt geprediget wird. Den ſteinernen Predigtſtuhl auf dem Kirchhofe an der Wand, hat man ſonſt zu Peſtzeiten gebraucht. Der Kirchhof hat eine eigene Abtheilung für Sacramentverächter, Selbſtmörder, und diejenigen Executirten, welchen nach dem Tode das Begräbniß geſtattet wird. In

das Gebäude ſelbſt werden jetzt auch Tolle, Wahnwitzige und Inficirte gebracht.

5) Das katholiſche Hoſpital, in Friedrichsſtadt, iſt allen übrigen Hoſpitälern in Dresden, ſowohl in Anſehung der Reinlichkeit, als auch der beſondern Sorgſalt, welche man für die Kranken hat, vorzuziehen. Dieſes gar anſehnliche Gebäude war ehemals ein Privathaus, und iſt ſeit ungefähr 40 Jahren zu einem Hoſpitale und Krankenhauſe für die hier lebenden Katholiken eingerichtet worden. Ein jeder bewundert in demſelben die ſorgfältige Beſorgung der hier befindlichen Armen und Kranken. Sie werden ſehr gut ernährt, ſind in bequeme und geſunde Stuben vertheilt, und unter beſtändiger Aufſicht eines guten Arztes. Die dabey befindliche Kapelle iſt klein, aber vortrefflich ausgeziert, und auſſer den täglichen Meſſen, welche daſelbſt den kranken und in Friedrichsſtadt wohnenden Katholiken geleſen werden, werden daſelbſt noch gewiſſe Tage im Jahre gefeyert, welchen der Hof ſelbſt beywohnt.

2. In Leipzig, liegt das Lazareth vor dem ranſtädter Thore, zwiſchen der Pleiße und Elſter, dicht am Roſenthale. Ehedem ſtand es vor dem Petersthore bey der jetzigen Sandgrube. Im J. 1566 erkaufte der Rath den Platz, auf welchem es jetzt ſteht, von Moritz Thümmel, hieſigem Baumeiſter. Der Bau des alten Lazarethes wurde 1599 geendigt. Die übrigen Gebäude ſind nach und nach hinzu gekommen. Zur Peſtzeit im J. 1680, wurde es ganz neu eingerichtet, und ein neues Haus noch dazu erbauet, welches das Contumazhaus hieß, in welchem diejenigen, die von der Peſt geheilt waren, Quarantaine halten mußten. Dieſes Lazareth iſt eine ſehr vortreffliche und wohlthätige Stiftung, in welchem arme Kranke ganz unentgeltlich auf das beſte verpfleget, inficirte Perſonen curirt, und arme Alte erhalten werden. Auch kann jede

arme Weibsperſon, die zu Falle gekommen iſt, hier ihre Zuflucht nehmen, und ſie genießt hier die erwünſchteſte Verpflegung. Dieſe Anſtalt wird ganz auf Koſten des leipziger Stadtrathes unterhalten. Die Univerſität hat darin zwey Stellen frey, und erhält noch eine dritte, wenn ſie darum anſucht. Es befinden ſich an demſelben: ein Vorſteher, ein Prediger, ein Medicus, ein Chirurgus, und ein Hausvater.

3. Die Mark Brandenburg, hat die erſten Anſtalten der öffentlichen Krankenhäuſer dem Markgrafen **Albrecht** I. und ſeinen Nachfolgern aus dem anhaltiſchen Hauſe zu danken. Es hatte Derſelbe die erſte Idee von Krankenhäuſern durch ſeine Wallfahrt nach dem gelobten Lande gefaßt. Sie wurden daſelbſt zur Zeit der Kreuzzüge aus Religionstrieb, Menſchenliebe, und aus Mitleiden gegen die armen Pilger errichtet, mehr in der Abſicht, um durch gute Werke ſelig zu werden, als die Arzeneywiſſenſchaft in Aufnahme zu bringen, wozu ſie zufälliger Weiſe in der Folge vieles beygetragen haben. Die Pilger, welche nach Jeruſalem wollfahrteten, wurden öfters durch die Weite des Weges ermüdet, krank, ſchwach und elend; in Scharmützeln mit räuberiſchem Geſindel und den Saracenen verwundet, lagen ſie ohne Pflege und Hülfe verlaſſen; Niemand nahm ſich ihrer an. Es traten ungefähr im J. 1048, einige fromme Männer zuſammen, und baueten Häuſer oder Hoſpitäler, worin die kranken Reiſenden aufgenommen und verpfleget wurden. Um das J. 1092, oder, wie Andere wollen, 1099, wurden im gelobten Lande Brüderſchaften errichtet, welche die Wartung der Kranken zu ihrer vornehmſten Pflicht machten, deren Nachfolger noch jetzt für dieſe ihre Mildthätigkeit gut belohnet werden. Als zu Jeruſalem mehrere Spitäler und Brüderſchaften errichtet wurden, die verſchiedene Heilige zu Schutzpa-

tronen erwählt hatten, nach welchen ſie ſich nannten, ſo entſtanden daraus vorzüglich die Brüderſchaften der heil. Maria, des heil. Johannes, der Tempelherren, und des heil. Lazarus, die alle nach und nach große Güter und Beſitzungen an ſich zogen, und durch päpſtliche und kaiſerliche Schutz- und Freyheitsbriefe in ihrem großen Vermögen und reichlichen Einkünften beſtätiget wurden.

Die Kaiſer, Könige und Fürſten, welche die Kreuzzüge unternommen hatten, fanden die Einrichtung der im gelobten Lande geſtifteten Orden ſehr nützlich. **Ludwig** VII. und **Ludwig** der **Heilige** brachten jeder von ihren Kreuzzügen eine Menge Ritter des Lazarusordens mit, die in ihrem Reiche über die bereits angelegten Hoſpitäler die Aufſicht haben, und den durch die Kreuzzüge eingeſchleppten Ausſatz heilen ſollten. Sie hatten ſich auf deſſen Cur im Orient ſehr gelegt, und waren darin berühmt geworden. Eine der Hauptpflichten aller dieſer Orden war zugleich die Vertheidigung und Ausbreitung des chriſtlichen Glaubens gegen die Ungläubigen. Markgraf **Albrecht** I. welcher im J. 1158, mit **Ulrich**, Biſchof zu Halberſtadt, nach dem gelobten Lande gezogen war, und in deſſen Ländern noch viele Wenden wohnten, die hartnäckig der Bekehrung zum chriſtlichen Glauben widerſtrebten, und die ſich mit den an der Gränze von Pommern und Meklenburg wohnenden wendiſchen Völkern öfters vereinigten, ſeine chriſtliche Unterthanen bekriegten, das Land verheerten, und allerley Grauſamkeiten verübten, erkannte die Nutzbarkeit des Ordens; und da einige von ſeinen adelichen Begleitern in die Brüderſchaft des Johanniterordens waren aufgenommen worden, ſo nahm er eine kleine Colonie von einigen Rittern mit ſich, die er zu **Werben** anſetzte, weil dieſer Ort am meiſten ihren Anfällen ausgeſetzt war. Man findet eine

eine Urkunde, die er bald nach ſeiner 1159 erfolgten Rückkunft aus dem gelobten Lande, nämlich 1160, ausgeſtellt hat, in welcher er, aus ſeiner Erbſchaft, Gott und dem heil. Johannes dem Täufer, als Schutzheiligen des Hoſpitales zu Jeruſalem, eine Kirche zu Werben, mit 6 Hufen Landes in der ſ. g. Wiſche, zur Unterhaltung der Armen im Hoſpital ſchenkt; und ſollten ſie die Einkünfte ſogleich, und künftig jährlich zu genießen haben. In einer andern Urkunde von 1313, wird von der Markgräfin Anna, Herzogin zu Breslau, vorher Markgraf Hermann's zu Brandenburg Wittwe, mit Einſtimmung ihres Sohnes Waldemar, eine Schenkung beſtätigt, welche den Ordensbrüdern des h. Johannis im Hoſpitalhauſe zu Werben gemacht war. Die Johanniterritter, welche Markgraf Albrecht I. angeſetzt hatte, wohnten in Werben, und beſorgten das Hoſpital. Es iſt nicht zu zweifeln, daß auſſer den Johaniterrittern, auch die Tempelherren Hoſpitäler in der Mark erbauet haben, und vermuthlich ſind die Hoſpiзäler zu Müncheberg, Frankfurth, Königsberg ꝛc. deren unten Erwähnung geſchehen wird, von ihnen errichtet worden.

Die Wallfahrten aus Deutſchland nach dem gelobten Lande giengen gemeiniglich über Rom, wo, wie ich bereits oben gemeldet habe, ein vortreffliches Hoſpital, zum heil. Geiſt genannt, errichtet war. Dieſes berühmte Hoſpital ſcheint Gelegenheit gegeben zu haben, daß man in der Mark Brandenburg eben dergleichen Stiftungen zum heil. Geiſt errichtet hat. Zu Stendal, wo verſchiedene Markgrafen ihren Sitz hatten, findet man im J. 1255 ein Hoſpital zum heil. Geiſt, welches aus einer in dieſem Jahre unterzeichneten Urkunde des Markgrafen Otto zu erſehen iſt, der dieſem Hoſpitale gewiſſe Ländereyen oder Hufen geſchenkt hat. Als daſelbſt 1369 noch ein anderes Hoſpital zum h. Geiſt geſtiftet wurde, nebſt einem, den

Aerzten und Heiligen, Kosmus und Damian, wie auch der h. Barbara gewidmeten Altare, ſo wurde jenes, zum Unterſchied, das große, und auch, wegen der guten Einkünfte, das reiche Hoſpital genannt. Auſſerdem ſind noch in vielen Städten der Mark, Hoſpitäler mit und ohne Kirchen und Klöſter, als: in Salzwedel, Berlin, Brandenburg, Gardelegen, Frankfurth, Königsberg, Müncheberg, Lukberg bey Brandenburg, Prenzlow, auch an andern Orten, unter dem Namen zu St. Spiritus bekannt geworden, die theils noch übrig ſind, theils aber durch die vielen kriegeriſchen Verwüſtungen vernichtet worden ſind. Das Hoſpital zur h. Jungfrau, oder das Marienhoſpital zu Oderberg, war mit reichlichen Einkünften und mit Gütern verſehen, und eines der älteſten im Lande; weil aber die Vorſteher nicht gut damit wirthſchafteten, ſo ſchenkte Markgraf Johann daſſelbe 1258 dem Kloſter Marienſee, mit allen Gütern, Zehenten und Weinbergen, damit die daſelbſt krank liegenden Armen und Fremdlinge, durch einige Mönche und Brüder dieſes Kloſters, beſſer als bisher geſchehen war, beſorget und verpfleget würden.

Obgleich der Ausſatz eigentlich nur in Aegypten einheimiſch war, und daſelbſt vorzüglich unter die Krankheiten des gemeinen Mannes gehörte, ſo haben doch die Kreuzfahrer ganz Europa damit angeſteckt, ſo daß dieſe Krankheit einige Jahrhunderte durch, nicht ausgerottet werden konnte. Weil man im Anfange kein beſſeres Mittel wußte, das Anſtecken zu verhüten, als die Kranken von den Geſunden abzuſondern, ſo wie es in den Morgenländern gewöhlich und im alten Teſtamente (3 Moſ. 13, 46.) befohlen war, ſo wurden deshalb in vielen Städten Ausſatzhäuſer (Domus leproſorum) erbauet, darin man die Inficirten einſchloß, um ſie aus der menſchlichen Geſellſchaft fortzuſchaffen, weil der Ausſatz für eine unheilbare Krankheit

heit und für eine beſondere Strafe Gottes gehalten wurde, die nicht durch leibliche Mittel abgewendet werden könnte. Aus dieſer Urſache wurde eine groſſe Menge ſolcher Häuſer geſtiftet, und **Matthieu Paris** (*) verſichert, daß man unter **Ludwig** VIII. Regierung in Europa über 19000 Häuſer dieſer Art gefunden hätte. Nur allein in Frankreich zählte man im J. 1225 mehr als 2000 Häuſer, worin Ausſätzige eingeſchloſſen und verpfleget wurden. In der Mark ſind verſchiedene Ausſatzhäuſer erbauet und mit milden Stiftungen verſehen worden, welches aus den übergebliebenen und nun bekannt gewordenen Urkunden erhellt. Es iſt aber ſonderbar, daß die Geſchichtſchreiber, als: **Bekmann**, **Lenz**, und andere, den Nuzen, und die Abſicht dieſer Häuſer nicht gekannt, ſondern dieſelben nur überhaupt Siechenhäuſer genannt haben, da ihnen doch die in den Urkunden häufig vorkommende Benennung, Domus leproſorum, den Aufſchluß davon hätte geben können, daß ſie bloß dieſer Krankheit gewidmet worden ſeyn. In dem Perwer, einer Vorſtadt vor Salzwedel, hat ein ſolches Haus ſchon vor 1242 geſtanden, wie ſolches aus einem Documente des Biſchofes **Luderus** zu Verden von dieſem Jahre zu erſehen iſt, welcher den darin befindlichen Ausſätzigen mit Bewilligung der Markgrafen **Johann** und **Otto**, erlaubte, ſich einen Prediger zum Heil ihrer Seelen ſelbſt zu wählen. Es waren die Ausſätzigen ſo anſtößig, daß man ihnen weder in die Kirche zu gehen erlaubte, noch einen Geiſtlichen zuließ; ſie wurden auch nicht auf den gewöhnlichen Kirchhöfen begraben. Ob ſie gleich unter ſich in einer zahlreichen Gemeinſchaft lebten, ſo hatten ſie doch anfangs weder Geiſtliche, noch Kirchen oder

(*) Eſſais hiſtorique ſur la Medicine en France, (à Par. 1762 8.) S. 186, f.

Kapellen, bis ihnen ſolches auf dem dritten Lateraniſchen Concilio zugelaſſen wurde. Das Haus und die Kirche in Salzwedel wurde nachmals das St. Georgenhoſpital genannt, und mit vielen Schenkungen vermehrt. Auch zu Prizwalk war ein ſolches Ausſatzhaus. Das auſſer der Stadt Stendal war mit einer Mauer umgeben, und hat ſchon lange vor 1315 geſtanden. Dieſes Haus und die dabey befindliche Kirche wurde hernach ebenfalls das St. Georgenhoſpital genannt. Man findet hin und wieder Spuren, daß noch mehrere Häuſer dieſer Art in der Mark, als: zu Prenzlow, Königsberg, Paſewalk, u. ſ. w. geweſen ſeyn; es ſcheint aber, daß dieſe Krankheit hier im 14ten Jahrhundert aufgehört hat; und von der Zeit an ſind ſie, ſo wie an mehrern Orten in Deutſchland geſchehen iſt, theils zu Hoſpitälern zu St. Georgen, theils zu Peſthäuſern, gebraucht worden, und das Armenhoſpital in Berlin bey der St. Georgenkirche, welches ſchon 1278 in einer Urkunde und einem Ablaßbriefe vorkömmt, hat eben dieſen Urſprung. Warum der heil. Ritter Georg zum Patron genommen worden iſt, wird ſich aus ſeiner Geſchichte erklären laſſen (*). Die meiſten Peſthäuſer, welche man bey verſchiedenen Städten in Deutſchland noch jetzt ſo nennt, ſind Häuſer der Ausſätzigen geweſen, die nachmals zu dieſer Seuche angewendet wurden.

Hrn. D. Möhſen Geſchichte der Wiſſenſch. in der Mark Brandenburg, beſonders der Arzneywiſſenſchaft ꝛc. (Berl. und L. 1781, gr. 4.) S. 271, fgg.

In Berlin, der Haupt- und erſten Stadt der geſammten königl. preußiſchen und churf. brandenburgiſchen Länder, befindet ſich:

1) ein

(*) M. J. B. H. ausführliche Nachricht von dem heil. Ritter George, und dem, was von ihm den Namen führt. Hamb. 1722.

1) ein Haus, welches einer aufgeklärten Regierung Ehre macht, und den Namen des noch immer in Berlin verkannten Königes, **Friedrich Wilhelm I.**, in dieſer Stadt verewigen muß; nämlich das Charitéhaus und Hoſpital. Hier wird jeder arme Kranke umſonſt curirt, und bis zu ſeiner Beſſerung verpfleget; und ein armes gefallenes Mädchen kann hier ohne Geräuſch unter der beſten Beyhülfe gebären. Man fordert hier nie den Lohn; ſelbſt einer durch Laſter erkrankten Perſon fordert man keinen Pfennig ab. Daher wird dieſes Haus nie von Kranken leer, und wird dadurch die vortreffliche Schule der Aerzte und Wundärzte im ganzen preußiſchen Lande. Die Einrichtung dieſes, in aller Abſicht vortrefflichen, Hauſes iſt viel menſchenfreundlicher, als dieſelben wohlthätigen Anſtalten anderer großen und volkreichen Städte ſind, die durch unglückliche Einrichtungen gerade dieſem Zwecke entgegen ſtreben, und dadurch die Peſt des Menſchengeſchlechtes werden. Hier wird kein Kranker neben den andern in ein Bette gelegt, damit er ja nicht durch deſſen vergiftende Ausdunſtung und Berührung eine doppelte Krankheit erhalte; noch weniger liegt er hier neben den Verſtorbenen 24 Stunden lang, in demſelben Bette, wie dieſes ſehr oft vor **Necker's** Zeit in dem Hotel de Dieu zu Paris geſchahe; ſondern ein jeder hat ſein beſonderes Bett, und genießt nach Beſchaffenheit ſeiner Krankheit auch eine beſondere Pflege. Eine Menge Perſonen ſind zur Aufwartung und Bedienung der Kranken beſtimmt; die Zimmer werden beſtändig durch Luftzüge und Räuchern von giftigen Dünſten gereinigt, und auf dieſe Weiſe, da ohnehin dieſes Haus auſſerhalb der Stadt liegt, wird der Aufenthalt der Kranken deſto unſchädlicher gemacht.

Das Charitéhaus und Hoſpital beſteht: 1. aus einem Krankenhauſe oder Lazarethe, worin kranke Per-

ſonen mehrentheils unentengeldlich, einige gegen Bezahlung, curirt und verpfleget werden. Auch kräzige und venerische Personen werden hier in besondern Zimmern curirt. 2. Aus einem Hospitale, worin alte, abgelebte und gebrechliche Leute verpfleget und gekleidet werden. 3. Aus einer Anſtalt, worin arme Schwangere, verheurathete und unehelich geschwängerte, einige Zeit vor der Entbindung aufgenommen, verpfleget, entbunden, und erſt nach den Wochen entlaſſen werden.

König **Friedrich** I. ließ im Jahr 1710, da die Peſt in ſeinen Landen wüthete, und ſchon bis Prenzlow gekommen war, als er befürchtete, daß ſie ſich auch nach Berlin verbreiten möchte, auſſerhalb der Stadt Berlin, am äuſſerſten nordweſtlichen Ende derſelben ein großes Gebäude, in Quadrat, 2 Stockwerk hoch, auf allen vier Ecken mit Aerkern oder ſo genannten Pavillons, welche gleichſam das dritte Stockwerk ausmachten, zum Peſthauſe errichten, als zu einem Lazareth für arme hieſige Einwohner, im Fall ſie von der Peſt angeſteckt würden. Als die Gefahr vorbey war, und die Peſt nicht weiter drang, wurde dieſes Gebäude zu einem Hoſpitale für arme, kranke und gebrechliche Perſonen, und zugleich zu einem Arbeitshauſe für geſunde Bettler beſtimmt. Ehe aber noch der dazu gemachte Entwurf völlig aufgeführt werden konnte, trat König **Friedrich Wilhelm** I. die Regierung an. Dieſer wollte es zuerſt zu einem Krankenhauſe für die Garniſon widmen, und ein anderes Armenhaus auf der Friedrichsſtadt bauen. Allein, der damalige Armenchirurgus, und nachherige Oekonomus und Oberinſpector dieſes Hauſes, **Chriſt. Gottfr. Habermaaß**, erwarb ſich das große Verdienſt, daß er dem Könige den erſten Vorſchlag that, dieſes Haus zu einer Uebungsſchule für praktiſche Aerzte und Wundärzte einzurichten. Dadurch wurde König **Friedrich**

Wil=

Wilhelm I. veranlaſſet, d. 18 Nov. 1726 zu verordnen, daß darin ein allgemeines Krankenhaus für die Reſidenzſtädte, worin die bürgerlichen armen Stadtkranken, auch gefährlich kranke Soldaten, unentgeldlich curirt würden, angeleget werden ſollte, deſſen erſte Verſorgung dem berühmten Leibarzte **Eller**, und dem Regimentschirurgus **Senf**, nachher dem Generalchirurgus **Holzendorf**, und einem Penſionärchirurgus, aufgetragen wurde. Im Jahr 1727 wurde dieſe Anſtalt ſo erweitert, als ſie bis 1785 geblieben iſt, und bekam vom Könige den Namen Charité. In der Folge wurde auch die Einrichtung getroffen, daß ſehr arme Schwangere hier unentgeldlich verpfleget und entbunden wurden. Im Jahr 1727 belief ſich die Anzahl der in der Charité verpflegten Hoſpitaliten und Kranken ſchon auf 300 Perſonen. Es wurde auch auf dem Hauptgebäude noch ein Stockwerk aufgeſetzt, und dadurch vergrößert. Es wurde ein Speiſeſaal für einige hundert Menſchen, alle nöthige Wirthſchaftsgebäude, Schlachthaus, Küche, Waſchhaus, große Keller und Böden zu Verwahrung vieles Getreides, ein ſtarkes Gewölbe zur Malzbereitung, eine Brauerey, Viehſtälle, und alles, was er zu einer großen Wirthſchaft gehört, angelegt; zugleich wurden die Wohnungen für alle, die bey dem Hauſe dienen, erweitert, und auf das bequemſte eingerichtet. Als Oekonomus und Oberinſpector wurde der oben erwähnte **Habermaaß** beſtellt. Zur Führung der Rechnung wurde noch ein Rendant und Contrölleur, und zur Aufſicht über die Stuben, Betten, Wäſche 2c. ein Hausvater, angeſetzt. Zur geiſtlichen Pflege der Kranken und Hoſpitaliten, wurde ein Prediger, lutheriſcher, und im Jahr 1738 noch ein Prediger reformirter Confeſſion, verordnet. Der König ſchenkte dem Hauſe im Jahr 1733, ein Capital von 100,000 Rthlr., um die

Zinſen davon zu genießen, und ertheilte demſelben zu einem beſtändigen Fond, ausſchließungsweiſe den Verlag aller Kundſchaften, Lehr= und Geburtsbriefe der Handwerker in allen ſeinen Staaten. In dieſer Verordnung wurde feſtgeſetzt, daß bey allen Zünften, Gilden und Gewerken, von jeder Kundſchaft 4, und für jeden Lehr= und Geburtsbrief 12 Sgr. in allen preuſſiſchen Staaten zur Charité bezahlt (*), davon eine beſondere Caſſe formirt, und dabey ein Einnehmer nnd Controlleur angeſtellet werden ſollte. Dieſe Einnahme allein, beträgt im ſechsjährigen Durchſchnitt 11468 Rthlr. Hiezu kamen noch verſchiedene Schenkungen edelmüthiger Privatperſonen. Unter denſelben ſind die wichtigſten: die im Jahr 1726, von dem Feldmarſchalle, Reichsgrafen v. **Wartensleben**, beſtehend in einem beträchtlichen Ackerfelde zum Küchen= und Obſtgarten und einer Wieſe; das Vermächtniß des Freyherrn v. **Grappendorf**, von 80,000 Rthlr. für welches in Schleſien das aus ſieben Dörfern beſtehende Amt Prieborn gekauft wurde; die Schenkung des Generales v. **Arnim**, und im Jahr 1740, die Schenkung des Banquiers **Negelin**, von 12,000 Rthlr. und einigen Grundſtücken in Charlottenburg.

Das alte Haus iſt 3 Etagen hoch, und beſteht aus 4 Flügeln, welche einen geräumigen Hof einſchließen, auf welchem in der Mitte die Wohnung des Inſpectors ſteht. Im untern Geſchoſſe iſt das Hoſpital; im zweyten und dritten Geſchoſſe ſind die Krankenſtuben, Operations= und Entbindungsſähle; im dritten Geſchoſſe wohnen auf dem linken Flügel die Prediger. Rechter Hand hinter dem Hauſe ſind die Wirthſchaftsgebäude, linker Hand ein Garten; und auſſer=

(*) Von den dieſerhalb ergangenen Reſcripten und Verordnungen, ſ. im XXI Th. S. 494, f.

auſſerhalb den Palliſaden, vor und neben denſelben ſind Gärten, Wieſen, und eine große Maulbeerplantage. Alle, zu dieſem Hauſe gehörige, hier neben einander liegende Grundſtücke, die Gebäude eingeſchloſſen, betragen 114 Morgen Acker. Den Grundriß und proſpectiviſchen Aufriß der alten Charité, und der dazu gehörigen Häuſer und Gärten, findet man in Schleuen's Proſpecten, No. 7. Nachrichten von der innern Einrichtung, worin ſich aber jetzt manches geändert hat, findet man in Eller's Anmerkungen von Krankheiten und Operationen im Lazareth der Charité, Berl. 1740, 8.

Durch die immer ſteigende Volksmenge in den preußiſchen Staaten überhaupt, und in Berlin insbeſondre, ward dieſes Haus endlich zu klein und zu enge. Dabey hat man die vortreffliche Idee gefaßt, das bis jetzt mitten in der Stadt liegende Irrenhaus in eine freyere ländliche Gegend zu verſetzen, indem man einen Theil des erweiterten Charitégebäudes dazu beſtimmt. König Friedrich II. ließ daher dieſes Hoſpital auf ſeine Koſten vergrößern, und bewilligte ſogleich 40,000 Rthlr. dazu. Es wird eines der ſolideſten und größten Gebäude, und wird nach den Riſſen und und unter der Aufſicht des königl. Oberhofbaurathes Unger aufgeführt. Im Jahr 1785 fieng man den einen Flügel dieſes neuen Gebäudes an, welcher 1786 vollendet ward. Als der Grundſtein dazu d. 3 Aug. 1785 feyerlich, in Gegenwart und mit Beyhülfe der Chefs und Räthe des Armendirectorium, des Staatsminiſters Hrn. Freyherrn v. Zedlitz, des Oberconſiſtorialpräſidenten Hrn. Freyherrn von der Hagen, der geheimen Räthe bey dieſem Collegium, aller Officianten bey den hieſigen Armenanſtalten, und des Hrn. Oberconſiſtorialrathes und Probſtes Teller, gelegt wurde, hielt der Letztere dabey folgende Rede, die jedem Berliner und preußiſchen Unterthan ſchon

wegen

wegen der Wichtigkeit der Veranlaſſung intereſſant, dem fremden Leſer gewiß auch nicht unangenehm ſeyn wird.

„Ich habe den Auftrag, dieſe gegenwärtige Feyerlichkeit im Namen des königl. Armendirectoriums mit Dank und Wunſch zu begleiten. Ich brauche alſo auch nicht lange zu wählen, was ich ſagen will, da die Sache ſelbſt jeden Gedanken und Ausdruck mir dazu anbiethet. Es ſoll der Grundſtein zu einem neuen Charitegebäude gelegt werden, nachdem das bisherige, welches König Friedrich der Erſte, 1710 gegründet, und König Friedrich Wilhelm 1727 vergrößſert hat, theils baufällig, theils zu den vermehrten Bedürfniſſen unbequem geworden iſt; und es iſt unſer allergnädigſter König, der auch daran ſeine landesväterliche Milde verherrlichet. Damit wird es uns denn ſehr nahe gelegt, uns im Geiſte ſogleich zu dem zu erheben; deſſen Werke allein das voraus haben, daß ſie nie veralten, nie unbrauchbar, nie unzureichend werden; der aber auch uns Menſchen bey den unſrigen nicht verläßt, das Wollen und das Vollbringen, Fähigkeit und Verſtand, Kunſt und Wiſſenſchaft, Kräfte und Vermögen dazu giebt; und auch beſonders zu ſolchen Gebäuden, in denen die hinfällige oder leidende Menſchheit Verſorgung, Ruhe, Pflege und Heilung finden ſoll, den ſicherſten nie wankenden Grund gelegt hat in den wohlwollenden Geſinnungen, die er von Zeit zu Zeit unter den Menſchen erhält, und wozu er auch die Beherrſcher der Völker und Länder neiget. Ihm ſey alſo auch zuerſt für dieſes Werk ſeiner leitenden Fürſehung, deſſen Anfang wir vor uns ſehen, Anbetung und Preis, und unſre Hoffnung ſey zu ihm, daß er zur Vollendung deſſelben ſein Gedeihen geben werde!

Aber ſo werde auch der König dafür mit Rührung von uns verehrt, den der höchſte Regierer zum mächtigen Beforderer deſſelben auserſehen hat, und ohne deſſen unmittelbaren Zutritt daran nicht würde zu denken geweſen ſeyn. Er läßt es bauen. Er ſchaffet auch dies neue in ſeinem Berlin, wo er faſt alles erneuert hat. Und er ſchaffet es in Zeiten, in welchen er auch,

nach

nach furchtbaren, verwüſtenden Ueberſchwemmungen, an mehrern Orten alles neu macht. Das macht ihm denn wahrhaft würdig, auch dafür mit lebhaften Ergebenheit von uns geprieſen zu werden.

Und ſo ſtimmet denn ihr alle, die ihr hier zugegen ſeyd, mit uns in dieſen Dank gegen Gott und den König ein, da nun unſer verehrungswürdigſter Chef ſelbſt dieſen Grundſtein zu legen geruhen wird.

* * *

So ſey er denn feſt gelegt, dieſer Stein; daß das darauf zu erbauende Haus ein langdauerndes Denkmal göttlicher Fürſehung, und der königlichen Größe im Wohlthun ſeyn möge. Segen komme über euch, die ihr daran eure Kunſt oder euren Fleiß, nach der Abſicht und der Erwartung des Königs, und zur Sicherheit und Bequemlichkeit ſo vieler Armen und Elenden, rechtſchaffen beweiſen werdet! Es iſt gewiß eine ſehr wohlthuende Empfindung, deren wir euch, lieben Maurer und Zimmerleute, Meiſter und Geſellen, gern fähig halten, bey einem Bau von einer ſo wohlthätigen Beſtimmung, auch nur die Hand emſig und unverdroſſen mit angelegt zu haben. Dafür ſegne euch alſo der Höchſte, ſichre euch dabey vor jeder Gefahr, und bewahre euch vor jedem Unfall! Er thue wohl allen, die in dieſem neuen Charitegebäude durch alle künftige Zeiten als Aufſeher, Lehrer, Aerzte, Geburtshelfer, Wärter und Wärterinnen, das Ihrige mit gewiſſenhafter Treue thun, und beſonders eine freundliche gedultige Behandlung, der den Schmerzen und der Schwachheit unterliegenden Armen, ſich zur Pflicht machen werden! Er erbarme ſich aber auch dieſer dieſer aller, nach allen ihren Umſtänden! Es wird auch ferner nie an Unglücklichen fehlen, die es nöthig haben, hier ihre Verſorgung oder Heilung zu ſuchen. So iſt es einmal das Loos der Menſchheit, beſonders in großen volkreichen Städten. Es könnte alſo auch zu nichts helfen, dieſem an ſich freylich niederſchlagenden Gedanken, beſonders bey dieſer Gelegenheit, nachhängen zu wollen. Da es einmal ſo iſt, ſo iſt es weit beſſer, die tröſtende Ueberlegung zu ergreifen:

ſen: wie viel es doch werth iſt, daß ſolche Häuſer ſind, in welchen das menſchliche Elend Erleichterung oder Abhelfung findet, und daß ſo auch viele in dieſer neu zu erbauenden Charité beydes von Zeit zu Zeit finden werden

Sey es nur alsdann ihnen allen auch ſo viel werth, die Wohlthat, die ihnen wiederfährt, mit verſtändigem Geiſte zu erkennen, und mit dankbarem Herzen zu empfinden! Mildre das in den Kranken die Schmerzen, die ſie dulden, erhöhe das in den Alten und Schwachen das Gefühl der Ruhe, die ſie hier genieſſen; mache das beyde mit den von ſolchen Anſtalten unzertrennlichen Mängeln zufrieden! Ja, ſchärfe dieſes Dankgefühl in allen, die es nöthig haben, ernſthaftes Nachdenken über ſich ſelbſt! Und wenn nach dem allen dabey ihr Herz zu Gott gezogen wird, der auch in dieſem Hauſe mit Barmherzigkeit über ſie waltet, ſo werde auch immer Friedrich's des Zweyten mit dankbarer Liebe von ihnen gedacht!

Und ſo lebe er denn, der König! daß er auch an dieſem vollendeten Hauſe ſich ſeines Wohlthuns freuen möge. Geſegnet ſey ſein Alter, und geſegnet der Flor des ganzen königlichen Hauſes!"

Dem Plane gemäß, nach welchem jetzt gebauet wird, bekömmt das ganze Gebäude die Geſtalt eines griechiſchen II. mit dem Zuſatze, daß ein frey ſtehendes Hintergebäude vor dem untern offenen Ende läuft. Der innere Hof iſt ein vollſtändiges Viereck von 280 Fuß, aber nicht völlig geſchloſſen, weil an jeder Seite des Hintergebäudes 40 F. zum freyen Luftzuge bleiben. Die Vorderſeite wird 450, und jeder Seitenflügel 280, das Hintergebäude aber 200 F. lang. Das Hauptgebäude iſt 3 Etagen hoch, durchgängig durch 52 F. tief, und hat noch unter der Erde ein hohes gewölbtes Kellergeſchoß. Das frey ſtehende Hintergebäude, in welches das Irrenhaus aus der Stadt verlegt werden ſoll, ſoll 45 F. Tiefe, und zwey Geſchoſſe, auſſer dem Kellergeſchoſſe, haben.

Die

Die Aufnahme in die Charité, geſchieht folgender Maßen. *α*) Die als Hoſpitaliten aufzunehmenden Perſonen melden ſich auf der Armencaſſe. Der Armeninſpector und der Armenchirurgus unterſuchen ihre körperliche Schwachheit, und ihr Unvermögen ſich ſelbſt ernähren zu können; welches ſeit der von unſerm verehrungswürdigſten Hrn. O. C. Präſidenten von der **Hagen** (welcher ſich unter andern auch um das Armenweſen unendlich verdient gemacht hat,) im J. 1786 gemachten Einrichtung (*), von den Deputirten der Bürgerſchaft des Revieres, wo der Arme wohnt, gleichfalls geſchieht. Das darüber aufgenommene Protokoll und Atteſte werden bey dem Armendirectorio eingereichet; und wenn ſich findet, daß der Arme, Alters oder Leibesgebrechen wegen, ſich mit einer Beyhülfe aus der Armencaſſe zu ernähren, nicht im Stande iſt, wird deſſen Aufnahme in das Hoſpital der Charité verfüget. *β*) Die Kranken werden durch ihre Verwandte, dem Armenchirurgus angezeigt, und wenn dieſer atteſtirt, daß ſie in ihren Wohnungen nicht wohl curirt werden können, zur unentgeltlichen Cur in die Charité gebracht. Für kranke Handwerksgeſellen, werden pro Woche 16 Ggr. aus der Lade des Gewerkes bezahlt. *γ*) Die Schwangern, beſonders die Unehelichen, melden ſich gleichfalls bey der Armencaſſe; und wenn ſich bey der vom Inſpector, Chirurgus und Deputirten angeſtellten Unterſuchung findet, daß ſie nicht bey ihren Aeltern oder Verwandten, bey einer wöchentlichen Beyhülfe aus der Armencaſſe entbunden werden können, werden ſie gegen die Zeit ihrer Niederkunft in der Charité aufgenommen, und unentgeltlich accouchirt.

Bey

(*) S. Hrn. O. C. R. Büſchings Magazin ꝛc. 21 Th. S. 33. ſqq. wo der Plan befindlich iſt.

Bey der Ankunft werden die Armen und Kranken vom Chirurgus und Hausvater viſitiret und von Ungeziefer gereinigt; ihre Kleider werden ausgeräuchert, auch werden ihnen weiße Hemden und Kleidung von der Charité gegeben. Die Kranken werden demnächſt, nach ihren Umſtänden, auf die Zimmer der innern oder äuſſern Kranken gebracht, und daſelbſt verpfleget.

In dem Charitéhauſe und Hoſpitale werden jährlich an 3000 Menſchen beyderley Geſchlechts, Wöchnerinnen und Säuglinge, theils als Kranke, die nach ihrer Geneſung wieder heraus gehen, theils als Hoſpitaliten, die Zeitlebens darin bleiben, unterhalten. In dem durch Theurung in ganz Deutſchland mit allgemeinem Elende gezeichneten Jahre 1772, ſind 3061 verpfleget worden; im J. 1775, nur 2184; im J. 1776, 1971; im J. 1777, 1871. Im J. 1785 ſind wieder 3470 verpfleget worden. Am Anfange von 1786, waren 661 Perſonen noch im Hauſe, wovon 240 Hoſpitaliten, und die übrigen im Lazareth waren. Im J. 1788 waren im Lazareth 2215; im Accouchement, 352; im Hoſpital, 342; überhaupt 2909.

Die Cur der Kranken, wird unter der Aufſicht eines Arztes und Wundarztes, (jetzt Hrn. Prof. Selle, und Hrn. Gen. Chir. Murſinna,) von 2 Penſionären und 8 Feldſcherern beſorget; welche letztere beſtändig im Hauſe gegenwärtig ſind. In der Apotheke iſt ein Proviſor. Die Arzeneyen werden aus der Hofapotheke unentgeltlich geliefert. Die Speiſen für die Kranken und Geneſenden, beſtimmt täglich der Penſionärchirurgus. Den angehenden Aerzten und Wundärzten, die auf dem königlich. Collegio medico-chirurgico ſtudiren, iſt erlaubt, den Operationen beyzuwohnen. Bey den Wöchnerinnen wird die praktiſche Hebammenkunſt ſowohl für die angehenden Heb-

Hebammen, welche die öffentliche Hebammenſchule beſuchen, als auch für die Studirenden des königl. Collegii med. chirurg., welche ſich dieſer Wiſſenſchaft widmen wollen, gelehrt.

Wenn die Kranken ſich gebeſſert haben; atteſtirt ſolches der Medicus oder Chirurgus, und alsdann werden ſie ausgeſchrieben und entlaſſen. Die inficirt geweſenen, welche nach der Cur noch ſchwach ſind, bleiben, zur Erholung, 3 Monate im Arbeitshauſe.

Als Se. kön. Maj. Friedrich Wilhelm II., durch die Verordnung vom 13 Jul. 1787, den, oben erwähnten, von dem würdigen Präſid. von der Hagen im J. 1786 gemachten Plan, wegen beſſerer Einrichtung des hieſigen Armenweſens beſtätigten; würde nach deſſen Vorſchlag auch die Reviſion der Charité vorgenommen, und es wurden dazu, unter ſeine Direction, drey Räthe ernannt. Bey dieſer Reviſion wurden nicht nur die eingeſchlichenen Mißbräuche abgeſtellt, ſondern auch viel zweckmäßigere Einrichtungen getroffen, beſonders in Anſehung der Arzeneyen verſchiedene Verbeſſerungen gemacht, auch feſtgeſetzt, daß ein beſonderer Medicus ernannt werden ſollte, welcher zu der Charité wohnen, und den angehenden Aerzten ein kliniſches Collegium leſen ſollte. Da ein ſolches Inſtitut bisher in Berlin noch gefehlt hat, ſo hat der edle Patriot, von der Hagen, durch dieſe herrliche Veranſtaltung, wofür noch die ſpäteſte Nachwelt ihn ſegnen wird, ſich neuen Ruhm erworben.

Die Oekonomie des Hauſes ſteht unter Aufſicht eines Inſpectors, der zugleich über die übrigen, unter dem Armendirectorio ſtehenden Armenhäuſer die Oberinſpection führt. Er ſowohl, als die beyden Prediger, ein Einnehmer und ein Controlleur, nebſt den oben gedachten Penſionären, dem Proviſor, und

den Feldſcherern, wie auch andere Officianten und Domeſtiken, wohnen insgeſammt in demſelben.

Etat der Officianten und Domeſtiken.

Officianten. Der Oberinſpector. Der Medicus. Der Chirurgus. Der Einnehmer. Der Controlleur. Der Comptoirſchreiber. Der Lazarethvater. Der Hoſpitalvater. Der lutheriſche Prediger. Der reformirte Prediger. Zwey Penſionärchirurgi. Ein Proviſor. Acht Feldſcherer.

Domeſtiken. Der Küſter und Schulhalter. Der Organiſt. Der Hausſchlächter. Eine Ausgeberinn. Zwey Köchinnen. Fünf Scheuerfrauen. Ein Brod und Fleiſchſchneider. Ein Hausknecht. Vier Thürhüter. Zwey Nachtwächter. Drey Holzhauer. Zwey Einheizer. Ein Holzträger. Eine Oberplätterinn. Sechs Waſchmädchen. Vier Aufwärter bey den innern kranken Männern. Vier Aufwärterinnen bey den innern kranken Weibern. Drey Aufwärter bey den äuſſern kranken Männern. Eine Aufwärterin bey den äuſſern kranken Weibern. Zwey Aufwärter bey inficirten Männern Zwey Aufwärterinnen bey inficirten Weibern. Zwey Aufwärter bey krätzigen Männern. Zwey Aufwärterinnen bey krätzigen Weibern. Ein Bierſchenk. Ein Apothekergehülfe. Ein Apothekenaufwärter. Ein Haustiſchler. Eine Kämm- und Todtenfrau. Zwey Einheizer und ein Holzhauer, im neuen Flügel. Drey Reinigungsfrauen. Eine Compreſſenwäſcherinn. Ein Aufwärter in der Männer Pflegeſtube. Eine Aufwärterinn in der Weiber Pflegeſtube. Ein Bothe.

Im Apr. 1789, wurden geſpeiſet:

30 Deputanten, deren Conſumtion an Victualien betrug an Gelde: 268 Rthlr. 3 Gr. 7 Pf. koſtet alſo die Perſon im Durchſchnitt täglich: 7 Gr. $1\frac{3}{4}$ Pf.

442 Kranke, deren Conſumtion an Victualien betrug: 927 Rthlr. 12 Gr. 2 Pf. koſtet alſo die Perſon im Durchſchnitt täglich: 1 Gr. $8\frac{1}{7}$ Pf.

446 Hoſpitaliten, worunter auch die Domeſtiken begriffen ſind, deren Conſumtion an Victualien betrug: 940 Rthlr. 23 Gr. 3 Pf. koſtet alſo die Perſon im Durchſchnitt täglich: 1 Groſchen $8\frac{3}{7}$ Pf.

918 Perſonen, deren Conſumtion an Victualien betrug an Gelde: 2136 Rthlr. 15 Gr. koſtet alſo die Perſon im Durchſchnitt täglich: 1 Gr. $10\frac{1}{3}$ Pf.

Die Brauerey der Charité lieferte ehemals das Bier für das große Waiſenhaus und Irrenhaus; weil das Arbeitshaus unter einer beſondern Direction ſtand, und keine Verbindung mit den unter dem Armendirectorio ſtehenden Anſtalten hatte. Als aber der für das allgemeine Wohl des Landes ſo unermüdet wirkende Hr. Präſid. von der Hagen, im J. 1774, den Plan zur Abſtellung der Gaſſenbetteley hierſelbſt (*) machte und ausführte, war die Bedingung, daß das Arbeitshaus mit unter der Direction und Aufſicht des Armendirectorii kommen, und das beſondere Directorium aufgehoben werden möchte, welches auch der König bewilligte. Seit dieſer Zeit verſorgt die Charité auch das Arbeitshaus mit Bier, wodurch vieles erſparet wird. Dagegen wurde in dem Arbeitshauſe eine große Bäckerey für alle Anſtalten angeleget, aus welcher das Irrenhaus, das Waiſenhaus, und die Charité, das nöthige Brod, Semmel und Mehl erhalten, welches täglich dahin gebracht wird.

Die Schlächterey der Charité liefert das meiſte Fleiſch an das Waiſen-, Arbeits- und Irrenhaus.

(*) S. Büſchings Magazin ꝛc. XII. Th. S. 504.

Im J. 1787, betrug, in der Chariterechnung,
die Einnahm: 36,582 Rthlr. 7 Gr, 2 Pf.
die Ausgabe: 38,131 Rthlr. 21 Gr. 10 Pf.

war alſo Vorſchuß 1549 Rthlr. 14 Gr. 7 Pf.

2) Das franzöſiſche Hoſpital, in der Spandauer Vorſtadt, unweit dem Oranienburger Thore, iſt, im J. 1687, von den erſten franzöſiſchen Flüchtlingen, bald nachdem ſie ſich in Berlin niedergelaſſen hatten, geſtiftet worden, und es ſcheint, daß ihnen von der Churfürſtinn **Dorothea**, Gemahlin **Fridrich Wilhelms des Großen**, eine Stelle dazu eingeräumet wurde. Daſelbſt erhielten, auf Koſten der Colonie, und mit Hülfe einer vom Hofe zu dieſem Behuf bewilligten jährlichen Summe, diejenigen Kranken Verpflegung, die, ihrer dürftigen Umſtände wegen, bey der Kirche Unterſtüzung ſuchen mußten. Dieſe Stiftung, welche anfangs freylich nur ſehr geringe und unvollkommen ſeyn mußte, iſt nach und nach erweitert und verbeſſert worden; die Gebäude hat man theils reparirt, theils wieder aufgebauet und vergrößert. Im J. 1779; wurde auf königliche Koſten, nach der Straße zu, ein Haus neu aufgeführt, worin aber bloß Kinder aufgenommen werden.

Das franzöſiſche Conſiſtorium, welches überhaupt die Armenangelegenheiten der Colonie dirigirt, hat auch die Direction dieſes Inſtitutes, und läſſet es durch eine Commiſſion von 8 Perſonen, welche jährlich aus ſeinem Mittel gewählt werden, wobey die Prediger wechſelweiſe, jeder ein Jahr lang, den Vorſitz haben, verwalten. Alle Tage begiebt ſich einer der Commiſſarien nach dem Hoſpitale, unterſucht, ob alles in der Ordnung iſt, und ertheilt dem Hausvater oder Oekonomus die nöthigen Befehle. Wöchentlich einmal kommt die ganze Commiſſion zuſammen, welcher von demjenigen, was die Woche über vorgefallen iſt, Be-

richt

richt abgeſtattet wird, und welche, ihrer von dem Conſiſtorio erhaltenen Vorſchrift gemäß, das Nöthige verordnet und veranſtaltet. Alles, was nicht zum gewöhnlichen Gang der Geſchäfte gehört, muß erſt dem Conſiſtorio vorgetragen und von demſelben bewilliget werden.

Die in das Hoſpital aufgenommenen Armen, machen 4 Claſſen aus. 1. Erwachſene Kranke, welche in ihren Wohnungen nicht gehörig gewartet und curirt werden können. Die Stadt iſt nämlich unter eine gewiſſe Anzahl Mitglieder des Conſiſtorii getheilt, welchen die Verſorgung der Armen insbeſondere obliegt, und die den Namen Anciens-Diacres führen. Jeder Abtheilung der Stadt, deren in allem eilf ſind, und zu welchen die nächſt um Berlin gelegenen Oerter als Charlottenburg, Schöneberg, Tempelhof, Rummelsburg, Lichtenberg ꝛc. gehören, ſind zwey oder drey ſolcher Anciens-Diacres vorgeſetzt. Der Arme, der mit einer Krankheit befallen wird, ſchickt zu den Vorſtehern ſeines Revieres, die ihn ſogleich beſuchen, und den Arzt herbey rufen laſſen. Finden jene, daß die Cur nicht füglich in der Wohnung des Kranken vorgenommen werden kann, ſo wird er mit ſämmtlichen Habſeligkeiten nach dem Hoſpitale gebracht, wo der Hausvater, dem die von einigen Mitgliedern der Commiſſion des Hoſpitales mitunterſchriebene Anweiſung der Anciens-Diacres, nebſt dem Atteſte des Arztes, und dem Verzeichniſſe der mitgeſchickten Effecten, übergeben wird, dem Kranken ſogleich ein Zimmer anweiſet. Nach geendigter Cur, die von dem Arzte des Hoſpitales, der Commiſſion angezeigt wird, wird der Arme wieder entlaſſen, und alles, was er mitgebracht hat, ihm wieder zugeſtellet. 2. Abgelebte Arme, die ein Alter von 60 Jahren erreicht haben, oder ſo gebrechlich ſind, daß ſie, ſich ihren Unterhalt zu erwerben, auſſer Stande ſind. Dieſe werden von dem Conſiſtorio,

 nach

nach geſchehener Unterſuchung, auf lebenslang aufgenommen, und erhalten unentgeltlich alles, was zur Leibesnahrung und Nothdurft gehört. Gemeiniglich findet die Aufnahme nur zweymal des Jahrs, auf Oſtern und Michaelis, ſtatt, gegen welche Zeit die dazu qualificirten Armen ſich bey dem Conſiſtorio zu melden haben. Wenn unter den Kranken der vorigen Claſſe, Leute ſind, deren Alter und Umſtände es mit ſich bringen, ſo werden ſie von dem Conſiſtorio in dieſe zweyte Claſſe verſetzt. 3. Perſonen, die, bey erreichtem Alter, nur geringe Einkünfte beſitzen, wovon ſie nicht hinreichend leben können, melden ſich bey dem Conſiſtorio, und nachdem ihre Umſtände unterſucht worden ſind, werden ſie, wenn der Raum es verſtattet, für ein jährliches billiges Koſtgeld aufgenommen, und haben, in Anſehung der Beköſtigung, vor den ganz armen einige Vorzüge. Die eigentlichen Bedingungen werden durch einen Contract beſtimmet, und es ſteht beyden Theilen frey, ſolchen wieder aufzuheben. Bey Ermanglung eines wirklichen Einkommens, wird auch öfters dem Conſiſtorio das kleine Capital desjenigen überliefert, welcher in das Hoſpital aufgenommen zu werden wünſcht. 4. Wahnſinnige, deren Angehörigen es an hinlänglicher Aufſicht fehlt, werden entweder als Arme, oder als Penſionäre, bey dem Hoſpitale angebracht. Iſt der Fall dringend, ſo geſchieht die Aufnahme in der Art, wie bey den Kranken der erſten Claſſe; nur muß jedesmal eine Erlaubniß der franzöſiſchen Gerichte beygebracht werden, damit eigennützige Anverwandte nicht Gelegenheit haben, einen vorgeblich Wahnſinnigen auf die Seite zu ſchaffen. Diejenigen, bey denen Gefahr zu befürchten iſt, werden eingeſperret, und, von allen übrigen Bewohnern des Hoſpitals entfernt, in beſondern Behältniſſen verwahrt, und es werden eigene Leute dazu beſtellt, um ſie gehörig zu behandeln. 5. Auſſer dieſen

ſen vier Gattungen; welche das eigentliche Hoſpital ausmachen, iſt demſelben ein im übrigen davon getrenntes, und nur der Oekonomie wegen verbundenes Inſtitut, ſeit dem J. 1760, angehängt worden, bey welchem ein Aufſeher und einige Kinderwärterinnen angeſetzt ſind. In dieſes werden aufgenommen: a) Unerzogene Kinder, welche Züchtigung verdienen, und deren Aufnahme von den Aeltern und Vorgeſetzten bey dem Conſiſtorio nachgeſucht wird. b) Junge Leute, welche, obgleich ſie confirmirt, noch in der Lehre ſind, und die zur Beſſerung dem Hoſpitale abgegeben werden. c) Kranke Kinder der Armen, die zu Hauſe nicht curirt werden können. d) Kleine Kinder, die der Kirche zur Laſt fallen; und noch zu jung ſind, um in die größeren Kinderinſtitute eingeführt zu werden.

Es wird keiner zum Hoſpital gelaſſen, der ſich nicht zur franzöſiſchen Kirche bekennt, Frauen und Wittwen franzöſiſcher Männer, obgleich ſie ſich zur deutſchen Kirche halten, ausgenommen. Franzöſiſche Frauen und Wittwen deutſcher Männer gehen hingegen, durch ihre Verheurathung, ihres Rechtes verluſtig.

Das Hauswesen beyder Hoſpitäler iſt einem Oekonomus und deſſen Frau anvertrauet, die es vorſchriftlich verwalten, und der Commiſſion genaue Rechenſchaft ablegen müſſen. Diejenigen Armen, die noch brauchbar ſind, verrichten, unter Aufſicht des Hausvaters, den nöthigen Dienſt.

Nach Beſchaffenheit der Umſtände werden mehrere Arme zuſammen einquartirt. Von denen, die ihre Koſt bezahlen, haben einige ihr beſonderes Zimmer und die nöthige Aufwartung. Die Kranken werden in die Krankenzimmer verlegt, und die mit anſteckenden Uibeln behaftet ſind, von den übrigen abgeſondert, auch beyde Geſchlechter nie zuſammen gebracht. Ein jeder hat ein eigenes Bett. Täglich wer-

den die Zimmer geöffnet, gereiniget, und darin geräuchert.

Die Stunde des Aufſtehens iſt, nach der Jahrszeit, um 7 oder 8 Uhr feſtgeſetzt. Eine Stunde nachher wird von dem Hausvater das Gebet verrichtet. Um 12 Uhr wird im Eßſaal geſpeiſet; die Koſtgänger und die Gebrechlichen können aber in ihrem Zimmer ihre Portion verzehren. Nach der Malzeit wird ein Capitel aus der Bibel abgeleſen. Das Abendeſſen geſchieht im Winter um 6, und im Sommer um 7 Uhr; gleich nachher wird das Abendgebet gehalten. Täglich bekommt jeder 1 Pf. Brod $\frac{7}{8}$ Quart Speiſebier; zu Mittage: Suppe, und $\frac{1}{4}$ Pf. Fleiſch, oder Zugemüſe; Abends: Suppe und Butter, oder Käſe, Häring, u. d. gl. Den Koſtgängern wird auch Abends warmes Eſſen gereicht; wie den diejenigen Kranken, oder Alten und Gebrechlichen überhaupt, denen die gewöhnliche Koſt nicht zuträglich iſt, auf Anrathen des Arztes, leichtere Speiſen, auch nöthigenfalls etwas Wein, bekommen.

Der älteſte von den beyden Aerzten der Colonie, und der Coloniechirurgus, haben allemal die Beſorgung des Hoſpitales. Erſterer beſucht die Kranken wöchentlich zweymal, Letzterer täglich. Iſt ihre Gegenwart öfter nöthig, ſo werden ſie hinberufen. Die von ihnen verordneten Arzeneyen werden von einem der nächſten franzöſiſchen Apotheker zubereitet, und vom Conſiſtorio bezahlt. Die Koſten werden durch eine jährliche Summe, die der Hof zu dieſem Behuf angewieſen hat, erleichtert.

Das Brod liefert die franzöſiſche Armenbäckerey; das Bier wird aber vom Brauer genommen. Die Rinder ſchlachtet man im Hoſpitale ſelbſt, und es wird vom Hofe eine beſtimmte jährliche Summe, als ein Erſatz der Accise ſämmtlicher Conſumtibilien des Hoſpitales, vergütiget.

Der

Der Hoſpitalprediger wird vom Könige, wie die übrigen Colonie Prediger, beſoldet, und zu dieſer Stelle von dem Conſiſtorio vorgeſchlagen. Er verrichtet alle Sonntage, vormittags, den Gottesdienſt in der im Hoſpitale befindlichen Kirche (*); nachmittags hält der Cantor Betſtunde. Der Prediger wohnt im Hoſpitale in einem dazu erbaueten Hauſe. Er muß wöchentlich einmal alle Hoſpitaliten beſuchen; den Kranken und Sterbenden, ſo oft ſie es verlangen, beyſtehen, und den ältern Kindern des Kinderhoſpitales den Religionsunterricht ertheilen. Communion iſt viermal des Jahrs, bey welcher beſtändig auch Leute aus der Stadt ſich einfinden, daher die Zahl der Communicanten gewöhnlich über 100 Perſonen beträgt. Auf dem bey dem Hoſpitale befindlichen Kirchhofe werden die daſelbſt Verſtorbenen, wie auch zuweilen andere Mitglieder der Colonie, beerdiget. In dem daran ſtoßenden Garten werden Küchen- und andere Gewächſe gezogen, wovon dasjenige, was im Hauſe ſelbſt nicht verbraucht wird, veräuſſert wird.

Die noch arbeitsfähigen Hoſpitaliten werden nicht ohne Beſchäftigung gelaſſen. Auſſer den bey dem Hausweſen vorfallenden Verrichtungen, werden einige beym Garten, andere aber bey einer kleinen Manufactur von Strickwolle und wollenen Waaren, die im Hauſe iſt, angeſtellt, und erhalten dafür einen Lohn, den ſie zu ihrer Erquickung anwenden dürfen. Dieſe Manufactur liefert zum Theil die Zeuge, womit die Hoſpitaliten jährlich bekleidet werden. Gegen den Winter werden ihnen Kleider, Wäſche, Schuhe, Strümpfe, und die übrigen zur Bedeckung erforderlichen Stücke, ausgetheilt.

Ohne

(*) Die Kirche wurde d. 14. Jun. 1733, von Hrn. Pelloutier, durch eine Predigt, welche in deſſen Sermons, Th. 1, S. 140, fgg. befindlich iſt, eingeweihet.

Ohne Erlaubniß darf niemand ausgehen; und es iſt ſcharf verboten, an Eſſen oder andern Sachen etwas wegzuſchleppen, worauf der Thürhüter Acht zu geben hat.

Schlechte Aufführung wird, nach Umſtänden, ſchärfer oder gelinder geahndet. Die Strafe beſteht mehrentheils in längern oder kürzern Arreſt. Leute, die gar nicht zu bändigen ſind, werden nach dem Arbeitshauſe geſchafft.

Anfangs war die Stiftung nur zu 30 Perſonen, hernach iſt ſie immer vergrößert worden. Seit einigen Jahren beträgt die Anzahl der Hoſpitaliten 210, bis 220; worunter 60 bis 62 Männern, 130 bis 133 Weiber, und 20 bis 25 Kinder, ſind. An Kranken ſind jährlich nach dem Durchſchnitt der letztern Jahre, eingegangen: 35 Männer, 38 Weiber, und 12 Kinder, wovon jährlich 5 Männer, 6 Weiber, und 6 Kinder geſtorben ſind. Die Koſten des ganzen Inſtitutes betragen, ſeit einigen Jahren, zwiſchen 6 und 8000 Rthlr., nach dem die Anzahl der Köpfe größer oder kleiner, die Lebensmittel höher oder geringer im Preiſe, und in einem Jahre mehr auſſerordentliche Ausgaben vorgefallen ſind, als in einem andern. Von dieſer Ausgabe, worunter der Gehalt der Hausofficianten (da die Commiſſarien dieſe, wie alle übrige das Armenweſen betreffende Verrichtungen unentgeltlich ausüben,) nicht mehr als 170 Rthlr. beträgt, ſind 28 bis 2900 Rthlr. abzurechnen, welche an Einnahme entſtehen: von königl. Accise und Arzeneyvergütigung (*), verkauften Gartengewächſen, Nachlaß der Armen, hauptſächlich aber bezahlten Koſtgelde, welches letztere 12 bis 1300 Rthlr. jährlich beträgt. Hie- nächſt

(*) Der König läſſet dem Conſiſtorio jährlich eine beträchtliche Summe auszahlen, um den Ankauf der Arzeneyen für die Armen zu erleichtern.

nächſt ergiebt ſich daß die reinen Koſten 3500 bis 5500 Rthlr. jährlich betragen, welche von den Rendanten des franzöſ. Conſiſtorii auf Anweiſungen der Commiſſion des Hoſpitales bezahlt werden.

3) Das Krankenhaus der jüdiſchen Gemeinde, iſt im J. 1756, auf Koſten der Gemeinde erbauet worden. Es iſt 4 Stockwerke hoch, und 20 Fenſter breit. In dieſem Gebäude ſind 12 Stuben; 5 für weibliche, und 7 für männliche Kranke beſtimmt; ferner ein großer Reconvalescentenſaal, eine Vorrathsſtube, eine Betſtube, und eine Wohnung für den Lazarethvater. Das übrige des Hauſes ſteht zum Theil leer, zum Theil iſt es vermiethet. Es faßt 350 bis 400 Kranke, und enthält jährlich zwiſchen 300 und 350, von welchen ſelten mehr, als 10 bis 12, ſterben. Es ſind dabey ein Arzt und ein Wundarzt angeſetzt, die das Haus täglich beſuchen; wie auch zwey Wärter und eine Wärterinn. Auſſer dieſen werden, wenn viele gefährliche Kranke da ſind, noch beſondere Wächter gemiethet. Es werden Kranke aller Art darin aufgenommen, einheimiſche, anſäßige, Dienſtbothen, Studirende, desgleichen Fremde, aus Polen, Preußen, aus dem Reiche ꝛc. die entweder hier krank werden, oder, um geheilt zu werden, hieher geſchickt werden. Der Kranke meldet ſich bey dem Arzte; dieſer giebt einen Schein, der von einem der Vorſteher der Geſellſchaft der Krankenbeſucher, welche die Aufſicht über die ganze Anſtalt haben, unterſchrieben iſt; und der Kranke wird in einer Sänfte oder in einem Wagen nach dem Lazareth gebracht. Es befinden ſich daher in demſelben beſtändig merkwürdige Kranke aller Art, hitzige ſowohl als chroniſche, da theils der Eintritt mit ſo wenigen Schwierigkeiten verbunden iſt, theils von allen Orten her wichtige Kranke hergeſchickt werden, indem es die

einzige und große öffentliche Anſtalt von der Art iſt, welche die Juden in ganz Deutſchland haben.

Die Ausgaben in dieſer Anſtalt betragen jährlich an 4000 Rthlr. es iſt aber kein feſtgeſetzter beſtimmter Fond dazu vorhanden, ſondern die Koſten werden jedesmal, ſo viel ſie betragen, hergegeben. Der Arzt iſt auch nicht in Verordnung der Medicamente eingeſchränkt; er verſchreibt die beſten und theuerſten; er verordnet, wo es nöthig iſt, Wein, Hühner, Chocolade ꝛc. Wenn wichtige Operationen vorkommen, die der ordentliche Chirurgus nicht unternimmt, wird der beſte Wundarzt der Stadt dazu genommen, und bezahlt. Es iſt keine beſondere beſtimmte Apotheke für das Lazareth, ſondern die Recepte, die der Arzt täglich verſchreibt, werden abwechſelnd, bald in dieſer bald in jener Officin verfertigt, und die geſammten Rechnungen werden monatlich bezahlt.

Die Pflege iſt ungemein gut. Die Reconvaleſcirenden ſowohl, als die Kranken, denen es der Arzt erlaubt, bekommen täglich Brühen, Gemüſe, Kalb- und Hühnerfleiſch, Wein, Kaffe, u. ſ. w. Auch in Anſehung der Reinlichkeit hat dieſes Lazareth vor ſehr vielen der gewöhnlichen Krankenhäuſer große Vorzüge.

Gleich bey Errichtung des Judenlazarethes, ſind der nun verſtorbene D. de **Lemos**, und der Stadtchirurgus **Lahrmann**, dabey angeſetzt geweſen. Seit 12 Jahren wird daſſelbe von dem durch verſchiedene nützliche Schriften berühmten kön. preuß. Prof. der Philoſophie, fürſtl. Waldeckiſchen Hofrathe, Hrn. D. **Marcus Herz**, als Arzte, und ſeit einem Jahre von dem Stadtchirurgus **Wache**, als Wundarzte, beſorget.

4. Das Herzogthum Pommern.

1) In Stralſund, der Hauptſtadt des ſchwediſchen Vorpommerns, finden ſich, nach Hrn. D.

D. Haken Bericht (*), ſchon in den Urkunden der älteſten, ſelbſt katholiſchen Zeiten, Spuren von Krankenhäuſern, die indeſſen zu den damaligen Zeiten wohl nur Zuflucht- und Aufenthaltsörter für arme Kranke waren, die von Wohlthaten, welche ihnen in dieſen Häuſern angediehen, lebten, und, wenn ſie von Krankheiten befallen wurden, ſich durch ſo genannte Hausmittel zu helfen ſuchten, und, wenn dieſe nicht helfen wollten, den Tod geruhig erwarteten. Erſt in dieſem Jahrh. nahm man darauf Bedacht, einige nähere Veranſtaltungen zur Cur ſolcher Perſonen, welche ſelbſt ihre Geneſung zu bewirken auſſer Stande waren, zu machen. Die nächſte Veranlaſſung dazu gab wohl das immer mehr zunehmende veneriſche Uibel. Da nun ſolches nicht anders, als vermittelſt der Salivation, gehoben werden konnte, Perſonen von niedrigem Stande und ohne Mittel aber zu dieſer Cur um ſo weniger aus eigenen Kräften gelangen konnten, da ſolche ein eigenes Zimmer, eine, ſo viel möglich, beſtändig gleiche Wärme, und manche andere Umſtände erforderte: ſo blieb in Anſehung derjenigen, die mit dieſem Uibel in einem hohen Grade behaftet waren, wenn man nicht nur ſelbſt ihnen einige Hülfe verſchaffen, ſondern auch noch beſonders der weitern Verbreitung des Uibels durch dieſe Perſonen vorbeugen wollte, nichts anders übrig, als daß ihre Cur an einem abgeſonderten Orte auf öffentliche Koſten veranſtaltet würde. Es wurden daher hiezu einige Krankenſtuben in einem abgelegenen Winkel der Stadt nahe an der Stadtmauer, wo etwa 6 bis 8 Perſonen mit Bequemlichkeit eingebettet werden konnten, eingerichtet. Die Cur derſelben wurde dem Protophyſikus der Stadt unter Aſſiſtenz des Stadtchirurgus aufgetragen.

(*) In Hrn. geh. R. Baldingers neuen Magaz. für Aerzte, 9 B. 1 St. 1787, S. 47, fgg.

gen. Zur Verpflegung der Kranken wurde eine Wärterinn angenommen, und ſowohl die Beköſtigung dieſer Leute, als die Arzeneymittel, und die Belohnung des Stadtchirurgus, der von der Stadt keinen ſtehenden Gehalt hat, für jede von ihm verrichtete Cur, wurden auf die Aſſignation des Gerichtes, welches die Aufſicht über dieſe Krankenſtuben hatte, und die Perſonen, bey welchen die Cur unumgänglich nöthig war, dahin wies, aus der Stadtcaſſe beſtritten.

Da jedoch in der Folge dieſe Krankenzimmer zu niedrig und feucht befunden wurden, auch, weil ſie nur in Fachwerk ſtanden, undicht und wandelbar zu werden anfingen, ſo ergriff der Magiſtrat die Gelegenheit, als die Auffſprengung des Pulverthurmes am Tribſeerthore die zu dem Gaſthauſe gehörige Kirche bis auf die äuſſern Mauern gänzlich ruinirt hatte, dieſes Gebäude zu einem geräumigen Krankenhauſe einzurichten, welches denn auch mit einem Aufwande von 4000 Rthl. bewerkſtelligt wurde. Weil indeſſen auſſer dem Gebäude noch manche andere Einrichtungen zu machen waren, ehe man zu einem gehörig eingerichteten Krankenhauſe gelangen konnte, ſo verzog es ſich von einer Zeit zur andern, bis darüber das alte Krankenhaus ſo ſehr mit Kranken überhäuft wurde, auch daneben von ſo ſchlechter Beſchaffenheit ward, daß der Magiſtrat ſich genöthiget ſahe, mit dem Anfange des J. 1784 den Transport der Kranken nach dem neuen Lazarethgebäude zu veranſtalten, und daſelbſt die zu ihrer gehörigen Pflege erforderlichen Maßregeln zu treffen.

Dieſes Lazareth iſt nur ſolchen Kranken gewiedmet, deren Krankheit Lebensjahre und andere Ausſichten eine wahrſcheinliche Geneſung und Wiederherſtellung verſprechen. Es werden daher keine augenſcheinlich Unheilbare darin aufgenommen, ſondern ſolche Perſonen,

bey welchen die Wiederherſtellung ihrer verlornen Geſundheit zu hoffen iſt, z. B. krätzige, veneriſche, Fieberpatienten ꝛc.; ferner chirurgiſche Kranke, die viel Wartung und Pflege bedürfen. Alte, ſchwache, oder auch an unheilbaren oder eingewurzelten Krankheiten danieder liegende Perſonen kommen nicht in dieſes Lazareth; ſondern man hat für dieſe in zwey ganz beſondern Armenhäuſern, nämlich im St. Johannes- und im heiligen Geiſtkloſter, Verfügungen gemacht; die für dieſe arme Leute recht artig ſind. Es ſind nämlich in jedem dieſer Klöſter, Zimmer zu ihrer Verpflegung eingerichtet. Man hält ihnen einen eigenen Arzt, eine Krankenwärterinn, und giebt ihnen, was ſie an Nahrungs- und Arzeneymitteln zur Erquickung bedürfen, von Stadtwegen unentgeltlich. Es herrſcht in dieſen Krankenzimmern dieſelbe Ordnung und Reinlichkeit, wie im großen Lazareth, welches den Aufſehern derſelben Ehre und Ruhm macht.

Das Lazarethgebäude, wovon hier eigentlich die Rede ſeyn wird, liegt an der Mittagsſeite der Stadt ziemlich frey. Die Fronte des Hauſes ſteht gegen Mitternacht; die Krankenzimmer liegen alle gegen Morgen. Es iſt ganz maſſiv. Die Länge deſſelben beträgt von auſſen 108, von innen 102 F. Die Breite iſt von auſſen 34½, von innen 28 F. Es beſteht aus 2 Stockwerken, hat einen kleinen, zur Aufbewahrung der Garten Früchte im Winter, und zur guten Erhaltung des Bieres und anderer für die Kranken nothwendigen Lebensmittel aber hinreichend großen Keller, und iſt auch mit einem zum Trocknen der Wäſche hinreichend großen und geräumigen Boden, auf welchem noch einige Kammern ſind, deren noch hernach Erwähnung geſchehen wird, mit gehörigem Hofraume, Waſchhauſe und Holzſtällen, verſehen.

Auf der Giebelſpitze ſteht der Gott der Arzeney-Wiſſenſchaft, Aeskulap, und über der Thüre beym Eingange, iſt folgende ſehr artige Inſchrift:

HOSPITALIBVS SACRIS
Dicatam quondam hanc aedem
ſed horrendo
Pulueris tormentarii ictu
miſere deuaſtatam
inſtaurauit
& eam
recipiundis ſanandisque aegris
ſacram eſſe iuſſit
prouida
ampliſſimi Ordinis
pietas.
Ex S. C. G. F. F. aediles,
C. G. de Kanzow. E. J. Schütte. B. C. Sohſt.

Bey dem Eingange in das Lazareth kommt man zuerſt auf eine der Größe des Hauſes angemeſſene, beynahe viereckige Flur, auf welcher die Zeugrolle und ein Leinenſchrank für die Hoſpitaliten, der in 24 Fächer abgetheilt iſt, ſteht. In jedem Fache des Schrankes liegt das zu jedem Bettgeſtelle gehörige Leinenzeug. Feuereimer, zwey Feuerſprützen und eine ſchöne gläſerne Lampe zieren die Wände der Hausflur.

Durch einen langen und durch Fenſter hinlänglich erleuchteten Gang, kommt man in

No. 1. des Krankenaufſehers oder Speiſemei=ſterszimmer. In dieſem Zimmer halten auch die Oberaufſeher des Lazarethes (einige Glieder des Rathes und der Bürgerſchaft) ihre Zuſammenkünfte; auch führen der Arzt, Wundarzt und expedirende Die=

Diener des Hauſes in demſelben ihre Tagebücher. Neben dieſem Zimmer iſt

No. 2, die Küche, die geräumig, groß und hell iſt.

No. 3, das Bade- oder Duſchzimmer für die Kranken, worin die Badewanne und die Duſchmaſchine befindlich iſt.

No. 4, das Zimmer für fünf hitzige oder erträglich langwierige Kranke.

No. 5, ein Zimmer für vier Veneriſche. Dieſe beyde Zimmer, No. 4 und 5, ſind ſehr geräumig, groß und hell; erſteres völlig viereckig, lezteres etwas ſchräge.

Am Ende den Hauſes führt eine Thür zu einem kleinen Hofe, der im Sommer zum Waſchen des Lazarethszeuges gebraucht wird. In der Mitte des Ganges, der zu den Zimmern No. 1 bis 5 führt, hängt zur Winterszeit die Glaslampe, die den Gang vorn und hinten ſehr gut erleuchtet.

Zum zweyten Stockwerke geht eine von der Hausflur in der Höhe ſteigende große, bequeme und helle Treppe. Unter derſelben iſt ein kleiner Sandkeller angebracht. In dieſem Stockwerke iſt vorn nach der Straße zu,

No. 6, die Vorrathskammer der Speiſemeiſterin.

No. 7, ein Zimmer zu anatomiſchen Zergliederungen, wohin auch die Leichen bis zur Beerdigung geleget werden können.

No. 8, ein kleines, nur für zwey Perſonen eingerichtetes Krankenzimmer, für diejenigen, die durch die üble Beſchaffenheit ihrer Krankheit, durch Wut ꝛc. andern Kranken läſtig und ſchädlich werden können.

No. 9, ein Vorrathszimmer zu Betten, Bettgeſtellen, und andern Hausgeräthe. Im Nothfall kann dieſes Zimmer auch zu einer Krankenſtube für vier Perſonen gebraucht werden.

No. 10, ein Zimmer für zwey Krankenwärterinnen. Ueber der Thüre dieſes Zimmers iſt die gemeinſchaftliche Glocke des Hauſes, zu welcher, aus allen Krankenzimmern ein gemeinſchaftlicher Draht geht, und wodurch die Wärterinnen bey Tag und Nacht von den Hülfe Bedürftigen abgeklingelt werden können. Da jedes Zimmer im Hauſe ſeine beſondere Nummer hat, ſo klingelt man auch aus dem Zimmer, wohin die Wärterinn begehrt wird, ſo vielmal, als die Nummer des Zimmers iſt, damit die Wärterinnen gleich wiſſe, wohin ſie zu gehen hat.

No. 11, ein auf fünf Betten eingerichtetes Zimmer. Es iſt ſo groß, wie das No. 4, und für chroniſche Kranke beſtimmt. Zuletzt iſt noch

No. 12, ein Zimmer, welches dem No. 5 völlig ähnlich iſt. Hier ſtehen vier Betten für Krätzige.

Es herrſcht in allen Zimmern die größte Reinlichkeit. Die Wände werden jährlich einmal geweißet. Alle Fußböden ſind mit Brettern belegt, und werden jährlich 2 und mehrmal geſcheuert, täglich einigemal, wenigſtens des Morgens und gleich nach dem Eſſen ausgefeget, und wöchentlich 2mal, Sonntags und Mittwochs, mit weißem Sande beſtreuet. Die Oefen in den Krankenzimmern ſind von Kacheln aufgeführt, hoch, und werden, wenn man gleich hier zu Lande die Windöfen, die von innen geheizt werden, für geſunder hält, hier, der Vorſichtigkeit wegen, von auſſen, und zwar insgeſammt mit Holze, geheizt. Nach den Gängen zu ſind Kamine, die, um eine beſtändig gemäßigte Zugluft im Hauſe zu unterhalten, ſtets offen ſind, daher man auch ſo wenig in den Krankenzimmern, als in den Gängen des Hauſes, unangenehme Ausdunſtungen verſpüret.

Die Zimmer ſind faſt alle gleich breit, nämlich 19 Fuß. Die Länge iſt bey allen 28 F. Die untern Zimmer ſind 11, die obern nur 10 F. hoch. Sie haben

ben insgeſammt (bis auf eins, No. 8), 2 Fenſterluchten, jede von 4 Fenſtern, die große und ſchöne Scheiben haben, und welche die Zimmer hinreichend erleuchten. Auch iſt in jedem Zimmer ein Ventilator angebracht.

Alle Zimmer (wenn wir das, aber noch nie dazu gebrauchte, Vorrathszimmer No. 9 mitrechnen,) könnten mit größter Bequemlichkeit 24 Kranke aufnehmen. Es ſollen indeſſen nie mehr, als 20, darin aufgenommen werden.

Alle Meubeln im Hauſe ſind neu, und mit dem Stadtwappen gezeichnet. Jeder Kranke hat ſein eigenes Bett, ſeinen Tiſch, Stuhl und Kommode, ſeinen Eß= und Medicinlöffel, ſein Meſſer, welche letztere an ſeinem Tiſche in beſondern dazu gemachten Scheiden ſtecken. Unter dem Tiſchplatte iſt eine Schublade zu einigen Kleinigkeiten, die er darein legen kann, und einige Fächer zum Nachtgeſchirr ꝛc. Auf ſeinem Tiſche ſteht ein Pottglas, welches mit einem Deckel verſehen iſt; und zu ſeiner Erbauung liegt ein Geſangbuch auf dieſem Tiſche. Jedes ſeiner Meubeln iſt, wie alle ſeine Kleidungen, Betten ꝛc. numerirt, und zugleich auch mit der Nummer des Zimmers, worin er ſich aufhält, bezeichnet.

Das Bettgeſtell iſt ein, auf eine Perſon eingerichtetes, ordentliches Ruhebett; der Boden deſſelben iſt mit Leinwand ausgeſchlagen. Die Betten, die aus einem feſt geſtopften Unterbette, einem Pfühle, einem Kopfküſſen, und einem leichten Oberbette beſtehen, ſind bis jetzt noch mit Federn geſtopft, theils, weil bey der erſten Einrichtung nicht ſo viele Pferdehaare zu Matratzen zu haben, und ſehr koſtbar waren, theils ſind ſie deshalb beybehalten, weil die Einwohner von Jugend auf gewohnt ſind, auf Federbetten zu ſchlafen. Jedes Bettgeſtell hat ſeine beſondere Nummer. Alle dazu gehörige Betten und Bettzeug,

als: 3 paar hedene Bettlaken, 3 Küſſenbezüge, 2 Krankenkleidungen, die eine für Manns, die andere für Frauensperſonen, ſind mit der Nummer des Bettgeſtelles bezeichnet. Die Kleidungen der Männer ſind aus grauem Tuche verfertigt, und beſtehen aus einer Art von Schlafrock, einem Wammſe, und ein paar Beinkleidern. Im Sommer tragen ſie ein Kamiſol und Beinkleider von Leinwand. Die Frauensperſonen tragen einen blauen frieſenen Rock und Futterhemd. Auſſerdem befinden ſich noch bey jeder Kleidung der Männer 3 graue Schlafmützen, 3 kattune Halstücher, 2 Hemden, 3 paar weiße wollene Strümpfe, und ein paar Söcklinge. Bey jeder Kleidung der Frauensperſonen ſind ebenfalls 3 Hemden, 3 kattune Mützen und weiße Hauben, 3 Halstücher, 3 paar weiße wollene Strümpfe, und ein paar Söcklinge. Ferner ſind zu jedem Bette 3 Handtücher, wovon ſtets eines an der Wand bey dem Bette des Kranken hängt. Alle dieſe Kleidungsſtücke ſind mit der Nummer des Bettgeſtelles bezeichnet. Ueber dem Bette hängt eine Tafel; welche die Nummer des Bettgeſtelles, den Namen des Kranken, ſeine Krankheit, Arzeney, und die Zeit, wenn er in das Krankenhaus aufgenommen worden iſt, anzeigt

Jeder Kranke bekommt am Sonntage ein reines Hemd, Schlafmütze, Halstuch und Handtuch; alle Monate aber reine Laken. Doch leidet beydes Ausnahmen, nachdem der Kranke ſich übler befindet, und der Arzt es für nöthig erachtet. Des Montags wird die am vorigen Tage ausgezogene Wäſche insgeſammt gewaſchen, und in der Woche wieder in Ordnung gebracht.

Wenn einer in das Lazareth aufgenommen wird, ſo wird ihm ſeine eigene Kleidung ausgezogen. Er wird, wenn ſeine Krankheit es irgend erlaubt, von Kopf bis zu den Füßen gewaſchen, gereinigt, und dann wird

wird ihm die Hoſpitalitenkleidung angelegt. Seine alte Kleidung aber wird ſogleich ausgeklopft, gewaſchen, und gereinigt zuſammen gebunden, mit ſeinem Namen und der Nummer des Bettgeſtelles, worin er zu liegen gekommen iſt, gezeichnet, und in der dazu beſtimmten Kammer, die ſich im Giebel des Hauſes befindet, aufbewahrt, und ihm, wenn er geſund geworden iſt und das Lazareth verläßt, zurückgegeben, oder, wenn er darin ſtirbt, an ſeine Verwandte zurück geſchickt. Eben ſo werden die Lazarethkleidungen, die er bey dem Ausgange aus dem Lazarethe zurück giebt, gereinigt, und in ihr Fach auf einer dazu beſtimmten Kammer gebracht. Dieſe Kammer iſt in 24 Fächer abgetheilt, und in jedem hängt nach der Nummer die Kleidung.

Jeder Kranke genießt nun in dieſem Hauſe, die freye inn- und äuſſerliche Cur; freye Arzeneyen, freye Wartung und Pflege, frey Eſſen und Trinken, freye Wohnung, und die Kleidungsſtücke unentgeltlich. Wollte indeſſen jemand, der Vermögen hat, einen Kranken auf ſeine Koſten in das Lazareth bringen und curiren laſſen, ſo muß der eingebrachte eine bürgerliche Perſon ſeyn und er muß dann für die Speiſung und Medicin, für Bett und Kleidungsſtücke, ein Geringes bezahlen; das übrige aber hat er insgeſammt frey.

Die innerliche Curart beſorgt der Phyſikus der Stadt, und zwar unentgeltlich, weil er als erſter Phyſikus einen guten Gehalt von der Stadt hat. Er verſchreibt die Arzeneyen von der Rathsapotheke, und giebt dem Speiſemeiſter die Vorſchrift, was die Kranken eſſen ſollen. Er beſucht die Kranken, nach dem es nöthig iſt, täglich ein oder zweymal. Ihm iſt der älteſte Stadtchirurgus untergeordnet, welcher unter der Aufſicht des Arztes die äuſſerlichen Krankheiten beſorgt. Der Chirurgus beſucht das Lazareth

früh am Tage, um dem Arzte von demjenigen, was vorgefallen iſt, Nachricht zu geben. Wenn es nöthig iſt, beſucht er die Kranken öfter am Tage. Da er als Stadtchirurgus ſonſt keinen Gehalt hat, ſo bekommt er für dieſe Mühe im Lazareth, und dafür, daß er auch andern Kranken, die arm ſind, unentgeltlich ſeine Hülfe nicht verſage, ein jährliches Standgeld von 80 Rthlr. Beyde, der Arzt ſowohl als Wundarzt, führen ein Journal von ihren Kranken. Jeder hat in jeder Krankenſtube auch ſein beſonderes Schränkchen, worin Papier, Tinte und Feder, und andre ihnen nöthige Dinge, als: Charpie, Salben ꝛc. aufbewahret werden, und jeder hat zu ſeinem Schranke ſeinen Schlüſſel.

Der Krankenwärter, oder vielmehr Aufſeher des Hauſes, hält die Kranken in Ordnung; ſorgt dafür, daß die Kranken gehörig verpfleget und zu rechter Zeit mit gutem Eſſen verſehen werden. Auch muß er darauf Acht haben, daß die Kranken die ihnen vom Arzte verordneten Arzeneyen zu rechter Zeit nehmen, und ſobald er merkt, daß in Abweſenheit des Arztes und Wundarztes eine Veränderung mit dem Kranken vorgeht, ſolche ſogleich dem Arzte anzeigen. Wenn ein Kranker aufgenommen wird, muß er es ſogleich auf einem Rapportzettel der Armenpflege und dem Arzte anzeigen, und hienächſt ſowohl die Aufnahme als den Ausgang der Kranken in einem dazu eingerichteten Regiſter verzeichnen. Einen Tag um den andern muß er den zur Armenpflege Verordneten Bericht abſtatten, wie es im Lazareth ſtehe, die etwa vorgefallenen Veränderungen und ſeine Bedürfniſſe angeben. Alle Montage muß er ein Verzeichniß von der im Lazareth befindlichen Anzahl Kranken übergeben, und den neu aufgenommenen Kranken in das Zimmer, welches der Arzt ihm angewieſen hat, legen laſſen.

Die Frau des Aufſehers iſt zugleich Speiſemeiſterinn. Sie ſorgt für gutes Eſſen und Getränk der Kranken, und hat die Aufſicht über die Krankenwärterinnen, in ſo fern ſie in der Küche Geſchäfte haben oder das Zeug der Hoſpitaliten waſchen und in Ordnung halten müſſen. Der Speiſemeiſter und ſeine Frau, haben einen ſtehenden Gehalt von 25 Rthlr., freye Wohnung, freyes Holz, er iſt von allen bürgerlichen Laſten frey, und kann, ſo viel ſein Krankenaufſeheramt ihm erlaubt, ſeine Profeſſion mit Geſell und Burſchen fortſetzen, wozu ihm die Armenpflege auch ein Zimmer im Lazareth frey gegeben hat. Er ſpeiſet die Kranken unter folgenden Bedingungen. So lange der Scheffel Rocken 32 ß. gilt, bekommt er für jedes Kranken Koſt den Tag über 4 ß. Wird der Scheffel Rocken unter 32 ß verkauft, ſo bekommt er nur $3\frac{1}{2}$; koſtet er mehr, ſo bekommt er eine Vergütung. Weil die Kranken ſich beſchwert hatten, man gebe ihnen zu wenig Brod, ſo wird jetzt jedem alle Mittag und Abend in einer im Krankenzimmer hängenden Wageſchale ſein Theil zugewogen, und zwar jedesmal 12 Loth. Daß ihre Beſchwerden indeſſen ungegründet geweſen ſeyn, bewies neulich das hinter den Oefen und Bettgeſtellen beym Ausweißen der Zimmer gefundene alte Brod, für welchen Muthwillen auch einige Wiederhergeſtellte die gehörige Beſtrafung erhielten.

Ferner hat das Lazareth einen expedirenden Diener, der auch bey der Armenpflege denſelben Poſten vertritt, und von dieſer bezahlt wird. Dieſer muß das Lazareth oft am Tage beſuchen, um zu ſehen, ob auch alles befolget werde.

Zur Wartung des Kranken ſind zwey Wärterinnen beſtellt, die für einen jährlichen Lohn und freye Beköſtigung, die Zimmer rein halten, den Kranken die Betten bereiten, oder ſie darin zurecht legen, ihnen die

Speiſen bringen, die Arzeneyen aus der Apotheke holen, dieſe ihnen reichen, und andre hülfliche Handreichungen thun, auch das Leinenzeug der Kranken waſchen und ausbeſſern, die Zimmer heizen, und die übrigen nöthigen Geſchäfte im Hauſe verrichten; auch, wenn es nöthig iſt, bey den Kranken wachen müſſen.

Einem Prediger iſt aufgetragen, die Kranken, die ſeinen Zuſpruch begehren, zu beſuchen, und ihnen auf Verlangen das Nachtmahl zu reichen. Das Krankenhaus hat dazu ihre eigene, aus engliſchem Zinn ſehr artig verfertigte, Gefäße. Auſſerdem wird aber auch auf den Gottesdienſt unter ihnen gehalten. Jeder Kranke hat ſein vom Lazareth ihm geliefertes Geſangbuch, und auf einem größern, zwiſchen den Pfeilern der Fenſter in der Mitte des Zimmers ſtehenden Tiſche ſind auch Gebet- Predigt- und Erbauungsbücher befindlich, aus welchen nicht nur im Winter des Morgens um 8, und im Sommer um 7 Uhr, von einem der Kranken in jedem Zimmer ein Morgengebet verrichtet, von allen aber ein Morgenlied geſungen wird, ſondern es wird auch des Mittags, wenn alle ihr Eſſen haben, ein Tiſch- und nach dem Eſſen ein Danklied geſungen. Eben dies geſchieht auch des Abends; und eine Stunde nach dem Abendeſſen, wenn die Kranken ſich zu Ruhe legen, wird ein Abendlied geſungen. An Sonn- und Feſttagen muß auch einer der Kranken aus einer Sammlung erbaulicher Predigten den andern eine Predigt vorleſen, und mit ihnen ſingen.

Zu Verhütung der Feuersgefahr, geht man mit dem Holze, der Aſche und dem Einheizen, vorſichtig um. Es werden im Hauſe 12 Feuereimer, 2 Handſprützen, eine große Waſſerkufe, und neben dem Hauſe eine ſchöne Waſſerpumpe, gehalten. Das Waſſer zum Trinken und Kochen muß indeſſen von einer etwas entlegenen Pumpe, vom neuen Markte, ge-

geholt werden, als welche ſehr gutes, reines und klares Waſſer hat.

Man brennt im Hauſe und in den Krankenzimmern ſchwediſchen Thran, welcher keinen übeln Geruch nachläßt. Für jede Stube rechnet man wöchentlich ½ Pott, und für die auf den Gängen hängenden Laternen eben ſo viel. Der Pott Thran koſtet 6 ß. Zu Licht werden monatlich 8 ß. zugeſtanden.

Das Lazareth hält 2 Leute, die wöchentlich 2mal die Unreinigkeiten wegtragen. Jeder Kranke hat, wie bereits erwähnt iſt, ſeine eigene Kommode. Dieſe ſtehen in den Krankenzimmern insgeſammt hinter einem Schirme; dieſe tragen aber die Wärterinnen ſogleich zum Gemeinplatz; und um dieſen zu ſäubern, ſind eben die erwähnten zwey Leute angenommen.

Bey allen guten Vorzügen, die dieſes Lazareth hat, fehlt es ihm noch an zwey nothwendigen Dingen. 1. An einem Garten und geräumigen Hofe für die Wiederhergeſtellten. Der dabey befindliche Hof an der Nordſeite des Hauſes müßte zum Holzſchauer und Waſchhauſe gebraucht werden. 2. An einem Abfluſſe der Unreinigkeiten, die alle weggetragen werden müſſen. Doch iſt dieſes ſo gut eingerichtet, daß das Haus dadurch im geringſten nicht leidet. Es iſt nämlich durch die nach Norden zuſtehende Mauer in beyden Stockwerken eine Thür durchgebrochen, die durch Gänge, die aber hinreichend mit dichten Thüren verſehen ſind, zu dem Gemeinplatze führen: dies iſt ein von Fachwerk dazu aufgeführtes Nebengebäude, und es gehen aus beyden Stockwerken Röhren zu den darunter ſtehenden eichenen Eimern, worin die Unreinigkeiten bis zum Wegtragen aufbewahrt bleiben. Vor dieſen Eimern ſind unten auf dem Hofe Schieber, die dann nur in die Höhe gezogen werden, wenn die Eimer weggetragen werden ſollen. Die Eimer ſtehen auf Rollen, wodurch ſie bequem heraus gezogen werden

hen können; und damit ſie auch leicht weggetragen werden können, ſind ſie mit eiſernen Haken verſehen, worein Bäume geſteckt werden, und können dann durch ein paar Leute, die monatlich dafür 20 ß. bekommen, ſehr bequem weggebracht werden. Dieſes Wegtragen verurſacht dem Hauſe gar keine Unbequemlichkeit, weil ſie durch eine beſondere Thür auſſerhalb dem Hauſe vom Hofe zu, nach der Straße, und von dort zu einem nicht weit entlegenen Gemeinplatze, der faſt täglich auſſer den Thoren hinabgefahren wird, gebracht werden. Auch verſpürt man, da ſie ſo oft abgeführt werden, ſelbſt auf dem Hofe, wo das Gebäude ſteht, keinen übeln Geruch.

In jeder Krankenſtube iſt eine gedruckte Verordnung angeſchlagen, woraus die Kranken erſehen können, wie ſie ſich zu verhalten haben, und was ſie dagegen von dem Speiſemeiſter und von den Wärterinnen zu verlangen berechtigt ſind.

Auszug

aus eines hochedl. Raths zu Stralſund Verordnung wie es mit der Curirung und Verpflegung der Kranken im Hoſpital zu halten ſey.

Vom 19ten September. 1785.

1. Das hieſige bürgerliche Hoſpital (denn es iſt hier auch ein Hoſpital für die Garniſon angelegt, iſt 1771 vom Rath geſtiftet, und nunmehr mit Betten, leinen Zeugen, Krankenkleidern und Geräthen verſehen; Das Collegium der Armeninſpection beſtimmt die aufzunehmenden Kranken, deren Zahl, Nothfälle ausgenommen, und ohne Einwilligung des Rathes, nicht über 20 ſich belaufen darf.
2. Der beeidigte Krankendiener der Krankeninſpection muß zuvörderſt von den Vermögensumſtänden der Aufzunehmenden Erkundigung ein-

einziehen, ob ſie von Verwandten unterſtützet werden können ꝛc. Da das Hoſpital eigentlich für Perſonen, die gar keine Unterſtützung auſſer dem finden können, und mit anſteckenden oder eckelhaften, beſonders veneriſchen krebsartigen Krankheiten behaftet, aus der Mitte der Geſunden geriſſen werden müſſen, und bey niemanden gegen Bezahlung unterzubringen ſind; im gegenſeitigen Fall, wenn ſie mit keinen bedenklichen Krankheiten behaftet, und ganz verlaſſen ſind, erhalten ſie, nach Umſtänden, Unterſtützung aus der Armencaſſe, oder das Gericht (welches aus zwey Deputirten von den Mitgliedern des Rathes und einem Secretär beſteht,) ſorgt für die unentgeltliche Cur.

3. Perſonen, die nicht unter ſtädtiſcher Gerichtbarkeit ſtehen, werden regelmäßig vom Hoſpital ausgeſchloſſen, und auch ganz uncurable, ganz kraftloſe alte, und die im Hoſpital für unheilbar erklärt werden, worüber der Hoſpitalarzt der jedesmalige Protophyſikus der Stadt) wenigſtens alle halbe Jahre Bericht abſtattet; ſind ſolche höchſt bedürftig, ſo ſoll die Armencaſſe für ſie ſorgen.

4. Der Hoſpitalarzt unterſucht zuvor die aufzunehmenden Kranken, damit keiner vergebliche Koſten verwende, oder auch der Verpflegung wegen ſich für Kranke ausgebende Perſonen ſich nicht in das Krankenhaus ſchleichen, und ſtattet Bericht an die Inſpection ab, welche, dem zu Folge, ſie ausſchließen oder annehmen, und mit Unheilbaren, wie oben erwähnt iſt verfahren.

5. Die Inſpectoren ſowohl, als die Adminiſtratoren, ſollen oft das Krankenhaus viſitiren, und dahin ſehen, daß die Genſenen nicht gefüttert werden, und das Krankenhaus nicht zum Verpflegungshauſe für geſunde Müßiggänger werde. Aus Furcht vor Rückfällen in die Krankheit, müſſen keine Genſene daher zurück behalten werden, die in dieſem Falle aufs neue aufgenommen werden können. Das Collegium der

Armen-

Armenpflege hat auch dafür zu ſorgen, daß die Geneſenden, nach dem jedesmaligen Rathe des Arztes, aus den Krankenzimmern in andere Zimmer, wo ſie vor Anſteckung geſichert ſind, verleget werden.

6. Zänkiſche, Widerſpenſtige, Muthwillige, die Geſchirr- Kleidung und Betten vorſetzlich verderben, oder auf ihre Entlaſſung trotzig beſtehen, ſind nach vergeblichen und bedrohlichen Vorſtellungen zu verſtoßen und möglichen Falls ſogleich zu beſtrafen, oder die Strafe iſt ihnen nach erfolgter Geneſung anzukündigen.

7. Zwanzig Betten finden ſich im Hoſpital, in vier geräumigen Zimmern. Der Arzt beſtimmt dabey, welche Patienten ohne Nachtheil in einem Zimmer beyſammen ſchlafen können; oder wenn einzelne eines eigenen Zimmers bedürfen, ſo zeigt er es den Inſpectoren an.

8. Der Arzt beſieht das Hoſpital täglich, und muß ohne Noth keine koſtbare Arzeneyen verordnen, und die Geneſenden den Inſpectoren anzeigen, damit unnöthige Verpflegungskoſten erſparet werden.

9. Die Oekonomie, die Beköſtigung hängt allein von den Inſpectoren und Adminiſtratoren ab. Darf der Kranke die gewöhnliche Koſt nicht genießen, oder muß eine Zeit lang mit etwas beſſerer gelabet werden, ſo zeigt es der Arzt an, ſo wie derſelbe ſein Gutachten über Verbeſſerungen den Inſpectoren und Adminiſtratoren giebt, auf welches dieſe, ſo viel thunlich und nöthig iſt, Bedacht zu nehmen haben.

10. Der Hoſpitalarzt hat ſich, wenn er in die Conferenz der Armeninſpection gefordert wird, zur Rückſprache, daſelbſt einzufinden ſich zu beſprechen, aber ſich nicht einſeitig dem Beſchluſſe des Collegiums entgegen zu ſetzen.

11. Secirt wird mit Bewilligung der Inſpectoren, in ſo weit es zur Erforſchung der eigentlichen Krankheit nöthig iſt, in einem ledigen Zimmer im Hoſpital vom Hoſpitalarzt; doch wird den übrigen Aerzten und Wundärzten nebſt ihren Ge-

Geſellen und Lehrlingen der Zutritt erlaubt. Ohne Urſache darf die Section nicht verſaget werden, ſie muß aber, aus guten Gründen abgeſchlagen, ohne Widerrede unterbleiben. Ohne ſpecielle ausdrückliche Erlaubniß des Rathes darf aber der Leichnam nie gänzlich zerleget, oder gar ſkeletirt werden.

12. Zur Erleichterung des Arztes iſt demſelben ein Wundarzt beygeſellt, der im täglich von den Kranken Nachricht gibt, der auch auf Befolgung der Diät und des Gebrauches der Arzeneyen, auf das Lüften, die Reinlichkeit, und den Kranken angemeſſene Heizung der Zimmer zu ſehen, und Vernachläſſigungen den Inſpectoren anzuzeigen hat. Chirurgiſche Operationen nimmt derſelbe unter Aufſicht des Arztes vor, deſſen Vorſchriften er genau befolgen muß.

13. Der Rechnung führende Adminiſtrator zeigt ſeine abgeſchloſſene Rechnungen vierteljährig den Inſpectoren, ſieht auch von Zeit zu Zeit die im Inventarium benannten Stücke nach, und bemerkt in demſelben ihren Abgang und Erſatz.

14. Eben derſelbe ſoll noch vorzüglich, auſſer den übrigen Adminiſtratoren, das Hoſpital fleißig beſuchen, und nachſehen, ob der Speiſemeiſter ſeine Pflicht thut; ob die Kranken das Anvertrauete gehörig in Acht nehmen; ob die Wärterinnen die Zimmer rein halten, und das Leinenzeug fleißig waſchen und beſſern ꝛc.

15. Eben derſelbe führt auch das beſondere Protokoll beym Hoſpital; im Allgemeinen iſt vom Rath ein Protokolliſt bey der Armenanſtalt überhaupt angeſetzt.

16. Der Armendiener muß auch einigemal in der Woche das Hoſpital beſuchen, die Anordnungen den Inſpectoren anzeigen, und dahin ſehen, daß vom Speiſemeiſter der Name, die Krankheit, und die Zeit der Aufnahme jedes Kranken auf der über dem Bette jedes Kranken hängenden Tafel gezeichnet werde.

17. Der Speiſemeiſter genießt freye Wohnung und 25 Rthlr. jährliche Beſoldung, die von der

Admi=

Adminiſtration mit Genehmigung des Rathes erhöhet und vermindert werden kann. Er reicht den Kranken ein Frühſtück, Mittags ein gutes Gericht nebſt hinreichenden Brod und Abends etwa eine Suppe und ein Stück Brod, wofür ihm täglich auf die Perſon 2 Gr. beſtanden werden, wenn der Scheffel Rocken 16 Gr. und darüber gilt, bey geringern Kornpreiſen aber 2½ Gr. Die Speiſen müſſen gar und ſchmackhaft gekocht ſeyn, und dem Kranken zu ſeiner gehörigen Sättigung gereicht werden; geſchieht dieſes nicht, ſo wird der Speiſemeiſter nach Gutbefinden gebührend beſtraft und bey fernern Unterſchleifen abgeſetzt.

18. Der Speiſemeiſter hat jedem der Inſpectoren, dem Rechnung führenden Adminiſtrator und dem Arzte ein wöchentliches Verzeichniß der Kranken, mit der Anzeige des Tages ihrer Aufnahme und Entlaſſung, zu übergeben, alle Veränderungen im Hoſpital mündlich anzuzeigen, die ſich in der Zwiſchenzeit ereignen, und ſich Verhaltungsbefehl zu erbitten: imgleichen dem Arzte die Ankunft eines Kranken ſogleich ſchriftlich zu berichten, mit der Anzeige des Vor- und Zunamens, Alters, Geburtsortes, Handwerkes oder Gewerbes, oder doch allemal den Aufſatz eigenhändig zu unterſchreiben, auch das Abſterben eines Kranken ſogleich anzuzeigen.

19. Eben demſelben wird das Inventarium überliefert; daher muß er täglich die Kranken beſuchen, und nachſehen, ob alles noch vorhanden iſt, und wie ſie damit umgehen, auch ob ſie die Arzeneyen ordentlich gebrauchen.

20. Nicht jeden, wohl aber Freunde und Anverwandte der Kranken, darf der Speiſemeiſter in die Krankenzimmer laſſen; wobey er, oder ſeine Frau, aber allemal zugegen ſeyn muß, damit dem Kranken kein Branntwein, oder anderes ſchädliches Getränk und Speiſe, zugeſteckt werde, oder der Kranke, was er nicht verzehrt hat, Freunden zuſtecke. Eben derſelbe beobachtet auch den Geneſenden, daß er, ohne jedes- mali-

malige beſondere Erlaubniß der Inſpectoren, vor ſeiner völligen Entlaſſung nicht aus dem Hoſpitale gehe; welches ungebührlichen Auslaufens wegen der Kranke keine als Lazareth-kleidung tragen darf, und der Speiſemeiſter die vorige Kleidung deſſelben bis zu ſeiner völligen Entlaſſung ſorgfältig verſchloſſen halten muß.

21. Die Krankenwärterinnen erhalten jährlich, auſſer freyer Koſt und Wohnung, 10 Rthlr. Lohn, welches die Inſpectoren vermehren oder vermindern können, wofür ſie dem Kranken Handreichung thun, die Medicin holen, dieſelbe und das Eſſen ihm reichen, die Speiſegefäße wegtragen und reinigen, die Zimmer reinigen und heitzen, die Wäſche des Kranken waſchen, rollen, die Kleidung ausbeſſern, und auch ſonſt in der Wirthſchaft und Küche dem Speiſemeiſter zur Hand gehen müſſen.

22. Die Wärterinnen führen auch die Aufſicht über das Betragen des Kranken, und zeigen den muthwilligen Verderb deſſelben an Leinen, Betten, Speiſen, Arzeney, ſein Auslaufen, dem Speiſemeiſter an, welcher es unverzüglich den Inſpectoren berichtet, welche dieſes ernſtlich zu verhüten ſuchen müſſen.

23. Auch die Widerſetzlichkeit und Zankſucht der Kranken zeigen ſie an, müſſen aber mit Güte und nie mit Schimpfworten ihnen begegnen.

24. Alles ihnen anvertrauete müſſen ſie wieder liefern, und von den Speiſen, die ſie den Kranken bringen, nichts abkürzen, ſonſt werden ſie nicht nur abgeſchafft, ſondern auch vom Gericht, nach Befinden, mit Geld- oder Zuchthausſtrafe belegt.

25. Sie ſollen auch dem Kranken in der Nacht unverdroſſen Handreichung thun, wenn er klingelt, bey Strafe der Abſchaffung; wozu ſie auch der Speiſemeiſter anhalten ſoll, und, wenn er bemerkt, daß ſie beym Anziehen der Glocke vom Kranken nicht aufſtehen, ſie wecken, und das Nöthige beſorgen.

26. Der Rath behält es ſich vor, nach Zeit und Umſtänden dieſe Ordnung verfaſſungsmäßig abzuändern.

Vorſchrift

des Verhaltens der Kranken im Lazareth, ein Auszug von den Verordneten zur Armenpflege und dem Lazareth.

1. Jeder Kranke bedient ſich ſogleich bey ſeiner Ankunft des ihm vom Speiſemeiſter angewieſenen Bettes, Tiſches, Stuhles u. der Lazarethkleidung.
2. Die Kranken ſollen ſittſam ſeyn, nicht fluchen, und ſich nicht durch zugeſteckte ſtarke Getränke berauſchen, ſchlagen oder ſchelten, widrigenfalls mit willkührlicher Leibesſtrafe belegt, oder auch verſtoßen werden.
3. Kleidung und Betten in Acht nehmen, das Schadhafte an denſelben ſogleich dem Speiſemeiſter, oder der Wärterinn anzeigen, und auſſer dem Bette nicht auf dem Bette, ſondern dem zu jedem Bette gehörigen Stuhle, ſitzen.
4. Der ſchon geneſende Kranke, oder der ohne eigenen Nachtheil zur Ausbeſſerung des Schadhaften an Betten, Strümpfen ꝛc. aufgefordert wird, ſoll nicht murren.
5. Jeder ſoll Töpfe und Arzeney in den unter dem Tiſche, der vor jedem Bette ſteht, angebrachten Kaſten ſetzen, und an die Seite ſeinen Löffel zur Medizin und zum Eſſen, und ſein Meſſer ſogleich nach dem Eſſen gereinigt auf die angewieſene Stelle ſtecken, damit ſchlechterdings nichts als das Trinkglas auf dem Tiſche ſtehe.
6. Die Medizin muß, bey Beahndung, regelmäßig gebraucht, und die Lebensordnung genau beobachtet werden.
7. Alle Veränderungen müſſen dem Aufſeher zeitig angezeiget werden.

8. Ver-

8. Vernachläſſigung oder Abkürzung der Speiſen muß den Inſpektoren mit Beſcheidenheit gemeldet werden.
9. Der Urheber von ungegründeten, zwiſchen mehrern angeſponnenen Klagen ſoll verſtoßen, und die Theilnehmer nach Befinden beſtrafet werden.
10. Das Gebet wird jedem Kranken empfohlen.
11. Zu dem Ende ſoll im Winter des Morgens um 8, im Sommer um 7 Uhr, von einem vom Speiſemeiſter ernannten der Morgenſegen gebetet, und nachher ein Morgenlied geſungen werden; bey Tiſche ſoll einer vor und nach Tiſche vorbeten; imgleichen der Abendſegen vorgebetet und darauf ein Abendlied geſungen werden, woran alle, die dazu vermögend ſind Theil nehmen müſſen.
12. Sonntags wird aus den dazu angeſchaffren Büchern, Vormittags die Erklärung des Evangeliums, und Nachmittags der Epiſtel, geleſen, und ein oder zwey Lieder geſungen; aber auch auſſerdem wird Jedem anempfohlen, fleißig, und mit Ernſt an Gott zu denken.
13. Wer communiciren will, muß es dem Speiſemeiſter, und dieſer den Inſpektoren anzeigen.
14. Dem Aufſeher iſt der Kranke Gehorſam in allem, woran ihn die Krankheit nicht hindert, ſchuldig.
15. Bey neuen Zufällen zieht der Kranke zu jeder Tageszeit an der auf dem Unterboden angebrachten Glocke ſo viel Mal, als ſeine Stubennummer bezeichnet, damit die Wärterinn das Zimmer nicht verwechſele.
16. Erlaubt der Arzt einem Kranken, zur Erquikkung aus dem Zimmer zu gehen, ſo darf derſelbe nicht weiter im Hauſe umher gehen, als der Krankenwärter es erlaubt, auch nicht bey den übrigen Kranken ſich aufhalten.
17. Die Geneſenen ſollen nicht mehr im Hoſpital geduldet werden, und, wenn ſie ſich nicht gutwillig weg begeben, dazu angehalten, und, nach Umſtänden, in das hieſige Werk- und Zuchthaus gebracht werden.

18. Reſpect gegen die Vorſteher und den Arzt, und Gehorſam gegen den Krankenaufſeher, der die Befehle der Obern ihnen bekannt zu machen hat, wird dem Kranken ernſtlich anempfohlen.

Journal von und für Deutſchland, 1786, 3 St. S. 256, fgg. Pyl neues Magaz. für die gerichtliche Arzneikunde ꝛc. 2 B. 2 St. (Stendal, 1787, 8.) S. 113, fgg.

Zur Unterhaltung des Krankenhauſes ſind jährlich 1500 Rthlr. ausgeſetzt, wozu 800 Rthlr. aus der Caſſe, die aus den Beyträgen der bemittelten Klöſter entſteht, hergegeben werden, das übrige aber aus der Stadtcaſſe zugeſchoſſen werden muß. Die Adminiſtration dieſer Gelder führt einer von den vier bey der Armenpflege angeſtellten Bürgern.

2) In Stettin, der Hauptſtadt des preußiſchen Vorpommerns, werden in das auf der Laſtadie an der Pladdrine neu erbaute große Stadtlazareth, Kranke, die zur Stadt gehören und unvermögend ſind, aufgenommen, und auf Koſten des Armenkaſtens mit einer Beyhülfe von 20 Faden Holz aus den Stadt-Brüchen, nicht nur unter der Aufſicht des Stadtphyſikus mit Arzeneymitteln verſehen, und täglich vom Stadtchirurgus beſuchet, ſondern auch im übrigen umſonſt verpfleget.

g) Im niederſächſiſchen Kreiſe.

1. In Göttingen, iſt ſchon ſeit dem J. 1773, durch Vorſorge der königl. Regierung ein öffentliches kliniſches Inſtitut errichtet. Die Direction deſſelben hatte 9 Jahr hindurch der damalige Profeſſor, Leibarzt und Hofrath, und nunmehrige hochfürſtl. heſſencaſſeliſche geh. Rath, wirkliche Leibarzt und der medicin. Facultät zu Marburg erſte Profeſſor, Hr. Baldinger (*). Nach ſeiner Abreiſe wurde die Beſor-

(*) Es ſtand vom 17 May 1773, bis 31 März 1782, unter ſeiner Aufſicht, und es wurden darin monatlich oft 100 Kranke beſorget.

ſorgung deſſelben dem Hrn. D. Böhmer übertragen. Täglich iſt eine gewiſſe Stunde ausgeſetzt, worin die Mitglieder des Clinicum ſich einfinden, und die Kranken ſich melden. Bettlägerige werden im Hauſe beſucht, und jeder wird einem der Mitglieder zur ſpeciellen Aufſicht anvertrauet, welcher an den Director täglich Bericht erſtattet. Andere Kranke, die ſelbſt erſcheinen, werden befragt; dieſes führt zur Unterſuchung der Krankheit und ihrer Urſachen, und zu Vorſchlagung der Mittel zur Heilung, und dann entſcheidet der Director. Die Arzeneyen werden umſonſt ausgegeben. Mit dem Apotheker iſt eine billige Taxe der gewöhnlichen Arzeneyen verabredet. Haben die Kranken äuſſere Schäden, ſo iſt ein Chirurgus verordnet, von welchem die Hülfsmittel gleichfalls unentgeltlich angewendet werden. Alles was geſchieht, wird in das Krankenbuch verzeichnet. Die Zahl der Kranken, welche aus dieſer Anſtalt Medicin und Rath erhalten, beläuft ſich monatlich insgemein auf 70 bis 80.

Verſchieden vom Clinico iſt das chirurgiſche und Krankenhoſpital, welches 1780. errichtet wurde. Das Clinicum iſt damit in eine ſolche Verbindung geſetzt, daß es gleichſam für daſſelbe zur Pflanzſchule dient, aus welcher die Patienten ausgehoben werden, welche für das Hoſpital inſtructiv ſeyn können. Denn da dieſes nicht allein zur Verpflegung der Kranken, ſondern vorzüglich auch zum Unterricht und zur Bildung junger Aerzte und Wundärzte dienen ſoll, ſo wird bey Aufnahme der Kranken darauf geſehen, daß ihre Krankheit und die Behandlung derſelben für die Studierenden lehrreich ſey.

Zu dem Hoſpitale iſt ein Gebäude eingerichtet, welches am ſüdlichen Ende der Stadt liegt, mit zwey Stockwerken, 106 Fuß breit, und 36 F. tief. In dem obern Stockwerke ſind 3 große Krankenſäle,

welche die ganze vordere Breite des Gebäudes einnehmen, und durch Flügelthüren mit einander Gemeinſchaft haben. Der mittlere Saal iſt 40, und die andern beyden einige 30 Fuß lang. Auf der hintern Seite iſt ein großer Operationsſaal, wo auch das Collegium clinicum gehalten wird. Im mittlern großen Saale ſind 5, und in jedem der beyden Seitenſäle 4 Krankenbetten aufgeſtellt; alle mit Rollen verſehen, damit ſie zu chirurgiſchen Operationen von einem Orte zum andern geſchoben werden können. Ueber dem Kopfe oder zur Seite des Kranken iſt ein Bret mit 3 Schichten befeſtigt, worin die Arzney und die zu ſeinen Bedürfniſſen nöthigen Geräthſchaften verwahret werden. Zu jeder Seite des Bretes hängt eine ſchwarze Tafel, worauf die Krankheit und die vorgeſchriebenen Mittel aufgezeichnet werden. Um Kranke, welche von andern abgeſondert werden müſſen, aufzunehmen, iſt im untern Stockwerke noch ein geräumiges Zimmer mit 2 Betten, ſo, daß die ganze Zahl der Betten vorerſt 15 iſt. Jeder Kranke wird bey ſeiner Aufnahme in das Hoſpital mit reiner Wäſche und reinen Kleidungsſtücken verſehen; das Zeug, welches er mitgebracht hat, wird, während ſeines Aufenthaltes im Hoſpitale, in einem abgeſonderten Zimmer aufbewahrt. Die Krankenzimmer werden alle Morgen gereinigt, und, ſo oft die Umſtände es erfordern, und die Witterung es zuläßt, geſcheuert. Zur Reinigung der Luft ſind in jedem Krankenzimmer zwiſchen den Fenſtern nahe unter den Balken blecherne Röhren angebracht, die mit Klappen verſehen ſind, wodurch die Zirculation der Luft unterhalten wird. Auſſerdem wird die Luft in den Krankenzimmern durch öfteres Räuchern und Oeffnen der obern Fenſter erfriſcht und verbeſſert.

Zur Pflege und Wartung der Kranken ſind einige Perſonen beſtellt, die im Hoſpitale wohnen: ein Kranken=

kenwärter und Aufſeher des Hoſpitales, der für die Bedürfniſſe der Kranken ſorgt, ihnen die Medizin zu gehöriger Zeit reichet, und die Beſorgung der Oekonomie des Hoſpitales hat; eine Wärterin, welche blos für die Pflege der Kranken, und zur Erhaltung der Reinlichkeit in den Krankenzimmern und im Hoſpitale beſtimmt iſt; und eine Köchinn, die das Eſſen und Trinken bereitet, und mit dem Krankenaufſeher die Beſorgung der Wäſche theilt.

Zum Direktor dieſes Hoſpitales wurde gleich im J. 1780 Hr. Hofrath **Richter** ernannt, welcher wöchentlich 2 Stunden nachmittags das Hoſpital beſucht, und von Zeit zu Zeit vorfallende Operationen verrichtet. Die Stelle eines Hoſpitalarztes, welche von 1780 bis 1784, der nachherige Bergmedikus in Clausthal, Dr. **Böhmer**, (welcher im Jahr 1788 geſtorben iſt,) verſehen hatte, bekleidet ſeitdem Hr. Prof. **Stromeier**, welcher täglich in einer Frühſtunde das Hoſpital beſucht. Den Verband der Kranken und andere chirurgiſche Hülfleiſtungen beſorgen die Stadtchirurgi, die alle Monate mit einander abwechſeln, unentgeltlich; dagegen werden auch ihre Geſellen und Lehrburſche bey den Operationen unentgeltlich zugelaſſen. Die auf der Univerſität Studierenden, welche dieſe Anſtalt nutzen, bezahlen einen mäßigen Beytrag zu der Caſſe, wovon das Hoſpital unterhalten wird; ſie wohnen alsdann täglich den Krankenbeſuchen und vorfallenden Operationen bey, und werden nach und nach angeleitet, ſelbſt Operationen zu verrichten, und ſowohl Krankheiten zu beurtheilen, als auch Arzeneyen zu verordnen.

Bey der ſorgfältigen Auswahl der Kranken, macht die mäßige Zahl der Kranken das Hoſpital für die Studierenden um deſto nützlicher. Oefters nämlich verhindert die Menge der Kranken in großen Hoſpitälern den Nutzen, den angehende Aerzte und

Wundärzte daraus ziehen könnten. Sie ſehen zwar viel, aber nicht genau, nicht mit dem Auge des Beobachters; und die Aerzte und Wundärzte, denen die Beſorgung der Kranken obliegt, werden, wegen der zu großen Anzahl derſelben, die ſie verhindert ſich bey den Kranken lange genug aufzuhalten, auſſer Stand geſetzt, ihren Lehrlingen die ſorgfältige Anleitung zur Erkenntniß und Behandlung der Krankheiten zu geben, die eine geringere Anzahl von Kranken verſtattet.

Die Kranken ſelbſt werden auf die liebreichſte und ſorgfältigſte Art verpfleget und behandelt, ſo, daß bemittelte Perſonen kaum beſſere Pflege haben können, als dieſe Arme, deren größter Theil, ohne dieſe wohlthätige Anſtalt ein Raub des jammervolleſten Elendes würde geworden ſeyn; wie denn auch immer ein Paar Zimmer in Bereitſchaft ſind, wo auch vermögende Kranke für mäßige Bezahlung chirurgiſche und medicíniſche Hülfe, Pflege, Wartung und Koſt haben können. Der Hoſpitalarzt beſucht die Kranken auſſer der Zeit, wo er mit dem Director im Hoſpitale zuſammen trifft, zu verſchiedenen Stunden, wie die Umſtände der Krankheit es erfodern. In Anſehung der Arzeneyen wird die beſte Auswahl getroffen; die Nahrungsmittel werden ſehr gut zubereitet, und den Umſtänden der Krankheit gemäß angeordnet; und alle Dienſtleiſtungen geſchehen auf eine liebvolle und unverdroſſene Weiſe.

Seit dem May 1781, da eigentlich das Krankenhaus eröffnet wurde, bis im Dec. 1787. ſind überhaupt 667 Kranke aufgenommen worden, von welchen 22 an hitzigen, und eben ſo viele an chroniſchen Krankheiten verſtorben, und nur wenige ungeheilt entlaſſen ſind. Die Zahl der Verſtorbenen würde noch geringer ſeyn, wenn man nicht vorzüglich ſolche Kranke aufnähme,

me, die mit ſeltenern oder wichtigern und gefährlichern Krankheiten behaftet ſind.

Auch für das moraliſche Wohl der Kranken wird die liebreichſte und eifrigſte Sorge getragen. Unter der Aufſicht nämlich eines ſehr würdigen und menſchenfreundlichen Geiſtlichen, des Hrn. Paſt. Sextroh, werden von einer Geſellſchaft junger Gottesgelehrten nicht allein wöchentlich einmal allgemein Andachtsübungen in dem großen und mittleren Saale gehalten, ſondern auch durch Privatunterredungen am Krankenbette die moraliſche Beſſerung und Beruhigung einzelner Kranken auf die liebevolleſte Art beſorgt. Ein Inſtitut, welches, nachdem es als Privatanſtalt des Hrn. Paſt. Sextroh ein Jahr hindurch mit dem glücklichſten Erfolge fortgedauert hatte, nun von königl. Regierung ſelbſt, unter den 3. März 1783. beſtätigt, und zu einem öffentlich Paſtoralinſtitut, unter dirigirenden Aufſicht des nunmehrigen Hrn. Prof. Sextroh, erhoben worden iſt!

No. 27 des leipz. Int. Bl. v. J. 1783. S. 229. fgg.
Hrn. geh. Juſt. R. Pütter academiſche Gelehrtengeſchichte; von Göttingen, 2 Th. (Gött. 1788. gr. 8.) S. 264. f.

2. In Altona, hat das Krankenhaus ſeine Entſtehung der unvergeßlichen Vorſorge des durch Liebe und Milde großen **Friedrich** V. zu danken. Bis zum J. 1760, fehlte es der Stadt Altona an einer öffentlichen Anſtalt für arme, von aller Hülfe entblößte Kranke und Wahnwitzige. Dieſes bewog den König zu befehlen, daß in einem Flügel des Zuchthauſes ein Lazareth angelegt, und aus der Stadtcaſſe gebauet und eingerichtet werden ſollte. Von den zum Palaisbau beſtimmten Geldern wurden demſeben 3000 Rthlr. als ein unbeſchmälert beyzubehaltendes Capital zum erſten Fonds angewieſen. Zugleich verordnete der königl. Stiftungsbrief vom 13 Jun. 1760, daß der jedesmalige Oberpräſident die Oberaufſicht führen und ein Rathsglied die Aufnahme beſorgen ſollte; und daß die Verwaltung der Einkünfte dem Patron des Krankenhauſes oder zwey Proviſoren überlaſſen, dem geſammten Magiſtrate aber Rechnung abgeleget

werden ſollte; vorzüglich ſollten ſolche Perſonen auf-genommen werden, die von aller Hülfe entblößt wären, doch dürften auch andere gegen ein billiges Koſtgeld daran Theil nehmen. Zur Pflege ſollte eine Wärterinn beſtellt, auch im erforderſichen Falle immer eine von den Züchtlingen, die nur auf gewiſſe Zeit ſitzen, ihr beygefüget werden; für die Bekößtigung ſollte der Zuchtmeiſter zugleich mitſorgen. Wenn die Koſten die Einnahme noch überſtiegen, ſollte die Armenkaſſe der Krankenkaſſe durch einen Beytrag zu Hilfe kommen; ſo wie auch der Armenarzt das Lazareth verſehen ſollte.

Dem zu Folge wurde die Einrichtung von der Stadt beſorget, und mit dem Anfange des J. 1762 wurden die erſten Kranken aufgenommen. Der Anfang des Krankenhauſes war ſehr geringe. Es beſtand aus 2 Kellerſtuben, 3 Stuben im Stockwerk, wovon die Wärterin eine bewohnte, und einem Dachzimmer, alſo aus 5 ziemlich engen Krankenzimmern. Die an ſich geringen Einkünfte von dem Kapitale wurden dadurch vermehrt, daß die Stadtkämmerey das Kapital mit 5 Rthlr. verzinſet; auch floß dem Inſtitute manche andere Hülfe zu. Der Oberpräſident und das Magiſtratskollegium ſchenkten Straf- und andere Gelder dahin; der König verliehe dem Hauſe im J. 1779 das Privilegium der vierten Apotheke, um davon ſelbſt Gebrauch zu machen, oder es andern zu überlaſſen, und im J. 1780 die Oktroi zu Errichtung eines Lombardhauſes, welches noch in demſelben Jahre unter Aufſicht und Gewähr der Direktion ſeinen Anfang nahm, und durch weit geringere Zinſen zugleich der Armuth zu Statten kam. Dazu kamen manche freywillige Gaben, beſonders einige Vermächtniſſe, und unter dieſen eines von 1500 Rthlr. von dem ſel. Etatsrathe Baur. Verſchiedene Einwohner ſandten ihre arme Verwandte, Gilden ihre Gildenbrüder,

Herr-

Herrſchaften ihre Bediente, hinein, und bezahlten dafür ein Billiges. Eben ſo zahlte die Soldatenkaſſe für Kranke Soldaten, und das Armenweſen gab für Kranke ohne Verwandte und ohne Pflege, ein Geringes zu.

Auf dieſe Weiſe wurde das Kapital bis zu Schluß des J. 1782, bis auf 6450 Rthlr. vermehrt, und die Anſtalt hat ſich nicht allein erhalten, ſondern auch immer etwas erweitert, und durch den Fleiß der Aerzte, zuerſt des damaligen Phyſikus Dr. Struenſee, und nachher der Herrn Dr. Gutfeld, und Stuhlmann, manchem ſeine Geſundheit, und den übrigen doch Linderung und Labſal verſchaffet. In den erſten 9 Jahren, bis 1771, blieb die Anzahl der Kranken jährlich immer etwas über oder unter 20; von da an bis 1775 war ſie beynahe immer 30, und 1776 ſchon 42; ſeit 1779 hat ſie aber immer die Zahl 40 überſtiegen, und im Jahr 1782 betrug ſie 59. Immer wurde zunächſt und vorzüglich bey der Aufnahme auf altonaiſche Bürger geſehen; auch gieng der Hülfsbedürftigere dem vor, der es ſo ſehr nicht war. Indeſſen erhielten auch andere Unterthanen des Königes für Zahlung etwa erledigte Plätze; oder, wenn ſolche oder auch ganz Fremde, Krankheit und Noth bey ihrem Geſchäfte übereilt hatte, ſo wurde kein Elender, von welcher Nation er auch war, ausgeſchloſſen. Noch weniger wurde auf Religion Rückſicht genommen, da der Wille des Stifters, und die Natur der Anſtalt ſie der nothleidenden Menſchheit beſtimmt hat.

Im Ganzen blieb die Verfaſſung und Einrichtung ſo, wie ſie 1760 zuerſt getroffen war; nur daß ſeit 1775 dem Mitgliede des Magiſtrates der Stadtphyſikus zur Direktion beygeſellet, und d. 6 Sept. 1777 jedem ſeine Pflicht auf das genaueſte beſtimmt wurde; als: dem Rathsgliede die Aufnahme, dem Stadtphyſikus die Entlaſſung, und den Proviſoren die Caſ-

ſen

ſenverwaltung. Zugleich wurde allen vieren die Verbeſſerung und Erweiterung der Auſtalt anbefohlen, und dieſer Befehl wurde öfter wiederholt, da der Platz für die Bedürfniſſe einer nicht kleinen Stadt zu beſchränkt war (*). Man weiß, wie viel reine Luft und Reinlichkeit überhaupt zur Geneſung der Kranken beyträgt, und zwar um ſo viel mehr, da bey dem gemeinen Mann enge dumpfige Stuben, feuchte dunſtige Keller, Mangel an Reinlichkeit und Bequemlichkeit, eine wichtige Miturſache der Krankheit und Seuchen ausmachen. Bloß die Veränderung von Luft, bloß Sauberkeit, und eben ſo ſehr gute Wartung, behagliche Pflege, angemeſſene Nahrungsmittel und Labungen, haben manchen vom Tode errettet, oder ihm eher und dauerhafter die Geſundheit wieder gegeben; der genauern Beobachtung der Lebensordnung, der Entfernung der Mängel in der Pflege, des richtigen und genauern Gebrauches der Genes- und Heilmittel, wodurch Krankenhäuſer ſich empfehlen, nicht einmal zu gedenken. Daher kann man es leicht erklären, daß bey der größern Bequemlichkeit einer ſolchen Anſtalt auch andere, die nicht ſo ganz verarmt ſind, oft der Wohlthat einer beſſern und wohlſeilern Pflege für ein Billiges theilhaftig zu werden wünſchen.

Dieſe Betrachtungen legten die Directoren des Krankenhauſes, **Hier. Behn**, und **D. Phil. Gabr. Hensler**, und die Proviſoren deſſelben, **Pet. Rode**, und **Ant. Fr. Stuhlmann**, dem altonaer Publicum vor, indem ſie zugleich jeden Einwohner, und vornämlich jeden Mitbürger der Stadt, ein für allemal um eine freywillige Beyſteuer zur Erbauung und Einrichtung eines

(*) Die Judenſchaft, die ſich wie 1 zu 5 gegen die chriſtlichen Einwohner verhält, hat ein Krankenhaus, welches 3 und mehrmal ſo groß war.

eines neuen Krankenhauſes erſuchten (*). Jeder zeichnete die Summe ſeines Betragens in das herumgehende Buch ein; und es war den Gebenden überlaſſen, entweder die eine Hälfte zu Michaelis 1783, und die andere zu Oſtern 1784, zu entrichten, oder auch den Beytrag an die Proviſoren zu jeder beliebigen Zeit gegen ihren Emfangſchein zu ſenden. Der Erfolg übertraf noch die Erwartung. Manche gaben 50 bis 100 Rthlr. und mehr, jeder aber ſehr gütig nach ſeinem Willen und Vermögen. Vorzüglich bezeigten, auſſer den augsburgiſchen Confeſſionsverwandten, die Mennoniten ſich ausnehmend mildthätig. Die Unterzeichnung von 585 Subſcribenten, betrug 26,079 mk. 12½ ß., und in der Büchſe, die auf Verlangen einiger, die auch unbemerkt etwas beytragen wollten, herum gegangen war, fanden ſich 323 mk. 14 ß.; zuſammen 26,403 Mark, 10½ Schill., wovon, nach Abzug der Einſammlungs- und anderer Koſten, der Einbuße an Bancozetteln, und einiger verlornen Poſten, noch 25,762 Mark, 15½ Schill. oder 8587 Rthlr. 31½ Schill. Hamb. Cour. (**) übrig blieben. Ueberdies erhielt das Krankenhaus ein Geſchenk von 12000 Mark, oder 4000 Rthlr.; der Ungenannte aber hat es zur Vermehrung der beſtändigen Fonds beſtimmt, ſo, daß nur die Zinſen mit zu Ausgaben verwandt werden ſollten. Dadurch iſt alſo der Fonds auf 10,450 Rthlr. angewachſen. Auch haben 3 Fremde dem Inſtitute ſehr angenehme Geſchenke gemacht. Der Hr. Gr. v. B. in C. hat eine engliſche Elektriſirmaſchine; Hr. G. C. S. in H. 10 Stück heſſiſche Leinwand zu Matratzen, und Hr. O. zu P. Zeug zu Schlafröcken

(*) Nachricht vom Altonaer Krankenhaus, vom 15 May 1783, auf 2 Blättern in 4to gedruckt.

(**) Beynahe 10,000 Rthlr. Conventionsgeld; eine für eine Stadt von 18,000 Einwohnern gewiß nicht unbeträchtliche Summe!

cken und Nachtkamiſölern für ſchlecht gekleidete Arme der Anſtalt geſchenkt. Die geſchenkte Summe wurde mit größter Sorgfalt ſo angewandt, daß man den Endzweck, ſo viel die Umſtände nur es erlaubten, auf die vollkommenſte Art zu erreichen ſuchte.

Der Platz zum Gebäude, und zum Garten wurde mit königlicher Approbation von der Stadtkämmerey völlig geſchenkt. Die Einhägung des Platzes, die Anlegung des Gartens, und der Gänge, die Grabung des Brunnens, und das Pflaſtern, koſteten 1375 Mark.

Das Gebäude ſelbſt wurde, um ſo mehr, da alle Materialien im hohen Preiſe waren, mit möglichſter Erſparung und Einfalt aufgeführt; aber doch unbeſchadet der Abſicht, daß es in ſeinem Umfange ſowohl als in ſeiner Dauerhaftigkeit, auch den Bedürfniſſen der Folgezeit auf lange eine Genüge thäte. Darinn ließ man keine Erſparung Statt finden. Bey der innern Einrichtung hatte man ſich bloß die Zweckmäſſigkeit zum Geſetz gemacht; blos das, ſo viel Kranke als möglich, in dem möglichſt kleinen Raume beherbergen zu können, ohne daß darum der friſchen Luft, der Reinlichkeit und Bequemlichkeit eines jeden Kranken etwas abgienge. Daher wurden lieber Zimmer, als Säle gewählt; die Zimmer zur Lüftung hoch, aber nicht größer gemacht, als gerade die Betten und der Platz dazwiſchen es verlangten; daher faſt jedem Kranken ſein Beſonderes Bett gegeben, und bey jedem Bette weniger auf die Koſten, als auf Erhaltung der größten Reinlichkeit, geſehen. Das dem Scheine nach nicht große Gebäude enthält in ſeinen beyden Stockwerken 22 Zimmer, in deren jedem 3, auch 4, und in einigen zur Noth fünf Kranke liegen können. Für die Direktion, Behuf des Arztes und zu Verwahrung der Werkzeuge, geht ein Zimmer, für die Geneſenen ein anderes, und für die Wärterinn ein drittes, ab. Aber dagegen iſt noch im Keller, wo nächſt Küche

Speiſekammer und Badezimmer mehrere Zimmer fertig ſind, wie auch unter dem Dache, zu mancher künftigen, nützlichen, und vielleicht nöthigen Einrichtung Platz. Auch iſt das obere Stockwerk noch nicht mit Oefen und Gypsböden verſehen. Das, bis auf dies noch übrigens fertige Gebäude koſtete 22,223 Mark.

Um aber, bey der ſehr geringen ſtehenden Einnahme des Krankenhauſes die Bewohnung nicht zu lange zu verſchieben, mußte man lieber noch eines und das andere anſtehen laſſen, und für den Caſſenbehalt lieber noch vor Ende des Jahrs 1784 einige Zimmer bewohnbar machen, und mit nöthigem Geräthe verſehen. Man wählte dazu die nach der Südſeite im untern Stockwerke gelegenen Zimmer, welche genug ausgetrocknet, und für etwa 20 Kranke hinreichend waren. Einigen Platz gab auch noch vor der Hand das alte Lazareth, welches aber in Zukunft, theils für Wannſinnige, theils für krätzige und veneriſche Perſonen beſtimmt und eingerichtet werden ſoll, von welchen alſo das neue Krankenhaus befreyet wird. Was an Geräthe für dieſe eingerichtete Zimmer, beſonders an Matratzen mit Pferdehaaren, Woll- und Federdecken aufgewandt wurde, betrug 2228 Mark.

Zur völligen Einrichtung aber wurde noch eine weitere Hülfe erfordert, und dazu ſchoſſen einige von der Bürgerſchaft noch 12 bis 1300 Mark her. So nähert man ſich immer mehr dem wohlthätigen Endzwecke, der Krankenpflege der Armuth überhaupt einen größern Umfang zu geben, als bisher und auch ſonſt an andern Orten geſchehen iſt. Man ſieht dabey nicht blos auf Platz, Nahrung, Wärme und Arzeneyen, ſondern auch ganz beſonders auf Reinlichkeit, Pflege, und Bequemlichkeit bey den Kranken, denen es daran fehlt. So wird unter andern, um nur ein Beyſpiel anzuführen, um Reinigkeit zu erhalten, möglichſt in

der neuen Anſtalt dafür geſorgt, daß diejenigen, welche mit weniger, ſchlechter und ſchmutziger Wäſche verſehen ſind, reine Hemden und Krankenkleidung bekommen.

Bey dieſen Umſtänden iſt es aber auch, wegen der immer noch ſehr beſchränkten Einnahme des Inſtitutes, nicht möglich geweſen, jedem, ohne etwas weiteres, als ſeinen Wunſch zu zulaſſen. Die gewiſſe Einnahme beträgt des Jahrs etwa nur 600 Rthlr., wenn die Zinſen des Capitals, und alles, was die Privilegien im Durchſchnitt ſtehendes einbringen, zuſammen gerechnet werden. Jeder Kranke kömmt für Eſſen und Trinken, Thee, Feuerung, Wäſche, Aufwartung, u. ſ. w. ein Geringes für den Abgang an Wäſche, Betten, Geräthe mit eingerechnet, der Anſtalt wöchentlich an 1 Rthlr. oder 3 Mark zu ſtehen, ohne noch die Medicin zu rechnen, die, eine Woche in die andere, auch noch auf 12 Schill. oder eine Mark, gerechnet werden kann. Nun beträgt die ſtehende Einnahme aus dem Fonds wöchentlich nicht über 36 Mark. Solte alſo alles, was dürftig iſt, ohne Entgeld aufgenommen werden, ſo könnten zur Zeit nie mehr als 9 Kranke hier Pflege finden. Dieſe 9 würden nun freylich reichlich und ganz verſorgt ſeyn; aber wie viele 9 mehr würden ſich in ihren Hoffnungen, in ihren billigen Erwartungen getäuſcht ſehen! wie viele würden für die wenigen zurück ſtehen müſſen! und wer ſollten die Begünſtigten ſeyn? Altona enthält mehr als 18,000 Menſchen, iſt eine Handelsſtadt, ein Gränzort; Umſtände, welche die Bedürfniſſe noch erhöhen. Daher hat die Direction, um, ſo viel möglich, für alle zu ſorgen, die der Anſtalt bedürfen, und mit demjenigen, was ihr verliehen iſt, allen gerecht zu werden, bis die Umſtände ſich beſſern, vorerſt folgende Claſſen in Abſicht auf die Annahme und nöthige Zubuße, feſtgeſetzt.

Die erſte Claſſe enthält Nothleidende, die von aller Hülfe entblößt ſind. Dieſe werden, wenn ſie es wirklich ſind, ohne Weigerung aufgenommen, ganz und gar unentgeltlich verpfleget und mit Arzeney verſehen. Weil aber die Lage der Stadt es mit ſich bringt, daß, auſſer den Einheimiſchen, zu Waſſer und zu Lande der wahrhaftig Nothleidenden noch genug ankommen, ſo macht man es ſich zur Pflicht, alle Vorſicht anzuwenden, um nicht durch Vorſpiegelungen hintergangen zu werden. Man muß es wiſſen, daß ſie ganz arm und hölflos ſind, oder man würde den Aermern das nehmen, was das Ihrige iſt.

Die zweyte Claſſe ſind Dürftige, die ſonſt nicht ohne Hülfe und Unterſtützung bey geſunden Tagen, aber es nun in der Krankheit doch ſind. Sind dieſe an der Armencaſſe, ſo nimmt die Anſtalt ſie, bis weiter, der Armencaſſe für 1 mk. die Woche, doch ohne Medicin, ab, und trägt alſo zwey Drittel der Koſten. Haben ſie nicht ſchon in geſunden Tagen Armengeld genoſſen, ſo nimmt die Anſtalt ſie auf ein von der Stadtobrigkeit, der Geiſtlichkeit, den Kämmereybürgern, dem Arzte, den Proviſoren des Armenweſens ausgeſtelltes Zeugniß für 1 mk. 8 ß. an, und übernimmt alſo die halben Koſten. Für die Medicin müſſen ſie aber ſelbſt ſorgen, oder deshalb noch etwas im Ganzen zulegen. Für dieſen Preis werden auch Dienſtboten, die im Dienſte unbemittelter Bürger erkrankt ſind, zugelaſſen, wenn nur ihre Herrſchaft für die Zubuße einſteht. Indeſſen wird auch auf die geringe wöchentliche Zubuße im Vollen nicht mit aller Strenge gehalten; und mancher wird, den Umſtänden nach, auch für die Zubuße von einigen Schillingen aufgenommen.

Die dritte Claſſe enthält diejenigen, welche ſonſt eben nicht dürftig, aber doch in Krankheiten nicht in der Lage ſind, ſich alle angemeſſene und alle nöthige

Pflege zu verſchaffen. Manche der Mitbürger haben Angehörige; andere haben ſonſt Jemand, dem ſie wohlwollen; Zünfte und Innungen haben Zunftgenoſſen; begüterte Einwohner haben Dienſtboten, denen ſie in Krankheiten Hülfe und Wartung wünſchen, und es gern bezahlen möchten, aber ſie nicht unterzubringen wiſſen. Auch denen ſteht die Anſtalt offen; ſie geben wöchentlich 3 mg., alſo was etwa der Anſtalt jeder Kranke koſtet; bezahlen die verſchriebene Medicin beſonders, und geben dem Arzte eine kleine Erkenntlichkeit, als welcher doch nur eigentlich Arme unentgeltlich zu beſorgen verpflichtet iſt. Da der Wohlthäter auf eigene und nicht auf des Krankenhauſes Rechnung wohlthun will, ſo kann man dies nicht unbillig finden. Das Krankenhaus erleichtert dabey immer dem Wohlthäter ſein Wohlthun, und es geſchieht auf die Art, wie es ſeyn ſoll. Man iſt der Anwendung ſicher, und hat es noch immer für einen geringen Preis.

Dieſe drey Claſſen werden alle, nach der im Krankenhauſe gemachten Einrichtung, in Pflege, Reinlichkeit und erforderlicher Speiſung behandelt. Doch verſteht es ſich, daß man in Rückſicht auf Krankheiten, auf Geſchlecht und andere billig zu beobachtende Umſtände, eine Verlegung in die Zimmer mit Unterſchied beſorgt. Es iſt dies auch einer der Vortheile, der durch Vertheilung in kleinere Zimmer abgezweckt iſt.

Die vierte Claſſe beſteht aus ſolchen, die, beſonderer Umſtände wegen, im Krankenhauſe zu wohnen wünſchen, ohne in allem an der allgemeinen Einrichtung Theil nehmen zu wollen. Sie verlangen von der Anſtalt nichts, als ein eigenes Zimmer, ein Bett mit Umhängen, und übrigens Stubengeräth, Feuerung, Licht, Wäſche, Aufwartung und Hülfleiſtung; und dafür wird wöchentlich 3 mg. 8 ß. bezahlt. Den

Arzt

Arzt nehmen ſie ſich ſelbſt, und bezahlen ſelbſt die Arzeney. Die Speiſung können ſie nach Belieben auſſer Hauſe, oder im Hauſe, durch einen Vergleich mit der Krankenmutter, beſorgen laſſen. Man hofft dadurch Leuten von einigem Stande einen Dienſt zu thun; man kann ſich aber dazu nur auf den Fall anheiſchich machen, wenn Zimmer übrig ſind, und die erſten drey Claſſen nicht darunter leiden.

Die Aufnahme der Kranken geſchieht durch den erſten Director der Anſtalt, der allemal ein Mitglied des Stadtmagiſtrates iſt. Der Aufnahmeſchein wird dem Proviſor der Anſtalt gleich nachher gebracht, und ſodann der Krankenmutter zur Aufnahme eingeliefert. Jedes Aufzunehmenden Reinlichkeit muß zuerſt im Badezimmer unterſucht, und nöthigen Falls beſchaffet werden. Mit reiner Wäſche verſieht ſich, wer kann, und wer es nicht kann, dem wird ſie gereicht. Die vorige Kleidung wird abgelegt, mit einer Numer verſehen, in einem beſondern Zimmer aufbewahrt, und dem Eigner, ſo gut oder ſchlecht ſie iſt, beym Ausgange aus dem Hauſe wieder überliefert.

Ordnung, Stille, Verfragſamkeit, Reinlichhaltung, Folgſamkeit in allem, was die Directoren und der Arzt verordnen, und die Krankenmutter dem zu Folge einrichtet, ſind Geſetze der Anſtalt. Wer die wiederholt verletzt, wird ausgeſtoßen, weil durch Unfug Eines Unartigen die Guten und Stillen nicht leiden müſſen.

Wenn Jemand geneſen oder geheilt iſt, wird er bey der Viſitation des zweyten Directors, der allemal der Stadtphyſikus iſt, entlaſſen. Man übereilt ſich aber dabey nicht. Die Geneſung muß eine gewiſſe Befeſtigung erhalten, und dazu iſt noch gute Pflege und freye Bewegung nöthig. Dieſe geſchieht nach der Jahrszeit im Garten und deſſen mit der Zeit

 kühlen

kühlen Gängen, oder in dem geräumigen Reconvaleſcirtenſaale im zweyten Stockwerke.

Indeſſen länger, als bis die Geneſung zu einiger Feſtigkeit gediehen iſt, kann man den Einlieger des Hauſes nicht behalten, und daher muß er binnen der vom zweyten Director beſtimmten Zeit die Anſtalt verlaſſen. Bey dem innigſten Mitleiden für Unheilbare, können ſie doch, der Natur dieſer Anſtalt nach, die Wohlthat des Raumes und der Pflege denen nicht entziehen, für die ſie beſtimmt iſt. Diejenigen alſo, auf deren Fürſprache Jemand aufgenommen wird, machen ſich dadurch von ſelbſt, und auch ohne ausdrückliche Zuſicherung, verbindlich, die Kranken, ſobald ſie unheilbar ſind, wieder abzunehmen und weiter zu verſorgen. Die Direction kann, ohne ihrer Pflicht zu nahe zu treten, hierin ſich zu nichts anheiſchig machen; was aber nächſt derſelben Gutes geſchehen kann, darf man immer von einer Anſtalt erwarten, welche die Liebe gründete, und die Liebe ferner begünſtigen wird.

Die Begräbnißkoſten derer, die in der Anſtalt ſterben, beſorgen diejenigen, welche ſie in die Anſtalt geſandt haben, falls ſie es wollen, oder die angehörigen; alles, wie ſie es wollen. Iſt das der Fall aber nicht, ſo läßt die Anſtalt ſie als Arme beerdigen. Alsdann fällt ihr auch der etwannige Nachlaß, oder was etwa die Mitglieder der Leichenbrüderſchaften zum Begräbniß ihres verſtorbenen Bruders herſchießen, anheim.

Alles Vorbeſagte geht eigentlich nur die Einwohner und Bürger der Stadt an, und zwar ohne allen Unterſchied der Religion. Denn es hat nicht nur die evangeliſche Gemeine, ſondern es haben auch alle andere Religionsverwandte (*), beſonders die Mennoniten,

(*) Die Juden haben ihr eigenes Krankenhaus; indeſſen haben einige von ihnen ſubſcribirt, und ſenden ihre chriſtliche Dienſt-

niten, ihre Gaben willig dazu gereicht. Und wäre dies auch nicht, ſo würde jetzt, wie immer, die allgemeine Menſchenliebe dieſe Pflicht auflegen. Allein für Auswärtige iſt dies nicht geſagt. Wenn man aus der Nachbarſchaft die Aufnahme verlangt, ſo kann dieſem Wunſche nicht anders Genüge geleiſtet werden, als wenn der Raum, welcher Einheimiſchen gebührt, gerade dann unbeſetzt iſt. Auch werden alsdann mit dem erſten Director die Bedingungen verabredet, wenn der Fall keinen Aufſchub verſtattet. Wer ſonſt der geſammten Direction etwas vorzutragen hat, findet ſie zu dem Ende jeden erſten Montag des Monates zwiſchen 3 und 4 Uhr im Krankenhauſe verſammelt (*).

Die Einweihung des neuen Krankenhauſes geſchahe am 27 Dec. 1784. Den Tag vorher lieſſen die Directoren und Proviſoren, unter Vortretung einiger Waiſenknaben, die Kranken in das neue Gebäude leiten oder tragen. Am Tage der Einweihung dankte der damalige Conſiſt. R. und Propſt Ahlemann, im Namen der Anſtalt, den guten Bürgern für ihre treue Milde in einer rührenden und zweckmäßigen Rede. Das ganze Haus war von Zuhörern angefüllt, die nicht unerbaut, alſo nicht ohne milde Gaben, dieſen, ihren kranken Brüdern geweihten Ort verließen. Uebem dem Eingange des Hauſes, welches auch mit einem geräumigen Küchengarten und breiten Gängen verſehen iſt, ſtehen die Worte: **Dürftigen ſiechen Mitbürgern.**

Ephemeriden der Menſchheit, Dec. 1784. S. 713. fgg.
Journal von und für Deutſchland, 1785. 2 St. S. 167, fgg.

Dienſtboten in dieſes Haus. Alſo nicht aus Mangel an Toleranz, ſondern weil ſie ſich nicht angeben, nimmt man die Juden nicht auf.

(*) Nachricht vom neu erbauten Krankenhauſe in Altona, vom 20 Dec. 1784, auf 2 Blätter in gr. 4. gedruckt.

Scherf Archiv der medicin. Polizei, 4 B. 1 Abth. (Lpz. 1785. gr. 8.) S. 164, fgg.
Eklektiſche Monatſchrift, 2 Heft, 1785. S. 78, fgg.
Deutſches gemeinnütz. Magazin, 1 Jahrg. (Lpz. 1787. gr. 8.) S. 150, fgg.

3. In der kaiſerl. freyen Reichsſtadt Hamburg ſind folgende Krankenhäuſer.

1) Der Peſthof, liegt in Weſten vor Hamburg, zwiſchen dieſer Stadt und Altona. Es iſt ein weitläuftiges Gebäude, welches aus mehrern einzelnen von verſchiedener Größe zuſammen geſetzt iſt. Vor dem groſſen gepflaſterten Platze ſteht die neue kleine, aber gut gebauete, ſo genannte Lazarethkirche.

Die zerſtörenden Wirkungen, welche die Peſt und andere anſteckende Seuchen, beſonders im 16 Jahrh., in Hamburg äuſſerten, da, wegen der Enge der Gaſſen und der Menge der Einwohner, die Mittheilung der giftigen Dünſte ſchnell überhand nahm, und einige Tauſend davon weggeraffet wurden, erregten ſchon längſt den Wunſch, ein beſonderes Haus auſſerhalb der Stadt zur Abſonderung und Heilung der mit der Peſt behafteten Kranken zu haben. Dieſe Wünſche wurden aber erſt 1606. erfüllt, in welchem Jahre der noch immer ſo genannte Peſthof angeleget wurde. In dieſem Jahrh. iſt er ſehr vergrößert und erweitert worden. 1758. wurden die vortrefflichen Röhrleitungen gemacht, und es kam das groſſe Waſſerbehältniß zu Stande. Im J. 1769. wurde die neue Lazaretkirche zu bauen angefangen, und 1771. fertig. Vorher war im Winter auf einem wenig geräumigen Saale, und im Sommer auf dem freyen Platze am Peſthofe, gepredigt worden. Jetzt heißt das Haus ſehr uneigentlich der Peſthof, denn er dient nur für Arme, Kranke, Preßhafte, Blödſinnige und Veralterte allerley Art, die hier nach Beſchaffenheit ihrer Umſtände, in beſondern Zimmern verpfleget, genähret und behandelt werden. Die Kranken haben ein eigenes Kranken-

haus,

Haus, in welchem 3 Säle ſind. Der untere iſt für die Frauens= die beyden obern aber für die Mannsperſonen. Dieſe drey Säle enthalten mit den Vorplätzen wenigſtens 100 Betten, deren jedes zu 2 Perſonen iſt. Auſſer dieſem Krankenhauſe enthalten noch mehrere Nebengebäude eine Menge Krankenzimmer, jedes zu 6 und mehr oder weniger zweyſchläferigen Betten. Auf dieſe gemeinſchaftliche Krankenzimmer kommt auch die geringere Claſſe von Koſtgängern. Andere, für welche mehr bezahlt wird, wohnen in einem beſondern Flügel des Hauſes in kleinern Stuben jeder für ſich allein, und genießen eine beſſere Verpflegung. Der übrige Raum dieſer Gebäude faſſet die Wohnung des Speiſemeiſters und ſeiner Gehülfen, des Schulmeiſters für die in dieſer Anſtalt verpflegten Kinder, der Krankenwärter und anderer Bedienten des Peſthofes; ferner zwey Spinnſtuben, eine Apotheke, Bäckerey, Waſchhäuſer, Vorrathskammern, u. d. gl. in ſich. Die Säle in dem eigentlichen Krankenhauſe, und der größte Theil der Zimmer in den Nebengebäuden, haben den Fehler, daß ſie allzu niedrig ſind. Dieſer Fehler iſt um ſo viel nachtheiliger, da das Hauptmittel zur Reinigung der Luft, das Oeffnen der Fenſter, nicht durchgängig recht angewandt werden kann. Es umgiebt nämlich größtentheils den Peſthof ein Graben, aus welchem ein häßlicher Geruch aufſteigt; öffnet man alſo in der Nähe deſſelben die Fenſter, ſo vertauſcht man die Krankenluft mit der Grabenluft; und ob bey dieſem Tauſche wohl gewonnen würde? Daher findet ſich auch in den Krankenſälen gewiß keine reine Luft. Billig ſollten andere kräftige Reinigungsmittel der Luft, Eſſigräuchern, u. d. gl. angewandt werden, da ſo wenig friſche Luft in die Säle kömmt. Die Nachtſtühle ſind in den Sälen, und verderben die ſchon genug verunreinigte Luft noch

mehr. Stirbt Jemand vor 10 Uhr des Abends, ſo wird ſein Leichnam ſofort in das auf dem Hofe befindlichen Todtenhaus gebracht, wo er bis zur Beerdidigung aufbewahrt wird; iſt er aber ſpäter geſtorben, ſo bleibt er bis an den Morgen in ſeinem Bette; und in dieſem Falle muß der Lebendige, der an demſelben Bette Theil hat, entweder die ganze Nacht an der Seite des Todten liegen, oder aufſitzen.

Der Peſthof verpflegt jetzt 8 bis 900 Perſonen, und es waren Zeiten, wo 1100 zugleich dort verpfleget wurden. Der größte Theil der in denſelben aufgenommenen Perſonen leidet an unheilbaren Gebrechen des Leibes und der Seele. Die Anzahl der Kranken im engern Verſtande, die jährlich hier verpfleget werden, erſteckt ſich auf 5 bis 800.

Die Koſt der meiſten beſteht in Grütze, Erbſen, Brod, wozu jeder etwa ¾ ℔. Butter wöchentlich bekömmt, nebſt etwas Syrupp. Es iſt hier, wie geſagt, eine eigene Apotheke. Mittel, die eine weitläuftige Zubereitung erfordern, werden aus den hamburger Apothecken angeſchafft.

Der jährliche Aufwand dieſer Anſtalt beläuft ſich auf 70 bis 100,000 Mark. Die Quellen der Einkünfte ſind mannichfaltig. 1. Der Peſthof hat ſeinen eigenen Fond, der aber nicht ſehr beträchtlich iſt. 2. Es finden ſich in allen Wirthshäuſern Hamburgs, und der umliegenden zum Stadtgebieth gehörigen Gegenden, ſo wie bey öffentlichen Vergantungen, Büchſen, in welche zum Beſten des Peſthofes eingelegt wird. 3. Es erhält derſelbe gewiſſe Beyträge aus den Gotteskaſten der Hauptkirchen in Hamburg. 4. Es werden jährlich zum Beſten deſſelben zwey Hauscollecten in der ganzen Stadt angeſtellt. 5. Es erhält milde Gaben von Schiffcapitänen nach glücklich vollendeter Seereiſe, und von andern Perſonen, die thätigen Dank dem bloß wörtlichen vorziehen.

hen. 6. Es wird für mehrere, die in dieſer Anſtalt verpfleget werden, nach Verhältniß der geringern oder beſſern Speiſe und Wohnung, ein gewiſſes Koſtgeld bezahlt, für einige 50 Mark, für andere 50 bis 100 Rthlr. Hiezu kömmt 7. alles, was in der Peſthofkirche im Klingebeutel geſammelt und von den vermietheten Sitzen gelöſet wird. 8. Geſchenke an Syrupp, Brod und Bier, von den Zuckerſiedern, Bäckern und Bräuern. Endlich beſitzt der Peſthof auch 9 verſchiedene Ländereyen, die er auf mannichfältige Weiſe nutzt.

Die Seele der ganzen Anſtalt iſt eigentlich der Speiſemeiſter, der zugleich Chirurgus iſt, und zwey Unterchirurgos nebſt einem Lehrburſchen zu Gehülfen hat. Zweymal des Tages geſchieht der Verband. Ein Hauptfehler bey der Einrichtung iſt, daß der Arzt und der Wundarzt ſo wenig gemeinſchaftlich wirken, daß ein jeder ſeinen eigenen Gang geht, und ſich um den andern faſt gar nicht bekümmert. Dieſes kömmt daher, weil der Arzt zu wenig Einfluß auf die ganze Anſtalt hat. Die Kranken, die mit der Raſerey oder Tobſucht befallen ſind, müßten nicht in die allgemeine Krankenſäle gebracht werden, wie hier ſo häufig geſchieht.

2) Das Hiobshoſpital, liegt am Ende der Spitalerſtraße zum Schweinmarkt. Es beſteht in einem Kirchhauſe, dem Wohnhauſe des Oekonomus, und einer Reihe an einander gefügter kleiner Wohnungen. Das ſo genannte Franzoſen = oder Pockenhaus liegt nahe daran an den kurzen Müren, und gehört mit dazu.

Der erſte Anfang dieſes Spitals rührt von einem Hans Treptow, Ober = Altermann der Brüderſchaft U. L. F. Krönung, die aus Fiſchern, Krämern und Hökern beſtand, her. Es war ein ſo mitleidiger Mann, daß er, ehe ihm die Brüderſchaft noch einen Auftrag deswegen gegeben hatte, arme, von der neapolitaniſchen Seuche be-

fallene Menſchen, die ohne Hülfe waren, von ſeinem Vermögen nähren und heilen ließ, bis endlich ſeine Gefährten, durch ſein ſchönes Beyſpiel übermocht, auch ihre freygebige Hände dazu ſtreckten, und 1505 aus gemeinſchaftlicher Caſſe dieſes Haus bauen lieſſen. Dieſe erſte Abſicht wird jetzt nicht mehr im eigentlichen Spitale, ſondern in dem auf der Stelle der vormaligen Stadtmauer liegenden Franzoſenhauſe befolgt und erreicht, worin jetzt 17 Perſonen in der Cur liegen. Sie genießen freye Wohnung, Pflege, und täglich 3 ß. zu ihrem Unterhalt. Dicht daran ſteht ein langes Haus von 2 Stockwerken, in welchem 32 Zellen oder Alcoven ſind, deren jede einen beſondern kleinen eiſernen Heerd an der Seite hat, worauf die armen Bewohnerinnen ihre Speiſen bey Kohlen kochen, die ſie von der Stiftung geſchenkt bekommen, und deren Rauch keinen andern Weg, als durch das Fenſter, nehmen kann. Das Oblong des ganzen Spitalbezirkes beſteht, auſſer der Kirche und dem Hauſe des Oekonoms, aus 54 beſſern oder ſchlechtern Wohnungen, deren unterſchiedener Werth von 1700 zu 4800 mk. Einkaufsgeldes geſteigert wird. Ein Capital dieſer Summe geben die ſogenannten Pröveneer her, und genießen dafür auf ihre Lebenszeit die Wohnung, und jährlich 3 p. C. des Capitales, alle 14 Tage 1 ℔. Butter, nebſt 2 Broden von 17 ℔. an Gewicht, und jährlich 1 Faden Holz und einige Säcke Kohlen. Das Spital iſt eins der reichſten hamburgiſchen Stiftungen, und ſteht unter der Oberverwaltung von 2 Bürgermeiſtern, und 8 Bürgern als Proviſoren.

Journal von und für Deutſchland, 1784. 9 St. S. 174, fgg.
Hamburg, topographiſch, politiſch und hiſtoriſch beſchrieben, (von Hrn. v. Heß) 1 Th. (Hamb. 1787, 8.) S. 365, fgg.

Von den hamburgiſchen Krankenanſtalten für Hausarme, werde ich im Art. Medicinalanſtalten handeln.

h) Im Herzogthume Schleſien, giebt es zwey wohlthätige Inſtitute der ſo genannten barmherzigen Brüder aus dem Orden des heil. Johannes de Deo, nämlich: eins in Breslau, und das andere zu Neuſtadt in Oberſchleſien.

Das

Das breslauiſche Kloſter in der ohlaiſchen Vorſtadt, zeichnet ſich, nebſt der daran ſtoßenden Kirche, die dem heil. Johannes de Deo gewidmet iſt, ſeiner ſchönen einfachen Bauart wegen, vor andern Krankenhäuſern zu ſeinem Vortheil aus, da es eine ſehr geſunde Lage hat, und von der friſchen Luft durchſtrichen wird. Die darin befindliche Apotheke iſt mit allen Arten von officinellen Kräutern und andern Medicamenten reichlich verſehen. Die große Krankenſtube, wo jeder Kranke ſein eigenes Bett mit Gardinen hat, iſt reinlich und bequem. Die Zahl der Betten beläuft ſich auf 100.

In dem Kloſter der barmherzigen Brüder in Neuſtadt, waren im J. 1779. 108 Kranke, wovon nur 12 geſtorben, und 96 geneſen ſind.

B. Aſia.

In dieſem Welttheile iſt das berühmte Krankenhaus zu Goa, einer Stadt im Königreiche Decan, in Oſtindien. Das Gebäude, über deſſen Thüre die Aufſchrift: **Königliches Hoſpital**, nebſt dem Wappen von Caſtilien und Portugal und einer Weltkugel, befindlich iſt, iſt ſehr groß, und ſteht am Ufer eines Fluſſes. Die Könige von Portual haben es geſtiftet, und 25,000 Pardos Einkünfte dazu vermacht, deren einer 25 holl. Stüber, im Lande aber 32, gilt. Dieſe Einkünfte ſind nachher durch die Freygebigkeit großer Herren ſehr vermehrt worden. Hienächſt iſt die königliche Stiftung in einem ſo wohlfeilen Lande an ſich ſelbſt ſchon beträchtlich, und die kluge Wirthſchaft der Jeſuiten vermehrt die Einkünfte täglich. Sie laſſen Käſe und andere Lebensmittel bis von Cambaya kommen. Die übrigen Bedienten ſind Portugieſen und chriſtliche Sclaven. Es fehlt nicht an Aerzten, Wundärzten und Apothekern, welche die Kranken des Tages

zweymal beſuchen müſſen. Die Anzahl der Kranken iſt aber auch ſehr groß, wiewohl man weder Indianer, als welche ein eigenes Hoſpital haben, noch Frauensperſonen, welche ebenfalls in ein beſonderes Gebäude kommen, aufnimmt. Jeder Kranke hat ſein eigenes Bett, 2 F. weit von ſeinem Nachbar, welches aus verſchiedenen Matratzen von Baumwolle und Taffet beſteht. Die Bettgeſtelle ſind niedrig, und mit allerley Farben zierlich bemalt. Für jede Krankheit iſt eine beſondere Kammer, und man ſchlägt nicht mehr Betten auf, als Kranke ſind. Die Bettlacken ſind von Baumwolle, ſehr fein und weiß. Dem Neuankommenden wird alles Haar vom Leibe abgeſchoren, hernach wird er gebadet, und in dieſer Reinlichkeit beſtändig erhalten. Die Menge der Bequemlichkeiten, die man ihnen reichet, iſt erſtaunlich, und alle 3 Tage wird alles abgewechſelt. Die Fremden dürfen nur des Morgens von 8 bis 11 Uhr, und Nachmittags von 3 bis 6, herein kommen. Die Kranken haben die Freyheit, mit ihren Bekannten zu ſpeiſen; und wenn die Aufwärter ſehen, daß ein Beſuch kommt, ſo tragen ſie etwas mehr, als gewöhnlich, auf. Brod bekommt man nach Belieben. Die Brode ſind klein, und man giebt einem Kranken 3 bis 4, ob er gleich ſelten mehr, als eines, verzehrt. Was überbleibt, wird nicht zum zweytenmal aufgetragen. Man giebt niemals weniger, als ein ganzes, entweder geſottenes oder gebratenes, Huhn; und Jeder bekömmt, was er will, Reiß, gute Suppen, Eyer, Fiſche, Confect, nebſt allerley Fleiſche und Früchten, es ſey denn von dem Arzte verbothen. Die Schüſſeln und Teller ſind von chineſiſchem Porzellan. Nach der Mahlzeit fragt ein portugeſiſcher Aufſeher in jedem Gemache mit lauter Stimme, ob Jeder das ſeinige bekommen, und ob er nichts zu klagen habe.

Das Hoſpitalgebäude iſt von großem Umfange. Es ſind viele Gänge, Höfe und anmuthige Gärten darin,

in, wo die Kranken, wenn ſie etwas beſſer werden, friſche Luft ſchöpfen können. Sodann bringt man ſie auch in andere Gemächer, und jeden zu ſolcher Geſellſchaft, die im gleichen Grade der Beſſerung mit ihm ſteht. Mitten im Hoſpitale iſt ein großer ſchön gepflaſterter Hof, mit einem Springbrunnen in der Mitte, wo die Kranken ſich zuweilen baden. Das ganze Gebäude wird des Nachts mit einer Menge Lampen, Laternen und Lichter, erleuchtet. Statt des Glaſes, ſind die Laternen mit Schildkrötenſchalen verſchloſſen, wie überhaupt die Fenſter aller Kirchen und Gebäude in Goa. Die Gänge ſind mit ſchönen Gemählden behangen, welche bibliſche Geſchichten vorſtellen. Das Hoſpital hat zwey prächtig gezierte Kirchen. Kurz, dieſe Stiftung iſt dermaßen ſchön, reinlich und mit allen Bequemlichkeiten verſehen, daß der Unterkönig, der Erzbiſchof und die vornehmſten Herren zu Goa, öfters einen Gang dahin zu ihrem Vergnügen vornehmen.

Sammlung aller Reiſebeſchreibungen, 8. B. (Lpz. 1751. gr. 4.) S. 179, f.

C. Afrika.

Auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung (Cap de bonne eſperance,) der wichtigſten Colonie, welche die Holländer in Afrika, mit Ausſchließung aller andern Nationen beſitzen, befindet ſich ein merkwürdiges Hoſpital und Krankenhaus für arme Kranke und Bleſſirte in Dienſten der Compagnie. Dieſes Hoſpital, welches bey Vermehrung und Zunahme der Schifffahrt von dem Gouverneur Simon van der Stell, nahe an der Compagnie Garten erbauet worden iſt, ſtellt ein längliches Kreuz vor, und iſt ſo geräumig, daß es allein im Parterre, wenn alle Stellen belegt werden, wohl 400 Mann beherbergen kann. Trifft es ſich, daß mehrere Kranke vorhanden ſind, ſo wer-

werden diejenigen, welche ſchon unter die Reconvaleſcirten gerechnet werden, oben auf dem Solder einlogiert. Ehedem und von Anfange iſt es nur mit einem Graben umgeben geweſen, welcher noch auf zwey Seiten vorhanden iſt, aber vorn vor der Fronte jetzt die Herrengracht genannt wird. Nachher hat man, das Hoſpital mit einer 8 F. hohen Mauer zu umgeben, nöthig gefunden.

Diejenigen Perſonen und Officianten, welche von der Compagnie zur Verpflegung und Beſorgung der Kranken angeſetzt ſind und beſoldet werden, ſind folgende. 1. Der erſte Medicus und Ober-Chirurgus. 2. Der zweyte Chirurgus, welcher aber auch die Medicin verſtehen, und, in Abweſenheit des erſten Medici, den Patienten Medicin zum innerlichen Gebrauch austheilen muß. 3. Der Buchhalter, welcher keinen Kranken ohne ſchriftlichen Ordonanz vom Gouverneur annehmen darf. Er muß alle Namen der Kranken in ein Buch eintragen, und dabey bemerken, auf welches Schiff ſie gehören, ob ſie aus dem Caſtell, Matroſencagie, Buytenpoſt, oder ſonſt woher, gebracht worden ſind. Er muß bey der Ausmuſterung der Reconvaleſcirten anmerken, wo ſie hingekommen und beſchieden ſind. Bey den Verſtorbenen muß er den Tag des Abſterbens notiren, und dem Soldeycomtoir ſofort ſchriftlich anzeigen. Sobald die Reconvaleſcirten ausgemuſtert werden ſollen, muß er die Namen aller zu der Muſterung begriffenen Perſonen vorleſen, auch ſonſt alles übrige, was zu einem ordentlichen Buchhalter gehört, beſorgen. Dem Gouverneur, Vice-Gouverneur und Capitän muß er von allem den genaueſten Bericht abſtatten, auch alle Tage eine Specification eingeben, auf wie viel Perſonen das Fleiſch, Brod, und andere Victualien angewieſen werden ſollen. 4. Der Apotheker, welcher die Medicamente nach dem Diſpenſatorio der Compagnie präpari-

tiren, oder nach der Verordnung der Aerzte receptiren muß. 5. Der Schaffbaas (Speiſemeiſter, oder eigentlich Oberſiechenvater,) welcher ſowohl monatlich, als auch täglich, die Victualien für die Kranken, und andere Bedürfniſſe für das Hoſpital, in Empfang nimmt, und dem Koche nach Anzahl der Kranken einhändigen muß. 6. Der Koch, welcher nebſt ſeinem Gehülfen täglich zweymal die Speiſen zurichten muß. Doch bekommen die leicht Kranken und Geneſenden des Nachmittags nur das gut gewärmte Zugemüſe, die Schwachen aber entweder Kerri-Kerri, oder mit etwas Wein gekochten Mehlbrey. 7. Drey, auch zu weilen vier Unterchirurgi, von welchen alle Nächte einer in dem Caſtel ſchlafen, und einige Medicamente nebſt dem Aderlaßzeuge bey ſich haben muß, um im Nothfall einem oder dem andern Patienten beyzuſpringen. 8. Der Unterſiechenvater, welcher Acht haben muß, daß ſich alle Kranke, ſonderlich die Geneſenden, geruhig und ordentlich verhalten, und von den Sclaven gehörig bedienet werden, und ein jeder des Abends nach 9 Uhr bey der Viſitation an ſeinem angewieſenen Orte befunden werde. 9. Der Poccagemeiſter, welcher die veneriſchen Kranken beſorgt, und täglich von dem Medico und Chirurgo inſtruirt und mit Medicamenten verſehen wird. Er iſt aber ſelbſt kein Chirurgus, ſondern ein Soldat, der eine Profeſſion hat, die er nebenbey treiben kann, z. B. ein Schneider. 10. Der Portier oder Pförtner, welcher darauf Acht haben muß, daß keine Reconvaleſcirten ohne Erlaubniß vom Oberſiechenvater aus dem Hoſpitale gehen, auch keine unerlaubte Speiſen, Getränke oder Obſt in das Hoſpital gebracht werden. 11. Ein Tiſchlergeſell, welcher die Särge für die Verſtorbenen verfertigt. Wenn aber keine Breter dazu vorräthig ſind, werden die Todten nur in ein Stück grobe Leinwand eingenähet. 12. Sechs bis acht, auch wohl,

nach

nach Mehrheit der Kranken, zehn Sclaven, von welchen die Hälfte des Tages, und die andere Hälfte des Nachts, die Kranken bedienen müſſen. Ehemals wurde eine Krankenmutter gehalten, welche die Victualien in ihrer Verwahrung hatte, und dem Koche überlieferte; allein ſeit mehr als 50 Jahren iſt dieſelbe abgeſchaffet, und an dieſer Stelle der Ober-Siechenvater angeſetzt worden.

Damit die Patienten die Medicin nicht mit vollem Magen einſchlucken, und deren gute Wirkung dadurch nicht gehindert werde, ſo kömmt früh morgens, ſobald es Tag geworden iſt, entweder der erſte Medicus, oder der zweyte Chirurgus zu jedem Kranken, und erkundigt ſich nach der Krankheit und den Umſtänden des Patienten. Die Unterchirurgi begleiten ihn zur Hand. Zwey Sclaven tragen zwey mit Fächern abgetheilte Kaſten, worin die trocknen Medicamente befindlich ſind; und zwey andere Sclaven tragen einige Flaſchen mit Tränken und Mixturen, nebſt einer Flaſche mit ſpaniſchem Wein, wovon gemeiniglich nur den agoniſirenden Kranken ein Spitzglas voll, zum letzten Labſal, ſtatt einer Herzſtärkung eingeflößt wird. Noch ein Sclave trägt einen großen irdenen Napf voll Waſſer, die Medicamente damit einzugeben.

Wenn ſich nun der Medicus von der Krankheit des Patienten informirt hat, ſo verordnet er die dienliche Arzeney, und ein Unterchirurgus muß ſie dem Patienten eingeben, auch dahin ſehen, daß er ſie wirklich zu ſich nähme. Weil es aber zu viel Zeit erfordern würde, jede Doſis der verordneten, beſonders trocknen Arzeney oder Pulver abzuwägen: ſo liegen in den Medicinkaſten verſchiedene aus Holz gedrechſelte Mäßchen, womit die Pulver abgemeſſen und abgeſtrichen werden. Wenn nun der Medicus alle Patienten beſucht und mit Arzeney verſorgt hat, begiebt er ſich in die Abtheilung des Gebäudes, welches das Verband genannt wird,

wird, wo die Bleſſirten liegen, und läßt einen jeden in ſeiner Gegenwart verbinden; verordnet auch, wo es nöthig iſt, einige innerlich zu gebrauchende Arzeneyen. Auf den Kaſten der Patienten, welche neben eines jeden Lagerſtätte ſtehen, notiren die Unterchirurgi dasjenige, was der Patient auf die Medicin genießen und der Koch ihm reichen ſoll. Hat Jemand ein Brechmittel eingenommen, ſo zeichnet er auf deſſen Kaſten einen Triangel mit der Spitze nach unten zu (▽), welches Aqua, Waſſer, bedeutet. Hat Jemand ein Laxiermittel eingenommen, ſo ſchreibt er ein lateiniſches S hin, worauf dann der erſtere aus der Küche einen Napf mit laulichem Waſſer, der andere aber Suppe oder Fleiſchbrühe bekommt. Gleichergeſtalt wird es auf des Patienten Kaſten notirt, wenn er auſſer der ordinären Zeit mehrere Medicin bekommen ſoll, z. B. etwa gegen die Zeit des Schlafengehens eine Doſe Laudanum, u. d. gl.

Sobald der Medicus aus dem Verbande geht, ſchickt der Oberſiechenvater einen Sclaven mit einem großen kupfernen Theekeſſel voll Kaffee zu den Patienten; da dann ein jeder, der Geld hat, einen ordinären Spühlnapf voll für 1 Stüber kaufen und trinken kann. Auſſerdem aber bekömmt kein Kranker eher etwas zu genießen, bis um 9 Uhr, da der Portier ein Zeichen mit der Glocke giebt, und die Sclaven große irdene Näpfe, worin immer für 3 Perſonen die Speiſen abgetheilt ſind, herbey bringen. Dieſe Speiſe beſteht täglich für jeden Mann in ½ ℔. Schöpſenfleiſch mit Reiß und mancherley Suppenkräutern, unter einander gekocht; des Freytags aber wird, ſtatt des Schöpſenfleiſches, Rindfleiſch gegeben. Drey Perſonen welche zuſammen ſpeiſen, bekommen alle drey Tage 6 Pf. Commißbrod. Des Nachmittags, um 3 Uhr, giebt der Portier wieder ein Zeichen mit der Glocke, da dann die Sclaven wieder Näpfe mit dergleichen Speiſen

ſen bringen, wobey aber kein Fleiſch befindlich iſt. Hingegen bekommen diejenigen, welche ſehr krank ſind, jeder eine kleine Portion Mehlbrey, welcher aus Mehl 1 Theil rothen Wein, und 1 Th. Waſſer, mit etwas Zucker verſüßt, beſteht. Weil aber die bettlägerigen Kranken, des Freytags von dem dortigen Rindfleiſche zu eſſen, gemeiniglich kein Belieben haben, ſo bekommen dieſe eine Speiſe von Schöpſenfleiſch, Kerri-Kerri genannt. Sie beſteht aus Stückchen Schöpſenfleiſch, welches auf folgende Weiſe zugerichtet wird. Der Koch läßt etwas rohen Reiß in Butter oder Schöpſenfett vom Schwanze ausbraten, zergehen, ſodann wird Fleiſchbrühe dazu gegoſſen, und Burri-Burri oder Gurkumei und etwas Tamarinden dazu gethan, mit welcher Brühe das ſchon abgekochte Fleiſch noch einmal aufkochen muß, welches ſodann eine geſunde und wohlſchmeckende Speiſe abgiebt. Eine halbe Stunde nach vollbrachter Mahlzeit, und alſo etwann um 4 Uhr, beſucht einer der Aerzte abermal die Kranken und Bleſſirten auf eben die Weiſe, wie des Morgens; und wenn dieſes vorbey iſt, ſo kommt des Oberſiechenvaters Sclave wieder mit einem Keſſel Thee an, wovon ein Jeder einen Spühlnapf voll für 1 Stüber bekommen kann. Ueberdem iſt auch erlaubt daß die Bürger ſolche Speiſen zum Verkauf in das Hoſpital ſchicken können, welche dem Kranken dienlich ſind. Dünne Eyerkuchen oder Plinzen, Kerri-Kerri von Fiſchen, auf obgedachte Manier zugerichtet, eingemachte Confitüren, und von Obſt die Gaygavas ſind gleichfalls erlaubt herein zu bringen, und die Karkmelk (Buttermilch) wird hier den Kranken beſonders dienlich erachtet. Eine kleine Bouteille rothen Wein hinein zu bringen, iſt erlaubt; der weiße Wein aber iſt, ſo wie aller Brauntwein, von den Aerzten unterſagt.

Des

Des Abends um 9 Uhr, wird die Glocke ½ Stunde lang von dem Portier geläutet, da ſich dann alle diejenigen, welche ſich zum Ausgehen von dem Oberſiechenvater Erlaubniß ausgebeten haben, wieder in dem Hoſpitale und auf ihrer Lagerſtätte einfinden müſſen, und der Unterſiechenvater viſitiret alle Stellen. Fehlt einer auf ſeiner Lagerſtelle, ſo nimmt er deſſen Matratze in Verwahrung; und wenn der Abweſende den andern Morgen hinzu kömmt, wird er mit einer guten Tracht Schläge bewillkommet. Stellt er ſich dieſen Tag gar nicht ein, und kömmt er den folgenden oder dritten Tag wieder herzu, ſo wird er auf die Hauptwache in das Caſtell gebracht, und bekömmt einen holländiſchen Thugh, d. i. er wird zwiſchen 3 halben Pieken mit dünnen ſpaniſchen Röhren geprügelt. Bleibt der Abweſende über 3 Tage aus, ſo wird er dem Fiſcal angezeigt, welcher ihn aufſuchen, und bey deſſen Arretirung an einen Pfahl binden und von den Büttelknechten mit einem Paar gedrehten Stricken auf die Hoſen abſtrafen läßt, auch wohl, wenn er nicht bald aufgefunden wird, auf einige Zeit auf obgedachte Batterie zur Arbeit verurtheilt, und mittlerweile deſſen Sold einzieht.

Wenigſtens alle 14 Tage wird der Fußboden des Hoſpitales, welcher mit Ziegelſteinen gepflaſtert iſt, mit Waſſer begoſſen und mit Beſen geſcheuert, damit aller Unflath heraus geräumet werde. Bey allen dieſen guten Anſtalten aber würden doch mehrere Menſchen zu ihrer Geſundheit gelangen und beym Leben erhalten werden, wenn man eine reinere und geſundere Luft in dieſem Gebäude erhalten könnte. Denn obſchon bey gutem Wetter einige obere Flügel der Fenſter zuweilen geöffnet werden, ſo kann doch dies bey vielen andern zuſammen kommenden Umſtänden nicht viel helfen. Die Ausdunſtungen ſo vieler beyſammen liegenden mit mancherley Krankheiten behafteten Patienten;

die vielen vorhandenen Gefäße, worauf die Patienten ihre Nothdurft verrichten; die vielen zur Nachtzeit brennenden, mit Thran angefüllten Lampen; der üble Geruch von denen, welche Brech- oder Laxiermittel eingenommen, oder einen Durchfall oder gar die rothe Ruhr haben; ferner der üble Geruch des brennenden Weingeiſtes in den Schwitzkaſten, worin diejenigen, welche veneriſche Krankheiten gehabt und ſalivirt haben, ehe ſie aus der Poccage gelaſſen werden, ſchwitzen müſſen, um die genoſſenen Mercurialarzeneyen auszutreiben; ja ſelbſt der Dampf von den warmen Speiſen, und andere Dinge mehr, welches alles ſich unter einander vermengt und vereinigt; alles dieſes mag wohl manchen Kranken öfters eher hinrichten, als die Krankheit ſelbſt. Es iſt aber nicht zu ändern. Es kann auch einem Patienten unmöglich dienlich ſeyn, wenn ihn heut dieſer und morgen ein anderer Arzt beſucht, und ohne zu wiſſen, wie ſein Vorgänger die Krankheit behandelt, oder was für Arzeneyen er verordnet habe, neue und andere Medicamente anwendet.

Alle Abend, wenn die Lampen angezündet ſind, kommt ein Vorleſer in das Hoſpital und lieſet ein kurzes Abendgebet ab, wobey alle, die aufſtehen können, zugegen ſeyn müſſen, des Morgens aber wird kein Gebet gehalten. Hingegen kommt alle 14 Tage, nämlich einen Sonntag um den andern, morgens ein anderer Vorleſer, welcher eine für Kranke erbauliche Predigt declamirt, wobey auch ein Paar Verſe aus den Pſalmen abgeſungen werden; es iſt aber immer eine und dieſelbe Predigt, welche von einem Prädicanten abgefaßt und von dem Vorleſer auswendig gelernt worden iſt, wiewohl dieſes nichts zu bedeuten hat, denn nach zweymal 14 Tagen ſind mehrentheils andere Kranke, welche dieſe Predigt noch nicht gehört haben, vorhanden, und die alten heraus gegangen.

Das

Das Rühmenswürdigſte in dieſem Hoſpitale, und was zur Ehre der oſtindiſchen Compagnie nie genug geprieſen werden kann, iſt dieſes, daß auſſer denjenigen, welche mit veneriſchen Krankheiten behaftet ſind, ein jeder, der von einem Schiffe als Patient in dieſes Hoſpital gebracht wird, die Verpflegung und Medicamente nicht allein ſo lange, als das Schiff auf der Rhede liegt, ſondern auch 6 Wochen lang umſonſt, und mit Beybehaltung ſeines völligen Gehaltes genießt; nachher aber, und wenn er länger darin bleibt, wird der halbe Sold zu Beſtreitung der Unkoſten einbehalten. Diejenigen aber, welche wirklich in Dienſten der Compagnie auf dem Vorgebirge ſtehen, und in ſolchem Dienſte erkranken, folglich in das Hoſpital gebracht werden, können 6 Monate lang umſonſt, und mit Beybehaltung ihres völligen Soldes, verpfleget und mit Arzeney verſorget werden; nach Verlauf von 6 Monaten aber, und wenn ſie ſodann nicht geneſen, wird ihnen der halbe Sold für die Unkoſten abgezogen. Wird aber Jemand unter Jahr und Tag nicht hergeſtellt, ſondern bleibt kränklich, oder iſt ſonſt gebrechlich, ſo wird er nach dieſer Zeit als unbequem oder zum Dienſt untauglich mit halbem Sold nach Europa geſchickt, darf aber alsdann weder auf dem Schiffe arbeiten, noch die ſonſt gewöhnlichen 20 Fl. für den Rudergang bezahlen. Alle Veneriſche hingegen, welche in das Hoſpital und in die Poccage gebracht werden, genießen, von Stunde an, nur ihren halben Sold, und müſſen überdies dem Medico noch 10 Rthlr. Arztlohn bezahlen, wovon der Arzt die erhaltenen Medicamente bezahlen, oder ſolche ſelbſt liefern muß.

Sobald ein Patient in dieſem Hoſpitale ſtirbt, muß es der Unterſiechenvater melden, welcher ſofort des Verſtorbenen Kaſten in Gegenwart der neben liegenden Kranken verſchließt, den Namen des Verſtorbenen und den Sterbetag auf dem Kaſten notiret, ſol-

chen in eine Kammer über den Verband bringen läßt, und den Schlüſſel des Kaſtens dem Buchhalter übergiebt, welcher gleichfalls das Datum in das Hoſpitalbuch einträgt, und in dem monatlichen Rapport aufführt. Ein Paar Sclaven müſſen in den ſo genannten Dünen, welches eine ſandige Gegend auſſerhalb der Stadt am Strande der Bay iſt, für alle im Hoſpitale Verſtorbene die Gräber machen; und wenn der Oberſiechenvater den Tod einer oder mehrerer Perſonen an die Hauptwache hat melden laſſen, werden für jeden erblaßten Körper 6 Mann Soldaten beſtellt, welche mittags bey der Hauptwache erſcheinen, ſich bey dem wachthabenden Sergeanten melden, und ſodann den Todten bis an die Dünen tragen müſſen, wo er von gedachten Sclaven eingeſenkt wird. Hat der Verſtorbene einige Kleidungsſtücke hinterlaſſen, ſo eignet ſich der Oberſiechenvater dieſelben zu, allein die Mondirungen der Soldaten des Caſtelles muß er dem Sergeanten der Compagnie abliefern. Wenn nun von verſchiedenen Verſtorbenen eine ziemliche Anzahl Kaſten mit deren Verlaſſenſchaften, welche beſonders bey den von Batavia kommenden Leuten am beträchtlichſten ſind, vorhanden iſt, wird zu deren öffentlichen Verkauf ein Tag angeſetzt, an welchem der Auctionscommiſſarius mit den Polizeyboten in das Hoſpital kommt, die Kaſten eröffnet, und alles darin befindliche, in Gegenwart zweyer Deputirteu des Waiſenamtes und des Buchhalters des Hoſpitales, öffentlich verauctioniret, dabey aber in ein Regiſter den Namen des Erblaſſers, die in ſeinem Kaſten vorgefundenen Sachen und deren Werth ſpecificiret. Wird bey einem oder andern Verſtorbenen ein Teſtament gefunden, ſo wird, wenn er der Compagnie nichts mehr ſchuldig iſt, der Betrag des aus ſeiner Verlaſſenſchaft gelöſeten Geldes, nebſt dem, was er etwa an monatlichem Solde zu gute hat, ſeinen Erbnehmern verabfolget. Wenn der Erbnehmer

in

in Holland wohnhaft und eine bekannte Perſon iſt, ſo iſt ſolche Erbſchaft ohne viele Umſtände zu erheben. Soll aber eine Erbſchaft auſſer Landes verabfolget werden, ſo werden ſo viele Schwierigkeiten dabey gemacht, und ſo viele Beſcheinigungen und Legitimationen erfordert, auch Unkoſten verurſachet, daß, wenn die Erbſchaft nicht ſehr beträchtlich iſt, man beſſer thut, ſolche fahren zu laſſen, als Mühe und Koſten darauf zu verwenden. Hat der Verſtorbene kein Teſtament gemacht, und hat in Holland keine Aeltern, Frau oder Kindeer hinterlaſſen, welche ſich darnach erkundigen, ſo zieht die Compagnie von dem gelöſeten Gelde dasjenige ab, was der Verſtorbene etwa noch reſtiret, das übrige aber wird der Waiſenkammer, unter dem Titel: von unbekannten Erben, zugeeignet. Von den in Indien Verſtorbenen, welche bereits viele Jahre gedient und auf ihre Rechnung einigen Sold zu gute haben, gewinnt die Compagnie jährlich ſehr vieles; denn ein jeder, der ſeine Transportſchuld bezahlt hat, muß jährlich 4 Monate Sold auf Rechnung ſtehen laſſen; und obſchon ſolches bey einzelnen Individuis der niedrigſten Claſſen nur in einigen hundert Gulden beſtehen dürfte, ſo beträgt doch die Summe davon, im Ganzen genommen, ein großes Capital, weil man ſicher annehmen kann, daß von den nach Oſtindien gehenden Perſonen die Hälfte ſterben, und, wenn man diejenigen dazu rechnet, welche ſich daſelbſt niederlaſſen, kaum der dritte Theil wieder nach Europa zurück kommt.

Es mag aber einer, der in der Compagnie Dienſten geſtanden hat, es ſey in Afrika, oder Indien, oder auf einem Schiffe, was für ein Schiff es auch ſey, geſtorben ſeyn, ſo kann man auf den oſtindiſchen Häuſern in Holland einen Todtenſchein darüber bekommen, wenn man nur den Namen und Geburts-

ort des Verſtorbenen, das Jahr und den Namen des Schiffes, mit welchem er abgereiſet iſt, weiß.

In dieſem Hoſpitale werden von Zeit zu Zeit dreyerley Ausmuſterungen der Geneſenen vorgenommen. Erſtlich, ehe ein Schiff wieder abſegelt, werden die auf daſſelbe gehörige Kranken insgeſammt aufgerufen, und die Reconvalescirten werden wieder auf das Schiff gebracht, die übrigen Kranken aber bleiben zurück. Zweytens, wenn etwa ein Schiff Mangel an Volk hat, ſo werden diejenige Reconvalescirte, deren Schiffe nicht mehr gegenwärtig ſind, ausgehoben, und auf ein ſolches Schiff beſchieden. Sind keine Schiffe vorhanden, welche einige Mannſchaft begehren, ſo werden die vorhandenen Reconvalescirten für das Caſtell, für die Matroſenkage und für die Buytenpoſten ausgehoben.

Menzel's Beſchreib. des Vorgeb. der guten Hoffn. Th. 1, S. 174, fgg.

Pyl neues Magazin für die gerichtl. Arzneikunde ꝛc. 2 B. 3 St. S. 119, fgg.

* *
*

Jo. Henr. Groſſer analyſis medico-oeconomica in bonam hoſpitalium conſtitutionem Herbip. 1766, 8. 3 u. e. h. B.

Hrn. Commerc. Rath Geutebrück Anmerkungen über die ſo genannten Hoſpitäler, ſt. in D. G. Schrebers neuer Cameralſchr. 3 Th. (Halle, 1766, gr. 8.) S. 710 — 720. Siehe oben, S. 127.

Thoughts on hoſpitals, by *John Aikin*, Lond. 1772. Siehe oben, S. 154.

Maniere ſur la meilleure maniere de conſtruire un Hopital des Malades, par *M. A. Petit.* á Par. 1774, 4. 2 B. u. 2 K. T. Siehe oben, S. 168.

In Mémoires ſur differens ſujets de litterature, par *M. H. Mongez*, a Par. 1780. 8. hat der erſte Aufſatz das Alterthum der Hoſpitäler, beſonders derer, die zur Linderung der Kranken und Schwachen beſtimmt ſind, zum Gegenſtande.

Maret, ſ. oben, S. 173, fgg.

Joh. Hunczovsky mediciniſch-chirurgiſche Beobachtungen auf ſeinen Reiſen durch England und Frankreich, beſonders über die Spitäler, Wien, 1783. gr. 8. 21 B.

Entwurf zu einem allgemeinen Krankenhauſe, verfaſſet von Joh. Pet. Xaver Fauken. Wien, 1784, gr. 8. 10 B. u. 4 K. T. Siehe oben, S. 200, fgg.

Ueber

Ueber die Einrichtung kleiner Hoſpitäler in mittlern und kleinern Städten, (von Jo. Ge. Reyher) Hamb. und Kiel, 1784, 8. 6 B. Siehe oben, S. 239, fgg.

Mémoire ſur l'établiſſement des Ecoles de Medecine pratique à former dans les principaux Hopitaux civils de la France, à l'inſtant de celle de Vienne, pour perfectionner l'art de la Medecine pratique, & la faciliter aux jeunes Medecins, par *M. Würtz*, à Par. 1784, 8. 3 B.

Idées ſur les ſecours à donner aux pauvres malades dans une grande ville, à Philadelphia (à Paris) 1786, 8. 4 B.

Eſſai ſur les etabliſſemens neceſſaires & les moins dispendieux pour rendre le ſervice dans les hopitaux vraiment utile à l'humanité. Par Mr. *Dulaurens*. à Par. 1787.

Max. Stoll über die Einrichtung der öffentlichen Krankenhäuſer, herausgegeben von *Ge. Adalb. von Beckhen.* Wien, 1788. 8. 5 B. Siehe oben, S. 247. fgg.

C. L. Hoffmann über die Nothwendigkeit einem jeden Kranken in einem Hoſpital ſein eignes Zimmer und Bette zu geben. Mainz, 1788, 8. 2 u. e. h. Bog. Siehe oben, S. 263, fgg.

Das allgemeine Krankenhaus in Mainz, entworfen von R. Strack. Frf. M. 1788, 8. 5 u. e. Viert. Bog. Siehe oben, S. 264. und 471, fgg.

Kranken-Haus und Hoſpital, in Aberdeen; ſ. oben, S. 428.
— — — — — — in Altona, S. 553, fgg.
— — — — — — in Amſterdam, S. 429, f.
— — — — — — in Berlin, S. 504, fgg.
— — — — — — in Bourdeaux, S. 380, fgg.
— — — — — — in Breslau, S. 571.
— — — — — — in Briſtol, S. 408, f.
— — — — — — in Cambridge; S. 426.
— — — — — — in Caſſel, S. 491, f.
— — — — — — in Coimbra, S. 402, f.
— — — — — — in Deptford, S. 409, f.
— — — — — — in Dresden, S. 496, f.
— — — — — — in Dublin, S. 428.
— — — — — — in Edinburgh, S. 427.
— — — — — — in Florenz, S. 314. fgg.

Kranken-Haus und Hoſpital, in Frankfurth am Mayn, S. 492, fgg.
— — — — — — in Genua, S. 312, fgg.
— — — — — — in Goa, S. 571, fgg.
— — — — — — in Göttingen, S. 548, fgg.
— — — — — — in Grenoble, S. 374.
— — — — — — in Hamburg, S. 566, fgg.
— — — — — — in Kopenhagen, S. 274, fgg.
— — — — — — in Leiceſter, S. 426, f.
— — — — — — in Leipzig, S. 498, f.
— — — — — — in London, S. 410, fgg.
— — — — — — in Lyon, S. 391, fgg.
— — — — — — in Madrid, S. 400, fgg.
— — — — — — in Mailand, S. 305, f.
— — — — — — in Marſeille, S. 374, fgg.
— — — — — — in Maynz, S. 472, fgg.
— — — — — — in Montpellier, S. 378, fgg.
— — — — — — in München, S. 483, fgg.
— — — — — — in Napoli, S. 321, fgg.
— — — — — — in Neuſtadt in Ober-Schleſien, S. 571.
— — — — — — in Norwich, S. 425, f.
— — — — — — in Oxford, S. 426.
— — — — — — in Paris, S. 323, fgg.
— — — — — — in St. Petersburg, S. 283, fgg.
— — — — — — in Rocheſort, S. 384, f.
— — — — — — in Rochelle, S. 383, f.
— — — — — — in Rom, S. 317, fgg.

Kranken-Haus und Hoſpital, in Rouen, S. 385, fgg.
— — — — — — in Salzburg, S. 483, f.
— — — — — — in Stadt am Hof, S. 491.
— — — — — — in Stettin, S. 548.
— — — — — — in Stockholm, S, 281, fgg.
— — — — — — in Stralſund, S. 526 fgg.
— — — — — — in Strasburg, S. 399.
— — — — — — in Tondern, S. 280, f.
— — — — — — in Toulon, S. 377.
— — — — — — in Toulouſe, S. 378.
— — — — — — in Turin, S. 302, fgg.
— — — — — — in Venedig, S. 312.
— — — — — — auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung, S. 573, fgg.
— — — — — — in Warſchau, S. 295, fgg.
— — — — — — in Wien, S. 430, fgg.
— — — — — — in Wunſiedel, S. 482.
— — — — — — in Würzburg, S. 473, fgg.
— — — — — — in York, S. 427.

Man findet auch an einigen Orten beſondere Krankenhäuſer für Thiere, oder Thierhoſpitäler. Das merkwürdigſte iſt wohl das k. k. Thierſpital in Wien. Die Lage deſſelben, welche an der Landſtraße in der Rabengaſſe an dem erhabenſten, geſundeſten und ſchönſten Orte der ganzen Wienſtadt iſt, iſt in Anſehung der Größe, des Raumes und des großen Gartens wegen, ganz einem Thierſpitale angemeſſen; nur die Anlagen und Lagen der Gebäude ſind dürftig, unregelmäßig und ſchlecht. Denn nahe am Hörſaale iſt die

Schmie-

Schmiede angebracht, ſo, daß das Hämmern der Schmiede und das Hauen der Pferde, die Vorleſungen gar ſehr ſtöret.

Der Grund zu dieſem rühmlichen Inſtitute wurde von Joſeph II. im J. 1769 geleget, und Hr. Wolſtein von dem Hrn. Feldmarſchall Lascy und Reichsritter Hrn. v. **Brambilla**, zu einer wiſſenſchaftlichen Reiſe als Thierarzt vorgeſchlagen. Hierauf trat Hr. Wolſtein in Geſellſchaft eines Fahnenſchmiedes, der ihm als Gehülfe zugegeben wurde, mit k. k. Unterſtützung ſeine Reiſen in fremde Länder an, und brachte ganze 6 Jahr mit Beobachtungen und Studieren in der Thierarzenehwiſſenſchaft zu. Im September 1777 kam das Thierſpital nebſt der Schule zur Bildung geſchickter Thierärzte zu Stande. Ueber das ganze Inſtitut führt die Oberaufſicht der Hofkriegsrath, und das Protectorat der General der Cavallerie, Fürſt Carl von Lichtenſtein; im Spitale, Hr. Wolſtein und der darin auch wohnende Obriſtwachtmeiſter. Die Zahl der kranken Pferde beläuft ſich mehrentheils auf 20 bis 30 Stück; die größte Zahl iſt 40 bis 50 Stück. Jedermann kann kranke Thiere gegen Bezahlung des Futters und der Arzeneyen in das Spital geben; in welchem immer ſo viele angenommen werden, als Raum zu ihrem Unterbringen vorhanden iſt. Zur Wartung und Pflege der Kranken ſind alte Invaliden angeſtellt. Krankes Hornvieh und Schaafe werden nur dann erſt in das Spital aufgenommen, wenn ſich bereits eine Seuche ganz nahe in der Gegend von Wien befindet. Die Schüler können Einländer und Fremde ſeyn; aber nur die Fahnenſchmiede von den k. k. Regimentern haben freye Wohnung im Spital. Es befinden ſich auch Zöglinge hier, welche von verſchiedenen deutſchen Höfen hergeſchickt worden ſind, die Wiſſenſchaft zu erlernen und zu treiben. Nicht bloß angehende Aerzte und Wundärzte von Wien, ſondern

auch

auch Civil- und Miltärſchmiede, Bereiter, Stallmeiſter und Oekonomen, beſuchen dieſe Anſtalt.

Auserleſ. Beyträge zur Thierarzneykunſt, 3 St. (Lpz. 1788, 8.) S. 253, fgg.

Die Banjans, oder indianiſchen Heiden in Bengalen ꝛc. haben von den angebeteten Weiſen (Braminen) gehört, daß die Seele zwar unſterblich ſey, daß ſie aber vorher durch den Körper vieler Thiere wandern müſſe, ehe ſie zum Genuß einer vollkommenen geiſtlichen Glückſeligkeit gelange. Daher kömmt ihre große Sorgfalt, die Thiere zu erhalten und Hoſpitäler für dieſelben zu ſtiften. So gedenkt z. B. **Ovington**, in ſeiner Reiſe nach Surate, eines großen Hoſpitales nahe bey Surate, welches die Benjans für Kühe, Pferde, Ziegen, Hunde, und andere kranke, lahme, gebrechliche, oder vor Alter zur Arbeit untüchtig gewordene Thiere unterhalten. Jeder Benjan glaubt, in einem Hunde oder Pferde ſeinen nächſten Blutsfreund zu erblicken; daher ſind ſie ſo mitleidig gegen die Thiere. Geſetzt, es könnte jemand ſeine Kuh oder ſeinen Ochſen nicht mehr gebrauchen, und er wollte ihn, entweder um das Futter zu erſparen, oder um des Fleiſches willen, ſchlachten, ſo wird ſich gar bald ein gutherziger Banjan finden, welcher das Thier von dem Eigenthümer für ſich ausbittet, ja es bisweilen um einen ſehr hohen Preis kauft, und es nach dieſem Hoſpitale bringt, wo es bis an ſein Lebensende wohl gewartet und gepflegt wird. Nicht weit von dieſem Gebäude, iſt ein anderes für Wanzen, Flöhe, und anderes Ungeziefer, welches ſich vom Menſchenblute nährt. Damit nun dieſe Thiere ihrer Natur gemäß ernährt werden, miethet man von einer Zeit zur andern einen armen Menſchen, damit er eine Nacht in dieſem Hoſpitale ſchlafe. Aus Furcht aber, ein ſolcher gedungener Menſch möchte die hungerigen Inſecten bey ihrer Mahlzeit ſtören, oder ſie mit der Hand verſcheuchen, oder der

Schmerz

Schmerz möchte ihn nöthigen, ehe ſie ſich ſättigt haben, wieder aufzuſtehen und wegzulaufen, bedient man ſich der Vorſicht, ihn auf dem Bette feſt anzubinden, damit ſeine Gäſte ungehindert und hinzulänglich genähret werden.

In Amadabat, der Hauptſtadt von Guzurate, im mogoliſchen Reiche, giebt es 2 oder 3 Thierhoſpitäler, wo man lahme und ſchwächliche Affen, auch ſogar geſunde, wenn ſie darin zu bleiben Luſt haben, ernährt.

Kranken=Hütte, auf dem Lande, in epidemiſchen Krankheiten; ſ. im XI Th. S. 124, fgg.

Kranken=Lager, das Lager, d. i. das Bett eines Kranken, das Krankenbett; imgl. der Zuſtand, da jemand krank daniedet liegt. Nach einem zweymonatlichen Krankenlager.

Siehe oben, S. 40, f. und 91.

Kranken=Pfleger, ſiehe Kranken=Wärter.

Kranken=Schiff, bey einer Flotte oder Eſcadre, ein Schiff, auf welches die Kranken von der Flotte gebracht, und daſelbſt curiret werden; das Hoſpitalſchiff. Siehe Kriegs=Hoſpital.

Kranken=Sopha, oder Bett, deſſen wichtigſter Nutzen iſt, daß man darauf einem Kranken, der nicht lange einerley Lage aushalten kann, dieſelbe auf die ſanfteſte Art verändern, und, ohne ihn zu ſtören, in allen Inclinationsgraden liegen und ſitzen machen kann. Dies zeigt der Mechanismus im Aufriſſe, Fig. 2770 a), und Grundriſſe, Fig. 2770 b). Der Sitz des Canapees, der ſonſt gewöhnlich nur aus einem mit Gurten beſpannten Rahmen beſteht, hat hier drey dergleichen Rahmen, a, b, c, davon der mittelſte a feſt liegt, die beyden andern b und c aber, welche mit ſtarken Bändern an a hängen, beweglich ſind; denn c kann durch den darin feſt eingezapften Bock, d, und ein Paar Schnüre l, welche um die bewegliche Welle f laufen, bis

biſ zu einer ſenkrechten Stellung in die Höhe gewunden und eben ſo der untere Rahmen b, worauf die Füße des Kranken liegen, durch die Welle g bis zur Erde herab gelaſſen, und dadurch dem Kranken, mit allen ſeinen Matratzen und Betten, eine Lage gegeben werden, als wenn er auf einem Stuhle ſäße. Die beyden Wellen h und f, haben innerhalb der Stollen des Bettes, in i, ein Stellrad mit einer Feder k, wodurch ſie in jeder Inclination feſt geſtellet werden können, welches nöthig iſt. l und m, ſind ſchwach gepolſterte Einſetzrahmen zum Kopfe und zu Füßen. e, iſt ein kleines Fußbret an dem Rahmen b, damit der Kranke die Füße darauf ſetzen kann. Zum Eſſen, Leſen oder Schreiben des Kranken, iſt n ein kleiner beweglicher Tiſch, welcher durch die Streben p gerade oder ſchräg als ein Pult geſtellet werden kann, ſich oben in zwey Zapfen h bewegt, und, wenn er nicht gebraucht wird, unten zu Füßen auſſerhalb, wie in h o, herab hängt. Eben ſo leicht kann man dieſen Sopha, durch Einſchiebung zweyer Seitenbretter, Fig. 2770 c), ganz zu einem Bette machen. Hat man nicht ſehr breiten Gurt, ſo müſſen die drey Sitzrahmen etwas dichter begurtet werden.

Journal der Moden, Jan. 1789, S. 39, f.

Siehe auch **Kranken-Stuhl.**

Kranken=Spital, ſiehe **Kranken=Haus.**

Kranken-Stall, für Pferde; ſiehe **Marſtall.**

Kranken=Stube, eine Stube, worin ſich ein oder mehrere Kranke befinden. Imgleichen eine Stube, welche für kranke Perſonen beſtimmt iſt; in der anſtändigern Sprechart, das **Krankenzimmer.**

Die Unterſuchung, wie ein heilſames, wenigſtens unſchädliches Zimmer, in welchem der Kranke danieder liegt, beſchaffen ſeyn müſſe, iſt allerdings der Mühe werth, da die Erfahrung ſchon oft, theils in öffentlichen Krankenhäuſern, theils in Privatwohnungen ge=

gelehrt hat, daß eine übel beſchaffene Krankenſtube minder gefährliche Krankheiten bösartig gemacht hat. Es iſt dieſes Punctes bereits oben, bey Beſchreibung der Einrichtung öffentlicher Krankenhäuſer, Erwähnung geſchehen. Hier will ich die Eigenſchaften eines guten Krankenzimmers im Zuſammenhange, vornämlich in Abſicht der Privatwohnungen, anzeigen. Zwar wird nur der kleinere Theil begüterter Hausmütter meine hierüber zu machende Bemerkungen im ganzen Umfange nutzen können, weil der größte Theil menſchlicher Wohnungen ſo beſchaffen iſt, daß ſelten unter den Zimmern eine beſondere Wahl angeſtellet werden kann. Wer nur eine, höchſtens zwey oder drey Stuben zu ſeinem nothdürftigen Gebrauche beſitzt, der muß ſich mit ſeinen kranken Hausgenoſſen ſo gut als möglich zu behelfen ſuchen. Indeſſen wird doch manche gute Vorſichtigkeitsregel, auch von dürftigen Hausmüttern genutzet werden können, um ihrem Kranken in einer eben nicht wohl eingerichteten Stube mehrere Bequemlichkeit zu verſchaffen.

Eines der erſten und nöthigſten Erforderniſſe eines guten Krankenzimmers iſt, daß es geräumig und wenigſtens von mittlerer Größe ſey. Dieſes iſt aus ſehr vielen Gründen nöthig, und für den Kranken heilſam. Denn erſtlich wird ein enges Zimmer viel geſchwinder mit ungeſunden Ausdünſtungen angefüllt, die dann der Kranke am meiſten einathmen muß. In einem großen Zimmer kann man dem Bette des Kranken die bequemſte Stelle geben, wo man ihm auf allen Seiten beykommen und erforderliche Handreichung thun kann; ja, man kann den Ort des Bettes nach Beſchaffenheit der Umſtände verändern; z. B. bey größerer oder geringerer Wärme des Zimmers, kann man daſſelbe dem Ofen oder dem Kamine nähern, oder ſolches davon entfernen; auch dann, wann durch Zugluft das Zimmer erfriſchet wird, kann man in einem

et-

etwas weitläuftigern Zimmer das Bett des Kranken ſo ſtellen, daß ihn der Durchzug nicht trifft. Enge Krankenſtuben, beſonders in welchen mehrere beyſammen liegen, wie in Hoſpitälern, oder zur Zeit herrſchender Krankheiten, auch in Privathäuſern, geſchieht, ſind durchaus ſchädlich. Wenn denn aber, in dem traurigen Falle, daß mehrere Perſonen in einer Familie zugleich erkranken, der Platz wirklich mangelt, und enge Zimmer nicht zu vermeiden ſind, ſo beobachte man doch wenigſtens die Vorſichtigkeitsregel, daß man die Stuben nicht durch allzu viele Menſchen, welche zur Wartung und Pflege des Kranken gar nichts beytragen, anfülle. Aller unnöthiger Beſuch muß aus ſolchen Zimmern entfernt bleiben, nur dem Arzte und der Wärterin ſteht der Zutritt offen; alle übrige Perſonen müſſen wenigſtens nur einzeln zum Beſuch zugelaſſen werden. Durch nichts können einem Kranken ſeine Leiden mehr verſüßet, und im Gegentheil durch nichts unerträglicher gemacht werden, als durch die Umſtehenden. Was kann einem Kranken angenehmer ſeyn, als wenn einige wenige Perſonen, die er liebt, ſein Lager umgeben, und ihm eine angenehme, ſeiner dermaligen Faſſungskraft und ſeinen Lieblingsneigungen gemäße Unterhaltung zu verſchaffen ſuchen; und was unerträglicher, als wenn Leute, die ihm gleichgültig, oder gar verhaßt ſind, ihm mit Klagen und fadem Geſchwätze beſchwerlich fallen! Siehe oben, **Krankenbeſuch**.

Was ein Zimmer, beſonders zum Krankenzimmer empfiehlt, iſt die Höhe. Je höher ſolches iſt, deſto reiner wird die Luft in demſelben erhalten werden können. Die Ausdunſtungen des Kranken und die Wärme ſteigen, bekanntermaßen, in die Höhe. Iſt nun die Stube niedrig, ſo fällt beydes auf den Kranken zurück, ſobald die obere Gegend von Hitze und Dünſten erfüllt iſt. Daher werden niedrige Stuben ſehr leicht warm, weil die Wärme von der obern Decke bald

zurück ſchlägt und in der untern Gegend ſich aufhalten muß. Hat hingegen das Zimmer eine beträchtliche Höhe, ſo zerſtreuen ſich in derſelben Wärme und Dünſte, und verlieren ſich eher, als daß ſie auf den Kranken unmittelbar zurück fielen.

Noch eine weſentliche Eigenſchaft eines guten Krankenzimmers iſt, daß es an einem ſtillen Orte des Hauſes, wo kein Geräuſch iſt, gelegen ſey, damit der Kranke nicht ſo viel geſtöret werde, beſonders wenn derſelbe der Ruhe bedarf. Stuben, welche im Vordertheile des Hauſes an einer Straße liegen, wo viele Geſchäfte betrieben werden, alſo ein beſtändiges Gewühl von Menſchen iſt, ſind zu Krankenzimmern gar nicht ſchicklich. Sie ſind, wegen des beſtändigen Geräuſches, theils unbequem, theils können ſie auch leicht auf andere Art nachtheilig werden, wenn z. B. unvermuthet Lärm auf der Straße entſteht, wodurch der Kranke erſchreckt und ihm dadurch geſchadet wird. Auch muß man nicht in ſolche Stuben den Kranken bringen, welche nahe an der Haupttreppe des Hauſes liegen, beſonders wenn die Thür, wie man oft findet, gegen die Treppe ſtößt. In großen Häuſern beunruhigt das viele Hinauf- und Herablaufen den Kranken, zu geſchweigen, daß er auch hier durch Gepolter erſchrecket werden kann; und der heftige Zug, den man gemeiniglich auf den Treppen bemerkt, dringt zu leicht in das Zimmer ein, und verurſachet, vielleicht zu unrechter Zeit, eine nachtheilige Erkältung.

Zimmer, welche vermittelſt eines Kamines erwärmet werden, verdienen in aller Rückſicht den Vorzug vor denen, welche mit einem Ofen verſehen ſind; beſonders ſind eiſerne Oefen in Krankenſtuben nicht zu empfehlen, weil ſolche gar zu ſchnell erhitzet werden, und alſo verurſachen, daß die nöthige Mäßigung der Wärme überſchritten wird. Ein Windofen kann allenfalls die Stelle eines Kamines vertreten.

Iſt

Iſt es irgend möglich, eine andere Einrichtung zu treffen, ſo entferne man ſeine Kranke aus feuchten, dumpfigen Zimmern. Oft wird man geſehen haben, daß man den Kranken, um ihn nicht in der Wohnſtube zu haben, in der guten Abſicht ſeine Bequemlichkeit und Ruhe zu befördern, in ein anderes Zimmer brachte, welches vielleicht ſeit einem halben Jahre nicht geöffnet war, wo Wände und Geräthe von hervor dringenden Feuchtigkeiten benetzet wurden, folglich lange verſchloſſene, dumpſige, ungeſunde Luft von dem Kranken eingeathmet werden mußte. Dieſer Fehler muß ſchlechterdings vermieden werden, oder man muß vorher durch Einheitzen und durch Zugluft das Zimmer auszutrocknen und die Luft in demſelben zu reinigen ſuchen. In manchen maſſiven Häuſern, beſonders in gewölbten tief liegenden Stuben, wird dieſes ſchwerlich bewerkſtelliget werden können; der Kranke iſt aber auch zu beklagen, deſſen trauriges Verhängniß ihn in einen ſolchen Kerker einſchließt. Durch ſolche feuchte, dumpfige Luft wird die Geneſung merklich verzögert, und bey mancher langwierigen Krankheit wird die Wiederherſtellung gänzlich unmöglich gemacht, wenn nicht das Krankenzimmer verändert, und dem Kranken zuträglichere Luft verſchaffet wird.

Endlich muß ich noch eines Umſtandes erwähnen, auf den bey der Wahl eines Krankenzimmers Rückſicht zu nehmen wäre, welcher aber wohl am ſeltenſten in der Gewalt der Hausmutter ſteht; es wäre denn, daß ſie ein großes, mit mehrern Zimmern verſehenes Haus zu ihrer alleinigen Diſpoſition beſäße. Es müßte nämlich die Krankenſtube im Winter gegen Mittag, und im Sommer gegen Mitternacht, gelegen ſeyn. Im Winter ſind die Zimmer, welche gegen Mittag liegen, weit leichter, als andere, zu erwärmen, man hat auch beſſere Gelegenheit, während daß die Mittagsſonne ſcheint, die Fenſter zu öffnen, und friſche

Luft hinein zu laſſen. Hingegen ſind im Sommer die Stuben, welche gegen Mitternacht liegen, viel kühler, und der Kranke iſt in denſelben nicht der drückenden Hitze brennender Sonnenſtrahlen ausgeſetzt, welches in vielen, beſonders mit Hitze verbundenen Krankheiten ungemeine Erleichterung und Erquickung verſchaffen wird.

Daß in dem Krankenzimmer alle, zum Behuf des Kranken erforderliche Bedürfniſſe bey der Hand ſeyn müſſen, um unnöthiges Laufen und Unruhe zu vermeiden, verſteht ſich von ſelbſt; doch muß auch für die Reinlichkeit aller dieſer Dinge, beſonders derer, welche den Unrath des Kranken aufnehmen, möglichſt geſorget werden.

Von der Vorſorge für reine und geſunde Luft in dem Krankenzimmer, ſ. oben, S. 47, fgg.

Kranken-Stuhl. Ein, beſonders auch für Kindbetterinnen ſehr bequemer, Krankenſtuhl iſt derjenige, der unten eine Art von Fußbret hat, welches nicht nur die Füße warm hält, ſondern welches man auch nach Belieben in die Höhe ziehen kann, ſo wie die Lehne auf eben dieſe Weiſe hinten hinunter gelaſſen, und dieſer Stuhl in eine Art von Bette verwandelt wird. Wenn man ſich deſſelben bedient, ſo kann man, wenn der Kranke ſchwach iſt, oder wenn das Sitzen ihn ermüdet, ihn ſehr erleichtern und ſein Lager ſo bequem als möglich machen. Da dieſer Stuhl auf Rollen ſteht, ſo kann er leicht weggeſchoben werden; und es kann, vermittelſt deſſelben, der Kranke ohne Beſchwerden und ohne alle üble Folgen eine lange Zeit auſſer dem Bette bleiben. In Fig. 2771, ſieht man dieſen Stuhl abgezeichnet.

a, die Lehne des Krankenſtuhles.
b, der Sitz.
c, das Fußbret.

d, eine Stütze für die Lehne, wenn ſolche herunter gelaſſen iſt. Sie iſt an dem Stuhle durch Angeln befeſtigt.

Durch die Armlehnen gehen Stücke Gurt, die an dem Fußbrete und der Lehne befeſtigt ſind.

Kranken-Wärter, (der) **Krankenpfleger**, Fämin. die **Krankenwärterin**, **Krankenpflegerin**, Fr. Infirmier, Infirmière, eine Perſon, welche dazu beſtimmt iſt, Kranke zu warten.

Bey den Römern ward der Name Clinicus, womit man eigentlich einen Arzt belegte, welcher innerlich curirte, und alſo die Artem clinicam im Gegenſatze der Chirurgie trieb, unter den Kaiſern nach und nach verächtlich, und bedeutete einen Krankenwärter, der unter des eigentlichen Arztes Aufſicht den Kranken verpflegte. Daher wurden ſolche Leute, welche gemeiniglich Sclaven waren, auch ſpottweiſe Medici ad matulam (Aerzte bey dem Nachtopfe) genannt.

Man hat bisher in öffentlichen Krankenanſtalten den Werth und Einfluß der Krankenwärter auf das Wohl der Kranken weit geringer geſchätzt, als er verdient. Daher geſchieht es auch nicht ſelten, daß ſich Leute dieſer Art von Beruf widmen, die von den dazu erforderlichen Kräften und Fähigkeiten ſo weit entfernt ſind, daß ſie darin eher ſchaden, als nützen. Dieſem Uebel wäre bey den meiſten Krankenanſtalten abzuhelfen ſo ſchwer nicht. Da die meiſten dieſer Stiftungen reicher ſind, als ſie ſcheinen wollen, ſo wäre es Verdienſt um die leidende Menſchheit, durch hinlänglichen Gehalt, zuweilen auch auſſerordentliche Vergeltungen, die Wachſamkeit, die Sorgfalt und den guten Willen derjenigen aufzumuntern und zu belohnen, die in dieſem Berufe ſich der Erleichterung und Wartung hülfloſer Kranken aufopfern, und man würde ſie dadurch in den Stand ſetzen, in den Tagen des höhern Alters eine durch ſo viele Mühe, Nachtwachen,

überſtandene Gefahr bey anſteckenden Krankheiten, und andre mit ihrem Berufe verknüpfte Unannehmlichkeiten, mehr als zu wohl verdiente Ruhe zu genießen. Würde man dieſes thun, ſo hätte man ſich ſtillſchweigend ein Recht erworben, in der Wahl und Prüfung der bey Krankenhäuſern anzuſtellenden Wärter und Wärterinnen etwas ſtrenge zu ſeyn, da hingegen bey der an den meiſten Orten in dieſem Puncte gemachten Einrichtung, man zufrieden ſeyn muß, wenn ſich nur Jemand dieſem Geſchäfte unterzieht, und wenn es Leute thun, die ſonſt nichts in der Welt weiter anzufangen wiſſen. Man wäre alsdann auch eher befugt, ihnen weniger Fehler in ihrem Verhalten zu überſehen, als bey der alten Einrichtung gewöhnlich geſchieht, wo der Arzt und Wundarzt über manches genöthigt ſind, die Augen zu zudrücken, damit ſie nicht die, ſolchen Leuten gewöhnliche Antwort zu hören bekommen: wir thun was wir können, d. h. wir thun, je nach dem wir belohnt werden. Denn es iſt unnütz, ſolche Leute mit Beweggründen aus der Moral allein zu genauer Erfüllung ihrer Pflichten ermuntern zu wollen, da ſie gemeiniglich von einer Herkunft und Erziehung ſind, die dieſe Beweggründe nicht tiefer, als auf die Oberfläche, dringen läßt. Rühmlich iſt es allerdings der römiſchen Kirche, daß die Krankenwärter und Wärterinnen in derſelben geminiglich Ordensgeiſtliche von beyderley Geſchlechte ſind, die dann freylich von dem Edeln dieſes Berufes beſſere Begriffe haben, auch durch ihre Situation der Nothwendigkeit überhoben ſind, ihn aus eigennützigen Abſichten zu üben.

Nichts iſt gewiſſer, als daß die römiſch-katholiſche Religion in wirklicher Ausübung der Liebe des Nächſten ſehr hervor leuchtet. Dieſes beweiſen die Triebe, womit die Beguinen, Nonnen, und manche andere Ordensgeiſtliche, nach der Liebe zu urtheilen, uneigennützig ſich der Krankenpflege unterziehen.

Die

Die Diener der Kranken, oder, wie man ſie in Italien nennt, des guten Sterbens, Fr. Clercs réguliers, ou Miniſtres des Infirmes, machen eine eigene Congregation aus, die einen gewiſſen Neapolitaner, **Camillus von Lellis**, zum Stifter hat, und im J. 1591 vom Papſte **Gregor XIV.** durch ein Breve zu einem geiſtlichen Orden erhoben wurde. Sie beſteht aus Prieſtern, Laienbrüdern und Oblaten. Die beyden erſtern ſind durch feyerliche Gelübde verbunden; die Oblaten thun nur ſchlechte Gelübde, und werden zu den Hausdienſten gebraucht. Ihre eigentliche Beſchäftigung iſt, in den Krankenhoſpitälern, auch ſogar in Peſtzeiten, zu dienen, und ihnen, beſonders in der Todesſtunde, geiſtlichen Troſt zu zuſprechen. Dazu verbinden ſie ſich bey ihrer Aufnahme in den Orden, auſſer dem Gelübde der Armuth, Keuſchheit und des Gehorſams, durch ein viertes nach der eigentlichen Abſicht dieſer Stiftung. Sie dürfen zwar für dieſe Dienſte keine Vergeltung fordern; wenn ihnen aber die Verwalter und Vorſteher der Hoſpitäler etwas geben wollen, ſo haben ſie die Erlaubniß, es anzunehmen. Sie haben eigene Profeßhäuſer, Noviziat= und Siechenhäuſer. Die Noviziat= und Siechenhäuſer können Einkünfte beſitzen, welches den Profeßhäuſern nicht erlaubt iſt, die nur ein Landgut haben dürfen, um friſche Luft zu ſchöpfen, und ſich zu erholen.

Italien iſt eigentlich der Hauptſitz, und das Magdalenenkloſter in Rom das erſte Haus dieſes Ordens. Sie haben zu Neapel, Mayland, Bologna, Mantua und in noch mehrern Städten, wie auch in Sicilien, anſehnliche Häuſer. Auſſerdem, daß ſie von der Gerichtbarkeit der Ordinarien befreyet ſind, hat man ihnen, damit ſie deſto fleißiger in den Hoſpitälern ſeyn möchten, auch die Mühe abgenommen, die Umgänge mitzuhalten, und andern öffentlichen Verrichtungen

beyzuwohnen, wozu die Religioſen ſonſt verpflichtet ſind, wenn ſie dazu gerufen werden. Sie genießen übrigens alle Privilegien, die den Orden des h. Benedict's und der Bettler, denen von der Geſellſchaft Jeſu, den regulirten Chorherren und andern Geiſtlichen, bewilligt ſind. Sie dürfen aber, wenn ſie einmal feyerlich Profeß gethan haben, in keinen andern, auſſer in den Karthäuſerorden, treten. Sie haben zwar eine eigene, von ihrem Stifter aufgeſetzte und von verſchiedenen Päpſten approbirte Regel; in der Hauptſache aber folgen ſie der Regel des h. Auguſtin's.

Seit 1764 giebt es auch Dienerinnen der Kranken, Fr. Soeurs ſervantes des Infirmes, in Lima, und zwar von zweyerley Gattung. Die erſten ſind wirkliche Kloſterfrauen, welche dieſelben Gelübde thun, als die Geiſtlichen dieſes Ordens, und die in ihrem Kloſter ein eigenes Hoſpital für arme Kranke unterhalten, welchen ſie unentgeltlich alle mögliche Hülfe leiſten. Die andern ſind eine Art von Tertianerinnen, die nur einfache Gelübde thun, und ſich als Krankenwärterinnen in der Stadt gebrauchen laſſen. In der Kleidung ſind ſie weiter nicht unterſchieden, auſſer daß die Kloſterfrauen auf dem Kopfe einen Weihel von Flor, die andern aber eine gewöhnliche Weiberhaube nach der jedesmaligen Mode tragen.

Barmherzige Brüder, werden die Brüder eines Mendicanten- (Bettel-) Ordens genannt, deren vornehmſte Verrichtung iſt, Werke der Barmherzigkeit an den Kranken auszuüben. Ihr Stifter iſt der h. Johannes de Deo, ein Spanier, welcher zuerſt in der Stadt Granada ein Hoſpital zur Verpflegung der Kranken anlegte, welches nach ſeinem Tode Fr. Antonius Martin beſorgte, und noch ein neues zu Madrid erbauete. Dieſes mildthätige Inſtitut fand ſogleich häufige Gutthäter, und verbreitete ſich ſehr weit, ſo, daß nicht nur durch ganz Spanien, ſondern auch Italien,

Deutſchland ꝛc. überall Klöſter für die Brüder erbauet und mit allen Erforderniſſen zur Wartung der Kranken verſehen wurden. An einigen Orten haben ſie 60 und mehrere Krankenbetten. Die Brüder tragen einen langen ſchwarzen Habit, und ein Scapulier darüber, welches etwas kürzer iſt, einen ledernen Gürtel, haben auch Strümpfe und Schuhe. Ueberhaupt folgen ſie der Regel des h. **Auguſtin's**, der ſie aber ihre beſondere Satzungen noch beyfügen.

Gegen die Kranken pflegen ſie ſich folgendermaßen zu verhalten. Der Patient, wenn er ein Katholik iſt, wird vor allem zur Beichte und Communion angemahnet. Man nimmt ihm ſeine Kleider ab, die bis zu ſeiner Geneſung aufgehoben werden, und reicht ihm ein reines Hemd. Täglich giebt man mit der Glocke ein Zeichen, wenn der Arzt die Kranken beſucht, wobey ſich ein Chirurgus und ein Apotheker einfindet. Die Krankenwärter müſſen genau auf die Vorſchriften des Arztes aufmerken, und die Kranken in Reichung der Medicin, in der Diät und andern Dingen, darnach behandeln. Die Ordination des Arztes wird ſogar beſonders aufgeſchrieben, damit dieſelbe nicht überſchritten werde, und der Kranke wird befragt, ob er alles nach deſſen Vorſchrift erhalten habe. Die Brüder halten wechſelsweiſe Wache bey den Kranken. Täglich haben die Kranken Gelegenheit, eine h. Meſſe zu hören. Es wird auch mit ihnen gebetet. Man lieſet ihnen geiſtliche Schriften vor, und giebt den Unwiſſenden im Chriſtenthum Unterricht. Kurz, es wird für den Kranken, in Anſehung der Seele und des Leibes, auf das beſte geſorget; und wenn er wieder geneſet, wird er unentgeltlich aus dem Krankenzimmer entlaſſen. Die Brüder laſſen ſich auch als Krankenwärter auſſer ihren Klöſtern gebrauchen.

Verzeichniß der armen Kranken,

welche von den barmherzigen Brüdern in der deutſchen Provinz, im Jahr 1788, ohne Unterſchied der Religion aufgenommen und verpfleget worden ſind.

Klöſter und Hoſpitäler.	Arme Kranke.	Geſtorben.	Geſund entlaſſen.
Zu München in Bayern -	632	83	549
„ Neuburg in der Pfalz -	249	32	217
„ Breslau in Schleſien -	980	76	904
„ Münſter in Weſtphalen -	129	11	118
„ Manheim in der Mittelpfalz - - - - -	228	22	206
„ Neuſtadt in Schleſien -	108	10	98
„ Bruchſal im Bisthum Speyer - - -	494	11	483
„ Deidesheim im Bisthum Speyer - - -	89	4	85
Summe	2909	249	2660

Verzeichniß der bey uns, Fr. Fr. Miſericordiae, des Ordens eines heil. Johann von Gott, zu Wien, in den Spitälern der deutſchen Provinz im J. 1787 aufgenommenen, hievon ſowohl verſtorbenen, als beym Leben erhaltenen armen Kranken, ſt. in Baldingers medicin. Journal, 19 St. S. 23.

Verzeichniß der Nationen, welche in dem Krankenſpitale der Fr. Fr. Miſericordiae in der Leopoldſtadt zu Wien vom 1 Jan. bis 31 Dec. 1787, aufgenommen worden, ſt. eb. daſ. S. 24, f.

Die barmherzigen Schweſtern, Filles de charité, werden in Paris, wegen ihrer Kleider von grauem Zeuge, les Soeurs griſes genannt. Ihr Stifter iſt der h. Vincent de Paul. Sie thun kein Gelübde, und können wieder aus der Geſellſchaft treten, wenn ſie wollen. Ihre Beſchäftigung iſt, die Kranken in den Hoſpitälern und in ihren Häuſern zu warten. Sie haben ſich von ihrem Hauſe in Paris, durch ganz Frankreich und auch auswärts verbreitet. Man zählt 286

Eta=

Etabliſſements von ihnen, worunter 120 Hoſpitäler ſind. Viele von ihnen ſind im Hôtel-Dieu und in andern pariſer-Hoſpitälern, und ſonſt noch gegen 100 in den andern Kirchſpielen dieſer Stadt zerſtreut. Sie ſtehen unter der Aufſicht der Prieſter der Miſſion von St. Lazare.

Der ehemals ſo berühmte Tempelherrnorden, hatte eine brüderliche Vereinigung, bey den Kreuzzügen im gelobten Lande, die Kranken getreu zu pflegen, zum Urſprung. Die Dankbarkeit der Kranken dagegen vermehrte ihre Reichthümer dermaßen, daß ſie Päpſte und Könige anfänglich eiferſüchtig, und endlich ſo grauſam machten, den Orden, nach dem Maße ihrer Kräfte, zu unterdrücken, oder, ihrer Meinung nach, zu vertilgen; wovon ich an ſeinem Orte ausführlicher handeln werde.

Die ſo genannten evangeliſchen Brüdergemeinen ſind nicht minder nach äuſſerſtem Vermögen für ihre kranke geiſtliche Brüder und Schweſtern recht ſehr beſorgt. Ohne Zweifel aber gehört die uneigennützige Sorgfalt bey den Krankenbetten auch zum Beweis des thätigen Glaubens unter den Proteſtanten. Gewiß aber muß es ſehr vielen Kranken ein großes Labſal ſeyn, mehr von wahrer Menſchenliebe, als von andern näheren oder entfernteren Abſichten beſeelte Pfleger und Wärter um ſich zu ſehen; beſonders ſolche, die ſie gegen den letzten Schritt ihres Lebens herzhaft zu machen beſchäftigt ſind.

Daß bey Heilung der mehreſten Krankheiten, ungemein viel auf genaue Befolgung der Vorſchriften des Arztes, noch mehr aber auf gute Wartung und Pflege des Kranken ankomme; ja, daß öfters, ohne Beobachtung einer guten und wohl eingerichteten Lebensordnung, die Wiederherſtellung ganz unmöglich ſey, iſt eine bekannte Sache, die von der täglichen Erfahrung lei-

leider nur gar zu oft beſtätigt wird. Vom Arzte, deſſen Hülfe man ohnehin oft nur ſpät zu begehren pflegt, erwartet der große Hauſe mehrentheils Wunder; er ſoll Mittel verordnen, die ſchnell und ohne alle Beſchwerlichkeit das Uebel umändern; man erwartet von ihm Umſchaffung der verdorbenen Natur; kurz, er ſoll Wunder thun, ohne daß der Kranke oder deſſen Angehörige mitwirken wollen. Kaum daß man es behält, wie die vorgeſchriebenen Arzeneyen eingenommen und gebraucht werden ſollen; alle übrige Verordnungen des Arztes, die Behandlung und Pflege des Kranken betreffend, ſind mehrentheils in den Wind geredet. Man achtet nicht darauf, hält allen guten Rath für überflüſſig, denkt noch weniger an deſſen Befolgung, weil man wunderthätige Kräfte aus der Büchſe des Apothekers, die auf Anordnung des Arztes geöffnet wird, erwarten zu können glaubt. Finden ſich denn ja noch hin und wieder Kranke, die auſſer den verordneten Pillen, Pulver oder Mixturen, auch über ihr diätetiſches Verhalten die Meinung ihres Arztes begehren, ſo wird doch dadurch ſelten der erwartete Nutzen bewirkt. Denn entweder der Arzt beſtimmt nicht alle Kleinigkeiten auf das genaueſte, weil er voraus ſetzt, daß geſunder Menſchenverſtand ſolche leicht von ſelbſt errathen, oder aus der Vorſchrift folgern könne; und in dieſem Falle wird dann oft da am meiſten gefehlt, wo man eben am vorſichtigſten ſeyn ſollte. Oder, wenn nun auch der Arzt auf das pünctlichſte und bis zum Ekel genaueſte, jeden kleinen Umſtand erwähnt und über denſelben ſein Gutachten ertheilt, ſo iſt die natürlichſte Folge, daß von der großen Menge der Verordnungen viele vergeſſen werden, welches denn unglücklicher Weiſe oft die wichtigſten trifft.

Was iſt alſo wohl nothwendiger, als ſolche gemeinnützige Kenntniſſe zu verbreiten, die von Jedermann leicht verſtanden und am Krankenbette leicht in Ausübung ge-

gebracht werden können, um das Leben manches nützlichen Bürgers zu erhalten, der ſonſt bloß aus Mangel gehöriger und ſeinem Zuſtande angemeſſener Pflege dem Staate und den Seinigen zu früh entriſſen wäre! Lange ſchon hat man es eingeſehen, daß es nöthig ſey, dem gemeinen Manne dergleichen Unterricht zu geben, welcher auf die ſo ſchätzbare Geſundheit und deren Erhaltung wohlthätigen Einfluß äuſſere. Daher ſchrieben Tiſſot, Unzer, Roſenſtein, Oſterdinger, und viele andere, zum Unterricht des gemeinen Mannes, und deshalb wurden ihre unterrichtende Schriften ganz oder zum Theil, dem claſſiſchen Buche des Bauern, dem Kalender, einverleibet. Allein, die Erfahrung lehrt noch täglich, daß bey allen dieſen guten Abſichten doch der Erfolg der vorgefaßten Erwartung nicht entſpricht. Der ganz niedere Haufe vernimmt nichts von allen dem; andere aber faſſen es halb, und an ſtatt Troſt und Rath zu finden, ſättigen ſie ſich mit Bekümmerniß, weil ſie jeden im Buche beſchriebenen Zufall entweder an den Kranken ſchon zu finden glauben, oder doch als unausbleiblich alle Augenblicke erwarten. Es iſt daher nützlicher, einen für Jedermann faßlichen Unterricht zu geben, wie Kranke überhaupt und in einzelnen Fällen zu behandeln ſeyn, und vor Schaden, ſowohl, was die Wartung und Pflege betrifft, als auch vor den Schaden, der durch unwiſſende Quackſalber und zudringliche Rathgeber verurſacht wird, auf eine überzeugende Art zu warnen.

Da eine Perſon, welche die Krankenpflege verſteht, oft einem Kranken mehr nützen kann, als der Arzt und Apotheker, ſo würde es eine würdige Bemühung der Aerzte in einem jeden wohl eingerichteten Staate ſeyn, wenn ſie eine gewiſſe Anzahl ſtarker und treu befundener Perſonen in der Krankenwartung unterrichteten, und ſolchen Leuten, nachdem ſie ihre Geſchicklichkeit in einer öffentlichen Prüfung dargethan hätten, entweder ein

ein ausſchließendes Privilegium, wie den Hebammen, oder auch nur gewiſſe andre Vorzüge verſchaffeten, wodurch ſie geneigt erhalten würden, bey dem Krankendienſte zu bleiben. Ein jeder Einwohner und Fremder, der ſich jetzt in ſeiner Krankheit ſchon glücklich ſchätzen muß, wenn er nur Leute bekommen kann, die wachen können, würde gewiß ohne Bedenken ſolche geſchickte Perſonen zu ſeiner Wartung erwählen, und es müßten deren jederzeit einige in Geſellſchaft treten, um ſich einander täglich abzulöſen, und die Nachtwachen beſtreiten zu können. Man würde durch dieſes neue Metier nicht allein einer Menge von geringem Volke einen ehrlichen und reichlichen Unterhalt, ſondern auch den Kranken eine große Erleichterung verſchaffen, die eine wahre Wohlthat für ſie ſeyn würde. Noch mehr wäre zu wünſchen, daß in jedem Staate eine Krankenwärterſchule errichtet würde, in welcher tüchtige Subjecte gebildet werden könnten, denen gefährliche Kranke mit Sicherheit anzuvertrauen wären. Es ſind zwar wirklich ſchon ſolche Krankenwärterſchulen in Manheim und Karlsruhe errichtet worden, von welchen ich weiter unten ſprechen werde; allein, wie lange wird es werden, ehe dieſes überall, nur im deutſchen Reiche, geſchehen wird? Wann werden große Herren ſolche gemeinnützige Anſtalten begünſtigen und unterſtützen? Bis jetzt ſcheint die Hoffnung dazu ſehr geringe zu ſeyn, da noch überall Mangel an guten chirurgiſchen und Hebammenanſtalten verſpüret wird, die doch gewiß noch weit nöthiger ſind, als der Unterricht der Krankenwärter, als welcher auf allen Fall geſchwinder zu erſetzen iſt, als der Mangel eines geſchickten Wundarztes, oder einer tüchtigen Hebamme.

Die Ausſichten alſo zu Krankenwärterſeminariis, wenigſtens zu einem in jedem kleinen Staate, oder in jeder etwas anſehnlichen volkreichen Stadt, wären noch

ziem-

ziemlich entfernt, und dem Anſcheine nach möchte es wohl noch eine geraume Zeit bey dem Alten bleiben, daß man nämlich alte Weiber, und unwiſſende oder gar liederliche Dirnen zur Wartung und Pflege der Kranken um geringen Lohn dinget. Sollen wir aber, da das Uebel nicht aus dem Grunde zu heben iſt, da noch ſo mancher Bürger dem Staate durch Nachläſſigkeit entriſſen wird, die Hände ganz in den Schooß legen? gar nichts zur Verbeſſerung des obwaltenden Uebels beyzutragen ſuchen? Da es vor der Hand noch nicht thunlich iſt, gelernte und vernünftige Wärter und Wärterinnen zu bilden, ſo wäre es doch wohl heilſam, wenn diejenigen, welche den Kranken oder deſſen Wärter unter beſtändiger unmittelbarer Aufſicht haben, genauer von den Erforderniſſen einer vernünftigen und zweckmäßigen Krankenpflege unterichtet wären, damit ſie auf genaue Befolgung der von dem Arzte gegebenen Vorſchriften hielten, und der Geſundheit nachtheilige Gewohnheiten und Fehler verhüteten.

Gemeiniglich liegt die vorzüglichſte Sorge für Hauskranke, der Hausmutter ob, die in allen Fällen, alsdann nur ausgenommen, wenn ſie daſelbſt danieder liegt, für die Bedürfniſſe der kranken ſowohl, als der geſunden Hausgenoſſen, Speiſe, Trank und Reinlichkeit betreffend, zu ſorgen pflegt. Auch vertritt mehrentheils eine Freundin, im Fall ſie ſelbſt erkrankt, die Stelle der Hausmutter; mithin bleibt die Vorſorge für kranke Hausgenoſſen immer dem weiblichen Geſchlecht eigen. Dieſe ſind es daher, welche ich in der großen und wichtigen Pflicht einer vernünftigen Krankenpflege genauer zu unterrichten wünſche. Männer können bey den beſten Kenntniſſen, die ſie auch hievon beſitzen, nur ſelten dieſem Geſchäfte ſich unterziehen, da entweder ihr Amt, oder die Pflicht, Brod und alles was zur Leibesnahrung und Nothdurft gehört, zu erwerben, ſie davon abhält. Auch iſt das männliche Geſchlecht

ſchlecht weniger zu dieſer Art von Geſchäften fähig, als das weibliche, welches ſeiner Natur nach, und durch Erziehung gewöhnt, biegſamer und duldender, weichherziger und mitleidiger, als jenes, folglich zur Pflege ungeduldiger und eigennütziger Kranken geſchickter iſt. Die Hausmutter iſt auch gewöhnlich mehr um den Kranken beſchäftigt, und darf ſich weniger von ihm entfernen, als der Mann, den oft Geſchäfte abrufen. Sie iſt alſo ganz beſonders fähig, die genaueſte Aufſicht über alles zu führen, was zu ſeinem Beſten auf irgend eine Art gereichen kann.

Nur wenige Hauswirthe und Bürger befinden ſich in ſolchen Vermögensumſtänden, daß ſie den in ihren Häuſern befindlichen Kranken eigene Wärter und Wärterinnen halten und ſolche bezahlen können. Es würde mithin der an ſich vortreffliche und gut gemeinte Vorſchlag, vernünftige Krankenwärter in beſonders dazu veranſtalteten Vorleſungen oder eingerichteten Schulen zu bilden, nur für den begüterten und wohlhabenden Theil von Nutzen ſeyn können. Alle die, deren Erwerb bloß zur Herbeyſchaffung der nothwendigſten Lebensbedürfniſſe hinlänglich iſt, die für die Zeit der Noth wenig oder nichts erſparen können, müßten die Vortheile, welche durch verſtändige Krankenwärter bewirket werden, gänzlich entbehren. Meiſtentheils muß in dieſen Familien die Hausmutter ſelbſt das Amt einer Wärterin über ſich nehmen, und ſie ſchätzt ſich glücklich genug, wenn ſie die Beſchwerlichkeiten deſſelben mit einer erwachſenen Tochter oder Magd theilen und ſich dadurch einige Erleichterung verſchaffen kann. Für diejenigen, denen das Schickſal reichliches Auskommen und hinlängliches Vermögen gegeben hat, daß ſie ihren leidenden Hausgenoſſen beſſere Pflege durch gemiethete und um Lohn gedungene Wärter zu verſchaffen vermögen; für die Hausmütter, welche bloß über die Wartung die Aufſicht füh-

führen, und für die genaue Ausübung ihrer und des Arztes Vorſchriften Sorge tragen, werde ich hier die Beſchaffenheit einer guten Wärterinn anzeigen. Ich ſage mit Fleiß Wärterinn, weil doch in den meiſten Fällen eine Perſon weibliches Geſchlechtes dazu erwählt wird, einige wenige Fälle ausgenommen, wo die Hülfe ſtärkerer Männer erforderlich iſt.

Daß eine Frau, wo nicht in allen, doch den meiſten, Fällen zur Wärterinn zu erwählen ſey, erhellt zum Theil aus folgenden Gründen. Das Geſchäft des Krankenwartens iſt aus mancherley kleinern Arbeiten zuſammen geſetzt, deren ſehr viele bloß von Frauensperſonen verrichtet zu werden pflegen. Die Reinigung ſchmutziger, durch mancherley Ausleerungen verunreinigter Wäſche, gehört vorzüglich dahin. Es müßte alſo dieſes Geſchäft, wofern man einen männlichen Krankenwärter wählt, entweder von den weiblichen Hausgenoſſen verrichtet, oder es müßte eine beſondere Frau dazu angenommen werden. Beydes fällt weg, wenn die Wartung des Kranken von einer Frauensperſon beſorgt wird, die leicht, während der Kranke ſchläft, oder auch ſonſt nur ruhige Stunden hat, das Auswaſchen und Reinigen des verunreinigten leinenen oder wollenen Zeuges bewerkſtelligen kann. So iſt es auch ferner bey den Krankheiten des weiblichen Geſchlechtes anſtändiger und ſchicklicher, wenn ſie von Perſonen ihres Geſchlechtes gepfleget und gewartet werden. In Kinderkrankheiten ſind Frauensperſonen ebenfalls zur Wartung weit brauchbarer als Mannsperſonen, welche nur ſelten Kinder, beſonders kleinere, gehörig zu behandeln wiſſen. Endlich wird man auch finden, daß Frauensperſonen eher die zu einem ſo beſchwerlichen, langweiligen, ſo auch oft ekelhaften und einſamen Geſchäfte, als das Krankenpflegen iſt, erforderliche Geduld beſitzen; ob es freylich wohl unter dieſem Geſchlechte ebenfalls nicht an ungeduldigen Ge-

 ſchöpfen

ſchöpfen fehlt, welche aber nie ſich einem ſolchem Geſchäfte unterziehen ſollten; wenigſtens iſt es keiner Hausmutter zu rathen, einer ungeduldigen, hitzigen und heftigen Frau die Pflege irgend eines Kranken anzuvertrauen (*).

Aus dieſen angeführten und noch manchen andern Gründen, wäre es alſo rathſam eine Wärterinn zu erwählen; allein, dieſe müßte, um die bevorſtehenden Beſchwerlichkeiten ertragen zu können, ſelbſt von geſunder Leibesbeſchaffenheit, nicht ſiech, ſchwächlich, oder ſelbſt mit einem Leibesgebrechen behaftet ſeyn, weil man ſonſt in Gefahr ſtände, ſeine Hauskranke um eine Perſon zu vermehren, wenn die kränkliche Wärterinn die Nachtwachen, das Heben und Aufhelfen des Kranken, den etwanigen übeln Geruch und andere Beſchwerden auszuſtehen nicht vermöchte. Eben deshalb iſt es nicht anzurathen, einer alten, betagten Perſon dieſes Geſchäft aufzutragen, wie doch nur gar zu oft zu geſchehen pflegt, da man alten Weibern, welche zu andern Verrichtungen unbrauchbar ſind, die Wartung der Kranken übergibt. Es iſt eine alte verſtändige Frau, ſagt man gemeiniglich, die den Patienten ſchon in Acht nehmen wird. So wahr das erſte iſt, ſo wenig pflegt das leztere, das Verſtändig ſeyn, Grund zu haben, da gemeiniglich ſolche alte Mütterchen nicht nur voll elender und ſchädlicher Vorurtheile zu ſtecken pflegen, ſondern auch wegen ihres tändelnden Weſens manches vernachläſſigen, und oft den Kranken zur größten Laſt fallen. Allzu junge Perſonen, oder gar Kinder zur Hülfleiſtung eines Kranken hinzuſtellen, iſt noch viel thörichter. Was kann von unbedacht-

(*) Hr. Stoll wünſcht ebenfalls, daß in einem Spitale die Wartung, auch bey Männern, durch Weiber geſchähe; ſ. oben, S. 256. Eben dieſen Wunſch äuſſert auch der oben, S. 444, bey Beſchreibung des Eliſabetherinnenſpitales in Wien erwähnte, reiſende Arzt.

bachtſamen, leichtſinnigen Wärterinnen, die mehr an andere Dinge, als an ihr Geſchäft denken, und aus Langerweile den Kranken oft verlaſſen, nützliches und gutes erwartet werden? Beſonders muß ich hier die üble Gewohnheit bemerken, welche noch an den meiſten Orten herrſcht, daß man nämlich zu Kinderwärterinnen gemeiniglich ſchwache, noch nicht völlig ausgewachſene Mädchen, die ſelbſt noch Kinder ſind, wählt, weil man dergleichen für einen geringen Lohn erhalten kann. Ja, mehrentheils ſchämt ſich auch eine erwachſene ledige Frauensperſon als Kindermagd zu dienen, weil dieſe in der Mägde Rangordnung, wo zumal mehrere im Hauſe ſind, die unterſte Stelle einnehmen muß. Sollte man nicht lieber einige Thaler mehr geben, um ſeine Kinder, die man doch, wenn der Naturtrieb nicht ganz erloſchen iſt, mehr als alles Eigenthum ſchätzt, in den Händen einer vernünftigen Frau ſicher verwahrt zu wiſſen? Verdient die Perſon, welche in ſo vielen Fällen Mutterſtelle vertreten, und für das Wohl der Kleinen ſorgen muß, die gewöhnliche Herabwürdigung? Sollte man nicht diejenige, welche unſere Kinder reinigt, und vor Gefahr und Schaden behütet, höher ſchätzen, als die Küchenmagd, welche nur Schüſſeln und Teller reinigt, und ſie oft genug zerbricht?

Alſo von mittlern Jahren, und von geſunder, ihrem Geſchlechte angemeſſener ſtarker Leibesbeſchaffenheit müßte vorzüglich eine Krankenwärterinn ſeyn. In Rückſicht ihrer Geiſteskräfte aber, möchte wohl auf mehrere Eigenſchaften Rückſicht genommen werden müſſen. Ich werde kürzlich das Vorzüglichſte darüber beybringen.

Geſunder, aufgeklärter Menſchenverſtand, mit einem guten, getreuen Gedächtniſſe verbunden, wären Dinge, die vorzüglich bey einer tüchtigen, brauchbaren und Nutzen ſtiftenden Krankenwärterinn angetroffen

werden müßten. Ihre Pflichten gehörig einzuſehen, in ihr ſelbſt eingewurzelte Vorurtheile zu überwinden, in zweifelhaften Fällen, in Ermangelung eines Rathgebers, das Beſte zu wählen: dazu gehört unſtreitig geſunder Menſchenverſtand; und die mancherley Vorſchriften des Arztes richtig zu behalten und getreu zu vollziehen, weil keine derſelben vernachläſſiget werden darf, dazu gehört gewiß ein gutes getreues Gedächtniß. Daß aber noch gar zu ſelten unſere Wärterinnen mit beyden verſehen ſeyn, müſſen wir leider beklagen, beſonders da man noch an wenigen Orten Ausſichten zur Beſſerung hat. Wo man noch alte Weiber ohne Menſchenverſtand zu Wehmüttern wählt, die ihren Weibern, die ſich ihnen anvertrauen, wehe thun, ob ſie gleich keine Kenntniſſe beſitzen, auch keine erlangen und ſich erwerben können, da iſt wohl keine Hoffnung, beſſere Krankenwärterinnen zu bekommen.

Die Wärterinn muß ferner von einer liebreichen, menſchenfreundlichen Gemüthsart ſeyn; weder mürriſch, noch eigenſinnig, ſondern nachgebend und duldend. Jeder Kranke, wäre er auch ſo geduldig wie Hiob, hat doch ſeine verdrießliche Stunden, und die meiſten pflegen beſtändig eigenſinnig und mißmüthig zu ſeyn. Nichts iſt billiger, als dem Kranken in ſolchen Stücken, wo ſeiner Geſundheit kein Schade zugefüget wird, nachzugeben, und nicht ihm, der ohnehin ſchon genug durch ſeine Krankheit leidet, durch unnöthige Widerſprüche Aergerniß und Verdruß zu verurſachen, welche überdies leicht mehr zu ſeinem Nachtheil beytragen können, als ihm durch die beſte Pflege genutzet wird. Iſt nun die Wärterinn mürriſch, will den Foderungen des Kranken nicht Genüge thun, oder weiß ſeinem unbilligen Verlangen durch ſanfte und liebreiche Vorſtellungen und Ermahnungen nicht auszuweichen, ſondern

dern wiederſpricht trozig und mit Härte, ſo entſtehen ſchädliche Zwiſtigkeit zwiſchen dem Kranken und der Wärterinn. Jener mag dieſe nicht mehr leiden, und dieſe vernachläſſigt die nöthige Handreichung, woraus nothwendig keine andere, als üble Folgen entſtehen müſſen.

Mitleiden iſt eine der nöthigſten Eigenſchaften einer Krankenwärterinn. Wer ſelbſt die Noth ſeines leidenden Nebenmenſchen nicht mitempfindet, wer zur Theinehmung an anderer Schmerzen unfähig iſt, der wird ſich auch ſchwerlich bereit und willig finden laſſen, ſolche zu lindern. Indeſſen müſſen wir geſtehen, daß dieſe Eigenſchaft den meiſten Perſonen weibliches Geſchlechtes eigen iſt, ja bey den mehreſten ſo gar ausartet; daher finde ich es für nöthig, hier mehr vor übertriebenes Mitleiden zu warnen, als Mitleiden zu empfehlen. Mit dieſer an ſich vortrefflichen Tugend muß auch Standhaftigkeit verbunden ſeyn, damit man ſich nicht durch Klagen des Kranken, die doch nicht auf ein Mal abgeholfen werden können, verführen laſſe, von der gegebenen Vorſchrift abzuweichen. Die Arzeneyen ſchmecken oft übel, der Kranke weigert ſich ſolche zu nehmen, verſichert, daß man ihn damit entſetzlich peinige, und ſein Elend nur vermehre. Hier wäre Mitleiden am unrechten Orte angebracht. Mit Standhaftigkeit, doch ohne den Leidenden hart anzufahren, muß in ſolchen Fällen der Pflicht auf das genaueſte Genüge gethan werden. Dagegen ereignen ſich ſehr viele andere Vorfälle, wo die Wärterinn den ihr anvertraueten Kranken durch theilnehmendes Mitleiden ungemein aufrichten kann. Wenn ſie z. B. Gegenſtände, die ihn beunruhigen könnten, von ihm zu entfernen ſucht, oder ſein hartes unbequemes Lager verbeſſert, oder in manchen Fällen ihm Zerſtreuung und Unterhaltung verſchaffet, und auf ſolche Art ſeine Leiden erträglicher macht.

Viel iſt es allerdings gefordert, wenn wir nun auch noch verlangen, daß die Krankenwärterinn nicht abergläubiſch ſeyn, und nicht voll ſchädlicher Vorurtheile ſtecken ſolle, da ſolche doch mehrentheils aus der niedern Menſchenclaße genommen werden, der es noch gar zu ſehr an Ausbildung, Erziehung und vernünftigen Unterricht mangelt. Indeſſen darf ich doch nicht unterlaſſen, dieſe negative Eigenſchaft hier anzuführen, ob ich gleich voraus weiß, daß man eine davon ganz freye Perſon zum Behuf der Kranken Pflege gar ſelten wird antreffen können. Wenigſtens thut man doch immer wohl, diejenige unter mehrern zu wählen, welche am meiſten hartnäckig in Behauptung ihrer Vorurtheile iſt, und ſolche am wenigſten in Ausübung zu bringen ſucht, vielmehr durch ernſtliche Vorſtellungen leicht eines Beſſern belehret werden kann. Aberglaube ſchadet gar ſehr am Krankenbette, theils dadurch, daß man ein in Vernunft und Offenbarung ungegründetes Vertrauen auf die göttliche Hülfe ſetzt, und Wunder erwartet, da wo der weiſe Schöpfer natürliche Mittel in Menge vor unſern Augen hingelegt hat, deren wir uns aber aus unüberlegtem Eigenſinne nicht bedienen wollen, ſondern lieber auf eine ſündliche Art Gott verſuchen, und ein Zeichen vom Himmel begehren. Theils ſchadet der Aberglaube auch dadurch, daß ſympathetiſche, magiſche, unwirkſame und oft lächerliche Mittel vorgeſchlagen und angewendet werden, weil man von ihnen gewiſſe und unausbleibliche Hülfe, vermittelſt einer mitwirkenden göttlichen Wunderkraft, erwartet, und darüber die nothwendigen, kräftig wirkenden Hülfsmittel verabſäumet, oder doch unordentlich gebraucht, mithin alſo den wahren Endzweck gänzlich verfehlt, und, zum äuſſerſten Nachtheil des leidenden Kranken, die beſte Zeit verſäumt, die Dauer ſeines Uebels verlängert, wo nicht gar den Tod ſelbſt bewirkt.

Ganz

Ganz beſonder nothwendig iſt bey einer guten Wärterinn die Wachſamkeit, denn ohne dieſe Eigenſchaft wird ſie in den mehreſten Fällen unbrauchbar, vielleicht gar ſchädlich werden. Der Kranke wird des Nachts gemeiniglich bloß der Aufſicht der Wärterinn überlaſſen, indeſſen die übrigen Hausgenoſſen ſchlafen. Iſt ſie nun ſchläfrig, oder hat gar einen feſten Schlaf, den der gemeine Mann einen Todtenſchlaf nennt, ſo wird der Leidende wenig Hülfe von ihr zu erwarten haben. Seine ſchwache, matte Stimme wird nicht vermögend ſeyn, die ſchlafende Wärterinn zu erwecken, und er wird oft vor Durſt ſchmachten, oder wohl noch gröſſere Ungemächlichkeiten erdulden müſſen. Jeder Menſch bedarf zwar der Ruhe und des Schlafes zu ſeiner Erholung, und er muß auch der Krankenwärterinn geſtattet werden, welches am beſten am Tage geſchieht, wo ihre Stelle unterdeſſen von andern vertreten werden kann. Allein, wenn dies geſchehen iſt, ſo kann man auch mit Recht fordern, daß ſie die Nacht hindurch munter und wachſam ſey. Es gibt aber Perſonen, die doch in der Nacht eben ſo feſt ihre Augen und übrigen Sinne verſchließen, ob ſie gleich den Tag über der Ruhe gepflegt haben; dieſe ſind zum Geſchäfte der Krankenpflege völlig untauglich.

Endlich muß ich noch eines Umſtandes Erwähnung thun, der zwar auf die Wartung des Kranken nicht ſo völligen Einfluß hat, doch aber zuweilen von beſondern Folgen ſeyn kann. Es iſt nämlich nicht gut, wenn die Wärterinn gar zu ſchwatzhaft, plauderhaft, eine Klätſcherinn iſt. Niemand hat es wohl gern, wenn von ſeiner innern Hauswirthſchaft üble Urtheile gefällt werden; noch weniger will man, daß manche Krankheitsumſtände öffentlich bekannt gemacht und ausgebracht werden. Dies wird aber unvermeidlich ſeyn, wenn die Wärterinn zu der Claſſe der Klätſcherinnen gehört, die häusliche Neuigkeiten in den Fa-

milien umher tragen, und dadurch, auf eine zwar leichte aber ſchädliche Art, ihren Lebensunterhalt erwerben. Schon alſo in Rückſicht der übrigen geſunden Hausgenoſſen iſt es rathſam, daß die Wärterinn verſchwiegen ſey; ſchlechterdings erforderlich aber bey Krankheiten, deren man ſich öffentlich, wiewohl bisweilen ohne Grund, zu ſchämen pflegt. Auch für den Kranken ſelbſt iſt es nicht ohne Nachtheil, wenn ſeine Wärterinn gar zu plauderhaft iſt. Man ſagt zwar öfters; die Frau iſt ſo hübſch geſprächig, ſie kann dem Kranken die Zeit verkürzen, und wählt ſie deshalb zur Wärterinn. Allein in den wenigſten Fällen wird dieſe Schwatzhaftigkeit wohl angebracht ſeyn, vielmehr wird der eigenſinnige Kranke darüber verdrießlich, weil ihm das ewige Plappern läſtig iſt. Ja, das größte Unheil, welches eine ſolche Plaudertaſche anrichten kann, beſteht darin, daß ſie aus Unvorſichtigkeit, weil ſie nie überlegt was ſie ſpricht, dem Kranken Dinge hinterbringt, die vor ihm verſchwiegen bleiben ſollten, welche heftige Gemüthsbewegungen in ihm erregen, und dadurch oft zu ſeinem größten Nachtheil ausſchlagen.

Kaum darf ich wohl erinnern, daß die Krankenwärterinn der Reinlichkeit befliſſen ſeyn müſſe; denn eben dazu wird ſie ja angenommen, daß ſie nicht nur nöthige Handreichung thun, ſondern auch den Kranken von ſeinen Unſauberkeiten befreyen ſolle. Zum Ekel geneigt muß ſie freylich nicht ſeyn, denn das Geſchäft der Reinigung hat ſehr viel Unangenehmes für Naſe und Augen, doch überwindet ein thätiges Mitleiden oft allen Ekel. Von der bey der Reinlichkeit zu beobachtenden Vorſicht, ſ. oben, S. 92, fgg.

Vorſchriften, wie Hausmutter und Wärterinnen die Kranken in Anſehung der Koſt, des Schlafens, der Ruhe; der Bewegung, und der natürlichen Ausleerungen, zu behandeln haben, ſ. oben, S. 56, fgg. und 98, fgg.

Nachdem ich im Vorhergehenden die Hausmütter und Wärterinnen über die nöthigſten Vorſichten bey der Wartung und Pflege der Kranken belehrt habe, will ich noch einige Warnungen für ſie ſelbſt, zur Erhaltung ihrer eigenen Geſundheit bey dem Geſchäfte der Krankenpflege, hinzu fügen. Verſchiedene Krankheiten ſind von der Art, daß ſie ſich leicht durch Anſteckung fortpflanzen, oder wenigſtens durch ihre üble Ausdunſtungen, denen, die dieſelben einſaugen, mancherley ſchlimme Zufälle bereiten. Dahin gehören inſonderheit die bösartigen Faul= und Gallenfieber, und die mit Hautausſchlägen begleiteten, als: Pocken, Maſern, u. d. gl. Das erſte, worauf Hausmütter und Wärterinnen, ihrer Selbſterhaltung wegen, und zum Beſten derer, welche mit ihnen im Krankenzimmer leben müſſen, zu ſehen haben, iſt die Reinigkeit der Luft. Je mehr Menſchen in einem Zimmer leben müſſen, deſto nöthiger iſt dieſe Vorſorge. Man muß alſo die Stuben nicht zu ſorgfältig verſchließen, vielmehr täglich friſche Luft hinein laſſen; ja, in manchen Fällen, z. B. bey den Pocken, wenn mehrere Kinder zugleich an denſelben in einem Zimmer krank liegen, wird es nöthig ſeyn, beſtändig ein Fenſter offen zu halten. Alle, oben vorgeſchriebene Mittel die Reinigung der Luft zu befördern, müſſen, nach Beſchaffenheit der Umſtände, angewandt werden. Beſonders erinnere ich, das Räuchern mit Eſſig nicht zu unterlaſſen, weil die meiſten anſteckenden Krankheiten mehr oder weniger von faulichter Art ſind. Auſſerdem, daß ſie alle vom Kranken abgehende Unreinigkeiten ſchleunig aus dem Zimmer entfernen laſſen, müſſen ſie ſich nicht allzu unvorſichtig dem Kranken nähern, und deſſen, durch den Schweiß ausdunſtende, Krankheitsmaterie in vollen Ströhmen einathmen. Dies geſchieht hauptſächlich bey kranken Kindern, deren Mütter oder Säugammen, wegen einer gewiſſen ſehr übeln Ge=

wohnheit, ſich oft in Lebensgefahr ſetzen; ich meine den Gebrauch, den Kindern liegend in der Wiege die Bruſt zu reichen; dies iſt nicht nur den Kindern ſchädlich, ſondern kann bey Krankheiten auch für die Mutter oder Amme gefährlich werden. In den Pocken ſieht man dies ſchlimme Verfahren am häufigſten. Das Kind ſchreyet, wenn es aufgenommen wird, weil die eiternden Pocken daſſelbe ſchmerzen. Dies zu verhüten, legt ſich die Mutter oder Amme über die Wiege, und ſaugt, indem ſie das Kind ſäugt, mit den faulen Dünſten wahres Gift ein.

Die Speiſeordnung der Geſunden, welche um den Kranken leben müſſen, muß ebenfalls ſo eingerichtet ſeyn, daß ſie die mögliche Anſteckung verhüte. Ihre Nahrungsmittel dürfen bloß aus ſäuerlichen Sachen beſtehen, als: Salaten, grünen Gartenfrüchten, reifen Obſte und mit Eſſig oder Citrone ſäuerlich gemachten Suppen. Fleiſchſpeiſen, vornämlich ſolche, die eine beſondere Neigung zur Fäulniß haben, wie alles Wildbret, müſſen ſchlechterdings vermieden werden. Die Säfte erlangen dadurch eine Fähigkeit, leichter von faulichten Ausdunſtungen angeſteckt und vergiftet zu werden. Iſt es irgend zu vermeiden, ſo genieße niemand im Krankenzimmer Speiſe, denn auch bey den beſten Reinlichkeitsanſtalten ſteht er in Gefahr, viel von den faulen Dünſten, welche theils den Speiſen ſelbſt, theils dem Speichel beygemiſchet werden, zu verſchlucken. Eben dieſe Vorſicht muß man auch in Anſehung des Getränkes beobachten. Man muß nicht von dem Waſſer trinken, welches des Nachts in dem Zimmer, worin jemand an einer epidemiſchen Krankheit danieder liegt, geſtanden hat. Wenn einige Gefäße mit Waſſer unbedeckt in einem ſolchen verſchloſſenen Zimmer ſtänden, und man ſchöpfte das Oberſte davon ab, und gäbe es dem geſundeſten Menſchen zu trinken, würde derſelbe gewiß eben die Krankheit bekom-

kommen (*). Viel warmes Getränk iſt keinesweges zuträglich, da es den ganzen Körper und beſonders die Verdauungswerkzeuge ſchwächt. Zur Verhütung der Anſteckung iſt ſehr dienlich, morgens nüchtern einen Löffel voll guten Weineſſig zu nehmen. Andern die daran gewöhnt ſind, kann man ein Spitzglas voll von einem guten Aquavite, oder mit Kümmel, Wachholdern u. d. gl. abgezogenen Branntweine, geſtatten, welcher ihnen gewiß beſſer, als Kaffee oder Thee, bekommen wird. Zu ihrem gewöhnlichen Getränke können ſie entweder gut gegohrenes ſpirituöſes Bier, oder Waſſer mit Wein oder Eſſig vermiſcht, wählen, wodurch ebenfalls die Neigung zur Fäulniß verhindert wird.

Wer des Nachts hindurch gewacht hat, muß am Tage einige Stunden ordentlich ſchlafen, und die Wartung des Kranken alsdann einen andern überlaſſen. Der Wärter oder die Wärterin muß, beſonders in der Nacht, warm genug angekleidet ſeyn; ſonſt erfolgen Erkältung, unterdrückte Ausdunſtung, und daher Fieberbewegungen, die ſehr leicht bösartig werden, da die Luft ſchon mit verdorbenen Dünſten angefüllt iſt.

Herr Franz May, churpfälz. Hofmedicus und Medicinalrath zu Manheim, jetzt Profeſſor der medicinischen Inſtitutionen und der Hebammenkunſt auf der Univerſität zu Heidelberg, auch Leibarzt der Chur-

(*) Hieraus erhellt, wie nützlich es bey ansteckenden Krankheiten ſey, in Krankenſtuben mehrere Gefäße mit kaltem Waſſer zu ſetzen, und oft zu erneuern, weil dieſes das Gift an ſich zieht. Bey ſehr anſteckenden Uebeln, als; den Scorbut, iſt ein vortreflliches Mittel zur Reinigung der Krankenſtuben, wenn man von, im Backofen wohl getrockneten Sande recht viel herein bringen, und darauf viel unbedeckte Gefäße mit kaltem Waſſer ſetzen, ſolches fleißig erneuern, auch einigemal den alten Sand mit friſchem, jedoch eben ſo trocknen, verwechſeln läßt.

Churfürſtin zu Pfalzbayern, hatte bey ſeiner mediciniſchen Praxis häufig bemerkt, daß der Mangel an guter Wartung, beſonders bey Leuten von geringerm Stande, nicht nur ein großes Hinderniß zur Geneſung, ſondern öfters Urſache des Todes, ſey. Um dieſem Uebel ſo viel möglich abzuhelfen, gerieth er, im Jahr 1782, auf den Einfall, eine öffentliche Schule für Krankenwärter anzulegen, und eine gewiſſe Anzahl Freywilliger, die ſich dem Dienſte der Kranken widmen wollen, unentgeltlich zu unterrichten. Er legte dem Hofe ſeinen Plan vor, mit Verzicht auf Beſoldung und ſonſtige Belohnung; und als er die hohe Genehmigung erhalten hatte, ließ er ſein für die öffentlichen Vorleſungen beſtimmtes Lehrbuch (*) drucken, welches viele große und nützliche, zwar nicht neu erfundene, doch zweckmäßig geſammelte Wahrheiten und Vorſchriften enthält. Am 15 Apr. 1782. wurde die Lehrſchule der Krankenwärter zu Manheim eröffnet. 12. Lehrlinge, worunter zwey Jüdinnen beſonders wohl geriethen, wohnten den Lehrſtunden fleißig bey. Die öffentliche Prüfung geſchahe im Jul. deſſelben Jahres, in Gegenwart eines Mitgliedes der hohen Regierung, verſchiedener Standesperſonen, des Direcors der Anatomie, und der Regiments- und Stadtwundärzte. Einem Jeden war es erlaubt Fragen an die Zöglinge zu ſtellen. Ihre Antworten übertrafen öfters die Erwartung des Prüfenden, und waren eine ſchmeichelhafte Belohnung für den Fleiß des Lehrers. Am Ende der Prüfung wurden 3 ſilberne Denkmünzen, welche die Wohlthätigkeit der manhei-

(*) Unterricht für Krankenwärter, zum Gebrauch öffentlicher Vorleſungen, von Franz May. Manh. 1782. 8. 10. B. Zweyte verbeſſerte Aufl. 1784. 8. 14 B.

Ein Auszug daraus, ſt. in Rahn's gemeinnütz. medic. Magazin, 2 Jahrg. (Zürich, 1783, gr. 8.) S. 438, fgg. und 3 Jahrg. S. 199, fgg.

heimer Regierungs- und Hofgerichtsräthe, durch einen Beytrag aus ihren eigenen Mitteln, zur Aufmunterung der Lehrlinge hatte prägen laſſen, in Gegenwart einer anſehnlichen Verſammlung ausgetheilt. Hierauf wurden den Zöglingen nachſtehende ſehr zweckmäßige, aus dem gedruckten Lehrbuche gezogene Puncte von dem Lehrer vorgeleſen, die jeder, der an dem Unterrichte Theil, und ſich zu dem Amte eines öffentlichen Krankenwärters, oder einer öffentlichen Krankenwärterinn geſchickt machen will, beſchwören, oder wenigſtens mit Handtreue angeloben muß.

„Ehe ich euch,“ las der Lehrer: „meine liebe gute Mitmenſchen! entlaſſe, und die Bedienung der Kranken gänzlich anvertraue, habe ich euch noch verſchiedene ſehr wichtige Warnungen und Ermahnungen zu wiederholen, welche von dem Berufe eines Krankenwärters unzertrennlich, und von jedem unter euch genau zu befolgen ſind. Euer Dienſt, meine Freunde! gründet ſich auf das zweyte Geboth, welches der weiſe Gott dem Menſchen ins Herz geſchrieben hat: Du ſollſt deinen Nächſten lieben, wie dich ſelbſt! Nach dieſer Vorſchrift muß alſo jeder Krankenwärter, oder Krankenwärterinn,

1. ein frommer, liebevoller, getreuer Freund ſeines ihm anvertrauten, ſowohl armen als reichen, Kranken ſeyn. Er muß denſelben als einen Unglücklichen betrachten, der das größte Glück auf der Welt, die Geſundheit, verloren hat. Er muß deſſen trauriges Schickſal lebhaft mitfühlen; die allenfalls aufbrauſende Ungeduld, und öfters erſcheinende, Unarten des Kranken, als Folgen des Schmerzens, nicht aber als Folgen eines boshaften Herzens, anſehen; folglich die Kranken mit Sanftmuth und Geduld bedienen. Der Krankenwärter ſoll durch ſein ſittſames, frommes Betragen, ein Muſter der Auferbauung für den Kranken ſeyn; und, ſtatt den Kranken mit unnützen Schwätzereyen zu beläſtigen, oder gar die Geheimniſſe eines Hauſes in das andere hin zu tragen, und dadurch Feindſeligkeiten und Zwietracht unter den Familien zu ſtiften, ohne ein Andächtler zu ſeyn, kann der vernünftige Krankenwärter den

Kranken von den Wohlthaten Gottes gegen die Menſchen unterhalten, oder einige aus den Begriffen, die er in der Krankenwärterſchule von der Naturlehre geſammelt, hergenommene Betrachtungen, nach dem Maße ſeiner Erkenntniß von erlangten Einſichten, anſtellen, und dadurch den Kranken zur Dankbarkeit gegen den allgütigen Schöpfer, der den Erdball mit ſo manchen heilenden Kräutern beſäet hat, vorbereiten; auch zuweilen dem Kranken etwas aus guten ſittlichen Büchern, bey einreiſſender Langerweile, vorleſen. Dieſe Beſchäftigung iſt viel anſtändiger, viel klüger und nützlicher, als jene bittere Verleumdungen, womit unvernünftige Krankenwärter ihre Kranke manchmal Stunden lang unterhalten. Sollte auch der Krankenwärter bey Tag oder Nacht wahrnehmen, daß ſich die Umſtände des Kranken plözlich verſchlimmern, ſo ſoll er unverzüglich die Anverwandten erinnern, damit dieſe das Seelenheil des Kranken, nach Art ihrer Religion, beſorgen mögen. Eben ſo ſorgfältig ſoll ſich der Krankenwärter

4. von allem Aberglauben, Segenſprechen, und lächerlichen Sympathie, enthalten; zwar den Kranken nicht hindern, Gott, dem alles möglich iſt, um ſeinen Segen zur gedeihlichen Wirkung der Arzeneymittel anzurufen; dabey aber den Kranken mit Beſcheidenheit abmahnen, daß er ſich von Andächtlern und Afterärzten, von Segenſprechern und Beſchwörern, betriegen laſſe; viel weniger ſeine Krankheit einer Hexerey zuſchreibe, ſondern vielmehr die, von dem Allmächtigen zum Nutzen des Menſchen erſchaffene, von erfahrnen Aerzten vorgeſchriebene Kräuter, allen Lucaszettelchen, und andern aus Mißbrauch entſtandenen Tändeleyen von Hexenpulver, Teufelsamuleten, und d. gl. vorziehe, und nach der Vorſchrift fleißig gebrauche. Sollte der Krankenwärter wahrnehmen, daß der Kranke, auf Zureden alter Weiber, ſeinen Harn zum Scharfrichter oder einem andern Quackſalber bringen lieſſe, und heimlich Mittel gebrauchte, welche, wie gemeiniglich, die Krankheit verſchlimmern: ſo iſt es ſeine Pflicht, ſolche Betriegereyen dem Arzte unverzüg-

zeitlich anzuzeigen, damit dieſer den übeln Folgen ſo frühzeitig als möglich vorbeugen könne. Gleichwie nun in dieſem Falle die Verſchwiegenheit des Wärters ſchädlich und ſtrafbar wäre, ſo iſt dieſelbe.

3. einem Krankenwärter nicht genug anzuempfehlen, wenn er in geheimen Krankheiten, z. B. in der Venusſeuche, dem weißen Fluß, in Krebsſchäden und Brüchen, zum Aufwarten gefordert wird. Wer in ſolchen Fällen geſchwätzig und nicht verſchwiegen iſt, handelt gegen ſeine Pflicht, und verdient allgemeine Verachtung.

4. So nützlich der rechtſchaffene Krankenwärter den Nothleidenden iſt, wenn er in den Schranken ſeiner erlernten Wiſſenſchaft fortwandelt: ſo gefährlich kann er dem kranken Nebenmenſchen werden, wenn er, durch langen Umgang mit Aerzten und Kranken gereizt, in einen Quackſalber ausartet, ſeine hier und da erhaſchte Mittel bey den Kranken heimlich auskramet, und ſeine eigene Pulver und Pillen, ſeine Pflaſter und Salben, mit Zurückſetzung der von dem Arzte vorgeſchriebenen Arzeney, zum Nachtheil des leichtgläubigen Kranken, anrühmt, und ihm ſolche aufdringt. Ein vernünftiger Krankenwärter muß ſich deſſen ſorgfältig enthalten; und wenn er ja etwas mit Grunde anrathen oder vorſchlagen zu können glaubt, ſolches niemals ohne Vorwiſſen des Arztes thun, weil auch öfters ein ſonſt unſchuldiges Hausmittel, zur Unzeit angebracht, ſchädlich werden kann. Man laſſe ſich niemals von ſeinen eingebildeten Kenntniſſen täuſchen; ſo gar ein Handwerk muß ordentlich und ſtufenweiſe erlernt werden; ſonſt bleibt man immer ein elender Pfuſcher und unnützer Mitbürger des Staates. Jener Krankenwärter, welcher ſich unterſtehen würde zu quackſalbern, ſoll als ein gefährlicher Bürger angeſehen, und von dem Medicinalrathe, deſſen Untergebener er vermöge ſeines Berufes iſt, mit angemeſſener Strafe behandelt werden. Statt ſelbſt zu doctoriren und quackſalbern, ſoll er, nach der in den Lehrſtunden empfangenen, und in dem Lehrbuche deutlich enthaltenen Anleitung,

5. die Luft der Krankenzimmer, nach Verſchiedenheit der Jahrszeiten, Witterung und Krankheiten, ſorgfältig reinigen; zur Winterszeit die Oeſen zum Schaden des Kranken nicht unmäßig einheizen; die dem Kranken von dem Arzte vorgeſchriebenen Speiſen und Getränke ſowohl, als die verordneten Arzeneyen, getreu und ohne unzeitiges Mitleid, zur beſtimmten Zeit abreichen; die Säuberung unmündiger oder vernunftloſer Kranken fleißig beſorgen; raſende Kranke wohl bewachen; bey Klyſtieren, Bädern und Zubereitung der Umſchläge, die nöthige Behutſamkeit anwenden; die Zufälle der Krankheit bey Tag und bey Nacht ſorgfältig beobachten; beſonders neue Erſcheinungen dem Arzte ohne Zeitverluſt anzeigen und beſchreiben; die wieder geneſenden Kranken, ſo viel möglich, vor Rückfällen, die öfters bloß aus einer Verwahrloſung entſtehen, zu verwahren ſuchen; herrſchende Vorurtheile unter dem unwiſſenden Haufen mit Beſcheidenheit, nach ſeiner beſſern Ueberzeugung, ausrotten, und alles jene genau vollziehen, was ihm von Wartung der Kranken, ſowohl in den öffentlichen Lehrſtunden, als in dem gedruckten Unterrichte, deutlich vorgetragen iſt. Dabey muß endlich

6. der Krankenwärter in anſteckenden Krankheiten beſorgt ſeyn, daß ſolche ſich nicht auf die Anverwandten und Hausgenoſſen des Kranken fortpflanzen. Er befolge daher genau jenes Vorbeugungsmittel, welches im 7ten Abſchn. der 2ten Hauptabtheilung, zu ſeinem eigenen Vortheil und Sicherheit, aufgezeichnet und anempfohlen worden iſt. Hauptſächlich ſoll auch der Krankenwärter bey Sterbefällen jene unvernünftige Zärtlichkeit der Anverwandten nicht dulden, womit manche gar zu empfindliche Blutsfreunde ſich über die Leiche hinlegen, den entſeelten Leib küſſen und umarmen, und ſich dadurch nicht ſelten der Gefahr einer leicht möglichen Anſteckung ausſetzen.“

Hierauf folgte die eidliche Verpflichtung nach folgender allgemeinen Formel:

Was mir anjezo deutlich iſt vorgeleſen worden, ich auch wohl verſtanden habe; das will und werde ich feſt und unverbrüchlich halten, ſo wahr mir Gottes Güte und Barmherzigkeit zu meinem zeitlichen und ewigen Glücke vonnöthen iſt!

Nach dieſer Verpflichtung wurden die Zöglinge entlaſſen, und erhielten die Erlaubniß, ihr Krankenwärteramt nunmehr anzutreten.

Damit aber auch jene arme und unvermögende Kranke, die, wegen äuſſerſter Armuth, einen Krankenwärter zu halten und zu belohnen, auſſer Stande ſind, an dieſem nützlichen Inſtitute Theil nehmen könnten, entſchloß ſich der Stifter, bey wohlthätigen begüterten Menſchenfreunden Geldbeyträge zu ſammeln, und einen Fond zuſammen zu bringen, woraus jene von dem Inſtitute zur Bedienung dürftiger Kranken abgeſchickte Krankenwärter könnten bezahlt werden. Er überreichte ſeinen Plan der Kurfürſtinn, und erhielt von dieſer großmüthigen Wohlthäterinn der Armen die Verſicherung eines jährlichen beträchtlichen Geldbeytrages. Viele kurfürſtl. Räthe und wohlthätige Bürger folgten dieſem erhabenen Beyſpiele. Auf ſolche Art wurde man in den Stand geſetzt, die dürftigen Kranken der Stadt durch die Zöglinge der Krankenwärterſchule unentgeltlich verpflegen zu laſſen, indem man auf das Zeugniß der Kranken, oder, falls dieſe mit Tode abgegangen ſind, der Anverwandten, wie auch des Hausarztes, dem Krankenwärter, wenn er ſeine Dienſte treu verwaltet hat, für jeden Tag ſeiner Wartung 30 Kreuzer aus dieſer Armencaſſe zahlt.

Schlözers Staatsanzeigen, 2 B. 7 Heft, S. 283, fgg.
Nachricht von der Krankenwärterſchule in Manheim, v. 18 Jan. 1786, ſt. im Journ. von und für Deutſchl. 4 St. v. J. 1786, S. 375, f.

Auch in Karlsruhe iſt, im J. 1784, eine Krankenwärterſchule errichtet worden. Hr. D. Schweickhard iſt Lehrer derſelben, und es ſind ſchon mehrere Perſonen, ſowohl männliches als weibliches Geſchlechtes, im Krankenwärterdienſte unterrichtet worden. Se. Durchl. der regierende Markgraf, und der Erbprinz, haben der erſten öffentlichen Prüfung der Lehrlinge beygewohnt; und diejenigen, die ſich in Kenntniſſen und Fleiß hervor gethan, haben angemeſſene Prämien erhalten.

Hr. D. Schweickhard hat folgende Nachricht davon ertheilt (*):

„Dem geehrten Publicum dient zur Nachricht, daß auf des regierenden Hrn. Markgrafen hochfürſtl. Durchl. gnädigſten Befehl allhier eine Krankenwärterſchule errichtet, und damit ein Armenkrankeninſtitut verbunden worden iſt.

Zu dem Krankenwärterdienſt haben ſich mehrere Perſonen ſowohl männ- als weibliches Geſchlechts gemeldet, und bey dem gegebenen Unterricht haben ſich da durch öffentliche Prüfung, der ſelbſt unſer durchlauchtigſter Landesvater mit dem durchlauchtigſten Hrn. Erbprinzen beyzuwohnen geruhet hat, in Kenntniſſen hervorgethan, und ihrem Fleiße und bewieſenen Talenten angemeſſene Prämien erhalten, als — — — — — — —

Wann nun eine oder die andere dieſer Perſonen als Krankenwärter von jemand begehrt würde, ſo iſt die Taxa für einen Wärter oder Wärterinn, wann dieſe ſich ſelbſt verköſtigen müſſen, im Sommer auf 24 Kr., im Winter auf 30 Kr. für 24 Stunden; im Fall ſie aber die Koſt erhalten, 12 Kr. im Sommer, und 16 Kr. im Winter, für 24 Stunden, feſtgeſetzt worden.

Damit aber auch arme Kranke, die oft aller Wartung entbehren müſſen, ſich dieſes Krankenwärterinſtituts erfreuen und bedienen können: ſo wird zur Errichtung einer Armenkrankencaſſe, wozu unſere durchlauchtigſte Herrſchaften ſchon den huldreichſten Grund gelegt haben, ein ehrſames Pu-

(*) Medicinischer Briefwechſel ꝛc. 1. St. (Halle, 1785, gr. 8.) S. 78, f.

Publicum geziemend eingeladen, entweder jährlich, oder halb- oder vierteljährlich, oder monathweiſe, einen beliebigen Zuſchuß an den Hrn. Hof- und Regier. Rath Freyherrn v. Günderode, oder Hrn. Hofrath Brauer dahier, gegen Quittung gelangen zu laſſen, aus welcher Caſſe ſodann nicht nur die den Kranken zu beſtellende Wärter der feſtgeſetzten Taxa gemäß bezahlt, ſondern den Kranken auch, nach Gutbefinden der Aerzte, Mehl, Reiß, Gerſte, Brod, Fleiſch, Wein ꝛc. abgereicht werden wird; und haben deswegen die Kaufleute, Bäcker, Metzger, Wirthe, die desfalls von den Aerzten eigends unterſchriebene Billets anzunehmen, das darauf Befindliche, nicht Mehr und nicht Weniger abzugeben, die Billets aber zu Ende jeden Monaths einem der Herren Hofräthe v. Günderode oder Brauer zuzuſtellen, von welchen ſie ſodann den Geldbetrag erhalten werden, am Schluß des Jahres aber wird von gedachten Herren öffentliche Rechnung abgeleget, und mit dem 23 Jan. dieſes Jahrs mit Abgabe ſolcher Billets der Anfang gemacht werden.

Wann endlich mehrere Perſonen zum Krankenwärterdienſt Luſt tragen ſollten, ſo haben ſich ſolche in Zeiten bey mir zu melden, weil ich Dienſtags, d. 1 Febr. d. J. den Unterricht für Krankenwärter wieder anzufangen, und damit wöchentlich 4 Mal, als: Montags, Dienſtags, Donnerstags und Freytags, von 3 bis 4 Uhr nachmittags fortzufahren geſonnen bin. Gott wolle die Herzen menſchenfreundlicher Mitbürger zu milden Beyſteuern lenken, und dadurch dieſes ſo nützliche und der Menſchheit Ehre bringendes Inſtitut ſegnen!

Schweickhard D.

Karlsruhe, d. 18 Jan. 1785.

Barth. Vicarii de aegrotantium optimo aſſiſtente, eiusque officio in ſingulis morbis, Libri III. Rom. 1591. 4.
Ge. Detharding Krankenwärter Kiel, 1679.
Schreiben von Lazarus Triſt, wegen der Krankenwartung, ſt. im Arzt, einer medicin. Wochenſchrift, 2 Th. (Hamb. 1759, nr. 8.) 28 St. S. 206–208.
Unvorgreiflicher patriotiſcher Vorſchlag an die hohen Staaten Teutſchlandes, ſonderlich in den proteſtantiſchen Städten, nach Art einiger papiſtiſchen größern Städte Gewohnheit,

eine ſo genannte Beginnen- oder Krankenwärterinnanſtalt anzulegen, und ſelbige etwa den Hoſpitälern, Lazarethen, oder andern öffentlichen Kranken- auch Waiſenarmen- oder Arbeitshäuſern einzuverleiben, als an welchem Punct es in den Republiken bey Krankheiten der Einwohner noch fehlt, ſ. im deutſchen Patriot, in etlichen phyſicaliſchen Vorſchlägen zum gemeinen Beſten, (von D. Ge. Urb. Belz) (Berl. 1762, 8.) S. 61—72.

Von Krankenwärtern, ſ. Jo. Pet. Willebrand Grundriß einer ſchönen Stadt, 2 Th. (Hamb. und Leipz. 1776, gr. 8.) S. 242, fgg.

Car. Strack Sermo academicus de cuſtodia aegrorum. Francof. 1779, 8.

D. überſ. u. d. T. Carl Strack's zwey academiſche Reden. 1. Von der Pflege der Kranken. 2. Von dem Betrug der Säugammen ꝛc. aus dem Lat. überſ. Frankf. 1779.

Franz May Unterricht für Krankenwärter; ſ. oben, S. 620.

Eb. Deſſ. Nachricht von der Errichtung der Krankenwärterſchule, ſt. in Deſſen vermiſchten Schriften,) (Mannh. 1786, 8.) S. 300, fgg.

Eigenſchaften einer guten Krankenwärterin, von Seufft, ſt. in No. 56 des leipz. Int. Bl. v. J. 1782, S. 483—485.

Unterricht für Perſonen, welche den Kranken abwarten. Ein allen Familien nützliches Werk. Aus dem Franz. überſ. Strasb. 1783, 8. 11 B.

Zweyte Aufl. u. d. T. Die vollkommene Krankenwärterinn, oder Unterricht, wie kranke Perſonen gut zu pflegen und abzuwarten ſind; aus dem Franz. überſ. von D. Pfähler. Zweyte Aufl. Strasb. 1787, 8. 10 B.

Die Hausmutter am Krankenbette, eine gemeinnützige Schrift für alle Stände. Herausgegeben von D. Jo. Erdm. Reck. Pendant zur Germershauſiſchen Hausmutter. Berl. 1784, gr. 8. 21 B.

Krankenwärterunterricht, ſ. Hrn. Hofr. Gruner's Almanach für Aerzte und Nichtärzte, a. d. J. 1785. (Jena, 1785, 8.) S. 221—227; und Jo. Cph. Fahner's Magaz. für die geſammte populäre Arzneykunde ꝛc. 2 B. 7 St. (Frankenhauſ. 1785, 8.) S. 42—48.

Ueber die Krankenwartung, ſ. Leipz. Taſchenbuch für Frauenzimmer, a. d. J. 1786, S. 306, fgg. a. d. J. 1787, S. 270, fgg.; und a. d. J. 1788, S. 256, fgg.

Manuel pour le ſervice des malades, ou Précis des connoiſſances néceſſaires aux perſonnes chargées du ſoin des malades, femmes en couche, enfans nouveau nés, par M. *Carrere*, à Par. 1786. 12. 255 S.

D. überſ. u. d. T. Handbuch zur Krankenpflege, oder Entwurf derjenigen Kenntniſſe, welche zum Dienſt bey Kranken, Kindbetterinnen, neugebohrnen Kindern ꝛc. und zu deren guten Beſorgung nützlich und erforderlich ſind.

ſind. Von Hrn. Carrere. Aus dem Franz. überſ. Straßb. 1787, 8. 11 B.

Kranken-Wärter-Schule, in Karlsruhe; ſ. oben, S. 626, f.

— — — — — — — — in Manheim; ſ. oben, S. 619, fgg.

Kranken-Zimmer, ſ. Krankenſtube, oben, S. 98, und 591, fgg.

Krankheit, L. Morbus, Fr. Maladie, dasjenige Uebel, welches den Körper zu ſeinen gewöhnlichen oder pflichtmäßigen Veränderungen ungeſchickt macht.

1. Eigentlich, wo es in dem gehobenen Gleichgewichte der feſten und flüſſigen Theile des thieriſchen Körpers beſteht.

(1) Ueberhaupt. Eine Krankheit haben. Eine gefährliche, anſteckende, hitzige Krankheit. Eine Krankheit bekommen. An einer Krankheit danieder liegen. In eine Krankheit fallen, gerathen. Von einer Krankheit befallen, überfallen werden. An einer Krankheit ſterben. Eine Krankheit vertreiben, haben, heilen. Jemanden an einer Krankheit curiren. Von einer Krankheit geneſen. Eine Krankheit ausſtehen, überſtehen. Die Krankheit nimmt zu, läßt nach. Es herrſchen jezt allerley Krankheiten. Einen andern mit einer Krankheit anſtecken.

(2) In engerer Bedeutung werden im gem. Leben einige gefährliche Krankheiten nur vorzüglich die Krankheit genannt. So iſt die Krankheit, zuſammen gezogen die Kränkt, im Oberdeutſchen die Peſt; dagegen in Niederſachſen die fallende Sucht nur die Kränkt heißt.

2. Figürlich, ein Uebel, welches den Geiſt zu ſeinen pflichtmäßigen Veränderungen ungeſchickt macht, und in dem gehobenen Gleichgewichte der obern und

untern Kräfte beſteht. Eine Gemüthskrankheit haben.

Der menſchliche Körper bedurfte, ehe die Menſchen ſich in Geſellſchaft vereinigt hatten, eben ſo gut als jezt, Nahrungsmittel, und zwar einfacher und zur Ernährung geſchickter Mittel. Es iſt aber nicht anzunehmen, daß ſie in jenem Stande der Wildheit, in welchem ſie von keiner Cultur, keiner Kunſt wußten, ein ſo ganz einfaches Leben geführt haben, man müßte denn dieſe Simplicität bloß von ihrem übrigen Leben, und von der geringen Auswahl, die ſie unter Nahrungsmitteln anſtellen konnten, allein verſtehen. Früchte, Kräuter und Wurzeln beſchränkten ihren geſammten Küchenvorrath; ohne Gewehr und Waffen durften ſie es nicht wagen, Thiere zu erlegen, der Geſchmack des Fleiſches blieb ihnen daher eine Zeitlang unbekannt, eben ſo wie der Fiſche, da es ihnen an allen Werkzeugen, ſolche zu fangen, mangelte. Allein, nach und nach vereinigten Begattungstrieb und gemeinſchaftliches Bedürfniß, ſich vor Jahrszeit und Witterung zu ſchützen, die Pflege der Neugebornen, die Nothwendigkeit Vorräthe zu ſammeln, die Menſchen in kleine und größere Zirkel; aus einem einzelnen Paare ward eine Familie, und aus mehrern Familien eine Geſellſchaft. Und nun erfand der durch Nachahmungstrieb und Wetteifer angefeuerte, durch Noth in Wirkſamkeit geſezte Geiſt, die Kunſt des Feldbaues, lehrte das Eiſen nuzen und Häuſer bauen. Und hier iſt die Epoche der Menſchheit, die das menſchl. Geſchlecht mehrmals erlebt, und bald früher, bald ſpäter zurück gelegt hat, von welcher wir Nachrichten haben, von mehrern Nationen und aus verſchiedenen Zeiten. Je mehr ſich aber die Menſchen einander näherten, je mehr entfernten ſie ſich von dem Stande der Natur. Es iſt wahr, daß der menſchl. Körper, ſeiner Natur nach, in Abnahme gerathen muß; und da dieſe allmähliche Ab-

nah-

nahme der Kräfte die Verrichtungen und Geſchäfte des Körpers ſchwächen, und einige ganz und gar ſtören und aufheben mußte, ſo entſteht hier der erſte Begriff von Krankheit, welche aber noch immer natürlich iſt. Nach und nach entſtanden nun immer mehr Umſtände, welche gewiſſe Verrichtungen ſtöreten, und zwar früher, als nach dem beſtimmten Laufe des menſchlichen Lebens geſchehen ſollte. Es wurden alſo um ſo mehr Krankheiten bekannt, je mehr Urſachen zu Krankheiten gegeben wurden. Einige ſolcher Urſachen fielen nur einigen einzelnen Menſchen zur Laſt; andere aber wurden allgemeiner, theilten ſich der gemeinſchaftlich einzuathmenden Luft mit, und wurden daher mehrern Menſchen zu gleicher Zeit mitgetheilt. Man bemerkte nämlich allgemeine Krankheitsurſachen, welche Krankheiten erzeugten, die ſich von einem Menſchen auf den andern fortpflanzten. Dieſe leztern Kräfte, welche in ihren Wirkungen alle Aehnlichkeit mit einem Gifte haben, hat man anſteckende Materien genannt. Dergleichen Materien beſitzen: die Blattern, Maſern, Ruhr, die Faulfieber, das veneriſche Gift, nach einigen Aerzten die Kriebelkrankheit, die Hautausſchläge, die Krätze, der Ausſatz, u. a. m. Von anſteckenden Seuchen und Krankheiten der Menſchen, ſ. im II. Th. S. 251, fgg. und des Viehes, im Art. Viehſeuche.

Von einigen Urſachen der gewöhnlichſten Krankheiten des Landmannes, und Urſachen, welche die Krankheiten deſſelben verſchlimmern, ſ. im Art. Landmann.

Von einheimiſchen, endemiſchen, oder Landkrankheiten, ſ. im XL. Th. S. 562.

Von epidemiſchen Krankheiten, ſ. im XI. Th. S. 110, fgg.

Erbkrankheiten, L. Morbus hereditarius, Fr. Maladie hereditaire, nennt man ſolche Krankheiten,

welche von Aeltern auf Kinder durch die Zeugung fortgepflanzt werden ſollen.

Aeltere und neuere Aerzte haben lange darüber geſtritten, ob es wirkliche Erbkrankheiten gebe.

Eine andere Frage iſt es, ob alle die Krankheiten, welche man für erblich ausgibt, wirklich erblich ſeyn? und hier iſt man vielleicht zu weit gegangen, ſo wie jene ebenfalls die Spur der Wahrheit verlaſſen haben, wenn ſie alle Erblichkeit läugneten, weil ſie beweiſen konnten, daß einige für erblich ausgegebene Krankheiten bey einer ſtrengen Prüfung nicht dafür angeſehen werden konnten.

Viele Krankheiten ſind gewiß nicht erblich zu nennen, ungeachtet ſie es zu ſeyn ſcheinen, als: Schäden, welche die Kinder mit auf die Welt bringen, die ſo genannten Muttermähler, oder ſonſt eine monſtröſe Geſtalt eines Theiles. Dieſe gehören zu den angebornen Krankheiten, deren weiter unten Erwähnung geſchehen wird. Auch ſolche Krankheiten ſind nicht erblich, von welchen die Mutter während der Schwangerſchaft befallen wurde, und die ſich dem Kinde, welches ſie trug, mittheilten. Wie viele Kinder ſind nicht von ihrem erſten Augenblicke an, mit Kolikſchmerzen gequält, die viele Monate lang anhalten, und daher rühren, weil die Mutter währender Schwangerſchaft öfters Koliken gehabt hatte! Ein Kind hatte ein Jahr lang, von ſeiner Geburt an, das Fieber, weil die Mutter in der Schwangerſchaft vom Fieber war befallen worden. Man muß auch diejenigen Krankheiten nicht als erblich anſehen, die einem gewiſſen Klima eigen ſind, und welche Kinder daher auch haben, weil ihre Aeltern dieſelben hatten; dahin gehören: der Scharbock in den Nordländern, die Schwindſucht und die Gicht in England, die Kröpfe in der Schweiz. Es kann daher keine Krankheit erblich genannt werden,

de-

deren Urſache bey den Aeltern und Kindern gleichwirkend und gemeinſchaftlich iſt. Der Vater führte z. B. ein wollüſtiges Leben, und zog ſich das Podagra zu; der Sohn führt dieſelbe Lebensart, er bekommt daher ebenfalls das Podagra; kann man hier das Podagra erblich nennen? gewiß nicht, denn der Vater hatte das Podagra ſo wenig geerbt, als der Sohn, ſondern beyde hatten es ſich durch ihr unordentliches Leben zugezogen.

Unter allem, was bisher von den Erbkrankheiten, beſonders ihre Entſtehung betreffend, geſagt worden iſt, hat mir dasjenige, was Hr. Prof. Gönner (*), Germaniens Gaubius, darüber geſchrieben hat, am beſten gefallen. Hier iſt ſeine Erklärung:

„Hr. Wolf hat, in ſeiner Theorie von der Erzeugung, auf eine überzeugende Art dargethan, daß die Vegetation im Eyerſtocke mit dem Eye, wegen Mangel des zufließenden und eindringenden ſchicklichen Nahrungsſaftes aufhöre; daß ſie an eben dem Orte, wo ſie ſtehen geblieben iſt, durch die Dazukunft des männlichen Samens wieder hergeſtellt werde; daß dieſer jenen Mangel des innern Nahrungsſaftes erſetze, und deswegen alſo die Vegetation wieder erneuere, daß er folglich ein äuſſeres, und alſo höchſt vollkommenſtes Nutriment ſey, welches keiner weitern Verbeſſerung in einem organiſchen und thieriſchen Körper bedürfe, um zur Hervorbringung neuer Theile geſchickt zu ſeyn; und daß endlich die Empfängniß nichts anders, als von den männlichen Samen wieder hergeſtellte Vegetation des erſten Theiles von einem künftigen ganzen organiſchen und thieriſchen Körper ſey, und in einer Ernährung von auſſen beſtehe. Mit dieſer Idee, welche Wolf von dem Samen hat, ſtimmen ſo viel andere

(*) In ſeiner Einleitung in die Pathologie, Berl. und Stralſ. 1778, gr. 8. S. 500, fgg.

Dinge überein. Die gallertartige, ſchleimige, mit einem durchdringenden Geiſte erfüllte Miſchung des Samens; die Bereitung deſſelben erſt zu der Zeit, wenn der Körper ſein vollkommenes Wachsthum größten Theils erreicht hat, und wenn die, die Verwandlung der Nahrungsmittel durch alle Stufen der thieriſchen Vollkommenheit bewirkenden Kräfte den höchſten Gipfel ihrer Stärke erreicht haben; die von der Zurückführung eines Theiles des Samens aus den Samenbläschen herrührenden merkwürdigen Veränderungen des männlichen Körpers, die mehrere Stärke und Feſtigkeit deſſelben, das Wachſen des Bartes, die männliche Stimme und die männlichen Sitten; die entgegengeſetzten Umſtände in den Verſchnittenen; und die von der zu frühen Verſchwendung des Samens erfolgende Schwäche des ganzen Körpers, und ſeine Zurückhaltung in der Ernährung, gehören hierher. Der Mangel der Hoden, und der Ausfluß des monatlichen Blutes aus der Mutter, verhindern im weiblichen Körper die Erzeugung eines ſolchen vollkommenen Saftes, als der männliche Same iſt, wovon auch die mehreſte Schwäche und Zartheit des Körpers, der Mangel des Bartes, die weibliche Stimme und der weibliche Character abhängen. Die in den Eyern, Eyerſtöcken und der Mutter enthaltenen weiblichen Nahrungsſäfte ſind alſo auch nicht vollkommen genug, daß aus ihnen allein der erſte Keim und die folgenden Theile des künftigen Thieres gebildet werden könnten, ſondern ſie werden anfänglich durch die unmittelbare Vermiſchung mit dem männlichen Samen, und dadurch, daß ſie durch die ſchon nach und nach erzeugten, mehreren und mehreren Theile durchgeführet und ihrer Wirkung unterworfen werden, vermittelſt der innern Bewegung in ihrer Miſchung vervollkommnet; und es wird ihnen auf die Art die vervielfältigte Zeugungskraft des männlichen Samens in einem gewiſſen Grade mitgetheilt.

„Die

„ Die erzeugte neue Frucht oder das erzeugte neue Thier beſteht alſo aus dem Samen des Vaters und den Säften der Mutter. Dieſe übertreffen zwar jenen unendlich weit an Menge: allein, jener hat doch vornämlich den erſten Grund legen, und überdem den mütterlichen unvollkommenern Säften zur Zeugung neuer Theile nöthige Vollkommenheit mittheilen müſſen. Sie ſind daher alle beyde gleich wichtig, und es ſtehen ihre Menge und Wirkſamkeit in einem beſtimmten umgekehrten Verhältniſſe gegen einander.

„ Da der männliche Same und die mütterlichen zur Frucht hinzu fließenden Säfte, die Wirkung oder das Product der genoſſenen Nahrungsmittel und der Verwandlungs- oder Verdauungskräfte des Körpers, ſo wie alle andere Säfte, ſind: ſo müſſen jene auch in verſchiedenen, nach Beſchaffenheit des Temperamentes, der Lebensart und der Idioſynkraſie, wie auch des Alters, verſchieden ſeyn. Auch die Krankheiten, und die bey ihnen Staat habende widernatürliche Miſchung der Flüſſigkeiten, müſſen einen ſchädlichen, und dabey verſchiedenen Einfluß auf die Miſchung jener äuſſern. Da nun die Miſchung und der Zuſammenhang der feſten Theile von eben denſelben Beſtimmungen und der Conſiſtenz der Flüſſigkeiten, aus welcher jene urſprünglich entſtanden ſind, abhängt; da ferner mit den verſchiedenen Graden des Zuſammenhanges und der Feſtigkeit derſelben, insbeſondre der Nerven und der Muskelfaſern, verſchiedene beſtimmte Grade nicht allein der todten, ſondern auch der lebendigen Kräfte, inſonderheit der Reizbarkeit und des Nervenvermögens verbunden ſind; und da endlich auch die Miſchung durch die innere Bewegung ſich vervielfältigen und fortpflanzen können: ſo ſieht man leicht ein, wie den zur Frucht dringenden mütterlichen Säften, wie auch dem männlichen Samen, von dem Vater ſolche Beſchaffenheiten oder beſondere Miſchungen mitgetheilet werden können,

welche hinwiederum ähnliche, oder vielmehr zu ähnlichen abzielende Beſtimmungen in dem erſten Keime, und folglich in dem übrigen Körper der Frucht, insbeſondre alſo in Anſehung der Miſchung, des Zuſammenhanges, der Feſtigkeit, Dichtigkeit, Elaſticität, Empfindlichkeit, lebendigen Beweglichkeit der feſten Theile, wie auch in Anſehung der Miſchung und Conſiſtenz der Flüſſigkeiten, hervor bringen. Wenn alles beydes, der männliche Same und der weibliche Saft, in ihrer Beſchaffenheit mit einander überein kommen, ſo zielen ſie zu einer und eben derſelben Wirkung ab, und verurſachen alſo eine um ſo viel ſtärkere; ſind ſie aber einander entgegen geſetzt, ſo kommt es darauf an, auf welcher Seite das Uebergewicht iſt, wonach ſich auch die Wirkung richtet. Insbeſondere verdient noch angemerkt zu werden, daß der von der verborgenen geilen Seuche und vielleicht auch andern ſchädlichen anſteckenden Materie noch befleckte und verdorbene Same die Frau heimlich anſtecken, und ihre Säfte nach und nach dergeſtalt verderben könne, daß die Frucht auch auf die Art bey ihrer Ausbildung und Ernährung darunter in der Folge leiden müſſe, ohne daß es aber bey der Frau zu einem offenbaren Ausbruch der Krankheit ſelbſt kommen dürfe. Doch ſind die Erſtgebornen ehelicher Verbindungen eines unreinen kränklichen und entnervten Mannes, und einer reinen, geſunden und lebhaften Frau, noch glücklicher, und nehmen an der väterlichen Verderbniß noch weniger Antheil, als bey der fernern und öftern Vermiſchung die folgenden Kinder; welche alſo überhaupt auf eine zweyfache Art vom Vater angeſteckt werden können, unmittelbar und mittelbar durch die auch mit verderbte Mutter.

„Aus allem dieſen wird man nun leicht begreifen, wie von den Aeltern ihr Temperament auf die Kinder fortgepflanzet werden könne. Und eben ſo möglich iſt es auch, daß von jenen, welchen vor der Erzeugung ge-

gewiſſe, und zwar mit ihrem Körper gleichſam verwebte Krankheiten oder Neigungen dazu eigen ſind, dieſen die Fähigkeiten zu ähnlichen Uebeln, oder bisweilen dieſe ſelbſt, übertragen werden können. Dieſes ſind die Erbkrankheiten, deren Möglichkeit überhaupt nicht in Zweifel gezogen werden darf, und auch durch die Beobachtung hinlänglich beſtätigt wird; man ſieht ganze podagriſche, ſchwindſüchtige, verrückte ꝛc. Familien. Aber freylich wird auch die Lehre von den Erbkrankheiten oft ſehr gemißbraucht, und zur Beſchönigung des ſchlechten Erfolges bey der Behandlung anderer, welcher doch von andern äuſſern Urſachen und der widerſinnigen Heilart ſelbſt abhängt, und ſich ſehr gut herleiten läſſet, von manchen, beſonders Afterärzten, vorgeſchützet.

„Zur richtigen Vorſtellung von den Erbkrankheiten gehört vornämlich, daß mehrentheils bloß die widernatürliche Neigung zu einer Krankheit, und nur ſehr ſelten dieſe ſelbſt den Kindern von den Aeltern überbracht werde. Eine ſolche Neigung kann nach und nach unter dazu kommenden günſtigen äuſſern Umſtänden oder Urſachen mehr zunehmen, ſich mehr entwickeln, und endlich kann die wirkliche Krankheit entſtehen. Es dürfen alſo die äuſſern Urſachen hier überhaupt nicht ſo groß ſeyn, als wenn die Krankheit von ihnen allein ohne jene ererbte widernatürliche Neigung hervor gebracht wird; ſie dürfen aber auch nicht ganz wegbleiben. Je größer übrigens die angeerbten Neigungen ſind, deſto geringer dürfen nur die gelegentlichen Urſachen ſeyn, eine deſto kürzere Zeit brauchen ſie nur zu wirken, und deſto eher werden die wirklichen Krankheiten entſtehen können, und ſo umgekehrt. Je ſtärker, je früher, und je öfter gelegentliche Urſachen zugleich hinzu kommen, um ſo viel zeitiger wird alsdann auch der Ausbruch der Krankheit ſeyn. Die ſehr ſorgfältige Vermeidung derſelben kann daher die Erfüllung der Mög-

lichkeit zur Wirklichkeit verzögern, oder wohl gar verhindern; dem ungeachtet aber kann jene doch weiter auf die Kinder, obgleich ſchwächer, fortgepflanzet werden. Man hat Beyſpiele, daß der Sohn eines podagriſchen Vaters, wegen ſeiner wohl geordneten Lebensart, vom Podagra frey blieb; aber der in die Fußſtapfen des Großvaters tretende Enkel erweckte die Krankheit in ſich wieder von neuem. Es iſt alſo auch möglich, daß eine ſolche erbliche widernatürliche Neigung nach einer Reihe von Fortpflanzungen, und durch die Vermiſchung mit andern davon freyen Geſchlechtern, nach und nach ausgelöſcht und aufgehoben werden kann; aber oft iſt die Neigung ſo groß, und die Vermeidung der gelegentlichen Urſachen ſo ſchwer, und unter gewiſſen Umſtänden faſt unmöglich, daß die Krankheit doch einmal zur Reife und zur Wirklichkeit kommen muß. Die in gewiſſen Familien gewöhnliche von den Voraltern hergebrachte und als heilige Geſetze verehrte Lebensart und Gebräuche, tragen zur Reifung ſolcher Erbkrankheiten oft ſehr vieles bey; und man hat wohl zu merken, daß man nicht ſelten den vorzüglichſten Grund der Familienkrankheiten ſchon allein in ihnen antreffe, ohne zu einer angeerbten Neigung ſeine Zuflucht nehmen zu dürfen, und daß man alſo dieſe mit den Erbkrankheiten ja nicht verwechſele, ſondern ſie ſorgfältig unterſcheide.

„ Aus allem dieſen zuſammen genommen, erhellt auch, daß die Erbkrankheiten bald nach der Geburt, mehrentheils aber eine längere oder kürzere Zeit lang nachher, erſt zur Wirklichkeit kommen, oder ſich offenbaren; und daß ſie hartnäckig und niemals ganz überwindlich ſind. Endlich iſt wohl nicht nöthig weiter zu erinnern, daß zur wahren Idee einer Erbkrankheit der Umſtand nothwendig erfordert wird, daß ſie, oder wenigſtens die Neigung dazu, in den Aeltern ſchon vor der Empfängniß nicht allein da geweſen ſey, ſondern

auch Wurzel gefaßt habe, und ihnen gleichſam zur andern Natur geworden ſey; wie auch, daß ſie wirklich mit dem Samen und den mütterlichen Nahrungsſäften übertragen worden ſey. Es wäre lächerlich, dem Vater oder der Mutter eine Krankheit ihres Kindes bloß deswegen zur Laſt zu legen, weil ſie dieſelbe vor Erzeugung dieſes ein oder einige Mal ausgeſtanden hatten; und doch werden ſolche Mißbräuche nicht gar ſelten begangen.“

Es können aber auch Kinder mit Krankheiten, und mit Neigungen dazu geboren werden, von denen die Aeltern vor der Empfängniß nicht befallen worden ſind. Dieſe Krankheiten ſind von den vorhergehenden unterſchieden, und werden angeborne Krankheiten, L. Morbi congeniti, oder connati, genannt. Hierüber hat Hr. Gönner, a. ang. O., ebenfalls ſehr vortrefflich commentirt.

„Die mehreſten angebornen Krankheiten,“ ſagt er: „rühren von der Mutter her. Der mit dem männlichen Samen zur Hervorbringung des erſten Keimes zuſammen kommende mütterliche Saft kann auf eine ähnliche Art, als dieſer, fehlerhaft ſeyn, und alſo ſchon alsdann eine hinreichende Anlage zu angebornen Krankheiten hervor bringen. Vornämlich aber überliefert die Mutter während der ganzen Zeit der Schwangerſchaft, die auch in dieſer Zeit erſt erlangten Fehler und Verderbniſſe ihrer Flüſſigkeiten in größerm Maße der in ihr herbergenden Frucht, und kann alſo in dieſer zum Theil ähnliche Krankheiten, als ſie während der Schwangerſchaft nach der Empfängniß zuerſt erleidet, zum Theil aber andere, mit welchen ſie nichts zu ſchaffen hat, erzeugen. Eine in dieſem Zeitraume veneriſche, krätzige, ſcorbutiſch gewordene Mutter bringt ähnliche Kinder zur Welt, wenn ſie beyde vorher vor der Geburt nicht geheilt worden ſind; überhaupt aber zeuget eine durch allerley hitzige und langwierige Krank-

heit

heiten und Urſachen geſchwächte Mutter ein ſchwächliches und mancherley andern den vorher angeführten ähnlichen Uebeln unterworfenes Kind; und man hat Beyſpiele, daß eine Mutter, welche ſchon die Blattern überſtanden, das Gift ihrem Kinde zugeführt, und, ob ſie gleich ſelbſt nicht angeſteckt worden, doch daſſelbe angeſteckt habe.

„Ferner gehören zu den angebornen Krankheiten ſolche, welche dem Kinde im Mutterleibe durch auf daſſelbe wirkende Gewaltthätigkeiten von der Gebärmutter oder von andern auch äuſſern, durch ſie wirkenden Urſachen, oder auch von in ihr zugleich mit der Frucht enthaltenen Dingen zugefüget werden. Die unzulängliche nicht gleichmäßige Ausdehnung, die Verhärtung, die Zuſammenſchnürung und Zuſammenpreſſung derſelben von äuſſern oder innern Urſachen, als: Stoſſen, Fallen, Geſchwulſten, in der Mutter enthaltenen verwachſenen Nachgeburt, einem Mondkalbe, Gewächſen, einem Zwilling, von der Enge des Beckens, insbeſondre der untern Oeffnung erzeugen in dem Kinde, und auch erſt während der Geburt, mancherley Krankheiten, Schwäche, Verunſtaltungen und Verletzungen.

„Zu den angebornen Krankheiten kann man auch die Mißgeburten und die Muttermäler rechnen; aber man hat auch einige Fälle, da der Vater das Monſtröſe, als: den ſechsten Finger, Zehe, auf ſeine Söhne und Enkel fortgepflanzt und als ein Erbgut übertragen hat.“

Unter andern mannichfaltigen verdrießlichen Vorfällen, die dem Arzte vorkommen, fallen auch zuweilen verſtellte Kranke vor, und nicht ſelten wird es ſchwer, dergleichen erdichtete Krankheiten bald einzuſehen. Erdichtete, verſtellte, vorgegebene, oder vorgeſchützte Krankheiten, L. Morbi affectati, ficti, fictitii,

fictitii, oder ſimulati, nennt man, nach Vogel'n (1) diejenigen, womit jemand behaftet zu ſeyn, ohne ſie wirklich zu haben, nicht allein vorgiebt, ſondern auch durch Nachahmung einiger Zeichen der Krankheiten, glaublich zu machen weiß Man unterſcheidet ſie bey genauer Prüfung leicht von den wahren Krankheiten dadurch, daß man niemals bey ihnen alle Zeichen beyſammen antrifft, welche, nach Lehrſätzen der Zeichenlehre (Semiotik), bey wirklicher Exiſtenz einer Krankheit als gegenwärtig erkannt werden, oder auch, daß Namen und Zeichen der Krankheit nicht mit einander übereinſtimmen; wie auch, daß in beyden Fällen, wenn die nöthige Aufmerkſamkeit angewandt wird, ſich immer Zeichen finden werden, welche den wahren Geſundheitszuſtand an das Tageslicht zu bringen vermögen.

Es giebt gute und ſchlimme Bewegungsgründe zu einem ſolchen Betrage. 1. Es können, wiewohl ſehr ſelten, Urſachen Statt finden, um welcher willen eine Krankheit erdichtet oder nachgemacht wird, die nicht ganz zu verwerfen ſind, wenn man billig urtheilen will. So wird es z. B. niemand dem Könige David übel deuten, daß er ſich närriſch anſtellte und eine Raſerey annahm, um den Händen ſeiner Feinde zu entrinnen und ſein Leben vor ihnen zu ſichern (2). Auch möchte es einem ehrlichen Manne, der keinen andern Weg vor ſich ſieht, eines böſen Weibes los zu werden, nicht ſehr zu verargen ſeyn, wenn er ſich für unvermögend (impotent) ausgiebt, um die Eheſcheidung zu erleichtern.

2. Schlimme Bewegungsgründe aber ſind: Furcht, Schamhaftigkeit, oder Gewinnſucht. Aus Furcht, ſtellen ſich diejenigen krank, welche der Folter, oder den

(1) Diſſ. de ſimulatis morbis, & quomodo eos dignoſcere liceat. Præſ. *Rud. Auguſtin, Vogel.* Reſ. *Jo. Jac. Janſen.* Gotting. 1769, 4. 5 B.

(2) 1 B. 21, 13.

den Leibesſtrafen, oder auch der Hinrichtung, dadurch zu entgehen hoffen, und insgemein verfallen dieſe darauf, die Maske des Wahnſinnes vorzunehmen. Ferner thun es auch Leute, die unangenehme Aufträge voraus ſehen, und fürchten, ſie werden dieſelben durch nichts, als eine vorgegebene Krankheit, ablehnen können. Auch um aus einem Arreſte zu entkommen, oder eine Dimiſſion aus Kriegsdienſten zu erhalten, pflegen nicht ſelten Krankheiten nachgeahmet zu werden. Aus Schamhaftigkeit, ſtellen ſich z. B. Frauen oder Jungfern krank, um nicht perſönlich vor Gericht erſcheinen zu dürfen. Aus Gewinnſucht endlich, nehmen alle Betrieger, geiſt = und weltlichen Standes, die Larve der Krankheit vor, die mit dem Mitleiden, der ſchönſten unter den menſchlichen Tugenden, ein Poſſenſpiel zu treiben Vergnügen finden, oder ihre Anſchläge auf die Geldbörſe ihrer Nebenmenſchen durch kein Mittel ſicherer, als durch dieſes, auszuführen glauben. Hieher gehören alle Betteleute, die aus Faulheit ſich krank ſtellen, um nicht arbeiten zu dürfen. Ferner, alle falſche Propheten, die ſich des in Flammen geſetzten Andachtseifers eines ehrlichen Publicum durch nachgemachte Entzückungen, Traumgeſichter, Offenbarungen, Geiſterſehereyen, u. d. gl. zur Bereicherung ihrer Caſſe zu bedienen pflegen. Zuweilen verſtehen ſich auch wohl der vorgebliche Kranke und ſein Arzt mit einander, um die bürgerliche Geſellſchaft zu äffen.

Fortunatus Fidelis (3) macht ſchon den Aerzten ſeiner Zeit den Vorwurf, daß ſie öfters aus Weichherzigkeit einen Gefangenen, der ſo ſehr krank nicht war, für äuſſerſt krank angegeben hätten, um ihn aus dem Gefängniſſe zu erlöſen. Dieſer Vorwurf trifft um ſo mehr, wenn es am Tage liegt, daß das Herz der Aerzte durch einige Kremnitzer oder gewapnete Holländer ſo weich geworden iſt.

(3) De relation. med. L. 2, S. 2, c. 1.

iſt. Nicht minder wird zuweilen eine ſolche Farbe von dem Arzte und Kranken geſpielt, damit ſich Jener einen großen Namen in der Praxi erwerbe, wie ſchon Celſus (4) angemerkt hat.

Der Einfluß der Kenntniſſe in dieſem Puncte, iſt in der gerichtlichen Arzeneywiſſenſchaft von der größten Wichtigkeit. Die Krankheiten, welche am häufigſten nachgemacht zu werden pflegen, ſind: Epilepſie, Convulſionen überhaupt, und alle Arten von Wahnſinn.

Was die Mittel, die Wahrheit in Anſehung erdichteter Krankheiten an den Tag zu bringen, betrifft, ſo läſſet ſich die ganze Unterſuchungsmethode auf folgende Regeln zurück bringen. 1. Der von der Obrigkeit zu dieſer Unterſuchung beſtellte Arzt, muß in Betrachtung ziehen, ob die vorgegebene Krankheit von einer Art und Beſchaffenheit ſey, daß ſie leicht, ſchwer, oder gar nicht, nachgemacht werden kann. Denn betrifft ſie die thieriſchen Handlungen (Actiones animales), ſo wird ſie leichter nachgemacht werden können, folglich werden auch die Betrieger eher darauf fallen, ſie nachzuahmen; da hingegen Krankheiten der natürlichen wie auch der Lebensverrichtungen (Actiones naturales & vitales) vorzubilden, ſchon von weit größerer Schwierigkeit, ja, manche davon anzunehmen, ganz unmöglich iſt, wie z. B. der graue Staar, der Beinbruch und die Verrenkung, viele Arten der Fieber, hauptſächlich mit Localentzündungen, das wahre Seitenſtechen, Eiterauswurf, Ohnmachten, u. a. m. (5). Kommen indeſſen dergleichen Krankheiten in gewiſſen Fällen

(4) De med. L. 5. c. 26. — hiſtrionis — paruam rem attollere, quo plus præſtitiſſe videatur.

(5) Hebenſtreit, Antrop. for. S. 2. c. 4, §. 14, glaubt zwar, man könne Blutflüſſe nicht nachmachen, aber Vogel iſt anderer Meinung. So glaubt auch erſterer, man könne nicht mit Geſchwulſten betriegen, allein Vogel bezweifelt es ebenfalls.

bey Leuten vor, die im Verdacht der Simulation ſte-
hen, ſo iſt nicht unglaublich, daß einige zwar wirklich
vorhanden ſeyn können, aber gewiß andere nur künſtlich
nachgemacht ſeyn; da hingegen die Krankheiten der
animaliſchen Functionen alle nur vorgegeben ſind.
Auch ahmt man die Krankheiten der natürlichen und
Lebenshandlungen um ſo minder nach, als die leztern,
weil ſie faſt alle in die Claſſe der gefährlichen gehören,
und alſo der Betrug dabey Gefahr läuft; leichter ent-
deckt zu werden. Es gehört daher ſchon ein äuſſerſt
abgefeimter Böſewicht dazu, ſie nachzumachen. Fer-
ner ſind leicht zu heilende Krankheiten in vorliegenden
Fällen verdächtiger, als andere, und äuſſere mehr als
innere. 2. Iſt genaue Rückſicht auf die Umſtände und
den Gemüthscharacter des Inquiſiten zu nehmen,
und zu betrachten, ob ſich Beweggründe zu dieſer Art
Betriegerey vorfinden. 3. Wird es nöthig ſeyn, dar-
auf Acht zu geben, ob die Krankheit, welche vorgeblich
geglaubt wird, plötzlich und ohne Beytritt vorherge-
hender und gelegentlicher Urſacheu ſoll zum Vorſchein
gekommen ſeyn. 4. Iſt alle Aufmerkſamkeit auf die
Art zu richten, mit welcher der Inquiſit die bey dem
Verhör ihm vorgelegte Fragen beantwortet. Ver-
trouliche Geſpräche bringen oft hiebey die Wahrheit an
das Licht. 5. Iſt zu beobachten, ob die Zufälle
(Symptome) der problematiſchen Krankheit in der Aus-
ſage immer gleich, oder veränderlich, angegeben werden.
Gemeiniglich verſtoßen hierin auch die ſchlaueſten von
den Betriegern, welche Krankheiten nachmachen wollen.
6. Muß man auf das Betragen des vorgeblichen Kran-
ken in Anſehung der Arzeneyen merken, und zuſehen,
wie ſie ſich derſelben bedienen. Die Verſtellung wird
hierin ſo weit getrieben, daß jemand, der nicht wirklich
krank iſt, viele Arzeneyen nimmt, oder nehmen kann.
7. Muß man die aus der Semiotik bekannten patho-
gnomoniſchen Zeichen einer Krankheit mit den Umſtän-
den

den des vorgeblichen Kranken ſorgfältig vergleichen; fehlen dieſe, ſo iſt gewiß Betrug vorhanden. 8. Iſt nöthig, zugleich zu betrachten, ob ein ſolcher ſcheinbarer Kranker nicht Zeichen nachläßt, die der Krankheit, welche er vorgeben will, ganz und gar nicht eigen ſind; denn auch hieraus entſteht Verdacht einer Betriegerey. 9. Man beobachte genau das Betragen ſolcher Leute, bey Vorfällen, auf die ſie ſich nicht im Voraus gefaßt machen können, und unterſuche fleißig unter ſolchen Umſtänden ihre Mienen, Puls, und alles übrige, woraus man auf Eindrücke, die dieſer oder jener Gegenſtand zu machen pflegt, ſchließen kann. 10. Man nehme den Augenſchein zu wiederholten Malen zu Hülfe, mache auch andere Proben mit dem Inquiſiten. So wird z. B. ein nachgemachtes Blutſpeyen, wobey das Zahnfleiſch zu bluten gezwungen wird, dadurch entdeckt, daß man das Zahnfleiſch genau beſieht; daß man den Mund ausſpielen läſſet, und hernach zu ſpucken befiehlt; imgleichen, wenn man Achtung giebt, ob bey dem Blutſpeyen ein Huſten iſt, oder nicht. 11. Man gebe auch ſolchen medizinischen Heuchlern Arzeneyen, um aus der Wirkung derſelben einiges Licht zu bekommen. Wenn z. B. in einer gewiſſen Krankheit bewährte Mittel bey jemanden, der eine ſolche Krankheit zu haben behauptet, nicht helfen, ſo ſchließt man nicht mit Unrecht auf eine vorgehende Täuſchung. Ebenfalls vermuthet man alſo mit Recht; wenn einem ſolchen Kranken Mittel gereichet werden, die in der Krankheit, woran er zu leiden vorgiebt, nichts helfen, und der Kranke hernach durch ſolche Mittel gebeſſert worden zu ſeyn behauptet. 12. Man muß auch zuweilen ſolche Patienten unvermuthet beſuchen, ehe ſie ſich zum Empfang einer ſolchen Viſite vorbereitet haben. Dies muß inſonderheit in Zeiten geſchehen, von welchen vorgegeben wird, daß darin der Paroxismus eintreffe, oder auch beträchtlich werde. 13. Es muß auch die geheime

obachtung des Inquiſiten zu Hülfe genommen werden; d. h. man muß auf dasjenige Betragen Acht haben, welches er annimmt, wenn er allein, und nicht bemerkt zu ſeyn glaubt. 14. Man muß gleichſam Spione aufſtellen, die der Inquiſit nicht in Verdacht haben kann, und die Berichte derſelben mit ſeinen eigenen Bemerkungen vergleichen. 15. Endlich ſind auch, wenn die angeblichen Betrüger nicht, aus Achtung vor ihre hohe Abkunſt, ſchwache Leibes Beſchaffenheit, oder nicht gar zu bösartigen Character, etwas Schonung verdienen, die großen Entdeckungsmittel der Wahrheit, welche in den Stäben der Zuchtmeiſter, Bettelvögte und Häſcher verborgen liegen, nicht zu verachten. Daher ſagt auch **Weber** (6), daß die Bettelvögte und Büttel oft glücklicher in Erforſchung der Wahrheit, als **Locke**, **Reimarus**, **Feder**, und der ehrw. Pater **Malebranche**, ſeyn; denn die Wahrheit würde von dieſen heraus gegrübelt, und oft nicht gefunden, von jenen aber faſt allezeit glücklich heraus geſchlagen.

Nicht ſelten pflegt man Unpäßlichkeiten überhaupt vorzugeben, ohne ſie mit einem beſtimmten Namen zu bezeichnen. So ſtellte ſich **Amnon**, der Sohn Davids, unpäßlich, als er verliebt war (7). So befinden ſich die Damen nicht wohl, wenn ſie nicht Audienz an der Toilette geben wollen.

Unter denen Krankheiten, welche gemeiniglich Betrüger, Verbrecher und dämonologiſche Marktſchreyer zu erdichten pflegen, ſind vorzüglich folgengende zu bemerken.

1. Die fallende Sucht, oder Epilepſie. Hier wird der Betrug dadurch entdeckt, daß man ſolchen Perſonen Nieſe-

(6) Im 2. B. ſeiner Uiberſetzung der Vorleſungen des Hrn. v. Haller über die gerichtliche Arzneiwiſſenſchaft, (Bern 1784, 8.) S. 10, f.

(7) 2 Samml. 13.

Nieſepulver in die Naſe bläſet, wodurch ſie wieder zu ſich ſelbſt kommen, wofern ſie die wahre Epilepſie nicht haben. Auch wird ein wahrer Epileptiker oft ſo niederfallen, daß er ſich Schaden thut, der Nachahmer deſſelben hingegen wird ſich bey dem Fallen vor jeder ſchweren Verletzung in Acht zu nehmen wiſſen. Auch werden dieſe Art von Epileptikern; Schmerzen, Schläge u. ſ. w. die ihnen beygebracht werden, empfinden, da hingegen währendem Paroxismus bey den wahren, Empfindung und Bewußtſeyn mangeln. **Fortunatus Fidelis** berichtet, einen Betrieger gekannt zu haben, der, um die fallende Sucht ſehr natürlich vorzuſtellen, Seife in den Mund nahm, und als Schaum, wie in der wirklichen Krankheit, von ſich ſtieß. Andere machen alle Verdrehungen mit einer Geſchicklichkeit nach, worin ſie kaum ein Gaukler übertreffen kann.

Auſſer den ſchon angegebenen Zeichen erkennt man dieſe Betriegereyen hauptſächlich durch nähere Vergleichung der Zufälle mit der wahren Epilepſie. Bey dieſer fängt der Anfall gemeiniglich mit einer Schwere im Kopfe an; es erfolgt Unſinn, Betäubung, Schwindel, Ohrenklingen, ſchwere Sprache, Aufſchwellen des Unterleibes, Magenkrampf, Herzklopfen; hierauf fällt der Kranke, ohne Bewußtſeyn, plötzlich nieder, verdreht ſeine Gliedmaſſen, beſchädigt ſich öfters im Fallen, beißt ſich in die Zunge und Lippen; die Daumen ſind ihm oft ſo feſt zwiſchen die Finger gebogen, daß man ſie eher brechen als wieder gerade bringen kann; die Augen ſind zwar offen, laufen aber wie Räder in der Augenhöhle herum; und wenn nur der ganze ſchreckliche Auftritt zu Ende iſt, bleiben Mattigkeit, Sinnloſigkeit, Zittern und große Schwäche zurück. Nicht ſelten wird das Geſicht braunroth, die Lippen blaß, die Nägel blau, der Puls weicht ſehr vom geſunden Zuſtande ab, und alles endigt ſich mit einem tiefen Schlafe.

Losbrennen eines Schießgewehres dicht an dem Ohre deſſen, der die fallende Sucht zu haben vorgiebt: Stechen mit Nadeln; eine brennende Tobackspfeife ihnen auf die bloße Haut ausgeblaſen, und ein erregter Schrecken überhaupt, ſind ebenfalls gute Entdeckungsmittel. Hauptſächlich ſind es Frauensperſonen, welche gemeiniglich den Richter mit epileptiſchen Bewegungen zu täuſchen ſuchen, um etwa von der Tortur frey zu bleiben.

2. Der Tetanus, eine toniſche Krampfart, wovon der Opiſthotonus und Emproſthotonus Unterarten ſind. Bey dem Emproſthotonus wird der Hals und übrige Leib ganz vörwärts gebogen, ſo, daß das Kinn auf der Bruſt, und die Scheukel auf dem Bauche ſtehen, und beyde oft ſehr lange in dieſer Stellung bleiben. Bey dem Opiſthotonus werden das Genick und der Rückgrath hinter ſich, und zugleich die Füße über ſich gereckt und gedehnt, gleichfalls mit einem langen Beharren in dieſer Stellung. Dieſe Krankheit iſt ſchwer nachzuahmen, und ſetzt voraus, daß der Inquiſit ein ſehr geübter Poſiturenmacher ſeyn müſſe, wenn er auch nur die fernſte Aehnlichkeit davon ſoll darſtellen können. Vollkommen ſie nachzumachen, und dadurch einen Arzt, welcher die Krankheit gründlich kennt, zu betriegen, iſt aber unmöglich. Daher wird dieſe Krankheit ſelten erdichtet. Uebrigens wird dieſer Betrug eben ſo entdeckt, wie bey der Epilepſie.

Einige Aehnlichkeit mit dem Tetanus, hat die Starrſucht, Catalepſis. Dieſe Krankheit nachzuahmen iſt unmöglich, da niemand willkürlich ſich in ſolchen Stellungen erhalten kann, die wieder die Natur des Gleichgewichtes zu ſeyn ſcheinen, wie ſolches die kataleptiſchen Patienten, ohne ihr Wiſſen, thun: und geſetzt auch, ein Betrieger wäre ſo frech, den Verſuch zu machen, ſo wird er ſich durch den Hinſturz auf ſeine

Naſe

Naſe, Schläfe oder Hinterhaupt, gar bald von ſelbſt entlarven.

3. Convulſiviſche Bewegungen überhaupt. Man darf dieſe nur einmal in der Natur wohl betrachtet haben, um von allen, die ſie nachäffen, nicht mehr betrogen zu werden. Bey Perſonen, die von wahren Convulſionen befallen ſind, iſt zur Zeit des Anfalles eine auſſerordentliche Stärke, die unnachahmlich iſt, weil ſie niemand ſich ſelbſt geben kann, zu bemerken. Schwache Weibsperſonen können, unter ſolchen Umſtänden, zuweilen von vier der ſtärkſten Männer nicht gehalten oder gebändiget werden. Perſonen, welche wahre Convulſionen haben, fühlen, wie die wahren Epileptiſchen, keine Schmerzen; und man mag ihnen die Gliedmaßen noch ſo ſehr ausdehnen, ſo werden doch die Muskeln, wie bey Epileptiſchen, die Bewegung in der einmal angenommenen Richtung fortſetzen. Wer aber die Krankheit nur nachmacht, und nicht wirklich hat, wird, bey der Empfindung eines ihm zugefügten Schmerzens, die Maske gar bald fallen laſſen. Was zweytens die Convulſionen hyſteriſcher Frauensperſonen inſonderheit betrifft, ſo fängt das Uebel mit großem Durſt an, ſie trinken, ſchweigen alsdann, und auf dieſes Schweigen folgt oft eine wahre Ruhe. Auf einmal aber bricht es, wie mit einem Sturme, bey ihnen mit gichteriſchen Bewegungen aus. Findet ſich nun bey einer Inquiſitin die Art des Ausbruches der Convulſionen anders, ſo iſt die Sache mit Grund für verdächtig zu halten. Drittens endigen ſich, bey Erwachſenen, die Convulſionen allemal mit einer nachfolgenden Ruhe, und was in der That einem Wunder ähnlich iſt, ſo ändert ſich bey Convulſionen der Puls nicht um einen Schlag. Hingegen bey denen, die durch Kunſt nachgeahmet werden, vermehrt ſich die Geſchwindigkeit deſſelben, wie bey jeder beſchleunigten Muskelbewegung überhaupt. Viertens endigt ſich bey denen, wel-

welche die Krankheit nachmachen, der ganze Auftritt mit Schweiß; bey hyſteriſchen Perſonen aber, die wahren Convulſionen unterworfen ſind, mit Kälte.

4. Der Sanct Veitstanz. Hier muß man Acht geben, ob die zuckenden Bewegungen der Glieder, welche dieſe Krankheit characteriſiren, auch im Schlafe und ohne Wiſſen des Inquiſiten erfolgen; denn dadurch unterſcheidet ſich die wahre Krankheit von der nachgemachten. Daß die Tanzſucht, welche Tarantismus heißt, eine Betriegerey italiäniſcher Landſtreicher, und keine Krankheit, iſt, wird heut zu Tage nicht mehr bezweifelt, wovon ich an ſeinem Orte ausführlicher handeln werde.

5. Die geiſtliche Entzückung, Begeiſterung, Inſpiration, Ecſtaſis, Enthuſiasmus, Inſpiratio. Die neuern Heiligen werden es den Aerzten verzeihen, daß ſie dieſelben vor ihren weltlichen Richterſtuhl laden. Vogel verkündigt ihnen von da folgenden Spruch: „Es iſt nicht der Mühe werth, weitläuftig zu unterſu„chen, ob die Grimaſſen, welche ſolche Perſonen ma„chen, freywillig oder unbewußt, wahr oder falſch ſeyn. „Sie ſollen insgemein dem gemeinen Haufen eine hohe „Meinung von der Heiligkeit deſſen, der ſie macht, „beybringen. Folglich ſind alle ein Werk der Heu„cheley, und werden durch kleine Prüfungen mit Prü„geln, ſpitzigen Inſtrumenten, Nieſemitteln, reizen„den Subſtanzen, Zerren und Recken der Glieder, „leicht als ſolche darzuſtellen ſeyn; oder ſie ſind Folgen „von Wahnwitz, und alsdann freylich nicht für erdich„tet anzuſehen.“

6. Die Teufelsbeſitzung, Obſeſſio daemoniaca. Es iſt ſchon einige Jahre her, daß die Aerzte nicht mehr Luſt haben, dem Teufel zu räuchern. Und obſchon ſie, aus Ehrfurcht gegen die Religion, die Beſitzungen, deren die h. Schriſt erwähnt, in ihrem Werthe laſſen, ſo haben ſie doch gegen alle Beſitzungen von einem

einem neuern Datum nicht ſo viel Gefälligkeit. Wenn ich hier von Aerzten überhaupt rede, ſo verſtehe ich die Vernünftigern darunter, und bringe diejenigen nicht in Rechnung, die, den alten Weibern zu gefallen, an die neuern Teufelsbeſitzungen glauben. Es iſt mit dieſen Schauſpielen, die ſehr wohl eingerichtet ſind, den Pöbel in Reſpect und Bewunderung zu erhalten, wenn der Schauſpieler ehrlich iſt, Narrheit, und, wenn er es nicht iſt, Blendwerk und Trug. Man denke nur an die **Lohmannin**, und den einfältigen Pröpſt **Müller** in Kemberg, den Geſchichtſchreiber ihrer Abenteuer (8), zu deſſen Widerlegung Hr. D. **Semler** (9) mehr Mühe angewandt hat, als die Sache werth war; oder auch an den Pater **Girard**, und ſeine Demoiſelle **Cadiere** (10), die von **Voltaire** in ſeiner Pucelle verewigt worden iſt; oder auch an die Phantaſten und Komödianten, welche ihre Rolle, unter des nach Verdienſt vergeſſenen Pat. **Johann Joſeph Gaßner's** Direction, mit ſo vielem Beyfalle geſpielt haben.

Die beſten Mittel, den modernen Teufel auszutreiben, ſind, nach **Vogel's** Meinung, Arreſt, Prügel und Hunger, wofern nämlich die Perſon, welche ſich für beſeſſen angiebt, bey der Unterſuchung völlig geſund befunden wird. Es giebt aber auch Krankheiten, die der Aberglaube für Teufelsbeſitzungen hält, als: fallen=

(8) Gründliche Nachricht von einer begeiſterten Weibsperſon, Annen Eliſabeth Lohmannin, von Horsdorf in Anhalt Deſſau, aus eigener Erfahrung und Unterſuchung mitgetheilt von Gottl. Müller. Wittenb. 1759.

(9) Jo. Sal. Semlers Abfertigung der neuen Geiſter und alten Irrthümer, in der Lohmanniſchen Begeiſterung zu Kemberg, nebſt theologiſchem Unterricht von dem Ungrunde der gmeinen Meinung von leiblichen Beſitzungen des Teufels, und Bezauberung der Chriſten. Halle, 1760, 8. nebſt dem in eb. demſ. J. erſchienenen Anhange.

(10) Recueil général des piéces concernant le Procès entre la Demoiſelle Cadiere, & le Pêre Girard. à la Haye, 1731.

fallende Sucht, Krämpfe überhaupt, Melancholie, Hyſterik, Raſerey, Veitstanz, Starrſucht, Alp, Mutterwuth, Würmer, Kriebelkrankheit, Nachtwandeln, und periodiſche Krankheiten überhaupt. Hieher gehören auch die ſo genannten Bezauberungen, Incantamenta, nicht allein an den Gbeurtsgliedern der Neuverehlichten (ſ. Neſtel-Knüpfen), ſondern auch am Leibe überhaupt, imgleichen die Nadeln, Haare, Knochen, Lumpen, Kohlen, Nägel, Inſecten, Würmer, Steine, und andere fremdartige Körper, die der Teufel im Inwendigen des Menſchen aushecken, und dann zu ſeiner Zeit an den Tag geben laſſen ſoll. Hiemit wird öfters Betrug getrieben, um mitleidigen Menſchen das Geld abzunehmen, und es iſt oft äuſſerſt ſchwer, die Täuſchung zu entdecken.

7. Das hyſteriſche Uebel. **Ammann** (11) erzählt ein Beyſpiel einer Kindermörderinn, die allemal hyſteriſch ward, wenn man ſie durch die Tortur zum Geſtändniß bringen wollte. Man kann mit Sicherheit ſchließen, daß ihr Uebel nachgemacht ſey, wenn man an ſolcher Perſon keine unterdrückte Reſpiration, Zuſchnüren des Schlundes, Krämpfe, Knurren im Bauche, wahre Ohnmacht, und andere bekannte Zeichen der Mutterplage bemerkt. Engliſcher Salzgeiſt, ſcharfe Nieſemittel, Brennen, Schläge, Stechen mit Nadeln, kurz, alles was einen ſtarken Reiz macht, ſetzt uns in den Stand, Verſtellung und Wahrheit zu unterſcheiden. Der hyſteriſchen Convulſionen iſt bereits oben Erwähnung geſchehen.

8. Manie und Melancholie, nebſt allen übrigen Gemüthskrankheiten, Dieſe Uebel werden unter allen am häufigſten nachgemacht, auch deswegen, weil es einem in der Verſtellungskunſt Geübten leichter fällt, den Schein ihrer Symptome an ſich zu nehmen.

D.e

(11) Medicina critica. p. 158.

Die Entdeckungsmittel beruhen auf folgenden 3 Hauptpuncten. 1) Beyde Krankhiten befallen den Kranken nicht ſchnell und unvermuthet. 2) Wenn Wehklagen und Seufzer im Gefängniſſe auf die Vermuthung einer Melancholie führen, muß der Arzt ſich um alle Geſundheitsumſtände genau bekümmern. Ein wahrer Schwermüthiger beſchwert ſich nicht darüber, daß er im Dunkeln ſitzen muß. Auch iſt keiner für ſchwermüthig zu halten, welcher gut ißt, gut verdauet, ſeine gehörige natürliche Ausleerungen hat; denn der iſt zu geſund, um würklich ſchwermüthig zu ſeyn. 3. Man kann verſtellte Schwermüthige ertappen, wenn man ihnen allerley Neuigkeittn vorlüget, die ſtarken Eindruck auf ihr Gemüth machen müſſen, und ſie ſowohl in Freude ohne Maß, als auch in Traurigkeit ohne Grenzen, verſetzen, wenn ſie das wirklich ſind, wofür ſie ſich ausgeben. Da auch ſolche Betrieger, welche die Rolle eines Raſeuden oder Schwermüthigen mit großem Auſcheine von Wahrheit ſpielen wollen, ſich gemeiniglich des Bilſenkrautes, des Nachtſchattens, des Stechapfelſames und der Alraunwurzel zu bedienen pflegen, von welchen ſchrecklichen Giften ſie mit Vorſicht kleine Doſes nehmen: ſo ſind hier insonderheit auch Purganzen und Brechmittel anzuwenden, damit die Wahrheit ſolcher Geſtalt von oben und unten heraus gebracht werde.

Auch der Blödſinn wird zuweilen nachgemacht; und je klüger derjenige iſt, der ſich dumm ſtellt, deſto ſchwerer iſt hinter die Wahrheit zu kommen.

9. *Mangel eines einzelnen Sinnes, oder mehrerer Sinne zugleich.* Der Betrug iſt hierin ſelten ſchwer zu entdecken. Zwar giebt es Leute, die z. B. ſich abhärten, großen Schmerz zu ertragen, und folglich einen Mangel des Gefühles ungemein wohl nachzuahmen; ob dieſes aber auch, wie Sylbaticcus

cus (12) glaubt, durch Arzeneyen zu bewirken ſey, iſt ſehr zweifelhaft. Die Rolle eines Stummen und Tauben ſpielen diejenigen gar oft, welchen daran gelegen iſt, Almoſen zu ſammeln, oder vor Gerichte nicht antworten zu dürfen. Stummheit und Taubheit ſind gemeiniglich beyſammen, und daher iſt die Sache zuweilen ſchon verdächtig, wenn nur eines von beyden vorgegeben wird. Zudem haben die Taubſtummen eine Art Stimme, die aber mehr in einem Geheule, als einer wirklichen deutlichen Stimme, beſteht. Die Abweſenheit dieſes Zeichens kann alſo auch in der Entdeckung auf einiges führen. Starkes Geräuſch; Dinge, wodurch man den Inquiſiten in Schrecken ſetzt, ſcharfe Sachen in den Hals und in die Ohren gebracht; eine unvermuthete Anrede; Dinge, wodurch man ihn, wenn er ſchläft, plötzlich erweckt, wie auch die ſchon öfters empfohlenen Prügel, erleichtern die Entdeckung des Blendwerks ſehr.

Die Blindheit, ſonderlich der ſchwarze Staar, Amauroſis, wird auch öfters von Bettlern, Landſtreichern, und andern ſchlechten Leuten im Volke, vorgegeben. Der graue Staar, Cataracta, läſſet ſich nicht nachmachen. Das characteriſtiſche Zeichen eines wirklichen ſchwarzen Staares, iſt Unbeweglichkeit der Pupille. Bringt man alſo den Inquiſiten in das Dunkle, macht ihm die Augen zu, und öffnet ſie ihm wieder ſogleich, wenn man das dunkel geweſene Zimmer wieder hell machen läſſet, und nimmt Bewegung im Augenſterne wahr, ſo iſt der Betrug am Tage. Ein gleiches geſchieht bey dem vorgegebenen Staare, wenn man mit einem ſpitzigen Inſtrumente plötzlich gegen das Auge des Inquiſiten fährt, als ob man es durch und durch ſtoßen wollte; iſt er wirklich blind, ſo wird ſein Auge die Gefahr nicht erblicken und unbeweglich blei-

(12) De iis, qui morbos ſimulant, c. 2.

bleiben; ſieht er aber, ſo wird in dem Falle eine Bewegung im Auge erfolgen, die er nicht zurück halten kann.

10. Schmerz. So wie Fühlloſſigkeit gegen den Schmerz affectirt wird, eben ſo wird im Gegentheil auch zuweilen die Empfindung des Schmerzens vorgegeben, wo ſie nicht iſt. Waldſchmidt erzählt uns von einem Bauer, den ſein Nachbar etwas unhöflich mit einem Stecken gegen die Schläfe getroffen hatte, welcher aus Rachſucht und Bosheit einen unerträglichen Schmerz an der geſchlagenen Seite vorgab. W. entdeckte den Betrug dadurch, daß er dem vorgeblichen Patienten ernſthaft andeutete, daß, auſſer der Trepanation, für ſeinen Kopfſchmerz kein Mittel in der Welt ſey, und er um deswillen den andern Tag ihm einen Chirurgus zur Operation mitbringen werde. Als der Bauer dies hörte, ſtand er des Nachts heimlich auf, und ritt davon. Zachias merkt an, daß derjenige keinen Glauben verdiene, welcher vorgebe, ſchon mehrere Tage Schmerzen ausgeſtanden zu haben, ohne daß ſich in ſeinem Geſundheitszuſtande Merkmale von ſichtbaren Veränderungen entdecken laſſen. Dieſe Anmerkung iſt um ſo gegründeter, als man weiß, daß mehr als eine Krankheit aus heftigen und langwierigen Schmerzen entſpringt, von welchen eine nothwendig vorhanden ſeyn müßte, wenn das Vorgeben vom Schmerzen wahr wäre. Alle ſchon öfters zum Theil empfohlene Entdeckungsmittel können auch hier Statt finden, und die Wahrheit entdecken helfen. Giebt der Inquiſit nicht bloß Schmerzen überhaupt, ſondern nahmentliche ſchmerzhafte Krankheiten vor, ſo hat man auch auf die pathognomoniſchen Zeichen, nicht minder auf die Wirkſamkeit oder Unwirkſamkeit der Arzeneyen Achtung zu geben.

11. Schlagflüſſe. Der Schlagfluß und eine ſtarke Ohnmacht haben, dem äuſſerlichen Anſcheine nach,

vie-

viele Aehnlichkeit mit einander, in beyden hört Bewegung und Empfindung plötzlich auf; Puls und Reſpiration unterbleiben zwar nicht ganz; aber doch merklich; und zuweilen unterläuft das Geſicht mit Blut, ſo daß es roth oder braunroth ausſieht. Da aber ein Schlagfluß ſich entweder gleich mit dem Tode endigt, oder in eine Lähmung eines oder des andern Theiles, oder in eine einſeitige Lähmung (Hemiplegie), Sprachloſigkeit, Blindheit, Taubheit oder Stupidität, übergeht, ſo legt der Erfolg die Wahrheit oder Falſchheit eines vorgegebenen Schlagfluſſes leicht zu Tage. Man pflegt in ſolchen Fällen die Wahrheit durch aufgebrannte glühende Eiſen, ſtark riechende geiſtige Sachen, Ausraufen der Haare, Peitſchen mit Neſſeln, u. ſ. w. zu unterſuchen.

Auf gleiche Weiſe wird entdeckt, ob eine Lähmung wahr oder falſch ſey, denn alle genannte Unterſuchungsarten verurſachen Schmerzen, und wirklich lahme Glieder ſind gemeiniglich unfähig, Schmerz zu empfinden, und ſind auch ſchlaff oder welk, welches eine Eigenſchaft iſt, die nicht nachgemacht werden kann. Auſſerdem ſind gelähmte Theile beym Anfühlen eiskalt, andere nicht.

Eben ſo wie Schlagflüſſe und Lähmungen, pflegen Ohnmachten, ja auch der Tod ſelbſt nachgemacht zu werden (13). Die Entdeckungsmittel ſind eben dieſelben.

12. Sprachloſigkeit, Aphonia, welcher Fehler vom Stummſeyn zu unterſcheiden iſt. Fidelis (14) erzählt von einem Bettler, welcher ſeine Zunge hinterwärts zu ziehen, und gleichſam auf der Zungenwurzel umzu-

(13) *Zachias* Quaeſt. med. leg. L. 3. Tit. 3, Qu. 6. *Loew.* Theatr. med. iurid. C. 7, §. 6. *Caelius Rhodigin.* Lect. antiq. S. 20, c. 16. *Lanciſ.* de ſubit. mortib, p. 55.

(14) Am ang. O. L. 2. S. 2, c. 4.

zuſchlagen gelernt hatte, daß er hiedurch eine wahre Sprachloſigkeit nachgeahmt habe. Auch Eberh. Gockel (15) ſpricht von einem Soldaten, welcher ſich ſprachlos zu ſtellen wußte.

Sowohl die Beſichtigung des innern Mundes, als auch die oben bey No. 9. angezeigten Entdeckungswege werden hierin leicht zur Wahrheit führen.

13. Hinken. Johann Rudolph Cameree (16) hat ſchon Bettler gekannt, die ihre wahre Arme und Beine zurück zu ziehen, und ſich hölzerne ſo künſtlich anzuflicken wußten, daß man ſie für wahre verſtümmelte hielt. Veit Riedlin (17) gibt uns Nachricht von einem hinkenden Landſtreicher, den die ſchon oft gerühmte Medicina plagoſa wieder gerade gehen lehrte. Auch Fidelis erwähnt Betrieger, welche die Hand und den Arm ſo künſtlich zurück zu biegen, und unter dem Kleide zu verſtecken wiſſen, daß man ſie für verſtümmelt anſehen könnte.

Hier muß, nebſt andern Entdeckungsmitteln, auch die Entkleidung des Inquiſiten vorgenommen werden.

14. Fieber. Galenus (18) erwähnt ſchon eines vornehmen Mannes, welcher fieberhafte Zufälle nachahmte, um die Aerzte zu täuſchen, denen er die Ungewißheit ihrer Kunſt ſehr höhniſch vorzurücken pflegte. Daß man durch ſtark angelegte Binden um Halsadern und Blutadern den Kreislauf des Blutes, weil er hier und da gehemmt wird, und ſich mit verdoppelter Freyheit nach andern Stellen des Leibes hindrängt, bis zur Heftigkeit der fieberhaften Bewegung verſtärken könne, lehren Porta, Sylvaticus, Fidelis, Za-

(15) Conſil. Cent. 2, conſ. 31.
(16) Sylloge memorabil. medic. Cent. 10, S. 67.
(17) Lin. med. A. V. Menſ. Dec. Obſ. 1, p. 1276.
(18) De praeſag. ex pulſib. L. 1, c. 1.

Zachias, Löw, Teichmayer, und Andere, nicht ohne großen Schein der Wahrheit. An dem Vermögen verſchiedenen von den Schriftſtellern deshalb beſchuldigten Vegetabilien, z. B. des Bilſenkrautſamens, oder des Alraunweines, zweifelt Vogel mit Recht. Vom Hornſchröteröhl (Oleum ſcarabaei cornuti coctum), welchem Sylvaticus eine fiebermachende Kraft zuſchreibt, wenn es auf die Pulsadern geſchmiert wird, iſt dieſes auch ſo ganz gewiß nicht. Knoblauch in den After geſteckt, wie uns ſchon Ariſtophanes, in ſeinem Luſtſpiele, die Ritter, berichtet, und unſere Recruten, auch ohne den Ariſtophanes geleſen zu haben, zu wiſſen meinen, ſoll auch ein Fieber erwecken; die Aerzte ſind aber davon nicht ſo ganz überzeugt, ob ſie gleich nicht läugnen, daß ſcharfe Dinge an erwähnten Ort eingebracht, ein Uebelbefinden verurſachen können, welches ſich auch durch eine blaſſe Geſichtsfarbe zu erkennen giebt; ſ. Th. I. S. 539.

Um in ſolchen Fällen hinter die Wahrheit zu kommen, wird eine Beobachtung von mehrern Tagen erfordert. Iſt die Fieberfarbe eine auf das Geſicht getragene Schminke, ſo iſt der Betrug leicht zu entdecken, da das Waſchen dieſelbe wegnimmt.

15. Blutflüſſe, als: Blutſpeyen, Blutbrechen, Blutharnen, blutiger Stuhlgang. Sylvaticus gibt uns ſchon Nachricht von der Nachahmung des Blutſpeyens durch rothen Bolus. Auch die Soldaten, welche lieber im Lazareth, als auf der Wache und dem Exercierplatze ſind, käuen Röthel, um den Officier und Feldſcherer zu bereden, daß ſie Blut ſpeien. Galenus merkte ſchon an, daß viele das Blutſpeyen nachmachen, indem ſie das Zahnfleiſch zum Bluten zwingen, und hernach ausſpucken. Um dergleichen Betrug zu entdecken, nöthigt man den Inquiſiten, beydes, zu huſten und auszuſpucken, und zwar ſo ſchnell auf einander,

der, daß er nicht Zeit hat, ſich durch Künſte zu der Rolle, die er ſpielen will, vorzubereiten. Bey wahrem Blutſpeyen wird nach dem Huſten allemal blutiger Auswurf folgen können, bey nachgeahmtem hingegen nicht.

Sauvages (19) berichtet, daß ein Mädchen heimlich Ochſenblut getrunken, und hernach in anderer Gegenwart wieder weggebrochen habe, um dadurch der Gefahr, im Kloſter bleiben zu müſſen, zu entgehen.

Fidelis behauptet, man könne das Blutharnen nachmachen; Vogel zweifelt aber ſehr daran, und findet weder die Färberröthe, noch die Frucht von der Opuntia, noch das lange Faſten und darauf erfolgte Trinken des Bergzinobers mit Salzwaſſer, zu dieſer Abſicht tauglich. Eben ſo zweifelt er an der Fähigkeit der Maulbeeren, die Excremente roth zu färben, und dadurch den blutigen Stuhlgang nachzuahmen, wie Fidelis behauptet.

16. Cacherien. a) Die Auszehrung wurde von jemanden vorgeſchützt, um ſich in dem Beſitze eines Privilegium zu erhalten (20). Wie ſich jemand, dem daran gelegen iſt, ein ſchwindſüchtiges Anſehen verſchaffen kann, lehrt Sylvaticus (21).

b) Die Gelbſucht, Wie man ſich durch Anſtreichen mit Umber, mit Infuſion von der Curcumawurzel, oder mit Ofenruß in Waſſer verdünnt, die Farbe dieſer Krankheit geben könne, lehren ſchon Paräus (22), und Teichmeyer. Man bringt aber dergleichen Blendwerk mit Gerſtenwaſſer und Eſſig, wie auch mit einer durch Brunnenwaſſer verdünnten

(19) Noſolog. method. T. 3, P. 2. p. 44.

(20) Valentini Authent. med. legal. Caſ. 9.

(21) Am ang. O. c. 3.

(22) Opp. L. 24. c. 18.

Lange, leicht hinweg. Dioſcorides (23) behauptet, ein Decoct von Kümmel könne auch ein gelbſüchtiges Anſehen verſchaffen.

c) Die Waſſerſucht. Mit dem äuſſern Scheine derſelben hat eine verſchmitzte Bettel die Facultät zu Straßburg 39 Jahr lang hintergangen. Sie hatte nämlich ſchon in der Jugend einen hohen Leib, und war einmal dadurch unſchuldig in der Verdacht einer unerlaubten Schwangerſchaft gerathen. Da ſie von dieſem Verdachte freygeſprochen wurde, fiel ihr ein, von ihrer Corpulenz, von der ſie Schaden und Verdruß gehabt hatte, auch Nutzen zu ziehen, vermehrte alſo durch Auflegen von Lumpen und anderm Flickwerke nach und nach das Volumen des Bauches, bis es zu einer monſtröſen Größe anzuwachſen ſchien, ſammelte in der ganzen Stadt Almoſen, wovon ſie reichlich und ſchwelgeriſch in der Stille lebte, und machte die Aerzte und Wundärzte ſehr neugierig auf ihren Tod. Endlich erfolgte dieſer; und als man zur Section ſchreiten wollte, fand man nicht die geringſte Spur von einer Geſchwulſt des Unterleibes, ſondern einen 19 Pfund ſchweren Ranzen von lauter Stücken. Die Facultät wurde durch dieſen Vorfall zum Geſpötte, und **Böcler**, einer ihrer berühmteſten Beyſitzer, mußte alle Künſte der Beredſamkeit anwenden, dieſe Tölpeley vor den Augen der Welt in einem erträglichen Lichte darzuſtellen (24). **Joh. Fr. Bauer** hat von dieſer Betrügerinn ein Porträt auf die Nachwelt gebracht (25).

17. **Mangel der Eßluſt und Faſten.** Das Faſten wird nicht allein mehrere Tage, ſondern auch Monate und Jahre für fortgeſetzt ausgegeben, damit man ſich,

(23) L. 3, c. 60.

(24) *Jo. Boecleri* epiſtola de fraudulenta muliere, quae per totam fere vitam ficto monſtroſo ventre omnium oculos decepit. Argent. 1728, 4.

(25) In Act. phyſ. med. Acad. Nat. Cur. Vol. II, Tab. V. Fig. 1.

ſich, wie ſchon Fidelis angemerkt hat, in den Ruf einer großen Heiligkeit ſetze, oder die Leute gar glauben mache, man habe den Teufel im Leibe. Dadurch hat ſich inſonderheit in unſern Tagen die Mutſchler, zu Rothweil, berühmt gemacht (26).

18. Inflammatoriſche Geſchwülſte. Galenus und Sylvaticus erzählen viele Beyſpiele von ſolchen Erdichtungen. Wie ſich Bettler nicht allein ſcheinbar geſchwollen, ſondern auch ausſätzig darſtellen, beſchreibt Paräus (27). Aus eben Demſelben iſt die Geſchichte eines Betriegers bekannt, welcher ſeinen geſunden Arm unter dem Kleide verbarg, und einen todten, welchen er einen Gehenkten abgeſchnitten hatte, ſo künſtlich in ſeinen Aermeln einzupaſſen, und über die Bruſt herüber zu legen wußte, daß es das Anſehen hatte, man habe einen Mann mit einem abgeſtorbenen Arme vor ſich.

19. Vorfälle. Paräus bekam einen Bettler zur Unterſuchung, welcher einen Vorfall des Afters vorgab; da fand ſich, daß der Böſewicht einen Ochſendarm in den Hintern geſteckt hatte, in welchem ein mit Blut und Eiter angefeuchteter Schwamm befindlich war, aus welchem die enthaltene Feuchtigkeit bey angebrachtem Drucke ausfloß. Eben Derſelbe lernte ein Betteweib kennen, welches mit einer mittelmäßig aufgeblaſenen mit einem blutigen Schwamme gefüllten Rindsblaſe, die ſie in die Schaam geſteckt hatte, einen Vorfall des Uterus erdichtete.

Der Betrug, womit Geſchwüre, Fontanelle, Krebsſchäden, u. d. gl. nachgemacht werden, iſt bey-

(26) Abhandlung von dem auſſerordentlichen Faſten der Maria Monika Mutſchler, von Ge. Karl. Starawaenig. Erſter Theil, Freyburg im Breisgau, 1780, 8. Zweyter Theil Wien, 1782, 8.

(27) Opp. L. 24, c. 18.

beynahe zu grob, um hier erwähnt zu werden. Es beſteht nämlich im Verbinden des Theiles, welcher damit behaftet ſeyn ſoll, und wird durch die Entblößung leicht entdeckt. Von einem nachgemachten Krebſe an der Bruſt hat Paräus ein Beyſpiel.

Noch weit häufiger werden Brüche vorgegeben, beſonders um der Tortur zu entgehen. Paräus meldet, wie dieſe Fiction mit einem in der Leiſtengegend angebrachten Schafbauche zu Stande gekommen ſey. Der Augenſchein iſt, ſo wie in vielen andern Fällen, alſo auch hier das beſte Entdeckungsmittel.

20. Der Stein. Auch dieſer wird häufig untergeſchoben. Ein böſer Bube that dieſes, wie Bartholin (28) berichtet; als man ihn aber einſperrete, konnte er den Betrug nicht fortſetzen, welcher ſich dadurch leicht entdeckte. Eine noch ſchlimmere Creatur war jenes Mädchen, deſſen Harder (29) gedenkt. Jener Knabe warf die Kieſel nur in den Nachtopf, dieſe aber ſteckte einen Stein durch ihre Harnröhre in die Blaſe, und klagte darauf über Nierenweh, ſchneidendes Waſſer und Urinverhaltung, und lies ſich mehrmals den Catheter anbringen, und den Stein aus der Blaſe holen. Dieſes Spiel trieb die Dirne 30mal nach einander; endlich aber entdeckte man ihren Steinvorrath im Kleide unter den Achſeln. Mit einer ähnlichen Bosheit machte die Tochter eines Steinhauers zu Paris Aufſehen; und Morand entlarvte, auf Verlangen der Facultät, endlich dieſe Betriegerin (30).

21. Der

(28) Cent. 3, Ep. 60.

(29) Theſaur. obſſ. rarior. Obſ. 80.

(30) Er beſchrieb dieſes feine Stückchen weiblicher Liſt und Bosheit, 1754, in dem Recueil pour ſervir d'éclairciſſement detaillé ſur la maladie de la fille d'un tireur de pierres du village de S. Geoſmes près Langres.

21. Der Schweiß. Man gibt vor, daß es Leute gebe, die nach Willkür ſchwitzen können. Bartholin (31) will ein Beyſpiel davon an dem Sohne des berühmten Arztes und Schriftſtellers Simon Pauli geſehen haben, welcher, ſo oft er nur wollte, an beyden Händen ſchwitzte. Wenn indeſſen die Sache auch wahr iſt, wird doch ſchwerlich jemand in böſen Abſichten Schweiß erdichten oder nachmachen.

Merkwürdig iſt übrigens die Geſchichte im Paräus von einem Bettelweibe, welches ſich geübt hatte, ihre Bauchmuskeln auf eine ganz beſondere Art zuſammen zu ziehen und nachzulaſſen, oder zu erheben und zu ſenken, als ob ſich eine Schlange in ihrem Bauche wände. Sie gab auch vor, daß ihr im Schlafe eine Schlange durch den Mund in den Unterleib gekrochen ſey.

Zu den erdichteten Krankheiten gehehören auch die Modekrankheiten, wovon ich weiter unten ſprechen werde.

Verhehlte oder verheimlichte Krankheiten, L. Morbi celati, ſ. diſſimulati, Fr. Maladies cachées, ſind, nach Vogeln (32), gewiſſer Maßen der Gegenſatz von erdichteten oder vorgegebenen Krankheiten. Jene ſind, überhaupt genommen, ſolche, woran Perſonen wirklich zu leiden haben, deren Zufälle, Zeichen und Urſachen ſie aber vor andern, die aufmerkſam ſeyn können oder müſſen, ſorgfältig zu verbergen ſuchen; erdichtete Krankheiten hingegen ſind, wie ich im Vorher-

(31) Acta med. Hafnienſ. Vol. 4, obſ. 82.

(32) Auch dieſen Gegenſtand hat der Leibarzt Vogel, in ſeiner zwar noch vor ſeinem Tode gedruckten, aber durch Hrn. Baldinger, als Präſes, auf den Katheder gebrachten Probeſchrift erſchöpft, welche der Pendant zu ſeiner oben angeführten Diſſert. de morbis ſimulatis iſt. De morbis diſſimulatis, Præſ. E. G. Baldinger, Reſp. de Makphaill. Goett. 1774.

hergehenden gezeigt habe, ſolche, die wirklich nicht exiſtiren, ſondern wovon man nur einen Schein vor Augen bringt, um denjenigen zu hintergehen, der ſich der Geſundheit eines andern zu Dingen bedienen will, die dieſem nicht behagen, z. B. einen Inquiſiten auf die Tortur bringen, oder gar am Leben ſtrafen will, u.d.gl. Alles, worin alſo erdichtete und verhehlte Krankheiten mit einander übereinſtimmen, beſteht darin, daß in beyden Fällen ein Betrug geſpielt wird, welcher feiner oder gröber iſt; ferner, daß oft eine Krankheit erdichtet wird, die man nicht hat, um eine andere die man hat, damit zu maskiren; wenn z. B. jemand, der einen veneriſchen Tripper hat, dieſe Krankheit für nephritiſche oder Grieszufälle ausgeben will.

Die Beweggründe, um welcher willen Krankheiten theils erdichtet, theils geheim gehalten werden, hat Plenk (33) unter allen am deutlichſten und gründlichſten vorgetragen. Man erdichtet nämlich Krankheiten, um ſich das Betteln und den Müßiggang zu erleichtern, um aus Kriegsdienſten entlaſſen zu werden, um von der Tortur, von Leibes- und Lebensſtrafen, und Erſcheinungen vor Gerichte, frey zu werden, und, im Fall man eine Schadloshaltung fordern kann, den Richter zu bewegen, eine recht anſehnliche zu zuerkennen; ferner, aus Charlatanerie, aus andern betriegeriſchen Abſichten, und aus Fanatismus, um ſeiner Geneſung das Anſehen von Wunderwerk zu geben. Verhehlt werden alle Krankheiten, wenn ſie anſteckend ſind, oder dafür gelten, und man fürchtet, man müſſe ſich deswegen zu einer Abſonderung von Geſunden zwingen laſſen; ferner ſucht man ſolche Gebrechen zu verſtecken, die nach der Natur der Sache, oder auch nur nach rechtlichen Grundſätzen, die

(33) Anfangsgründe der ger. A. W. und W. A., nach der Waſſerbergiſchen Ueberſetz. S. 163.

die Schließung einer Ehe verhindern; und endlich drittens, verheimlicht man Uebel, die den Begriff einer Dienſtunfähigkeit mit ſich führen, und durch deren Bekanntwerdung man Aemter, die man ſucht, nicht erhalten zu können, oder bereits erhaltene zu verlieren, befürchtet. Noch andere Beweggründe zur Verhehlung der Krankheiten, die ſich mehr auf das gemeine Leben überhaupt, als auf gerichtliche Fälle, beziehen, findet man beym Vogel. Ich will von dieſen leztern nur diejenigen guten anführen, aus welchen Aerzte und Umſtehende einem Patienten ſelbſt ſein Uebel verbergen dürfen. Solche erlaubte Bedingungen ſind, wenn durch die Verhehlung ſowohl überhaupt kein Schade geſchieht, als auch vielleicht wirklicher Nutzen geſtiftet werden kann, daß z. B. ein muthloſer Kranker zur Hoffnung der Geneſung ermuntert, folglich fähiger wird, ſich der Genesmittel mit gutem Erfolge zu bedienen; daß ferner ein drohendes Uebel von dem Kranken dadurch abgewendet, ſeine Ehre, die unter der Bekanntmachung der Krankheit leiden würde, durch die Geheimhaltung geſchützt wird, und habſüchtige Leute, die nach ſeiner Erbſchaft oder ſeinen Aemtern trachten, zur Geduld gewieſen werden.

Was die innere Beſchaffenheit der Verhehlungen von Krankheiten betrifft, ſo ſind ſie entweder eine bloße Privatſache, oder ſie ſind der Aufmerkſamkeit des gemeinen Weſens würdig. In der leztern Rückſicht ſind die Krankheiten ſelbſt von dreyfacher Art, nämlich: 1. ſolche, deren Verhehlung oder Geſtändniß eine ganz gleichgültige Sache iſt, und wovon weder der Kranke, noch andere, Vortheil oder Schaden haben. 2. Gebrechen, welche die Klugheit und Befürchtung übler Folgen zu verhehlen erlaubt; und 3 ſolche, wo Pflicht und Gewiſſen die Verhehlung durchaus nicht geſtatten, ſondern ein pflichtmäßiges Geſtändniß gebiethen.

Die Art, wie die Verhehlung geſchieht, iſt zweyfach. Entweder iſt ſie ein ſimples Verdecken des Gebrechens, oder man läſſet Zeichen des Gebrechens ſehen, aber nur ſolche, aus denen ſich die wahre Beſchaffenheit der Sache nicht abnehmen läſſet. In beyden Fällen kommt viel auf Nebenumſtände an, wie auch darauf, ob die Krankheit an und vor ſich von der Beſchaffenheit iſt, daß ſie Verhehlung zuläſſet, oder vereitelt. „Ein krummes Bein,“ ſagt Weber (34): „läſſet ſich nicht verbergen, ſo lange der Krummbeinige „die Eitelkeit hat, in ſeidenen Strümpfen und modi„ſchen Tanzſchuhen unter geradbeinigen Geſchöpfen „paradiren zu wollen. Alle Tanzmeiſterkünſte ſind „vergeblich, um einen Hinkenden gehen und tanzen zu „lehren, wie es einer lernen kann, der frey von dieſen „Gebrechen iſt. Man ſieht hieraus von ſelbſt, wie „viel in ſolchen Fällen auf Nebenumſtänden beruhet. „Der Krummfuß kann ſeine Krümme in ſtattlichen „Courierſtiefeln verbergen; der Blinde wird ſich „aber niemals, ohne ſich lächerlich zu machen, für ſe„hend ausgeben können. Eine hinkende Schöne kann „zu Tiſch und Bette eine ziemlich gute Figur ſpielen, „nur muß ſie aus den Reihen der Eleganten wegblei„ben, und ſich ſo wenig zum Tanzen, als der Rabe „zum Singen, ermuntern laſſen. So wird uns auch „ein Frauenzimmer mit einer Haſenſcharte niemals be„reden können, daß ihr Mund einem Modellirer zum „Ideal dienen dürfe, wenn er Grazien formen will.“

Vogel macht einen ſehr ſubtilen Unterſchied zwiſchen verhehlten, und verborgenen, geläugneten, ignorirten, falſchen oder irrigen, ſtreitigen oder zweifelhaften, und unterdrückten Krankheiten. Verborgene (Morbi occulti), ſagt er, ſind ſolche, die ſich gar nicht

(34) In ſeiner Ueberſez. der Halleriſchen Vorleſungen über die gerichtl. Arzneywiſſenſch. 2 Th. 1 B. S. 55.

nicht, oder wenigſtens zur Zeit nicht, durch irgend ein Zeichen zu erkennen geben, die alſo nicht bekannt ſind, obſchon weder Wille noch Bemühung, ſie zu verheimlichen, vorhanden iſt. Die geläugneten (negati) ſind ſolche, deren Daſeyn ſchlechthin verneinet wird, ohne daß der Läugner ſich ſonſt noch bemüht, ſie zu verheimlichen oder zu verbergen. Ignorirte Krankheiten (ignorati) ſind ſolche, deren Unterſuchung entweder gar nicht, oder doch nicht gänzlich mit Erfolg unternommen wird, obgleich der Kranke ſich derſelben ohne Widerſtreben unterwirft, da hingegen bey verhehlten er derſelben Hinderniſſe zu machen ſucht. Falſche oder irrige Krankheiten (Falſi oder ex errore), ſtehen noch weiter von verhehlten ab; denn bey dieſen liegt immer ein wahres Gebrechen zum Grunde, bey jenen irrigen Vorſtellungen von der Beſchaffenheit derſelben. Mit ſtreitigen oder zweifelhaften Krankheiten (dubii oder controverſi), kommen verhehlte in ſo weit überein, daß bey beyden eine Art von Mißverſtande oder Zweydeutigkeit zum Grunde liegt; aber darin ſind ſie von einander unterſchieden, daß die ſtreitigen es an ſich ſelbſt und vermöge ihres Weſens ſind, die andern aber erſt dazu gemacht werden. Unterdrückte (ſuppreſſi) ſind ſolche, wobey es der Kunſt gelingen kann, ſie nach Zeit und Umſtänden, auf eine kurze Zeit zu entfernen, wie z. B. die Waſſergeſchwulſt, durch angelegte Binden; das blöde oder kurze Geſicht, durch Augengläſer; der krumme Fuß, durch Courierſtiefeln; der Höcker, durch Ausfütterung der Kleidung, u. ſ. w.

Die meiſten der Entdeckungsmittel der verhehlten Krankheiten ſind, der Hauptſache nach, denen gleich, welche man zur Entdeckung erdichteter Krankheiten zu gebrauchen pflegt, werden aber nicht ſelten durch Nebenumſtände beſonders beſtimmt. Die Hauptſache beruhet indeſſen hier auf der genauen

Kennt

Kenntniß und Erforſchung der pathognomoniſchen Zeichen, welche ſowohl der Arzt als auch ſeine Gehülfen bey der Unterſuchung, die Wehmütter bey Beſichtigung der weiblichen Leiber, und die Wundärzte bey Beſichtigung äuſſerlicher Gebrechen, ſich wohl bekannt machen, und deren Gegenwart oder Abweſenheit zu erkundigen ſuchen müſſen. Wenn ferner ein Fall ſo beſchaffen iſt, daß eine falſche Krankheit fingirt wird, um dahinter eine wahre und wirkliche zu verbergen, ſo ergibt ſich von ſelbſt, daß man zuverdörſt die Richtigkeit dieſer Fiction zu ergründen, und dann erſt, welches die wahre Krankheit iſt, heraus zu bringen ſuchen müſſe. Bey allem dieſen wird ſich aber ein Arzt, welcher zugleich ein geübter Kenner der Welt und des menſchlichen Herzens iſt, weit beſſer, feiner und glücklicher zu benehmen wiſſen, als ein anderer, dem es hieran fehlt. Uebrigens muß der Arzt den Kranken ſeine Erforſchungsabſicht nicht errathen laſſen; ſonſt verfehlt der Arzt entweder ſeine Abſicht, oder er muß es mit einem ſehr einfältigen Inquiſiten zu thun haben.

Man kann alle hieher gehörige Krankheiten in anſteckende und nicht anſteckende eintheilen. Die anſteckenden ſind entweder hitzige oder chroniſche. Zu den hitzigen gehören: die Peſt; die Blattern; die Maſern; die Ruhr, inſonderheit die faule und die Lagerruhr; die Petechien; der Frieſel; die Wut oder Waſſerſcheu; das bösartige oder contagiöſe Faulfieber. Unter die chroniſchen rechnet man: den Scharbock, die Schwindſucht, die Krätze und ihre Arten; das veneriſche Uebel; den Grind; die Räude; die eiternde Krätze, und den Ausſatz. Das Verzeichniß der nicht anſteckenden Krankheiten könnte leicht ſehr weitläuftig gemacht werden, da ſich mit jeder Krankheit überhaupt der Fall zuträgt oder zutragen kann, daß man ſie zu verhehlen ſucht, ich werde aber nur diejenigen anzeigen, welche aus Gründen verhehlt zu werden pflegen, die zu gerichtli-

chen

chen Verhandlungen Anlaß geben können. Darunter ſind zu rechnen: das ſimple Faulfieber, bey welchem keine Contagion zum Grunde liegt; Impotenz und Unfruchtbarkeit; Manie und Melancholie; Blödſinn, oder auch eine Abnahme der Verſtandeskräfte überhaupt; und Kränklichktit von unbeſtimmten Character. Auch der Tod wird oft ſowohl fingirt, als verhehlt. Fingiren ließ ihn der Pater **Gaßner**, und mit einer falſchen Auferweckung des Scheintodten den gaffenden Pöbel zu täuſchen; die Sache lief aber übel ab, weil der Scheintodte im Sarge aus Mangel an Luft erſtickte. Verhehlen ließ den Tod eines Königs in Spanien der Cardinal **Portocarero**, um jenem politiſchen Teſtamente Gültigkeit zu verſchaffen, wodurch beynahe ganz Europa vom Feuer des Krieges entzündet wurde. Die Fiction des Todes kommt zwar gemeiniglich vor das mediciniſche Forum, die Verhehlung aber wird demſelben am meiſten entzogen. Es wäre den Aerzten zu Madrid übel ergangen, wenn ſie hier mit Unterſuchungen hätten verfahren wollen, vielmehr hatten ſie ſelbſt eine Hauptrolle bey dieſem politiſchen Betrugsſpiele.

Eben ſo wird aus Privatabſichten ſowohl, als auch politiſchen, die Vergiftung verhehlt, welche aber ſelbſt keine Krankheit, ſondern nur eine Krankheitsurſache iſt, und alſo eigentlich nicht hieher gehört. Verlorne Jungfrauſchaft, die verhehlt oder verkünſtelt wird, verſteckte Schwangerſchaft, Niederkunft und Frühgebähren, verborgener Kindermord, gehören gleichfalls nicht hieher. So iſt auch die Verbergung äuſſerlicher Mißgeſtalten und Häßlichkeiten, wenn ſie nicht von ſchädlichen Folgen iſt, ſonderlich bey dem Frauenzimmer, kein Gegenſtand der gerichtlichen Arzneywiſſenſchaft.

Bey Unterſuchung des veneriſchen Uebels muß man beſonders behutſam verfahren, um einen Unſchuldigen

bigen nicht in den Verdacht derſelben zu bringen, und ſich, ohne die Gegenwart der im XIV Th. S. 751.fgg. angegebenen pathognomoniſchen Zeichen, ja nicht mit dem Ausſpruche, daß daſſelbe zugegen ſey, übereilen. Denn es giebt auch einen nicht veneriſchen Tripper.

Es fragt ſich: ob es Krankheiten gebe, die geſund ſind? Eine Unterſuchung dieſer Frage iſt keinesweges überflüſſig. Es iſt unter den Aerzten ſelbſt noch nicht ausgemacht, ob dergleichen Krankheiten möglich ſind, oder nicht; und man kann wenigſtens einem gelehrten Wortſtreite abhelfen, wenn man dieſe Frage entſcheidet.

Die Redensarten, daß eine gewiſſe Sache geſund oder ungeſund ſey, haben eine ſehr unbeſtimmte Bedeutung. Zuweilen nennt man eine Speiſe geſund, wenn ſie gar keine merkliche Veränderung in dem Körper hervor bringt. So iſt es mit dem Waſſer. Zuweilen nennt man Sachen geſund, in ſo fern ſie, der Empfindung nach, angenehme Wirkungen hervor bringen. So iſt es mit dem Weine, weil er des Menſchen Herz erfreuet. Es giebt auch Sachen, die darum geſund genannt werden, weil ſie für Vertheidigungsmittel wider einige Krankheiten gehalten werden. So ſagt man, daß ein Butterbrod geſund ſey, welches man des Morgens in nebeligem Wetter, ehe man ausgeht, zu ſich nimmt. Endlich nennt man auch Sachen, die Krankheiten vertreiben, geſund. So ſagt man, daß ein Glas Kümmelbranntwein geſund ſey, weil er die Winde in den Gedärmen zertheilt. So lange man nun noch nicht ausgemacht hat, was dieſe Redensart heißen ſoll, wenn man von einer Krankheit ſagt, daß ſie geſund ſey, ſo lange iſt es auch noch nicht möglich, die Sache zu entſcheiden; und weil man hieran am wenigſten zu denken pflegt, ſo ſind die Streitigkeiten

keiten, welche hierüber geführt werden, gemeiniglich bloße Wortſtreite.

Wenn der Gedanke, daß eine Krankheit geſund ſey, wenigſtens den Schein eines vernünftigen Gedankens haben ſoll, ſo kann er nur in zweyerley Sinne angenommen werden. 1. Man kann ſagen, daß eine Krankheit geſund ſey, wenn ſie, nachdem ſie wieder gehoben worden iſt, den Körper in einem ſolchen Grade der Geſundheit zurück läſſet, dergleichen er vor dem Anfalle dieſer Krankheit nicht gehabt hat. In dieſer Bedeutung können allerdings Krankheiten geſund ſeyn, obgleich der Ausdruck immer ſchlecht gewählt iſt. Ein Mädchen von 20 Jahren kann ſeit ihrem 12ten Jahre kränklich geweſen ſeyn, weil ſich ihr natürlicher Blutfluß ſo lange verhalten hat. Es kann geſchehen, daß in ihrem 20ſten Jahre ihre Natur ſich zwar hilft, doch aber ſo, daß ſie dabey eine ſchwere Krankheit auszuſtehen hat. Nach dieſer Zeit wird ſie völlig geſund werden, und man kann in ſofern freylich ſagen, daß dieſe ſchwere Krankheit ihr geſund geweſen iſt. Wer ſieht aber nicht, daß man hier der Krankheit dasjenige zuſchreibt, was ihr doch keinesweges zugeſchrieben werden kann. Der entſtandene natürliche Blutfluß, nicht aber die Beſchwerlichkeiten, die ſeinen erſten Durchbruch begleiten, iſt der Grund von der erfolgten Geſundheit. Eben ſo iſt es auch in allen übrigen Fällen. Man nennt die kalten Fieber geſund, weil ſie, nach einer gründlichen Wiederherſtellung, den Leib in einen Grad der Geſundheit verſetzen, den er zuvor nicht gehabt hat, weil die Vorbereitungen zum Fieber ſchon lange vor deſſen Ausbruche den Körper ſiech gemacht haben. Es iſt aber nicht das Fieber, ſondern vielmehr die gründliche Cur deſſelben, welche die Geſundheit wieder herſtellt. Solcher Geſtalt ſind es nicht die Krankheiten, die uns geſunder machen, ſondern es ſind die heilſamen Veränderungen, welche entweder unter

der

der Krankheit, oder durch die gründliche Cur derſelben, in uns hervor gebracht werden.

2. Man kann auch ſagen, daß eine Krankheit geſund ſey, wenn ſie als ein Mittel, den Tod oder eine andere größere Krankheit zu verhüten oder zu vertreiben, angeſehen werden muß. In dieſem Falle muß man die Krankheiten als nothwendige, aber kleinere Uebel anſehen, welche geduldet werden müſſen, um größere Uebel zu verhüten. Man hat viele Curen, die nach dieſer Maßregel angeſtellet werden. Nimmt man nicht öfters einen Arm oder ein Bein ab, um den Brand zu verhindern, weiter um ſich zu greifen? Was iſt ein Fontanell oder der Aderlaß anders, als eine kleinere Krankheit, die man ſich anbringen läſſet, um größere dadurch zu verhüten? Die künſtliche Kolik, welche die Purganzen erregen, die Zuſammenziehungen der Brechmittel im Magen, das Inoculiren der Blattern, ja, die Wirkungen aller Arzeneyen, ſind als ſolche künſtliche Krankheiten zu betrachten, die ärgere Krankheiten verhüten oder aufheben. Da nun dergleichen Wirkungen eben ſowohl durch die Natur, als durch die Kunſt, hervor gebracht werden können, ſo iſt klar, daß es in der That Krankheiten geben könne, die geſund ſind, weil ſie ärgere verhindern. Was eine Purganz thut, das thut öfters eine natürliche Kolik; was der Aderlaß ſtiftet, gewährt uns öfters auch das Naſenbluten; und ſolcher Geſtalt kann man von dergleichen Krankheiten mit eben dem Rechte, als von den Purgiermitteln, den chirurgiſchen Operationen und allen Arzeneyen ſagen, daß ſie geſund ſind.

So gewiß nun aber dieſes iſt, ſo wenig kann man in einzelnen Fällen beſtimmen, ob eine Krankheit geſund ſey, oder nicht. Der Schnupfen, z. B. kann nach der lezten Bedeutung geſund ſeyn, wenn er von einem Triebe der Säfte nach dem Haupte entſteht, die in den Drüſen der Schleimhaut einen Ausgang finden,

den, ohne welchen ſie vielleicht im Gehirne einen Schlagfluß verurſacht haben würden. Betrachtet man ihn aber in der Abſicht, daß er den Säften hier in der Nachbarſchaft des Gehirnes einen Ausfluß verſtattet, wo der Trieb des Blutes, wenn er nur ein wenig von der Naſe abweicht, ſich leicht nach dem Gehirne wenden, und einen Schlagfluß erregen kann, ſo ſieht man wohl, daß dieſe Krankheit in eben dem Grade gefährlich, als geſund ſeyn könne. Eben ſo iſt es in allen übrigen Fällen; und man kann in der That den Vortheil einer kleinern Krankheit anders nicht beſtimmen oder behaupten, als bis man entweder die ganze Einrichtung eines gewiſſen Leibes auf das vollkommenſte einſieht, oder bis uns die Folge etwas davon erkläret.

Können wir alſo von einer einzelnen Krankheit niemals entſcheiden, ob ſie uns nützlicher, als gefährlich, ſey, ſo können wir doch einen andern, und zwar einen moraliſchen Nutzen aus dieſen Betrachtungen ziehen. Wie wenig haben wir Urſache, wider den Schöpfer zu murren, der uns eine Krankheit auferlegt hat, die vielleicht zu unſerer Erhaltung, ja zur Verhütung eines andern entſetzlichen Uebels dient, das wir nicht vorher ſehen, und das nur derjenige weiß, der uns im Mutterleibe gebildet hat. Es wäre eine würdige Abhandlung für einen geiſtlichen oder ſittlichen Lehrer, die Krankheiten als unbekannte Wohlthaten Gottes aus dieſem Geſichtspuncte vorzuſtellen. Dergleichen Betrachtungen, die man mit ſonnenklaren Beweiſen und augenſcheinlichen Erfahrungen unterſtützen kann, würden vieles beytragen, die Menſchen in Krankheiten zur Geduld aufzumuntern, und würden alle die trocknen Sätze an Wirkſamkeit auf die Gemüther der Elenden übertreffen, die man öfters vor dem Krankenbette herſagt, ohne darauf Achtung zu geben, ob man vor dem Bette ſitzt, oder ob man auf ei-

 nem

nem Lehrſtuhle ſteht; ob man eine allgemeine Erbauungsrede, oder einen Vortrag halten ſoll, der geſchickt iſt, einen unmuthigen Elenden zu beſänftigen, der unter der Laſt des Jammers erliegen will, und den die Ungeduld ärger martert, als ſeine Krankheit.

Geſellſchaftl. Erzählungen, 4 Th. S. 43, fgg.
Neues hamb. Magazin, 97 St. S. 91, fgg.

Es gibt auch Modekrankheiten. In dem Werke: Aus der Schrifttaſche auf einer neuen Reiſe durch Deutſchland, Frankreich, Helvetien und Italien geſammelt, (Frf. und L. 1780, 8.) ſagt der Verfaſſer: „Ich habe in der Stadt Straßburg bey einigen eine „Art Modekrankheit angetroffen, die mich nicht wenig in „Verwunderung geſetzt hat. Ich weiß wohl, daß vor „Zeiten jedes Frauenzimmer, welches Lebensart hat„te, und auf den Ton ſeyn wollte, über Vapeurs „klagte. Ich erinnere mich auch eines Zeitpunctes, da „eine große Anzahl unſerer deutſchen Frauensperſonen „hypochondriſch war; aber nie hätte ich vermuthet, „daß die Unverdaulichkeit ſo ſehr Mode werden könn„te, daß auch Perſonen, die wohl verdauen, dieſe „Krankheit ſtatt einer andern vorſchützen. Die Arzney„kunſt war ſchon lange der Mode unterworfen, und die „Heilungsart folgte ihrem Strohm; nun ſind auch die „Krankheiten. —

„Ein Nationalunterſchied zwiſchen dem größten „Theile der deutſchen und franzöſiſchen Nation beſteht „darin, daß bey jener das ſchöne Geſchlecht ſo gut ge„ſund ſeyn darf, als das männliche; aber in Paris „wäre es unſchicklich, faſt möchte ich ſagen: eine Un„ſittlichkeit, wenn eine Frau von Stande, oder von „der großen Welt, geſund wäre; das iſt ſo bäuriſch, „ſo kleinſtädtiſch. Unpäßlichkeit giebt den Perſonen ein „ſchmachtendes Anſehen, ein Air de langueur, und ge„hört zu der Weiber-Koketterie ſo wohl als die

Schmin-

„Schminke. — Man hüte ſich alſo wohl, einer Pari=
„ſerin zu ihrem geſunden ausſehen Glück zu wünſchen;
„das wäre ſich ſchlecht empfohlen. Ein Pariſer bedauert
„ſie wegen des Kopfwehes — das ſie nicht hat; — und
„wenn ja ihre Geſundheit nicht verläugnet werden kann,
„ſo ſagt ſie wohl ſelbſt mit Wehmuth: J'ai aujourd'hui
„une ſanté indécente! — Auch iſt Paris das Para=
„dies der Aerzte.“

Krankheit, (angebohrne) ſ. oben, S. 639, f.
— — (anſteckende) ſ. oben, S. 631.
— — (einheimiſche oder endemiſche) ſ. oben, S. 631.
— — (engliſche) ſ. im XI Th. S. 19, fgg.
— — (epidemiſche) ſ. oben S. 631.
— — (Erb=) ſ. oben, S. 631, fgg.
— — (erdichtete) ſ. oben, S. 640, fgg.
— — (falſche) ſ. oben, S. 667.
— — (Familien=) ſ. oben, S. 638.
— — (geläugnete) ſ. oben, S. 667.
— — (geſunde) ſ. oben, S. 670, fgg.
— — (Herren=) ſ. im XXIII. Th. S. 28.
— — (ignorirte) ſ. oben, S. 667.
— — (irrige) ſ. oben, S. 667.
— — (Land=) ſ. oben, S. 631.
— — (Mode=) ſ. oben, S. 674.
— — (Schul=) ſ. in S.
— — (ſtreitige) ſ. oben, S. 667.
— — (unterdrückte(ſ. oben, S. 667.
— — (verborgene) ſ. oben, S. 666, f.
— — (verhehlte oder verheimlichte) ſ. oben, S. 663, fgg.
— — (verſtellte, vorgegebene oder vorgeſchützte) ſ. oben, S. 640, fgg.
— — (zweifelhafte) ſ. oben, S. 667.

Kranheits-Gemählde. Die Welt wird immer erfinderiſcher, und unter ſo vielen ſonderbaren Einfällen und Entdeckungen, die man öfters aus Pflicht leſen oder anhören muß, iſt doch bisweilen die eine oder die andere aller Aufmerkſamkeit werth. Dahin rechne ich den vom Hrn. geh. Hofrath Delius *) geäuſſerten Gedanken, wo nicht von allen, doch von den meiſten Krankheiten und Kranheitszufällen treffende ausgemalte Zeichnungen zu verfertigen, woran man zugleich das Uebel, den Grad der Gefährlichkeit, des guten oder böſen Ausganges ꝛc. erkennen könne. Die Sache iſt allerdings wünſchenswerth; und Verſuche müſſen lehren, ob dieſes Projeet in dem Umfange, wie der berühmte Verfaſſer es wünſcht, oder wenigſtens in einzelnen Fällen ausführbar ſey. Auch dann verdient der Empfehler noch immer unſern Dank, wir mögen mit ihm größten Theils ſympathiſiren, oder vielleicht nicht.

Das Project, Krankheiten, und daher erfolgende Verunſtaltungen der Theile abzuzeichnen, iſt eigentlich nicht neu; aber die Idee, daſſelbe allgemein zu machen, gleichſam in Claſſen zu bringen, und ſyſtematiſch zu ordnen, iſt neu. So weit war man noch nicht gegangen. In einem alten Buche iſt der Ausſätzige abgezeichnet; allein, dies wiſſen nur ſolche Gelehrte, die ſchweinslederne Bände nicht ſcheue oder verachten. Cleyer zeichnete die ſineſiſchen Pulſe. Bordeu erdachte ſich organiſche Pulſe; Fouquet ſtellte ſie abgebildet dar; Wetſch verbreitete ſie, und Hr. Hofr. Gruner nahm beyde Arten in ſeine Zeichenlehre auf. Taylor ließ 243 Augenkrankheiten mit lebendigen Farben abdrucken; und eben ſo lieferte Cotunni 8 kleine

*) De Cholelithis Obſervationes & Experimenta, nec non de iconibus pathologico-ſemeioticis conſilium; c. tab. aen. ad naturam picta. Erlang 1782, 4.

ne niedliche Figuren von zwey Blatterarten (Variolae umbilicatae & veſiculares) durch den ganzen Verlauf der Krankheit, um daher den guten und ſchlechten Ausgang deſto glücklicher beſtimmen zu können. Vieler andern Beyſpiele nicht zu gedenken. Da es aber bey ſolchen Verſuchen geblieben iſt, ſo läſſet ſich muthmaßen, man habe entweder die Sache für eine unnütze Spielerey angeſehen, oder die damit verbundene Mühe und Schwierigkeiten befürchtet. Das Lezte iſt am wahrſcheinlichſten. Denn, ob gleich **Cleyr's** Zeichnungen die Neugierde ſtillen, aber nichts nützen, weil wir der Sineſen beſondere Gleichniſſe nicht verſtehen, und ſie unter ſich ſelbſt nicht einig ſind, **Bordeu** die ſo ſchön abgebildeten Pulſe, nach des Hrn. v. **Haller** Berichte, ſelbſt nicht glaubte, **Taylor** ſeine Krankheitsarten ohne Noth vervielfältigte, um ſich Anſehen und Zulauf zu verſchaffen; ſo zeigen doch alle dieſe Probeſtücke die Möglichkeit und Ausführbarkeit des Projectes, und folglich liegt die Schuld an den Aerzten, die dergleichen nicht wagen konnten oder wollten. Die meiſten können nicht zeichnen, die gewöhnlichen Zeichner aber nicht dergleichen ungewohnte Gemählde entwerfen, wobey ihnen zum Unglück ihr Führer, eben weil er nicht Kenner iſt, gewiſſe kleine Vortheile nicht an die Hand zu geben weiß. Selten treffen zwey ſolche Männer zuſammen, vereint aber müſſen ſie gewiß das Project, wenigſtens zum Theile ausführen können, wofern nicht etwann junge Aerzte ſich frühzeitig beſtreben, Beobachtungs- und Zeichnungskunſt zugleich zu treiben.

Es müßte eine ganz angenehme Erſcheinung ſeyn, die ſo ſchwere Zeichenlehre anſchauend, und auf die leichteſte Art darzuſtellen, und, wie **Lavater**, gleich in dem Gemählde des Kranken, Gefahr, Tod und Leben zu leſen. Nur verbitte ich alle **Lavater**'ſche Phantaſie; denn dieſe iſt der unausbleibliche Tod der Beobachtung. Wer durch dieſes triegliche Glas guckt, ſieht alles ver-

kehrt, wie ein Selbſüchtiger, und zieht falſche Folgerungen aus verunglückten Erfahrungen. Dazu gehört eine gewiſſe Unbefangenheit des Geiſtes, welche gerade diejenigen nicht haben, welche auf Beobachtungen Jagd machen wollen, wie der Kaper auf feindliche Schiffe. Man müßte wahren Beobachtungsgeiſt mit vor das Krankenbette bringen, erſt ſich dasjenige, was man ſieht, und wie man es ſieht, auszeichnen, dann durch das Vergrößerungsglas den Ort, wo das Uebel ſitzt, die Farbe, Figur Größe und den Unfang, die Verbreitung und das Verhältniß des Krankhaften ꝛc. einzeln bemerken, und dann, nach Befinden der Umſtände, bald ſo ſtehen laſſen, bald in ein Ganzes vereinen. Noch mehr: man müßte die erſte Zeichnung mit demſelben Gegenſtande an den folgenden Tagen vergleichen, und zuſehen, ob alles unverändert bleibt, oder nicht, und in dieſem Falle eine neue Zeichnung machen. So würde der Arzt vielleicht von einer und derſelben Krankheit, z. B. Blatter, mehrere haben, aber eben dadurch eine vollſtändigere Ueberſicht bekommen, eben dadurch deſto leichter zu beſtimmen wiſſen, ob und wann man zu fürchten oder zu hoffen habe, je nach dem ſich Farbe, Umfang und Figur ändern, vergrößern oder verkleinern, verbeſſern oder verſchlimmern. Mit unter dürfte auch wohl der Anblick ſchauerlich und anſtößig ſcheinen; indeſſen ſind alle dieſe Gemählde für den Arzt, und dieſer darf ſich, nach der Regel, ſolcher natürlichen Anblicke ſo wenig, als der Ausdrücke, ſchämen. Der Dilettant, der zu ſehr Empfindler iſt, und bey Naturerſcheinungen zittert, oder wohl gar ohnmächtig wird, wenigſtens von Obſcänitäten ſchwatzt, hat ohnedies die Erlaubniß, die anſtößigen Figuren zu überſchlagen, wie die ſchlüpfrigen Stellen der Dichter, oder lieber gar keine Bilder anzuſchauen, worüber ſeine zärtliche Seele ſich ärgern könnte. Nach vielen geglückten und verunglückten Verſuchen

wür-

de man finden, daß dieſe Zeichnungen in der Krankheits- und Zeichenlehre eben das leiſteten, was man von botaniſchen, anatomiſchen und chirurgiſchen Kupfern bemerkt.

Der ſchicklichſte Ort zu Verfertigung ſolcher pathologiſch-ſemiotiſchen Zeichnungen, ſind unſtreitig Lazarethe. Hier hat man lauter Perſonen um und neben ſich, deren Schickſal es nicht verſtattet, ſich dem Beobachter zu widerſetzen. Die Armuth zwingt ſie, in dieſen Häuſern der Barmherzigkeit Hülfe zu ſuchen. Wenn ſie ſterben, ſind ſie gemeiniglich das Opfer des Zergliederers; warum ſollten ſie nicht einige Verſuche an ſich machen laſſen, die ihnen keinen Schmerz verurſachen, bloß einige Geduld und Standthaftigkeit erfordern? In der Privatpraxis dürfte es mehr Mühe koſten, dieſe Abſicht zu erreichen. Denn der gemeine Mann hat dabey ganz ſonderbare Grillen, und erlaubt das Verſuchemachen kaum für Geld; der Vornehme und Reiche hingegen glaubt vielleicht entehrt zu ſeyn, wenn man die Figur ſeiner Blattern, ſeines Kupfergeſichtes, ſeines ausgefahrnen Beines ꝛc. abzeichnen, und ſo gar in lebendigen Farben dem krittelnden Publicum zum Anſchauen darlegen wollte. Wenige, denen das Neue gefiel, würden ſichs gefallen laſſen, ihren Kopf zur mediciniſchen Pathognomik und Pathoſkopie zu leihen, wie ehedem zu Lavater's Phyſiognomik, und das Orakel des Arztes darüber anzuhören, die meiſten möchten wohl nur dem verſtohlnen Pinſel des Mahlers unterworfen ſeyn. Und im Vertrauen geſagt, hier iſt das Experimentiren nicht einmal rathſam. Die Vornehmen und übrigen Menſchen, die ihren Verſtand nach den Tauſenden ſchätzen, die ihnen ihr wahrer oder vermeintlicher Vater hinterließ, pflegen gern zu lachen und zu ſpotten. Der Arzt würde ihnen höchſt lächerlich vorkommen, der zur ſorgfältigen und genauen Prüfung ihres Körpers ein Vergrößerungsglas oder eine

Brille anwenden wollte. Dieſes Betragen würde eben ſo poſſierlich ſeyn, als wenn Andere alle und jede Pulsſchläge mit der Secundenuhr abwägen, und ſich dadurch ein gar gelehrtes Anſehen geben wollen. Jedes Ding hat Ziel und Maß, und muß nicht übertrieben werden.

Nun aber fragt es ſich, was abgezeichnet werden ſolle. Ich zweifle, ob ſich dergleichen Gemählde für die gerichtliche Medicin machen laſſen, und halte es für ekelhaft, die mancherley Ausleerungen, z. B. Auswurf, Urin, Abgang ꝛc. abzubilden. Hier bleibt wohl der mündliche Vortrag oder Lectüre hinreichend. Wenigſtens würde ich es nicht wagen, dadurch die erſten Verſuche bey den Ununterrichteten in übeln Ruf zu bringen. Das Auge iſt erſt daran zu gewöhnen, und dann verträgt es ſolche widrige Anblicke weit eher. Eben ſo würde ich rathen, nicht ſogleich in das ganze pathologiſche und ſemiotiſche Gebieth zu ſtreifen, ſondern bloß bey einigen Feldern ſtehen zu bleiben, die den meiſten Stoff zur Bearbeitung darbiethen. Dahin rechne ich Ausſchläge, Geſchwülſte und krankhafte Auswüchſe. Sind erſt dieſe dem Auge und Glaſe ſichtbare und kenntliche Gegenſtände verſinnlicht, ſo möchte es leichter werden, zu den andern überzugehen.

Die Ausſchläge ſind vielfach und beynahe unendlich. Alle haben eine gewiſſe feine oder gröbere Schärfe zum Grunde, die der Arzt nicht kennt, oder nur muthmaßlich. Einige ſind mit Fieber, andere ohne Fieber; einige gutartig, andere bösartig; manchmal beydes, nach den verſchiedenen Stufen der Krankheiten. Sie ſehen bey ihrem Ausbruche anders aus, als in der Mitte oder am Ende der Krankheit, und geben dem wahren Beobachter gleich bei ihrer Erſcheinung das Signal zum glücklichen oder unglücklichen Treffen. Die Krankheit, worin ſie hervor kommen, und die Zeit, wann, die Farbe und Figur, unter der ſie ſich

melden, beſtimmen das Urtheil. So iſt das Ausfahren an den Lippen in Fiebern, wenigſtens bey einigen Perſonen, das Zeichen der Beſſerung, und dennoch kommt viel darauf an, die Blatter genau, im nöthigen Falle auch durch das Glas, zu unterſuchen, weil ſich vielleicht aus der Figur, Farbe und Beſchaffenheit würde abnehmen laſſen, warum ſie manchmal heilſame, manchmal tödliche Folgen hat. Die Blattern der Schindſüchtigen ſind Vorbothen des Todes, und rühren von der innern Fäulniß und Auflöſung der Säfte her. Höchſt wahrſcheinlich würde eine getreue Vorſtellung der mancherley Arten den Arzt in den Stand ſetzen, ſelbſt das nahe oder fernere Ziel feſtſetzen zu können.

Pocken, Maſern, Röthlein und Frieſel, zeigen ſich insgeſammt durch einen Ausſchlag an der Haut, aber ein jeder iſt von dem andern, ſeiner Figur nach, verſchieden, nach der einzelnen Art, nach der körperlichen Beſchaffenheit, nach dem Verhalten des Kranken und des Arztes, nach der Natur der herrſchenden Epidemie und des damit verbundenen Fiebers verſchieden. Immer ſehe ich Blattern, Maſern, Frieſel, uud doch niemals einerley; unzählige Farben und Schatttierungen, und doch einerley Namen, die mich irre führen können, wo ich nicht verſchiedene Behandlungsarten einzuſchlagen weiß. Eben dies gilt vom Scharlach- Neſſel- und Blaſenausſchlag, und zum Theil auch von den Petechien. Die Materie des Frieſels muß ſpecifiſch, und doch beym rothen und weißen modificirt, ſeyn. Das Blatterngift, als ſolches, kann nicht vielfach ſeyn, muß es aber durch mancherley Nebenurſachen werden, und dadurch die vielfachen Figur- und Farbenabänderungen erzeugen. Vielleicht könnte der Zeichner durch ſeine Nachahmung uns das wichtige Geheimniß enträthſeln, das Ungewiſſe wegnehmen, die Zweifel heben, Licht dahin bringen, wo vorher

Dunkelheit war. Eben daſſelbe läſſet ſich von den Ausſchlägen ohne Fieber behaupten. Unſtreitig kommen alle darin überein, daß eine beſondere, nicht zu beſtimmende, mehr oder weniger feine Verderbniß der Säfte die fruchtbare Mutter aller iſt, nur das ſtufenweiſe mehr oder weniger bleibt ein Räthſel. Manche Arten ſcheinen einander näher verwandt zu ſeyn, als die übrigen, manche ſich leichter in einander zu verwandeln. Die Luſtſeuche kann, nach dieſer Erfahrung, die **Schilling** auſſer allen Streit ſezt, unmöglich ein ausgearteter Ausſchlag ſeyn, muß zu einer andern Familie gehören, muß nichts, als die Verunreinigung der Säfte und Fortpflanzung durch Anſteckung, gemein haben; denn das in der Luſtſeuche ſo nützliche Queckſilber wird in dem Ausſatze nachtheilig. Die gemeine und veneriſche Kräze haben einerley Namen, einerley Ort und Figur des Ausſchlages, und doch bleiben die gewöhnlichen Mittel der erſten Art in der lezten unwirkſam. Der Anſprung der Kinder und der Kupferhandel brechen beyde am Geſichte aus, und die verſchiedene Diät ſcheint hier die verſchiedene Farbe und Modification zu verurſachen. Der Kopfausſchlag iſt ſich nicht immer gleich, mehr oder weniger um ſich greifend, mehr oder weniger beſchwerlich für den Kranken und Arzt. Da nun des **Sauvages** Specification für Denker und Beobachter den großen nnd wichtigen Nutzen hat, daß man bey der veränderten Art auch ſogleich die veränderte Urſache zu finden weiß, ſo bleibt uns die Hoffnung übrig, daß durch lebendige Farbenzeichnung ſich die Quelle dieſer Abänderung werde entdecken, und darnach die beſſere Heilart ordnen laſſen.

Die zweyte Claſſe machen die Geſchwülſte aus. Sie haben ihre beſtimmte Figur und Farbe, ihren beſtimmten Umfang. Keine iſt der andern völlig ähnlich, und die dem Anſehen nach nähmliche Geſchwulſt, iſt

bey dem einen heilbar, bey dem andern nicht. Worin mag wohl die Urſache liegen? Ohne in die Krankheitslehre zurück zu gehen, kann man ſelbſt durch genauere mikroſcopiſche Unterſuchung des kranken Theiles, wo nicht völliges, doch einiges Licht hoffen. Die Drüſen- Knochen- und Zellengeſchwülſte zeigen ſich dem Auge des Beobachters nicht auf einerley Art, und dieſelbe Drüſengeſchwulſt, z. B. Krebs, muß, bey ſorgfältiger Beſichtigung, im verborgenen und offenen Krebſe anders ſeyn. Doch dieſes Geſchäft iſt ſchon ſchwerer, als das vorige.

Die dritte Claſſe begreift die vielfachen Auswüchſe unter ſich. Sie weichen nach dem Orte, der Natur und Urſache der Krankheit, der Körperbeſchaffenheit und dem Alter der Kranken ꝛc. von einander ab, und haben doch insgeſammt eine eigene Figur, woran man ſie erkennen und von einander unterſcheiden kann. Könnte man ſie nach der Natur copieren, ſo würde vielen Zweiflern begreiflich werden, daß die vielfachen Namen der Schulen keine pedantiſche Kleinigkeiten ſind. Der Chanker, die Kryſtalline, die Warzen, die kammförmigen Fleiſchgewächſe, die Feigwarzen und die Spalten am After, ſcheinen einerley Urſprung zu haben, das veneriſche Gift, ſeltener Sodomie, und gleichwohl ſehen ſie anders aus, wenn ſie in der Scham, anders, wenn ſie am Hintern, wie die Schwämme, hervor ſchießen. Einige ſind mehr, andere weniger ſchmerzhaft; einige laſſen ſich leicht, andere ſchwer ausrotten. Hier iſt ein gemeinſchaftlicher, aber auch eigenthümlicher Character zu vermuthen. Sollte hier wohl aller Verſuch des Beobachters und Zeichners überflüſſig oder gar lächerlich ſeyn? Ich dächte nicht.

Sind dieſe drey ziemlich weitläuftige Claſſen erſt berichtigt, ſo iſt es, wie ich glaube, noch immer Zeit,

weiter vorzurücken, und manche bisher unbekannte Gegenden der Krankheitslehre aufzuhellen.

Alſo wieder ein Bilderbuch für erwachſene Kinder! Ja wohl, und doch nicht ganz unentbehrlich, vielleicht dem Geſchmacke unſerer Zeitgenoſſen völlig angemeſſen. Unſer ganzes Erziehungswerk iſt faſt nichts, als Bilderwerk und Kinderey, da manche Herren, die nie Erzieher waren, vor lieber Langeweile Erziehungsplane nach ihrer Phantaſie modeln, ſo oft und viel es ihnen beliebt. Die Hauptſchwierigkeit iſt wohl der Koſtenaufwand, den ein ſolches, ins Große gehende Werk fodern dürfte. Allein, dies hat man bey den Verſuchen im Kleinen nicht zu befürchten, und zu dem großen Elementarwerke ſchießt ein guter Fürſt vielleicht die Gelder eben ſo gern her, wie zur Bewerkſtelligung mancher ähnlichen Unternehmungen. Bleibt dies Project ein frommer Wunſch, ſo hat Hr. Delius doch keine Urſache, ſich deſſen zu ſchämen, und ich darf mir keine Vorwürfe darüber machen, daß ich daſſelbe wünſchenswerth und ausführbar hielt; denn Projectmachen und Neigung, etwas Paradoxes oder Neues zu ſagen, zeichnen die Genies unſers Jahrzehends vorzüglich aus. Und wer wollte nicht lieber Genie, als Schafkopf, heißen?

Hrn. Hofr. Gruner Almanach für Aerzte und Nichtärzte, a. d. J. 1783, S. 241, fgg.

Kränklich, L. morbidus, valetudinarius. 1. Ein wenig krank, doch wohl nur als ein Nebenwort. Kränklich ſeyn.

2. Zu Krankheiten geringerer Art geneigt, einen ſchwächlichen Körper habend, welcher von den geringſten Zufällen angegriffen wird. Ein kränkliches Kind. Einen kränklichen Körper haben. Einen ſolchen Menſchen nennt man auch wohl einen Kränkling. Imgleichen, in dieſem Zuſtande gegründet. Eine kränkliche Stimme.

In

In der erſten Bedeutung iſt es unmittelbar von krank. In der zweyten ſcheint es von kränkeln zu ſeyn, und für kränkelig oder kränkellich zu ſtehen, in welchem leztern Falle bey der zuſammenziehung auch das eine l mit weggeworfen wird.

Daher die **Kränklichkeit**, der Zuſtand, da man kränklich iſt, in der zweyten Bedeutung des Beywortes.

Kränkling, ſiehe **Kränklich**.

Kränkt, ſiehe oben, S. 629.

Kranz (*), Diminut. das **Kränzchen**, Oberd. **Kränzlein**.

1. In der weiteſten Bedeutung, ein Ring, Reif, oder ähnliches kreisförmiges Ding.

1) Eigentlich, wo es nur noch in einigen einzelnen Fallen üblich iſt.

In der Mechanik, werden die ringförmigen Seiten des Waſſerrades, zwiſchen welchen ſich die Schaufeln befinden, der Kranz genannt.

In den Küchen iſt der Strohkranz ein von Stroh gewundener Ring, Keſſel, Schüſſeln, u. ſ. f. darauf zu ſetzen; im g. L. die Strohkringe.

Pechkränze, ſind, in der Kriegsgunſt, ähnliche, von brennbaren Sachen verfertigte, in Harz und Pech getauchte Ringe, Häuſer damit anzuzünden. Siehe in P.

Der Roſenkranz, in der römiſchen Kirche, beſteht aus Kügelchen, welche auf eine Schnur gereihet ſind. Siehe in R.

2) Fi-

(*) Bey der Winsbeckinn in der engſten Bedeutung ſchon Kranz, im Schwed. und Isländ. Krans. Im Böheimiſchen iſt Kranzek, ein Ring. Es gehört mit Krone, Kreis, und andern dieſer Art, zu dem Geſchlechte der Wörter Rand oder Rund, welche hier nur den Gaumnnlaut angenommen haben. Im Walliſ. iſt crwnn, cnyd. Siehe Krone.

2) Figürlich werden in der vertraulichen Sprechart freundſchaftliche oder geſellſchaftliche Verbindungen unter mehrern, wo eine gewiſſe Obliegenheit unter den verbundenen Perſonen nach der Reihe herum geht, oder gewiſſe, auf beſtimmte Tage in jeder Woche verabredete Verſammlungen oder Zuſammenkünfte, im Diminut. ein **Kränzchen** genannt. So hat man Kränzchen zum Schmauſen, zum Spielen, zu muſikaliſchen Beluſtigungen, u. ſ. w. wo die Geſellſchafter zu beſtimmten Zeiten bey einem unter ihnen, ſo wie ihn die Reihe trifft, zuſammen kommen. Ein Kränzchen haben. In das Kränzchen gehen.

2. In engerer Bedeutung, ein ſolches kreisförmiges Ding, ſo fern es den obern Theil eines andern Dinges als eine Zierde umgiebt; L. Sertum, Fr. Guirlande.

1) Ueberhaupt, wo es gleichfalls nur in einigen eingeführten Fällen üblich iſt, und auch von ſolchen Verzierungen dieſer Art gebraucht wird, wenn ſie gleich eine andere als eine runde Geſtalt haben. Dahin gehört der Kranz eines Thrones, oder eines Himmelbettes, Fr. Pante de lit, Tour de lit, der rund um den obern Theil eines Bettes über die Vorhänge gemachte kurze Umhang, der entweder ſchlecht von weißem, wie auch bunten, ſeidenen oder wollenen Zeuge zubereitet, oder falbaſirt, oder mit Spitzen und Franſen friſiert iſt; die obere Verzierung an Bett- und Fenſtervorhängen, die gemeiniglich von demſelben Zeuge, wie die Vorhänge, gemacht iſt.

In der Baukunſt iſt der **Kranz**, L. Coronix, Fr. Corniche, Ital. Cornice, der oberſte, am weiteſten auslaufende Theil des Gebälkes, der die ganze Ordnung bedeckt. Es wird auch bisweilen das Hauptgeſims genannt, weil er oft das oberſte Geſims iſt; womit das ganze Gebäude gekrönet wird. Sihe Gebälk, im XVI Th. S. 512, und die dazu gehörige Fig. 859,

859, wo das, was zwiſchen den Linien c f und b g liegt; zum Kranz gehört.

Die Baumeiſter ſind nicht einmal alle darüber einig, von welchem Theile des Gebälkes der Kranz angehe, indem einige kleine Glieder von Einigen noch zum Fries gerechnet werden, welche Andere als Theile des Kranzes anſehen. So werden z. B. die beyden unterſten Glieder in Fig. 2772 a), die mit 10 und 11 bezeichnet ſind, von Einigen noch zum Fries, von Andern aber ſchon zum Kranz, gerechnet.

Die ganze Höhe des Kranzes muß wenigſtens den dritten Theil der Höhe des ganzen Gebälkes betragen; man nimmt ſie aber gemeiniglich noch etwas größer an. Weder alle Theile des Kranzes, noch die Verhältniſſe deſſelben ſind ſo beſtimmt, daß nicht jeder Baumeiſter darin etwas anders machte. Keiner hat die Kränze für die verſchiedenen Ordnungen ſo genau beſtimmt, und jedem ſeinen beſondern Character ſo bezeichnet, als **Goldmann.** Nach demſelben gehören 3 Theile weſentlich zum Kranz; der Wulſt *), 6, in Fig. 2772 a); die Kranzleiſte, 5; die Rinnleiſte, 2, mit ihrem Uiberſchlag, 1. Die Kranzleiſte muß nun nothwendig von der Rinnleiſte durch kleinere Glieder, 3, 4, abgeſondert werden, und durch die Beſchaffenheit dieſer Glieder bezeichnet **Goldmann** die Kränze der verſchiedenen Ordnungen. In dieſes Baumeiſters toscaniſcher Ordnung, iſt das nächſte Glied unter der Rinnleiſte 2, ein Band, und unter dieſem kommt ein Riemen über der Kranzleiſte. In den doriſchen ſind dieſe Glieder ein Riemen mit einer Hohlleiſte; in der ioniſchen, ein Riemen mit einer Kehlleiſte, wie hier in Fig. 2772 a), 3, 4; in der römiſchen ein Wulſt zwi-

(*) Dieſes Glied findet man ſonſt bey allen Kränzen. In dem Gebälke, welches über den drey ſchönen korinthiſchen antiken Säulen liegt, welche in Rom im Campo vaccino ſtehen, nimmt eine Kehlleiſte die Stelle des Wulſtes ein.

zwiſchen zwey Riemen; und in der korinthiſchen, ein Riemen, darunter eine Kehlleiſte, und unter dieſer ein Stab.

In Fig. 2772 a), liegt die Kranzleiſte, 5, unmittelbar über dem Wulſt, 6; aber die meiſten Baumeiſter ſetzen zwiſchen dieſe Glieder Dielen oder Sparrenköpfe, wie in der den korinthiſchen Kranz der Branca vorſtellenden Fig. 2772 b) bey ** zu ſehen iſt.

Unter dem Wulſt werden entweder nur ein Paar kleine Glieder, 7 und 8 F. 2772 a), oder auch Zahnſchnitte, 9, angebracht.

Der Kranz an Gebäuden, wo keine Säulen oder Pfeiler ſtehen, wird noch etwas einfacher gemacht, und die Baumeiſter binden ſich dabey nicht ſo genau an ihre Regeln und Verhältniſſe der Säulenordnungen. Der Kranz bekommt ſein Hauptanſehen von einem beträchtlichen Auslaufe.

Unter allen vorſtehenden Zierrathen einer Vorwand, ſind die Kränzen am nützlichſten, weil ſie die Wand vor den Schlagregen bedecken, und zugleich angenehm krönen. Die Proportion ihrer Höhe und Ausladung muß ſich nach der Höhe der Gebäuden richten, und nach der Weite, aus der es geſehen werden kann, auch, nach dem es, dem Gebäude gemäß, ſchlecht oder reich geziert ſeyn ſoll. Die ſchlechteſten beſtehen aus einer ablaufenden Leiſte, aus einem Wulſt, Hohlleiſte, oder Kehlleiſte, mit einer Kranzleiſte darüber. Sie dienen, die bäuriſchen Gebäude, als: Meierhöfe, Scheunen, Ställe, Taubenhäuſer, Wind- und Waſſermühlen ꝛc. zu krönen, wie auch zu Ziegelſcheunen, Gypsbrennen =, Salpeterſiederhütten, und dergleichen gemeinen Werkhäuſern, zu welchen ſich ein ſchöner und reicher Kranz nicht gut ſchicken würde, weil ſie, an ſtatt einer großen Zierlichkeit, lieber einen Schein großer Stärke von ſich geben müſſen.

müſſen. Auf ſolchen Kränzen, die nur aus einem Steine gemacht werden, liegt das Dach, daß die Ziegel darüber hinaus liegen.

Vitruvius redet von allerley Traufen und Kränzen der Vorhäuſer. Der vierſäuligen und korinthiſchen zu geſchweigen, die ihre Proportionen von der Säule, auf der ſie liegen, nehmen, bemerke ich nur, daß die Kränze an den gekrümmten Decken, oder den vertieften Felderdecken (Opus teſtudinatum) klein ſind, und die toscaniſche Traufe nichts anders iſt, als ein Schirmdach in einem Hofe, welches auf Stützſparren oder Strebebogen ruhet, wie man in den Höfen zu Bedeckung der Gänge gebraucht. Dieſe ausgeladene Zierrathen können demnach weder für Gebälke, noch für Kränze, gehalten werden.

Wenn keine Ordnungen über einander an einer Vorwand ſtehen, kann man die Geſchoſſe nur mit einem Gurtwerke abſchneiden, welches hingegen zu Unterſcheidung der Säulen nicht gebraucht werden kann; deren oft 3, ja 4, wie an dem Coloſſeo, ja auch wohl mehrere, wie an dem Septizonio Septimii Severi, welche dieſer Kaiſer als ein Begräbniß in Rom hatte errichten laſſen, über einander geſtanden haben. Alſo iſt es auch überflüſſig, an einem Gebäude die Geſchoſſe durch Kränze zu unterſcheiden, wo es mit Gurtwerke geſchehen kann, es ſey denn, wo Pavillons ſtehen, die noch über die übrige Mauer des Hauſes hinaus gehen, da dieſer Ueberreſt von dem herum laufenden Kranze abgeſondert wird, wiewohl man es auch ſolcher Geſtalt machen kann. Wenn der Pavillon um ein Beträchtliches mit einer Vorlage vor das übrige Gebäude heraus rückt, ſo kann man den Kranz an der Seite ablaufen laſſen, und um den Pavillon herum an den Gliedern einziehen, daß er als ein Gurtwerk ausſieht, wodurch man auch verhindert, daß man nicht auſſen von einem Fenſter zu dem andern kommen kann. Wenn

aber dieſer Aufſatz ganz herum geht, braucht man keinen andern Kranz, als der auf der Auflage des Daches liegt. Solche Aufſätze werden unrecht Attiken (Attiques) oder Halbgeſchoſſe genannt, da ſie zu nichts andern dienen, als das Dachgeſchoß in ſeinen Zimmern etwas gleich zu machen, wodurch zuweilen Palläſte ein großes Anſehen bekommen, obgleich ſonſt ihre Profile und Zierrathen eben nicht ſehr reich ſind.

Wenn ein Haus vor andern ſehr hoch iſt, wie die öffentlichen Gebäude, als: Rathhäuſer, und d. gl. ſchickt es ſich beſſer, ein ganzes Gebälk daran zu machen, als nur einen Kranz, und es iſt alsdann das Gebäude auch beſſer vor den anſchlagenden Regen verwahrt. Geiſtliche Gebäude hingegen, als: Kirchen, ohne und mit einfachen, auch mit doppelten Abſeiten, mit eingetheilten Capellen, müſſen mit Ordnungen nach der Weiſe gezieret werden, wie ſie an den alten Tempeln angebracht waren, daher man ſie vierſäuliges Werk, oder Kirchen mit Vorderlauben, mit Vorder- und Hinterlauben, mit einfachen Lauben um und um ꝛc. genannt hat.

Die Gebälke müſſen allezeit ſo hoch ſeyn, als wenn durchgehende Säulen an dem Gebäude ſtänden, und man den Borten niedergedrückt, oder Unterbalken und Borten verringert hätte, wie Michael Angelo an dem Farneſiſchen Pallaſte gethan hat, wo der Unterbalken nur in einem Stabe und Riemen beſteht, und der Borten, gleichfalls ziemlich klein, mit geſchnitzten Lilien geziert, und mit einem korinthiſchen Kranze gedeckt. Wenn man aber die Stücke des Gebälkes ganz läſſet, muß man den Borten mit Kragſteinen, und den Kranz mit Sparrenköpfen zieren, worin man es den italiäniſchen Gebäuden nachthun kann, da man viel ſchöne Beyſpiele findet. Die Zwiſchentiefen des Bortens kann man nach der Breite länglich machen, und mit kleinen Fenſtern beſetzen, um ein Halbgeſchoß zu

erleuchten, welches beſſer ausſieht, als wenn man ſolche Fenſter an glatte Borten ſetzt, welches wie ein geflicktes Loch ausſieht.

In warmen Ländern, wo die Dächer ſehr niedrig ſind, macht man keine Teichel noch Dachrinnen, ſondern eine ſchlechte Traufe dem Kranze gleich, worüber das Waſſer weit von der Mauer hinweg ſchießt. An großen Häuſern ſchneidet man eine Rinne in die Rinleiſte, und führt daraus das Waſſer durch den Kranz ab, mit kleinen Röhren, die mit Fratzen- oder Löwenköpfen geziert ſind. Wo aber die Waſſergüſſe zu ſtark ſind, daß man nothwendig Dachrinnen machen muß, und wo ohnedies die Dächer gar ſteil ſind, da muß man ſolche, ſo viel als immer möglich iſt, verſtecken, und das Waſſer durch bleyerne oder metallene Teichel, die in der Mauer verſteckt ſind, herab laſſen; es findet ſich aber die Ungemächlichkeit hierbey, daß ſolche Teichel inwendig gern zufrieren, zumal wenn ſie nicht weit genug ſind; deswegen iſt es beſſer, bey dünnen Mauern die Teichel auſſen zu machen, damit man allezeit dazu kommen könne.

Die meiſten Kränze der römiſchen Palläſte ſind mit Schnitzwerk geziert, welches von Gyps gemacht, und auf einer Unterlage von gebrannten oder Tuffſtein getragen wird, vermittelſt eines Mörtels von Kalk und puzzuoliſchen Sand, der mit gemachten Steinen vermiſcht iſt, und die beſondere Eigenſchaft beſitzt, daß er den Gyps an ſich hält. Uebrigens machen die Italiäner ihre Kränze, ſowohl in Anſehung der Höhe, als auch der Ausladung, gar zu groß. Von den Franzoſen hingegen werden ſie allzu klein gemacht, da öfters die Baumeiſter ein Gebäude ſehr ſchön aufführen, und hernach ſchlecht mit kleinen Kränzen ſchließen. Indeſſen mag ein Kranz ſo klein ſeyn als er will, ſo muß doch die Kranzleiſte wenigſtens eine gute Ausladung haben, und am Kinne ausgeſchalet ſeyn, damit das

Waſſer nicht daran an die Mauer hinunter laufen könne.

Man macht Kränze von Steingyps, ſie müſſen aber unter der Traufe liegen, ſowohl über ſteinerne Mauern, als über Wände von Bandwerk. Wenn man über Mauern keine Kränze von Stein machen will, kann man ſie von Bruchſteinplatten machen, die man über einander hinaus legt, doch ſo, daß ſie allezeit eine ſtarke Ruhe oder Auflage behalten; hernach werden ſie mit Steingyps oder Sparkalk beworfen, und mit einer Lehre ausgeſtrichen. Wenn man auf hölzerne Vorwände Kränze ſetzen will, macht man hervorgehende Hölzer, die mit Haken und Zapfen von Widerhaken wohl befeſtigt und verſehen ſind. Auf dieſe Hölzer kann man den Kranz befeſtigen. Weil nun vor allem der Kranz an einem Gebäude für eine Zierde gehalten wird, iſt es nicht wohl zu billigen, wenn er, wo die Dachfenſter ſtehen, unterbrochen wird, wie denn ſolches auch nicht leicht, als nur an geringen Häuſern, geſchieht; an prächtigern läſſet man den Kranz allezeit durchaus gehen, nur allein der Ausladung der Traufe nimmt man etwas von dem Dachfenſter ab, und zwar an den Vorwänden; denn an denen Wänden, wo die Nachbarn anſtoßen, darf man keine Traufe anbringen, man habe denn von alten Rechten her die Macht, das Waſſer auf des Nachbars Grund und Boden laufen zu laſſen.

Die Kränze innerhalb der Gebäude dienen nur bey ausgelegten verkleideten Feldern oder geſchaleten Decken, keinesweges aber wo man die Balken an den Decken ſieht. Von dieſen ſind die ſchlechteſten, da die Felder zwiſchen den Balken mit Gyps ausgeſchlagen ſind, welcher durch darein geſpreiſſete Querhölzer gehalten wird. Wo aber in Gebäuden von Wichtigkeit das Holz an den Decken unverdeckt bleibt, muß es recht geviert ſeyn, ſonſt auch ſauber, geſund, rein behauen,

wohl abgeglättet und geſchlichtet, an den Ecken ſauber mit Gliedern abgeſtoßen, mit Querhölzern gegen die Platten und Träger, um die Felder dazwiſchen recht abzufaſſen. Solche frey gelaſſene Hölzer dauern länger, als wenn man ſie unter einer Gypsdecke verſteckt. Daher macht man auf ſolche Weiſe die Decken der Zunfthäuſer, Schulgebäude, Lazarethe, Spitäler ꝛc. wo man nämlich die Dauerhaftigkeit der Schönheit vorzieht. Ueber Tafelwerk kann man auch hölzerne Kränze machen.

Die Kränze in den Kammern dienen, die Träger zu verkleiden, die man unter dem Balken in eiſerne Klammern einhängt. Die kleinſten in den Cabineten, die nicht über 5 bis 6 Zoll haben, werden von Holz gemacht, wenn das Zimmer ſelbſt mit Tafelwerk ausgelegt iſt. Weil aber ſolche kleine Zimmer mit den übrigen Stücken der Gemächer unten an einem Boden weg liegen, und ihrer Breite und Länge nach allzu hoch würden, ſo macht man entweder eine Bogendecke wie ein Kreuzgewölbe darüber, oder eine falſche Decke, die weiter herunter liegt, als die recht von dem Balken gemachte.

Der Höhe nach geben die meiſten Baumeiſter in den Kammern den 10ten Theil der Höhe des Zimmers; und doch wird ein Kranz in einem Zimmer von 10 Fuß Höhe für allzu ſtark gehalten werden, wenn er 1 Fuß hoch gemacht würde. Daher ſcheint der 12te Theil, da 1 Zoll auf jeden Fuß gerechnet wird, eine beſſere Proportion zu geben, nämlich nach der Höhe von 8 bis 15 Fuß, auf welche leztere ein Kranz auf einem Unterbalken zuſammen 15 Z. hoch käme. An höhern Zimmern aber kann man ganze Gebälke machen, und dazu den 10ten Theil der Höhe nehmen. Wenn ſie aber unter Felderdecken ſtehen, müſſen ſie weiter ausgeladen ſeyn, als wenn ſie unter Gewölben ſtehen.

Dieſe leztern ſollten demnach etwas weniger ausgeladen ſeyn, als ihre Höhe beträgt, und der Bogen muß nicht zu hinterſt auf dem Kranze liegen, ſondern etwas weiter hervor, ungefähr um den 3ten Theil der Ausladung, von der Mauer an. Die Unterbalken an dieſem Gebälke müſſen klein ſeyn, und höchſtens nicht mehr als 2 Streifen haben. Der Borten muß auch von mittelmäßiger Höhe bereitet werden, und kann mit Schnitzwerk entweder von Laubwerk durchaus geziert ſeyn, oder mit dazwiſchen geſetzten entweder einfachen oder doppelten Kragſteinen, die auch ein kleines Schnitzwerk zulaſſen, und mit Masken, Fruchtſchnüren oder Siegeszeichen in den Zwiſchentiefen, die mehr breit, als lang, gemacht werden können. Es ſchicken ſich auch Tritonen, ganze Hiſtorien und Sinnbilder an ſolche Borten. Die Glieder der Kränze werden wechſelweiſe geziert, und auf den Kranzleiſten können auch in einem Bewurf von Gyps, Schnecken= oder geſchlungene oder Irrwegzüge gebildet werden. Dieſen Bewurf kann man entweder vorher in Formen zurichten und hernach antragen, oder an dem Werke ſelbſt in den friſchen Bewurf mit Formen eindrücken. Man kann auch darüber einen geblümten Stab, oder ein anderes rundes Glied mit Beulen, anſtatt der Rinnleiſte ſetzen, inſonderheit wenn eine Bogendecke darüber ſteht. Man macht bisweilen an viereckige oder nach der halben Kugel vertiefte Felder, Kränze aus einem großen Blumenbündel, der mit etlichen Gliedern unterſtützt iſt.

Man hat auch eine beſondere Art Kränze zu den viereckigen vertieften Feldern, und zu den runden Oeffnungen der Laternen, die man auf die Kuppeln ſetzt, und bisweilen zu Erleuchtung der Treppen, der Hauptſähle und der langen Kloſterſähle zwiſchen den Zellen, auch anderer Gänge zwiſchen zwey Reihen von Gemächern gebraucht. Hierzu aber kann keine beſtändige

Größe

Größe oder Proportion vorgeſchrieben werden, weil ſie ſich allezeit nach dem Raume und nach der Höhe ihres Ortes richten müſſen.

Die Kränze in den Zimmern werden gemeiniglich von Gyps gemacht, und mit Lehren ausgeſtrichen. Die Schnitzwerke werden mit Formen hernach erſt in den friſchen Gyps eingedrückt. Von Stein macht man ſie nicht leicht, auſſer an Vorhäuſern, Treppen, und andern offenen Orten. Man kann dieſe Geſimſe entweder ganz, oder nur hin und wieder, vergolden oder marmoriren, und das Schnitzwerk mit Metallfarbe anſtreichen. Wo Tafelwerk an den Wänden iſt, müſſen die ganzen Geſimſe noch etwas weiter aus der Wand hervor ſtehen, als die Dicke des Tafelwerkes beträgt. Wo man auch Tapeten aufſchlägt, müſſen ſolche Geſimſe wenigſtens 1 Z. hervor ſtehen, damit die Rahmen unter dem Sprunge des untern Streifens an dem Sparrenkopfe ſtehen können, an welche die Tapeten geſchlagen werden. Wenn ein Kranz an den Umfange eines Zimmers unterbrochen wird, ſieht es häßlich aus; wenn es aber bey Erneuerung alter Gebäude geſchieht, daß die Fenſter zu hoch an dem Boden geöffnet ſind, doch nicht ſo hoch, daß der Kranz darunter hinein gehen könnte, und nur neben den Fenſtern die Unterbrechung iſt, ſo kann es endlich noch zuläſſig ſeyn.

Fig. 2773. Vorriſſe etlicher Gebälke über Vorwände, und etlicher Kränze für Gemächer.

I. Geſimſe, welche auſſen um die Gebäude zu gebrauchen ſind.

A. Gebälk, welches ſich zu oberſt ein Haus zu krönen ſchickt.
B. Gurtwerk mit Schnitzwerk.
C. Architravirte Kränze.
D. Schlechtes und glattes Gurtwerk.

E. Schlechte Kränze unter Dachtraufen.
F. Kleine Kränze, über welche man das Dach hinaus gehen läſſet.

II. Geſtälte und Kränze, welche innerhalb der Gebäude zu gebrauchen ſind.

G. Große Kränze zu Haupt- und Spazierſählen.
H. Kränze für Prunk- (Parade-) Zimmer.
I. Kränze für gemeine Wohnzimmer.
K. Kränze für Halbzimmer.
L. Kränze zu Aufſätzen über den Ordnungen, und zu Krönung der Schorſteine.

Dasjenige, worauf heut zu Tage bey den üblichen Kränzen geſehen wird, iſt, daß die Borten größer, die Unterbalken und Karnieße aber leichter gemacht ſeyn. Man marmorirt ſie nicht mehr, vergoldet ſie aber zuweilen hin und wieder; am meiſten werden ſie weiß angeſtrichen, da alsdann die Zierrathen, welche darüber angebracht werden, wie auch die Riemen zwiſchen den großen Gliedern vergoldet ſind.

Fig. 2774. Durchſchnitte von Kränzen, wie man ſie heut zu Tage innerhalb der Gemächer zu gebrauchen pflegt.

Die zwey Kränze A und B, haben in den Borten Kragſteine, doch mit dem Unterſchiede, daß die Zwiſchentiefen in dem bey A mit Zierrathen verſehen, die bey B hingegen ganz ſchlecht ſind.

Die zwey Kränze C und D, haben in ihrem Borten abgetheilte Verzierung; da hingegen die beyden, E und F, deren Art man auch architravirt nennt, weder einen Borten noch ſonſt Zierrathen haben.

Die vier Kränze G, G, G, G, ſind ganz ſchlecht, und gehören für kleine niedrige Zimmer; ſie laſſen ſich auch bey getäfelten Zimmern, zu Thüren, Fenſter und ausgeſtellten Tafeleinfaſſungen gebrauchen.

Der große Kranz, H, beſteht aus einem Unterbalken, der in dem Zimmer herum geht, und einer Einfaſſung oder einem Rahmen, der oben an der Decke herum geführt iſt. Dieſe zwey Stücke werden durch eine

Ausſchweifung oder Aushöhlung verbunden, die mit kleinen attiſchen Pfeilern verziert iſt, welche oben auf Kragſteinart vorſpringen und den Rahmen tragen; dieſe werden daran nach den Fenſtern und Kaminen abgetheilt, und ihre Zwiſchentiefen mit Zierrathen, welche dem Orte gemäß eingerichtet werden, geſchmücket.

Dergleichen Kränze werden nur in niedrigen Gemächern gebraucht, damit der große Bogen oder die Ausſchweifung daran veruſache, daß ſie höher zu ſeyn ſcheinen.

Kränze bey Verzierungen der Kamine, ſ. im XXXIII. Th. Fig. 1801 d).

An den Ziegel-Oefen, iſt der Kranz, die oberhalb des Schloſſes bis oben hinaus rings herum an den vier Wänden des Ofens geſchränkt eingeſetzte Mauerziegel, weil ſolche den in der Mitte geſetzten Dachziegeln gleichſam zum Kranze und zur Einfaſſung dienen.

Die Lade des Bundes hatte einen goldenen Kranz oben umher, 2 Moſ. 25, 11. ſo wie der Tiſch in der Stiftshütte, V. 24, 25.; und der Räuchaltar, Cap. 30, 3.

Bey den Papiermachern, wird ein eiſerner Ring mit Zacken, welcher, vermittelſt eines ſo genannten Anſezers oder Stämmholzes, die Preſſe von dem ſchnellen Zurücklaufen abhält, der Kranz genannt.

Eben dieſes Wort iſt auch eine Benennung des Sperrrades an dem Kattun- und Leinweberſtuhle; ſ. Th. XXXVI. S. 38; und Bruſtbaum, im VII. Th. S. 129.

(2) In der engſten Bedeutung, ſo fern ein ſolches Werk eine Zierde des Hauptes iſt, wo die aus dem Pflanzenreiche gewundenen Kränze mancher Art ehedem ein Zeichen des Sieges, der Ehre und der Würde waren, und den nachmahligen Kronen den Urſprung ge-

geben haben. Der Lorbeerkranz war von Alters her ein Ehrenzeichen der Dichter, ſo wie der Epheukranz der Trinker, welcher leztere noch jezt öffentlichen Häuſern, wo Wein geſchenkt wird, zum Zeichen dient; ſ. im XI. Th. S. 107. Ein guter Wein bedarf keines Kranzes. Beſonders waren die Kränze von Blumen von je her ein Zeichen der jugendlichen feſtlichen Freude, ſo wie ſie es noch jezt ſind. Einen Kranz winden, flechten, binden. Sich mit Kränzen ſchmücken. Der Aehrenkranz, Aerndekranz, ein aus Kornähren und Blumen geflochtener Kranz, der an einigen Orten dem Herrn der Aernde, nach deren Vollendung, in ländlich feyerlichem Gepränge gebracht und überreicht wird; in Weſtphalen der Arnkranz.

In noch engerm Verſtande iſt der Kranz ein Ehrenzeichen der jungfräulichen Reinigkeit; daher weibliche Perſonen, deren guter Name vor der Welt unbefleckt iſt, am Tage der Hochzeit mit einem Kranze erſcheinen, welcher ehedem von Blumen war, jezt aber aus Draht, Edelſteinen, u. ſ. f. in Geſtalt einer kleinen Krone beſteht; Brautkranz, Brautkrone, Hochzeitkranz; daher Kranz auch figürlich die jungfräuliche Ehre bedeutet. Eine Perſon weibliches Geſchlechtes kommt um den Kranz, wird um den Kranz gebracht, verliert das Kränzchen, wenn ſie in Unehren geſchwängert wird, weil ſie dadurch das Recht verliert, am Tage der Hochzeit einen Kranz zu tragen.

Der Gebrauch des Kranzes zu gewiſſen feyerlichen Werken, verliert ſich tief in die Zeiten des Alterthumes. Er war ein Symbol von ſehr mannigfaltigen Dingen, worunter die Bedeutung der Unvergänglichkeit und Hoheit, die älteſte Idee der Völker geweſen zu ſeyn ſcheint. Aus dieſem Grunde dachten ſie ſich zuerſt, wie wenigſtens die Schriftſteller des Alterthumes

thumes ſagen, ihre Gottheiten bekränzt. Könige, als Götter der Erde, ahmten bald das Zeichen der himmliſchen Weſen nach; und ſo entſtand das Diadem hoher Häupter, welches aus einem anfänglich einfachen Kranze in eine Krone übergegangen iſt. Die älteſte Erwähnung eines ſolchen königlichen Kranzes, iſt die des hebräiſchen Geſchichtſchreibers, Moſe, da wo er die Schickſale des frommen Joſeph's erzählt, den der Souverän von Aegypten durch ein Diadem zum Großvezier dieſes Landes auszeichnete. Nach und nach erweiterte ſich der Gebrauch der Kränze; als Zeichen der Ehre, des Glückes und der Freude, wurden ſie endlich bey jeder Begebenheit, die mit einem dieſer drey Dinge Zuſammenhang hatte, üblich. So bekränzte man bey Opfern ſich und das Opferthier, nebſt Prieſtern und Altar, um die Gottheit dadurch zu ehren. Auch die Sieger erhielten Kränze, um ihr Wohlverhalten auszuzeichnen, wenn ſie im Felde den Feind geſchlagen, oder in öffentlichen Spielen den Vorzug errungen hatten. In den pythiſchen Spielen, die dem Apollo zu Ehren angeſtellt wurden, trugen die Richter einen Lorbeerkranz, und die Sieger erhielten einen Palmen- oder auch Lorbeerkranz. In den iſthmiſchen Spielen bekamen ſie einen Fichtenkranz. In den nemeiſchen Spielen gab man den Siegern einen Kranz von Epheu. In den olympiſchen Spielen bekamen die Sieger einen Kranz vom wilden Oehlbaum. Die Athenäer bekränzten ihre Sieger mit Olivenblättern. Auch Dichter, die ihren Helden ꝛc. am würdigſten beſangen, wurden mit Kränzen beſchenkt. Beſonders aber vervielfältigte ſich ihr Gebrauch bey fröhlichen Mahlen und Angelegenheiten der Liebe. Nicht nur Pokale wurden bekränzt, ſondern auch jeder Gaſt, oft ſo gar zwey- und dreyfach, indem ſie nicht nur auf den Kopf einen Kranz legten, ſondern auch einen um die Schläfe, und einen dritten um den Hals wanden, oder an der Bruſt herab hängen lieſſen.

Der

Der Urſprung dieſer Bekränzungen ſoll geweſen ſeyn, weil die Alten zur Stillung der Kopfſchmerzen kein beſſeres Mittel wußten, als den Kopf durch das Binden zu preſſen. Anfangs habe dieſes Band aus wollenen oder leinenen Sachen beſtanden; nachher ſey er, zur mehrern Zierde, mit Epheu, Myrten, Roſen, u. d. gl. durchflochten worden, die zugleich den Nutzen gewähreten, daß ſie durch ihre Farben und Gerüche die Sinne ergözt, und durch ihre kühlende Kraft die Hitze des Weines und der Speiſen gemildert hätten. Bachus wurde daher als doppelter Arzt geprieſen, theils, weil er Erfinder des Weines, einer ſo ſchätzbaren Arzeney, geweſen ſey; theils zugleich, weil er den Gebrauch des kühlenden Epheu, der ſo vortrefflich die Hitze der Stirn dämpfe, den Sterblichen bekannt gemacht habe.

Der Liebe dienten Kränze zum Symbol in mehrerley Abſicht, worunter Ein Fall iſt, um den ich niemanden beneiden mag; es iſt der, wo ein armer ſchmachtender Tropf, bey nächtlichem Harren vor der Thür ſeiner ſpröden Geliebten, ihre Pfoſten mit Kränzen behing, um ſich damit die Vorbedeutung einer glücklichen Erhörung vorzuſpiegeln. Braut und Bräutigam hingegen trugen Kränze, (welche bisweilen die Tochter von ihrer Mutter, und der Bräutigam von ſeiner Braut, oder auch, umgekehrt, empfing,) als glückliches Zeichen der Vollendung, theils wegen ihrer zum Ziel gekommenen Wünſche, theils aus Rückſicht bisher beſiegter Leidenſchaften und Triebe der Jugend; zugleich aber auch dem Gotte der Hochzeit, Hymenäus, zu Ehren. Dieſe Kränze ſchränkten ſich alsdann nicht bloß auf die Perſonen des neuen Paares ein; auch ihr Bett, die Hochzeitfakeln, bey deren Schimmer die Braut des Abends in des Bräutigams Haus begleitet wurde, und ſelbſt zuweilen alle Gäſte des Hochzeitmahles, waren bekränzt. Ward dieſes neue Paar hernach zum erſten Mahl Vater und Mutter, ſo waren

ten auch hier, bey Römern und Griechen, Kränze gewöhnlich, die aber nicht getragen, ſondern von der Mutter (zuweilen auch vom Vater) als Zeichen der Freude an die Thüren des Hauſes gehangen wurden. War es ein Knabe, den die Mutter zur Welt brachte, ſo hing ſie einen Kranz von Oehlzweigen auf; und gebar ſie eine Tochter, ſo wurde, als Symbol weiblicher Geſchäfte, ein Kranz von Leinen aufgehängt.

Nicht bloß aber heidniſche Völker der alten Welt, auch der Hebräer freuete ſich des Hochzeitkranzes, wie aus dem Liebesgedichte: Hohes Leid Salomons genannt, und mehrern Stellen, zu erſehen iſt.

Wie nun bis und zu den Zeiten des Chriſtenthumes kein bekanntes Volk vorhanden war, welches nicht Kränze zu einem Gegenſtande hochzeitlicher Feyerlichkeiten gemacht hätte: ſo ging dieſer Gebrauch endlich auch in die Sitten der Chriſten über. Lange zwar ſträubte ſich das chriſtliche Gewiſſen, dieſe Sitte der Heiden nachzuahmen; ſie hielten Hochzeitkränze ſowohl als andere, für Zeichen der Abgötterey, womit ſie die Heiligkeit ihres Glaubens nicht entweihen dürften. **Tertullian** predigte ſo gar vom Kranze auf dem Kopfe einer Frau, als einem Zeichen der ſchändlichſten Unzucht; und andere Väter der Kirche legten ihren Gläubigen die Unſchicklichkeit ſolcher Kränze damit ans Herz, daß es Verſpottung Chriſti ſey, ſich leichtſinnig, bloß zum Spiel und Scherz mit duftenden Blumen den Kopf zu umwinden, da Chriſtus bey ſeinem ehrwürdigen Leiden eine Krone von Dornen getragen habe. Dabey blieb es, bis mit den erſten chriſtlichen Kaiſern, die ſich und ihren Bräuten am Tage der Hochzeit ohne Bedenken den Kranz aufſetzten, der Scrupel verſchwand. Das Volk ahmte nach, und Gewiſſensbiſſe kamen bald ſo ſehr aus der Mode, daß nicht nur **Gregor von Nazianz** den Hochzeitvätern rieth, ihren Töch-

Töchtern am Ehrentage ſelbſt den Kranz aufzuſetzen, ſondern daß auch dieſe Sitte ſo gar heilige Ceremonie vor dem Altare ward. Wenn das verlobte Paar in die Kirche gekommen war, fanden ſie auf dem Altare, vor dem ſie unter ausgeſtreueten Blumen ſtanden, den geſegneten Kelch und dabey zwey Kränze, die ihrer warteten. Der Diaconus verlas die Formel der Collecte, worauf der Prieſter, nach verrichtetem Gebet, ihnen feyerlich im Namen des Vaters ꝛc. den bereit liegenden Kranz aufſetzte, der vorher gleichfalls durch heilige Formeln geweihet war. Solcher Geſtalt ward alſo der Kranz auch bey Chriſten ein Theil des hochzeitlichen Schmuckes. Als Ehrenzeichen des Wohlverhaltens, und Trophäe beſiegter Anfechtungen für jedes junge Paar, trat er, ſammt ſeinem Gebrauche, zugleich in ſeine alte Bedeutung ein, mit der er aus heidniſchen Händen überliefert war; und was ihm ſonſt von heidniſchem Religionsbezug anklebte, wurde, als unverträglich mit chriſtlichen Ideen, abgeſtreift. Seitdem nun blieb dieſer hochzeitliche Kranz in ungeſtörtem Brauch, und iſt noch immer ein Zeichen des Glücklichen, der den Erſtling ſeiner ehelichen Tage lebt. Kränze bey einer zweyten Ehe aber waren nie häufig, und kamen bald ganz ab, weil die Chriſten der erſten Jahrhunderte wiederholte Verheurathungen, wo nicht ganz für unerlaubt, doch für ein Zeichen der Wolluſt hielten, und durch die entzogene Ehre des Kranzes, ſolche Ehen wenigſtens herab würdigen wollten; ähnlich darin den heidniſchen Römern, die derjenigen Frau einen Keuſchheitskranz zu tragen verſtatteten, die, ohne mehrere Ehen zu verſuchen, nur Einem Manne ergeben blieb.

Da eigentlich nur dasjenige Frauenzimmer einen Kranz an ihrem Hochzeittage zu tragen das Recht hat, die man nicht überführen kann, daß ſie bereits ihre Jungfrauſchaft verloren habe, ſo hat man hierbey

die

die Frage aufgeworfen, ob eine vorhin genothzüchtigte Perſon noch das Recht habe, bey ihrer hernach erfolgten Verheurathung einen Kranz zu tragen? Es gibt eben ſo viel Rechtsgelehrte, die dieſes bejahen, als ſolche, die es verneinen. Jene führen für ihre Meinung an, daß der Brautkranz ein Zeichen der moraliſchen Jungfrauſchaft wäre; dieſe hingegen wollen ihn für ein Zeichen der phyſiſchen Jungfrauſchaft gehalten wiſſen, und ſetzen noch hinzu, daß, wenn dieſes ſich nicht ſo verhielte, auch Witwen bey ihrer zweyten Verheurathung einen Kranz tragen könnten. Da aber weder die moraliſche, noch die phyſiſche Jungfrauſchaft eines ſtrengen und gerichtlichen Beweiſes fähig iſt, ſo kann dieſes wohl nichts zur Beantwortung jener Frage beytragen. Vielmehr gibt es eine dritte Jungfrauſchaft, welche man die bürgerliche nennen kann, und darin beſteht, daß ein Frauenzimmer ſo lange für Jungfer gehalten werden muß, bis das bürgerliche Geſetz ihr dieſe Eigenſchaft abſpricht. Dieſes geſchieht in den bürgerlichen Geſetzen zwar in Anſehung der Witwen, aber nirgengs in Anſehung der Genothzüchtigten; mithin ſcheint eine ſolche Perſon auch noch auf den Brautkranz Anſpruch machen zu können.

Ehedem mußten geſchwächte Frauensperſonen am Tage ihrer Hochzeit, an ſtatt des Brautkranzes, zum Zeichen ihrer verlornen Ehre, mit einem Strohkranze erſcheinen, welcher Gebrauch in einigen Gegenden noch üblich iſt, da denn eine ſolche Hochzeit eine Strohhochzeit genannt wird (*).

An

(*) Dieſer Gebrauch iſt alt, und kommt auch in Frankreich ſchon im 13ten Jahrh. vor, wo man ſich ſtatt eines Strohkranzes auch wohl eines Kranzes von Binſen zu bedienen pflegte. Auf etwas ähnliches zielt auch Richard, Biſchof von Salisbury, wenn er in einer Verordnung von 1217 bey dem du Fresne v. Annulus, ſagt: Nec quisquam annulum de Junco, vel quacumque vili materia, vel pretioſa, iocando mani-

An manchen Orten wird der Strohkranz liederlichen Weibsbildern bey ihrer Verweiſung, zum Zeichen der Schande aufgeſetzt.

Auch bey einer jeden feyerlichen Hochzeit, inſonderheit aber bey adeligen Vermählungen, pflegt der neu vermählten jungen Frau den zweyten Hochzeittag ein Strohkranz überreicht zu werden. Dieſes iſt ein groſſer, bunter, zum Scherz gemachter Kranz, zu welchem oft ſehr wenig wirkliches Stroh genommen wird, der aber deſto mehr mit Wachskinderchen, und allem möglichen Geräthe einer Wochenſtube im Kleinen, niedlich aufgeputzt iſt, womit man am zweyten Hochzeittage die Braut, (nachdem man ihr zuvor den Jungfernkranz entriſſen hat,) zu bekränzen bemüht iſt, welches aber dieſe insgemein nicht dulden will. Gemeiniglich wird der jungen Frau dieſer Kranz von einem der Hochzeitgäſte in lächerlicher Trauerproceſſion, wobey die Junggeſellen und einige Jungfern denſelben begleiten, mit einer ſcherzhaften ſo genannten Strohkranzrede auf einem ſilbernen oder porzellanen Teller zum Aufſetzen überreicht.

Kranz, (Aehren- oder Aernde-) ſ. oben, S. 698.
— — (Braut-) ſ. oben, S. 698.
— — (Epheu-) ſ. oben, S. 698.
— — (Frucht-) ſ. Feſton, im XII. Th. S. 647.
— — (Hochzeit-) ſ. oben, S. 698.
— — (Lorbeer-) ſ. oben, S. 698.
— — (Mandel-) ſ. im I Th. S. 755, f.
— — (Mutter-) ſ. in M.
— — (Pech-) ſ. oben, S. 685.
— — (Roſen-) ſ. oben, S. 685.
— — (Säulen-) ſ. in S.

manibus innectat muliercularum, vt liberius cum eis fornicetur; ne dum iocari ſe putat, honoribus matrimonialibus ſe aſtringat.

Kranz, (Speck-) ſ. in S.

— — (Stroh-) ſ. oben, S. 685, und 703, f.

— — (Wein.) ſ. oben, S. 698.

Kranz-Ader, Kranzblutader, L. Vena coronaria, eine große Blutader, welche der Länge nach faſt ganz um den Magen geht, und denſelben wie ein Kranz umgiebt.

Kranz-Beere. 1. An einigen Orten ein Name der Wachholderbeeren; ein aus Krammetsbeere verſtümmeltes Wort.

2. Eben dieſen Namen hat Planer der Peteſia *Linn.* beygelegt, welche in die erſte Ordnung der vierten Claſſe (Tetrandria monogynia) gehört. Der einblätterige, glockenförmige Kelch iſt am Rande eingekerbet, und ſitzt auf dem Fruchtkeime. Des trichterförmigen Blumenblattes Röhre iſt länger als der Kelch, und in vier rundliche ſtumpfe Lappen zerſchnitten. Vier Staubfäden umgeben den Griffel mit zwey ſpitzigen Staubwegen. Auf die Blüthe folgt eine kugelrunde, mit dem Kelche gekrönte, zweyfächerige Beere, mit vielen rundlichen Samenkörnern. Linne hat 3 Arten, welche insgeſammt Stauden ſind.

a. Traubentragende Kranzbeere, Peteſia fruticoſa, foliis ovatis oppoſitis, ſtipulis rigidis interpoſitis, racemis minoribus alaribus, calyce quinquefido *Brown.* Peteſia ſtipularis, foliis lanceolato-ovatis ſubtus tomentoſis, thyrſis lateralibus *Linn.* Sie kömmt, wie die folgende, aus Jamaica. Die Blätter ſtehen einander gerade gegen über, ſind eyrund lanzettförmig, auf ihrer untern Fläche filzig, und haben einen ganz glatten Rand und ſteife Anſätze. Die Blumen haben einen in 5 Abſchnitte geſpaltenen Kelch, und formiren in den Winkeln der Blätter armförmige Trauben, welche kürzer als die Blätter ſind.

b. Geſtrichelte Kranzbeere, Peteſia Lygiſtum, foliis ovatis nudis lineatis, caule flexuoſo *L.* Sie

ſtellt einen Strauch mit gebogenem glatten Stamme vor. Die Blätter ſind eyrund, ſpitzig, mit Adern durchwebt, bandförmig, und ſtehen auf eigenen Stielen. Die Blumenſtiele tragen nur eine Blume, und ſtehen in den Winkeln der Blätter, oft doppelt, gleichſam an Traubenkämmen beyſammen.

c. Filzige Kranzbeere, mit länglichen, auf beyden Seiten filzigen Blättern; Peteſia tomentoſa *L.* Dieſe Art hat Jacquin in ganz Amerika angetroffen.

Kranz-Bein, bey einigen Schriftſtellern, ein Name des Stirnbeines, Os frontis, welche andere das vordere Schiffbein nennen. Siehe Kranz-Naht.

Kranz-Blech, ein Theil der Schmiedearbeit an dem Untergeſtelle eines Wagens. Siehe Wagen.

Kranz-Blume, Kronranunkel. Dieſe Pflanze hat Linne ehedem als eine Art Storchſchnabel, unter dem Namen Geranium grandiflorum, angeführt, nachher aber eine eigene Gattung daraus gemacht, und ſie Grielum genannt. Sie gehört in die 4te Ordnung der 10ten Claſſe, mit 10 Staubfäden und 5 Staubwegen (Decandria pentagynia). Der Kelch iſt einblätterig, ausgebreitet, an der Baſis platt, in 5 gleiche ſpitzige Abſchnitte getheilt, und fortdauernd. Die Krone beſteht aus 5 ausgebreiteten, großen, umgekehrt herzförmigen, feſtſitzenden, an der Baſis dünnen Blättern. Mitten ſind einige längliche Honigdrüſen um den Fruchtknoten her geſtellt. Die 10 Staubfäden haben fadenförmige, etwas ſteife, gleiche Träger, und eyrunde längliche, aufrechte Staubbeutel. Der Stämpel hat 5 verſchiedene, pfriemförmige, aufrechte Fruchtknoten und warzige Narben. Die Griffel fehlen. Auf die Blüthe folgen 5 längliche, zugeſpitzte harte Samenkapſeln mit länglichen Samenkörnern. Die einzige bisher bekannt gewordene Art dieſer Gattung, iſt

iſt die zartblätterige Kranzblume, Grielum tenuifolium *Linn.* Geranium frutescens incanum *Burm.* Ranunculo platycarpus Ejusd. Sie ſtellt eine Staude vor, und wächſt in Aethiopien. Die Blätter gleichen der Stabwurz, und ſind beſtäubt, etwas filzig, wechſelweiſe geordnet. Die Blumenſtiele tragen nur eine, den Ranunkeln gleichende, Blume, und haben keine Deckblätter. Die Kelche ſind glatt, die Kronen gelb.

Kranz-Blutader, ſiehe Kranz-Ader.

Kranz-Dicke, bey den Glockengießern, die Dicke des Metalles in dem Kranze einer Glocke. Siehe im XIX Th. S. 104, fgg.

Kranz-Eiſen, Karniеßeiſen, bey den Stellmachern, ein Schneideeiſen, welches in ſeiner Mitte, nach Maßgabe eines Geſimſes, wie der Karnießhobel der Tiſchler (ſ. Th. XXXIV, S. 761) ausgeſchweift iſt, und mit welchem der Stellmacher einen Theil des Geſimſes an den Theilen eines Kutſchenkaſtens oder der Stangen auf einmal ausſchneidet.

Kranz-Leiſte, (die) oder der Kranzleiſten, in der Baukunſt und bey den Werkleuten, eine Leiſte, welche den Kranz eines Dinges ausmacht.

Die Kranzleiſte iſt ein großes weſentliches Glied an dem Kranze eines Gebäudes, welches in Fig. 2772 a) mit 5 bezeichnet iſt. Seine untere Fläche wird das Kinn genannt, und iſt etwas ausgekehlt, wie in der Figur zu ſehen iſt, damit das Waſſer abtropfe. Dieſes Glied wird insgemein ganz glatt gemacht; doch findet man es bisweilen, wie die Säulen mit Krinnen ausgehöhlt, wie an dem Porticus des Tempels des M. Aurel. Antoninus und der Fauſtina in Rom, und an dem Gebälke über den drey Säulen, die daſelbſt im Campo vaccino ſtehen.

Von dem Abtropfen des Waſſers, welches durch dieſes Glied hauptſächlich befördert werden ſoll, hat es vermuthlich den franzöſ. Namen Larmier bekommen; und eben daher iſt die Gewohnheit entſtanden, an dem Kinne der Kranzleiſten in der doriſchen Ordnung Zierrathen anzubringen, die man Waſſertropfen nennt.

Siehe auch im XIX Th. S. 60, f.

Kranz-Nägelein, ſiehe Nelke.

Kranz-Naht, Kronnaht, L. Satura coronalis, diejenige Naht an dem Haupte, welche das Kranz- oder Stirnbein mit den Beinen des Hinterhauptes verbindet; weil die Alten auf dieſem Theile des Hauptes die Kränze trugen.

Kranz-Pfahl, ſiehe im Art. Pfahl.

Kranz-Rolle, ſiehe Rolle der Buchbinder.

Kranz-Schlagen, bey den Hutmachern; ſ. im XXVII Th. S. 122.

Kranz-Spinne, ſiehe Spinne.

Kränzchen. 1. Eine freundſchaftliche oder geſellſchaftliche Verbindung unter mehrern, wo eine gewiſſe Obliegenheit unter den verbundenen Perſonen nach der Reihe herum geht; ſ. oben, S. 686.

2. Ein Theil eines Hirſchfängergefäßes; ſ. Th. XXIII, S. 760.

Kränz-Eiſen, (oder vielmehr Gränzeiſen,) bey den Stückgießern; ſ. Th. XXXIV, S. 277.

Kränzel-Eiſen, nennt der Mechanicus ein Dreheiſen, um damit die ſchrägen Einſchnitte eines gekränzelten Randes um eine Maſchine, z. B. an der Froſchmaſchine, worein die Halbkugel geſtellt wird, zu geben. Siehe unter Mikroſkop.

Kränzen. 1. Mit einem Kranze oder mit Kränzen ſchmücken; bekränzen.

2. Im Forſtweſen werden die Bäume gekränzet, wenn die Rinde in einem Kreiſe um den Stamm abgeſchälet wird.

3. Bey den Jägern kränzet der Hirſch, wenn er im Gehen den harten Boden mit ſeinen Schalen aufreiſſet, oder denſelben nur ein wenig ſchärfet; in welcher Bedeutung es aus kratzen oder reiſſen entſtanden zu ſeyn ſcheint.

Kranzeritz-Staude, ſiehe Wachholder.

Kränzler, Kurkränzler; ſiehe unter Kur.

1. **Krapf**, (der) oder Krapfen, eine nur im Oberdeutſchen übliche Benennung eines Hakens, beſonders ſo fern es es dazu dient, ein anderes Ding damit anzugreifen und zu halten. Z. B. der Krapfen an einem Ziehbrunnen, der Haken, welcher den Eimer trägt.

Im Ital. Graffio, im Franz. Agraffe. Es gehört zu dem Geſchlechte der Wörter Krabbe, Greifen, Raffen, u. ſ. f. Bey dem Notker iſt Chrapho die Klaue, und in den monſeeiſchen Gloſſen Chraphun ein Haken. Siehe auch Kräuel und Krappe.

2. **Krapf**, (der) oder Krapfen, Diminut. die Kräpfchen, Oberd. das Kräpflein, im gem. Leben Kräppel, einer Art runder Kuchen von mancherley Art, welche entweder gefüllt oder ungefüllt ſind, entweder in Schmalz oder im Ofen gebacken werden, und auch Krapfkuchen heißen.

Bey dem Mattheſius Kropf. Entweder mit Kropf von der äuſſern Dicke, oder auch von ihrer Geſtalt, weil man den Rand zackig auszuſchneiden, und die Spitzen wechſelsweiſe in die Höhe und niederwärts zu biegen pflegt, da ſie denn einige Aehnlichkeit mit den Krapfen oder Haken haben. Im mittlern Lat. Crafus, Craphus, Crato. Indeſſen ſcheinen die Κρηπιδες der Griechen, die Cripiſculae der mittlern Lat. und Crouteilles der mittlern Franzoſen eine ähnliche Art von Kuchen geweſen ſeyn.

Die Krapfen oder Kräpfchen beſtehen aus einem mit etwas Butter, Sahne, Eyern und ein wenig

Salz vermengten Teige, in welchen zugleich gewiſſe Dinge als: Kirſchen, Johannisbeeren, Stachelbeeren, entweder friſch oder eingemacht, Pfefferkuchen, Lebzelten, Mandeln ꝛc. geſchlagen, und entweder aus Schmalz oder im Ofen gebacken werden.

Käſekrapfen, ſ. Th. XXXV, S. 534.
Mandelkräpfchen, ſ. im 1 Th. S. 754, f.

Der Schlickkrapfen, oder das Schlickkräpfchen, iſt eine Art Krapfen, welche aus einem weichen Gehacke (Hachis) beſtehen, welches in einen ausgetriebenen Teig geſchlagen, in Waſſer gekocht, und hernach aus Schmalz gebacken wird; mit einem franzöſ. Kunſtworte Raviolen.

Man hackt oder ſchneidet Kalbsbraten, ſetzt in einem Tiegel oder in einer Caſſerole Butter auf das Feuer, thut das Gehacke hinein, ſchüttet fein gehackte Citronſchalen, Muskatenblumen, Korinthen und ein wenig geriebene Semmel dazu, gießt einen Löffel voll Wein daran, rührt alles wie ein Füllſel ab, und thut es auf eine Schüſſel, damit es kalt werde. Den Teig hiezu bereitet man folgendermaßen. Man ſchüttet Mehl auf einen Tiſch, ſchlägt 3 Eyer hinein, legt ein Stückchen Butter dazu, feuchret es mit einigen Löffeln voll Milch an, ſalzet es ein wenig, macht einen nicht allzu feſten Teig davon, und treibt ihn, ſo dünn als möglich, aus. Dieſen ausgetriebenen Teig beſtreicht man mit zerſchlagenen Eyern, man ſetzt von dem Gehacke eine Reihe Häufchen an die Seite, etwa ein Paar Querfinger von einander, zieht hernach den Teig von der Seite darüber, daß es fein zuſammen klebe, und ſchneidet ſie mit einem Backrädlein ab, daß ſie wie ein halber Mond werden. Hernach ſetzt man in einem Topfe Waſſer an das Feuer, und läßt es, nachdem man Salz hinein geworfen hat, kochen, thut die Raviolen hinein, und läßt ſie eine

Weile kochen, und hackt unterdeſſen ein Paar hart gekochte Eyer klein. Wenn man nun anrichten will, ſchmiert man eine Schüſſel mit Butter an, ſtreuet etwas von dem Gehackten darauf, legt von den Raviolen darein, ſtreuet wieder Eyer, fährt alſo fort bis man fertig iſt, gießt ein Paar Löffel voll von der Brühe, darin ſie gekocht ſind, darauf, brennt braune Butter darüber, und richtet ſie an. Dieſe Raviolen können auch in abgeklärter Butter oder Schmalz gebraten, und alſo zu Tiſche gebracht werden.

Bratwurſtraviolen ſind, wenn man Schweinfleiſch, wovon das Geäder und Häutige abgeſondert worden iſt, mit Speck klein ſchneidet, ſolche mit Ingber, Muskatenblumen, und klein geſchnitttener Citronſchale würzet, gehörig ſalzet, und alles unter einander miſchet. Hernach bereitet man von dem beſchriebenen Teige ſolche Kräpfchen oder Raviolen, wie die vorigen, und bäckt ſie in Schmalz.

Zu Krebsraviolen, nimmt man etwa 1 Schock Krebſe, ſchneidet ihnen den Kopf ab, damit das inwendige Bittere davon komme, ſtößt ſie hierauf in einem Mörſer zu Mus, gießt gute Milch darauf, querlet es durch einander, und ſtreicht dieſes ſo lange durch ein Haarſieb, als noch etwas heraus gehen will. Dieſes thut man hernach in eine Caſſerole, ſetzt es auf das Feuer, und rührt es beſtändig, ſo fährt es zuletzt wie ein Eyerkäſe zuſammen. Alsdann ſchüttet man es in einen Durchſchlag, läßt die Molken ablaufen, thut es in einen Reibenapf, und reibt es fein; wirft ferner etwas in Milch geweichte oder wieder ausgedrückte Semmel nebſt Muskatenblumen und klein geſchnittener Citronſchale hinzu, miſcht $\frac{1}{2}$ Pfund Krebsbutter darunter, ſchlägt 10 Eydotter und 5 ganze Eyer daran, und rührt dieſes alles eine gute halbe Stunde; zuletzt thut man $\frac{1}{4}$ Pfund Zucker hinein, ſo iſt das Füllſel fertig. Hernach macht man aus

oben beſchriebenem Teige Kräpſchen, läßt Milch in einer Caſſerole ſieden, und legt dieſelben hinein, damit ſie einen Sud thun können. Sodann bereitet man einen Kranz von Teig um die Schüſſel, worauf man die Kräpſchen anrichten will, beſchmiert die Schüſſel mit Butter, legt die Kräpſchen hinein, ſtreuet gehackte Piſtacien oder Mandeln darüber, gießt die Milch darauf, ſprenget Krebsbutter daran, beſtreuet ſie mit fein geriebener Semmel, läßt ſie in einem Backofen backen, und beſtreuet ſie zuletzt mit klein geſtoßenem Zucker.

Es werden auch dergleichen Kräpſchen oder Raviolen von Karpfenmilch, Karpfenrogen, Hechten, Kalbslungen und Leber, Spinat, u. d. gl. bereitet; und man hat daran eine Gaſtſpeiſe, die warm gegeſſen wird.

Siehe auch im XLII Th. S. 343.

Krapp, (der) oder die Krappe, der Grapp oder die Grappe, Färberröthe; ſiehe Röthe.

Krappe, (die) bey den Büchſenmachern an der Schlagfeder des Schloſſes, die krumm gebogene Spitze, welche auf der Vorderraſt der Nuß ruhet, mit der ſie, ſo lange der Hahn geſpannt bleibt, durch die Stange und Stangenfeder zuſammen gehalten wird, und einem Krapfen oder Haken gleicht; Fr. Gâchette. Siehe Krapf 1.

Krappitz, poln. Krzapkowitz, eine Mediatſtadt an der Oder, in Oberſchleſien, im Fürſtenthum Oppeln. Sie liegt auf der deutſchen Seite der Oder, am Einfluß der Hotzenplotz, und gehört zum ſechſten ſteuerräthlichen Departement. Sie hat ihren Namen vom Handel mit Grütze von Heidekorn oder Buchweizen und Hirſe, welcher von hier ſehr ſtark nach Breslau getrieben wird, denn im Polniſchen heißt dieſe Grütze Kruppe. Doch geht dieſer Handel jetzt nicht mehr ſo ſtark, wie ehemals. Wenn vor etwa

50 Jahren auf jedem Jahrmarkte 10 Oderkähne mit Grüţe beladen wurden, ſo wird jeţt ein Drittel weniger dahin geführt, weil Breslau von Polen reichlich damit verſorgt wird. Doch werden noch jährlich einige tauſend Scheffel Buchweizen und Hirſe in Krappiţ gemahlen, und nach Brieg und Breslau geführt.

Die Stadt nebſt den herum liegenden Dörfern, war ehemals eine Domäne; als aber unter den böheimiſchen Königen die meiſten landesherrlichen Güter verkauft wurden, kaufte **Hans v. Reder**, im J. 1582, die Herrſchaft Krappiţ vom Kaiſer Rudolph um 16000 gute unverſchlagene Thaler. Im J. 1626 wurde den Proteſtanten die krappiţer Pfarrkirche von den Katholiken abgenommen, der Parochus von Dobrau eingeſeţt, und Dobrau zu einem Filial gemacht. Als durch Vermittelung **Carl's XII.** in Schleſien, die Kirchen wieder zurück gegeben werden mußten, wagten es die Grafen **Reder** nicht, dir Rückgabe ihrer Kirche zu ſuchen, weil ſie bey dem Kaiſer in Ungnade ſtanden. Im J. 1769 verkaufte die verwittw. Gräfin v. **Reder**, geborne Gräfin v. **Hoym**, die Herrſchaft Krappiţ an den Baron v. **Haugwiţ** für 118000 Rthlr.

Schon 1294 war Krappiţ eine Stadt. Herzog **Boleslaus** gab ihr in gedachtem Jahre ein Privilegium über die freye Fiſcherey in der Hoţenploţ, einen Wald und eine Wieſe, und nennt den Ort: Civitas Crapicz. Die Herzoge **Bolko** zu Oppeln, und **Heinrich** zu Falkenberg, beſtätigten 1371, den getrowen liben Bürger czu Krapicz alle Rechte. **Johann** und **Boleslaus** Gebrüder, Herzoge zu Oppeln, befreyeten 1391 die Stadt Krappiţ von allen Bürgſchaften. Krappiţ iſt alſo eine alte Stadt, und muß vor Zeiten beträchtlicher, als jeţt, geweſen ſeyn; denn 1533 erſuchte der Markgraf **Georg** von Branden-

burg den Rath zu Krappitz, Mitbürge für eine von ihm contrahirte Schuld von 10000 Gulden zu ſeyn.

Die Stadt iſt meiſtentheils auf Felſen von lauter Kalkſteinen, die den beſten Kalk geben, erbauet, doch werden keine Kalköfen bey der Stadt angelegt, weil ſie an Holz Mangel hat. Doch findet man Spuren, daß vor mehr als 100 Jahren hier Kalköfen geweſen ſeyn müſſen. Jetzt giebt es viele Oefen in der Nähe umher, wo Herrſchaften denſelben um wohlfeilen Preis geben können. In Othmuth in der Nähe über der Oder, wird die Kalkbrennerey am ſtärkſten getrieben. Viele hundert Schiffe werden von hier jährlich nach Breslau geholt. Jetzt, da die Kalkbrennerey auch in Breslau eingeführt iſt, führt man aus Krappitz und Othmuth die Kalkſteine hin, von welchen auch viele nach Brieg verkauft werden.

Die Stadt hat Mauern, und mag ehedem eine Feſtung geweſen ſeyn. Gebäude ſind darin: das herrſchaftliche Schloß, die katholiſche Pfarrkirche, eine katholiſche Schule, eine evangeliſche Schule, ein Hoſpital, und 161 Bürgerhäuſer unter des Magiſtrates, und 8 unter des Dominii Gerichtbarkeit. Der Magiſtrat beſteht aus einem Bürgermeiſter, Polizeybürgermeiſter, Kämmerer, Notarius, und Servisrendanten. Die königlichen Bedienten ſind: das Acciſe- und Zollamt, und eine Poſtwärterey.

Die Einwohner reden zum Theil polniſch, zum Theil deutſch, und ſind in Anſehung der Religion vermiſcht. Ihre Anzahl war: im J. 1781, 975 Chriſten, und 10 Juden; und im J. 1783, 988 Chriſten, und 20 Juden. Ihr Gewerbe beſteht: 1. In Ackerbau, da die meiſten ihre Aecker, Gärten und ſchöne Wieſen an der Oder beſitzen. Die Bürger beſitzen 950 Scheffel Ausſaat. 2. Im Bierbrauen, welches aber geringe iſt; es haftet auf 73 Häuſern. 3. Im Han=

Handel, der von 7 chriſtlichen Krämern getrieben wird. Jeder Hausbeſitzer kann handeln. Jahrmärkte ſind 4, und Donnerstages iſt ein Wochenmarkt. 4. In Verfertigung der Grütze, wovon oben Erwähnung geſchehen iſt. 5. In allerley Handwerken und Künſten, als: 2 Bader, 5 Bäcker, 1 Barbier, 1 Büchſenmacher, 2 Büttner, 1 Färber, 14 Fleiſcher, 1 Glaſer, 2 Hutmacher, welche über 300 Hüte verfertigen, 1 Kammmacher, 9 Kürſchner, 21 Leinweber, die an 300 Schock Leinwand verfertigen, 1 Meſſerſchmied, 2 Müller, 2 Pfefferküchler, 5 Sattler, 1 Schlöſſer, 8 Schmiede, 10 Schneider, 1 Schorſteinfeger, 20 Schuſter, 1 Seifenſieder, 1 Seiler, 3 Tiſchler, 4 Töpfer, 1 Zuckerbäcker.

Die jährliche Conſumtion, iſt: 216 Scheff. Weizen, 1860 Sch. Rocken zum Backen, 720 Sch. Gerſte, 280 Sch. Malz, 50 Ochſen, 560 Schweine, 450 Kälber, 440 Schöpſe.

Bis 1741 hatte die Stadt eine ſchöne Brücke über die Oder, die aber im erſten ſchleſiſchen Kriege von unſern Truppen abgebrannt wurde; und da die Stadt allein ſie wieder zu bauen nicht im Stande iſt, ſo bedient ſie ſich nur einer Platte oder Fähre zur Ueberfahrt, die aber wenig einbringt, da die Bürger und herrſchaftlichen Unterthanen frey ſind. Die Fuhrleute aus Polen haben ſich dieſer Straße gänzlich begeben, ſeitdem keine Brücke mehr iſt, wodurch die Sadt auch merklichen Schaden leidet. Nach Abzug des Lohnes der Leute, die zur Fähre gehalten werden, beträgt daher der jährliche Gewinn kaum 100 Rthlr. Die Stadtmauth, die halb der Herrſchaft und halb der Krämmerey gehört, hat durch den Verluſt der Brücke einige hundert Thaler weniger jährliches Einkommen.

In Krappitz iſt die Gewohnheit, daß, wenn ein Ehemann oder eine Ehefrau ohne Teſtamente verſtorben iſt, der übrig bleibende Theil 1. die vom Verſtorbenen am Hochzeittage getragenen Kleider nebſt dem Ehebette voraus, 2. ein Kindestheil, und wenn eines oder alle nachgelaſſene Kinder während der Minderjährigkeit verſtorben ſind, 3. deren Vermögen erhält.

Beyträge zur Beſchreib. von Schleſien, 3 B. (Brieg. 1784, 8.) S. 9. f. und 60. fgg.

J. E. Fabri's geograph. Magaz. 2 B. 7 Heft. (Deſſau und L. 1784, gr. 8.) S. 279, fgg.

Krasnoe-Selo, Krasnoje-Selo, welches man gemeiniglich Krasno- (auch wohl Krasna-) Selo nennen hört, ein großes und wohlgebauetes, der Krone gehöriges Kirchdorf in der ruſſiſchen Provinz Ingermannland, etwa 30 Werſt von St. Petersburg, zwiſchen Kipen und Korelokabak, durch welches bisher die große narwiſche Straße gieng, die aber neuerlich verlegt wurde. Beynahe könnte man es, ſowohl wegen ſeiner Lagen, als auch wegen ſeiner Größe, für zwey Dörfer halten; und an der einen Seite ſieht es gar einer Stadt nicht unähnlich, wegen der daſelbſt erbaueten ſchönen ſteinernen Häuſer, an der andern aber wegen der hindurch gehenden gepflaſterten Straße (*), und etlicher kleiner Buden. Ein kaiſerliches von Holz erbauetes Haus liegt darin; zuweilen iſt es vom Hofe gebraucht worden, inſonderheit wenn dort herum auf der Nähe ein Regiment im Lager geſtanden hat, welches von der Monarchin, oder von dem Großfürſten, beſehen wurde. Auch ſind hier zwey Manufacturen, nämlich eine Tuchmanufactur, welche etlichen Engländern gehört, und eine Zitz- und Kattunmanufactur.

(*) Weil bis gegen das Ende des J. 1784, hier die große narwiſche Heerſtraße mitten hindurch gieng, ſo war dieſelbe, als die Hauptſtraße des Dorfes, gepflaſtert.

tur. Man findet hier unter den Bauern ſehr wohlhabende Leute; einige treiben einen Handel. Ein Theil dieſes Dorfes auf der jamburgſchen Seite brannte vor einigen Jahren ab; auf Koſten der Krone wurde derſelbe wieder erbauet, und darüber mit einem Entrepreneur ein Contract geſchloſſen. Im J. 1784 war faſt alles fertig. Die Wohnhäuſer ſind regulär, alle einander ähnlich von Stein (*) aufgeführt, und ſo eingerichtet, daß in jedem zwey Familien beyſammen wohnen; die dazu gehörenden Nebengebäude aber von Lehm. Jeder wird ſie für Bürger- oder Coloniſtenhäuſer anſehen. Bey vielen Häuſern ſieht man Obſtgärten, welches in jenen Gegenden für ein Dorf eine ſeltene Erſcheinung iſt.

A. W. Hupel's nordiſcher Miſcellaneen. 13 und 14 St. (Riga, 1787, 8.) S. 328, f.

Krasnogorskaja Kreposť, eine Feſtung, 40 Werſt (oder 7 deutſche Meilen), oberhalb Orenburg, in der ufiſchen Statthalterſchaft des ruſſiſchen Reiches, am Ural. Dieſe Gegend hieß **Krasnoja Gora**, als im J. 1740 die Stadt Orenburg, vom Or her hieher verlegt wurde. Als ſie aber 1742 auch von hier weg, und an ihre jetzige Stelle verlegt wurde, behielt dieſer Ort den Namen Kraſnogorskaja Kreposť. Der Ort iſt noch jetzt anſehnlich, und beſteht, auſſer einer hölzernen Kirche, aus faſt 300 hölzernen Häuſern, welche alle innerhalb den aus Balken gezimmerten Feſtungs-

(*) Jetzt ſind die ruſſiſchen Bauern ſchon geneigter, in ſteinernen Häuſern zu wohnen, als vormals, zumal in dieſer Gegend. Mitten in Rußland bauete vor mehrern Jahren ein Edelmann ſeinen Bauern ſteinerne Häuſer, aber ſie bezogen ſie nicht, ſondern errichteten auf ihren Gehöften (Hofräumen) elende hölzerne Badſtuben, in welchen ſie wohnten. Eben ſo verfuhren damals die Bürger einer gewiſſen Stadt, deren abgebrannte Häuſer auf Kronkoſten von Stein aufgeführt wurden. Jetzt haben ſchon Bürger und Bauern, zumal in näher liegenden Gegenden, einen Geſchmack, an beſſern Häuſern bekommen.

ſtungswerken enthalten ſind. Hier iſt das Hauptcomando der nach dieſer Feſtung und bis Jlinsk gehenden Diſtanz der Linie. Die Beſatzung beſteht aus 2 Dragonercompagnien, einem Truppe Koſaken, und den gewöhnlichen Vorpoſten von Kalmücken und Baſchkiren, welche leztere an der ganzen Linie die Poſtpferde hergeben müſſen. Zuweilen wird bey dieſer Feſtung eine Brücke über den Jaik geſchlagen, um die auf den jenſeitigen Gewerken gewonnenen Erze nach den Hütten überzuführen.

Krasnojarks. Der krasnojarskiſche Kreis, iſt der 7te Kreis der kolywanſchen Statthalterſchaft des rußiſchen Reiches. Es ſind hier die Hüttenwerke Lugaſinskoi, am Bach Lugaſa, und Jrbinskoi Sawod, am Bach Jrba. Das alte krasnojarskiſche Gebieth hat in der Länge und Breite an 600 Werſt, und war doch um das Jahr 1772 mit nicht mehr als etwas über 15000 männlichen Seelen bevölkert; und doch konnte es mit andern, noch weiter gegen Oſten belegenen ſibiriſchen Gegenden in der Zahl der Einwohner um den Vorzug ſtreiten. An ruſſiſchen Einwohnern waren 9228 ſteuerbare Bauern, 807 Coloniſten, 128 zu Coloniſten angeſezte Verwieſene, 2023 Bürger und Handwerksleute, und an verſchiedenen Tatarn 2984 zinsbare Köpfe vorhanden, welche 5161 Rubel eintrugen.

Die Kreisſtadt **Krasnojarsk**, liegt am Jeniſei, welcher hier den Fluß Katſcha aufnimmt. Dieſer Ort wurde 1627 mitten im Lande der Kaſchkar- oder Kaſchtartatarn, als ein Oſtrog angeleget, die umher wohnenden Völker im Gehorſam zu erhalten, und iſt nach und nach zu einer Stadt erhoben worden. Zu dem Namen **Krasnoi-Jar**, welcher ein rothes Ufer bedeutet, und deſſen lezter Theil nicht ruſſiſch, ſondern tatariſch iſt, hat die dunkelrothe Farbe des nordweſtlichen Ufers am Katſchafluß Gelegenheit gegeben; daher auch die Tatarn die Stadt **Kiſiljartura**, d. i. die

Stadt

Stadt des rothen Ufers, nennen. Der erſte Oſtrog liegt an der nördlichen Seite der Stadt, und enthält die Hauptkirche, die Kanzelley, des Woywoden Haus, das Zeughaus ꝛc. Die Stadt ſelbſt enthält eine Kirche, ein Rathhaus, und ungefähr 350 Häuſer, und iſt mit Palliſaden, Schießthürmen und Batterien umgeben. Die Einwohner ſind mehrentheils Sluſchiwie, oder irreguläre Kriegsleute zu Fuß, und mehrentheils begüterte Leute. Ihr Reichthum beſteht in Pferden und Rindvieh, welches Vieh ſie Winters und Sommers auf der Steppe weiden laſſen. Das Land iſt hier ſo ſchwarz, leicht und fruchtbar, daß man es bloß obenhin bearbeitet, und, ohne es zu düngen, 5, 6 und mehr Jahre nach einander beſäet; will das Getreide nicht mehr wachſen, ſo iſt genug wüſtes Land vorhanden, worauf man von neuem ſäet. Es iſt eine ganz gewöhnliche Aernde, wenn man den Sommerrocken zehn=, den Winterrocken acht=, die Gerſte zwölf=, und den Hafer zwanzigfältig zeuget. Das Getreide iſt hier in einem ſo geringen Preiſe, daß 1772, als Hr. Pallas hier war, 40 ℔. Rockenmehl nur 2, $2\frac{1}{2}$ bis 3 Kopeken, eben ſo viel Weizenmehl $4\frac{1}{2}$ bis 5 Kop. koſteten. Alle Lebensmittel waren wohlfeil; 40 ℔. Rindfleiſch koſteten 15 bis 25 Kopeken; eine Kuh 1 Rubel; ein gutes und brauchbares Pferd 2 bis 3 Rubel; ein Schaf 30 bis 50 Kop., und ein Schwein nicht viel mehr; nachher ſtiegen die Preiſe des Getreides etwas höher. Wegen dieſer Wohlfeile lebt der gemeine Mann ſchwelgeriſch und ſorglos, und das hindert die Stadt an ihrer Aufnahme. Ehemals konnte man ſich hier viele Alterthümer anſchaffen, in welchem Stücke dieſe Stadt andern auch noch vorzuziehen iſt. Solche Alterthümer ſind aus alten Gräbern, deren ſich bey Abakansk und Sajansk eine ziemliche Anzahl befindet, ausgegraben. Man hat daſelbſt Gold und Silber in groſ-

ſer

ſer Menge gefunden, und Kupfer findet ſich noch heutiges Tages genug. Die gerade Landſtraße von Tomsk nach Irkutzk, geht über dieſe Stadt. Alle ruſſiſche Kaufleute, die auf den Winterwägen an die chineſiſche Gränze reiſen, gehen durch dieſe Stadt, und ſie iſt nebſt Tomsk der Ort, wo ſich die Durchreiſenden mit gemeinen Zobeln und andern Pelzwerke, welches die Chineſer erkaufen, am begierigſten verſorgen. Vom Nov. an, bis zum Febr., ſieht man viele befrachtete Schlitten und Karavanen durch die Stadt gehen, welche hier aber gar nicht anzuhalten pflegen, daher die ruſſiſchen Waaren hier gemeiniglich theurer, als zu Irkutzk, ſind. Die chineſiſchen Waaren ſind hier auch nicht wohlfeil. Unter den wilden Gewächſen des krasnojarskiſchen Gebirges, iſt die Rhapontik, welche jetzt vornämlich von hier kömmt, und zwar kömmt die beſte von Udinskoi, denn ſie wird oben im Gebirge um die Flüſſe Uda und Birjuſſa gegraben.

Kraſſane, eine Birnſorte; ſ. im V Th. S. 453.

Kraſſel=Beere, ſiehe **Kratz=Beere**.

Krätz, (das) Gartengewächſe; ſiehe **Kraut**, Anm.

Krätz, (der) ein Korb; ſiehe **Krätze** 1.

Kratz=Beere, eine im gem. Leben übliche Benennung:

1. Der Brombeeren, Rubus fruticoſus *L.*; ſ. im VI Th. S. 779, fgg.

2. Der blauen Brombeeren, Bocksbeeren oder Traubenbeeren, Rubus caeſius *L.* welche auch Kraſſelbeeren genannt werden; ſ. eb. daſ. S. 785.

3. Der Thaubeeren, Rubus chamaemorus *L.* welche auch Krätzbeeren, Berghimbeeren, Wolkenbeeren, Pautkenbeeren, und Tetinbeeren genannt werden; ſ. eb. daſ. S. 786.

Alle dieſe Arten von Beeren und ihre Staude werden im Franz. Ronces, und im Engl. Raſp-berrys, genannt. Es ſcheint, daß entweder ihre ſtachelige

Be=

beſchaffenheit, oder auch die niedrige Geſtalt ihrer Stauden, indem ſie auf der Erde kriechen, zu dieſer Benennung Anlaß gegeben habe.

Kratz-Blech, bey den Gürtlern, eine meſſingene Platte voll viereckiger Löcher, in welche man die Knöpfe mit ihren Oehren ſteckt, ſie mit der Kratzbürſte zu kratzen. Siehe im XLI Th. S. 625.

Kratz-Bürſte, Franz. Gratte-boſſe, eine Bürſte von Draht verſchiedener Metallarbeiter und anderer Künſtler, ihre Arbeiten damit zu kratzen, d. i. abzutreiben, Siehe im VII Th. S. 410. Z. B. der Vergolder, ſ. im XIX. Th. S. 411; der Gürtler, ſ. im XLI Th. S. 625, und die dazu gehörige Figur. 2293.

Kratz-Diſtel, Dipſacus fullonum *L.*; ſiehe Kardendiſtel, im XXXIV. Th. S. 669.

Kratz-Eiſen, Fr. Gratte, Gratteau, Grattoir, eine eiſerne Kratze, oder Werkzeug zum kratzen.

So haben die Kupferſtecher ein ſolches dreyeckiges Eiſen, die fehlerhaften Stellen in einer geſtochenen Platte damit auszukratzen.

In der Geſchützkunſt, iſt das Kratzeiſen, ein eiſernes Werkzeug, womit in den Kammern der Mörſer und andern Kammerſtücke, die Unreinigkeit, die ſich darin angelegt hat, los gekratzt wird, damit man die Kammern hernach mit dem Wiſchen vollends rein machen könne; welches auch der Kriecher genannt wird, Fr. Grattoir; ſiehe Fig. 2775. Wenn dieſes Inſtrument doppelt oder zweyſeitg iſt, ſo, daß man mit dem andern Ende den Lauf des Geſchützes ſäubern kann, ſo heißt es im Franz. Racloir.

Von den Kratzeiſen der Raketenmacher, ſiehe unter R.

Krätz-Friſchen, ſiehe unter Kupfer.

Kratz-Fuß, im Scherze, eine ungeſchickte Verbeugung einer Mannsperſon, weil dabey mit dem Fuße ausgekratzet oder geſcharret wird.

Krätz=Garten, ſiehe Kraut, Anm.

Kratz=Haken, der Vergolder; ſ. im XIX Th. S. 424.

Der Kratzhaken der Bildhauer iſt ein Eiſen, welches eine bald mehr, bald weniger, gekrümmte zugeſpitzte Klinge hat. Der Bildhauer braucht dieſes und ähnliche Eiſen, um die von dem Vergolder ſchon mit Kreidegrund übertragenen Verzierungen (Ornamente) gehörig auszuputzen, oder die von dem Kreidegrunde angefüllten kleinen Vertiefungen und Schnörkel wieder zu reinigen, damit das Ganze nach dem Vergolden nicht verunſtaltet ſey.

Kratz=Hamen, bey den Fiſchern, eine Art des Hamens, vermuthlich, weil er ganz auf dem Boden hinkratzet. Er gleicht dem Schauber, iſt abar kleiner, und weil er viele Brut zu Grunde richtet, an den meiſten Orten verbothen. Siehe im XIII Th. S. 642.

Krätz=Heil, eine Benennung des im XI Th. S. 299, beſchriebenen Erdrauches, Fumaria *Offic.*

Kratz=Kamm, ſiehe Kratze.

Kratz=Kelle, bey den Dachdeckern, ein dreyeckiges Eiſenblech, in deſſen Mitte ein Heft ſteckt. Dieſes Werkzeug wird gebraucht, den Gyps damit gleich zu kratzen, wenn er etwa an einer Stelle dicker aufgetragen wäre; auch wird damit das Moos von den Dächern abgenommen.

Kratz=Kraut, Cnicus *Linn.* Engl. foreign Thiſtle, eine mit der Diſtel nahe verwandte Pflanzengattung. Der gemeinſchaftliche eiförmige Kelch beſteht aus über einander gelegten und mit äſtigen Stacheln ſich endigenden Schuppen, und iſt mit beſondern Deckblättern umgeben. Die Blümchen ſind durchgehends von einerley Beſchaffenheit, nämlich röhrenförmig, mit fünf einiger Maßen ungleichen Zäckchen geendigt, und mit dem walzenförmigen Staubbeutel und Griffel, deſſen Staubweg eingekerbet iſt, beſetzt. Die Samen tragen

gen eine Haarkrone, ſitzen auf dem haarichten Blumenbette, und ſind von dem mehr geſchloſſenen Kelche umgeben.

Die zu dieſer Gattung gehörigen Arten, davon die erſte bey uns wild wächſt, die übrigen aber nur in Gärten erzogen werden, ſind dauerhafte, krautartige, perennirende Pflanzen, meiſtens mit ſtarken Wurzeln, mit großen Blättern, mit 3, 6, bis 8 F. hohen Stängeln, und mit zuſammen geſetzten, im Juni oder Juli blühenden, und etwa im Sept. reife Samen gebenden Blumen, die ſich meiſtens wegen ihrer Größe für kleine Gärten nicht recht gut ſchicken, und von deren jeder man ſelbſt in große Gärten nur einige wenige, von andern edlern Pflanzen 3 bis 4 Fuß weit zu entfernende Pflanzen aufnehmen mag. Die Arten ſelbſt ſind folgende.

1. **Kohlartiges Kratzkraut, gelbe Wieſendiſtel, weiche Diſtel, Waſſerdiſtel, wilde Cardobenedicten, Graskohl, Wieſenkohl**, Braſſica pratenſis *Lonic.* Carduus limonia forte Theophraſti *Geſn.* Carduus pratenſis *Lob.* Carduus pratenſis latifolius *C. B.* Acanthus ſylveſtris *Daleck.* Cirſium fibroſum foliis latioribus diviſis viridibus, floribus albicantibus *Moriſ.* Cirſium acanthoides pratenſe, flore ochroleuco *Vaill.* Cirſium foliis ciliatis amplexicaulibus inermibus, flores comprehendentibus; Cirſium inerme, floribus inter flaucescentia folia congeſtis *Hall.* Cnicus oleraceus, foliis pinnatifidis carinatis nudis, bracteis concavis integris ſubcoloratis *Linn.* Engl. Meadow-Cnicus, wächſt im nördlichen Europa, auf naſſen Wieſen, beſonders nahe bey kleinen Wäldern, und in dergleichen Gärten. Es blühet im Aug. und Sept. Aus der dauernden Wurzel erhebt ſich der einfache, eckige Stängel, 3 bis 4 F. hoch. Die untern Blätter ſind breit und lang, federartig zerſchnitten, und deren Blättchen oder Lap-

 pen

pen eingekerbet, und mit Haaren oder weichen Stacheln eingefaßt, die obern aber eyförmig zugeſpitzt, und umfaſſen den Stängel. Am Ende deſſelben ſitzen einige dergleichen weißliche, ungetheilte Blätter dicht bey einander, und umgeben die noch geſchloſſene Blume, welche ſich aber nachher, wenn die Blüthe ſich geöffnet hat, gleichſam zurückziehen, oder vielmehr den ausgewachſenen Blumenſtiel nackend über ſich heraus gehen laſſen. Zwey auch drey Blumenköpfe ſtehen bey einander. Die Kelchſchuppen ſind von einem wollichten Weſen umgeben, und die Blümchen weißlich gelb. Die Blumen haben einen angenehmen Geruch, und geben den Bienen Stoff zu Wachs und Honig. Die Blätter ſind im Frühlinge weich, zart und von keinem übeln Geſchmacke, und werden an manchen Oertern unter den Kohl zur Speiſe gebraucht. Das Vieh läſſet die Pflanze unberührt ſtehen.

2. **Zwergartiges Kratzkraut, Zwergkratzkraut,** Carduus mollior humilis anguſtifolius *Cluſ.* Carduus mollis, folio oblongo cirſii capitulo *C. B.* Cirſium humile anguſtifolium *Tourn.* Cnicus pygmaeus, caule unifloro, foliis ſublinearibus ſeſſilibus confertiſſimis, calice inermi *Linn.* Engliſch Dwarf-Cnicus. **Jacquin** hat es auf dem Schneeberge in Oeſtreich wild gefunden. Es iſt eine ſehr niedrige Pflanze. Der Stängel iſt einblumig. Die Blätter ſind faſt ſtrichförmig, ungeſtielt, und ſtehen ſehr gedrängt beyſammen. Die Blumen ſind purpurblau, in unbewaffneten Kelchen.

3. Sehr **ſtacheliges Kratzkraut,** Carlina polycephalos alba *C. B.* Cirſium acanthoides, foliorum coma flaueſcente, montis Carthuſiani *Pluken.* Cnicum alpinum humile ſpinoſum, flore pallente *Ponted.* Cirſium alpinum ſpinoſiſſimum, floribus ochroleucis inter flaueſcentia folia congeſtis; Cirſium floribus caulinis ſemipinnatis, pinnis anguloſis ſpinoſiſſi-

noſiſſimis, terminantibus mollibus hirſutis, umbellam floralem comprehendentibus *Hall.* Cnicus ſpinoſiſſimus, foliis amplexicaulibus ſinuato-pinnatis ſpinoſis, caule ſimplici, floribus ſeſſilibus *Linn.* Engl. prickly alpine Cnicus. Es wächſt auf den öſtreichiſchen, ſchweitzeriſchen, und tatariſchen Alpen wild. Der Stängel iſt einfach, vier Fuß hoch. Die Blätter ſind ausgehöhlt-gefiedert, ſtachelig, und umfaſſen den Stängel. Die Blumen ſind ungeſtielt, mit einem Büſchel von ſtacheligen geblichen Blättern umgeben.

4. **Klebriges Kratzkraut,** Carduus pratenſis foliis tenuibus laciniatis *C. B.* Cirſium montanum, polycephalum, flore purpureo *Vaill.* Carduus foliis amplexicaulibus pinnatifidis, laciniis lanceolatis ſpinuloſo-ciliatis, calycibus glutinoſis nutantibus *Jacqu.* Cirſium foliis ciliatis, imis ovatis, ſuperioribus ſemipinnatis, floribus ſeſſilibus obverſis *Hall.* Cnicua Eriſithales, foliis amplexicaulibus pinnatifidis ariſtato-ſerratis, pedunculis cernuis, calycibus glutinoſis *Linn.* Engliſch Jagged-leaved Meadow-Cnicus; wächſt in Oeſtreich und Frankreich, auf Wieſen der niedern Alpen. Der Stängel iſt fünf bis ſechs Fuß hoch. Die Bläter ſind geſchlitzt, grannen-ſägeförmig, und umfaſſen den Stängel. Die Blumen ſtehen auf umgebogenen Stielen, in kleberigen Kelchen, und ſind purpurroth.

5. **Flockenblumenartiges Kratzkraut,** Centaurium maius, foliis Cinarae Cornuti *Moriſ.* Carduus inermis, foliis pinnatifidis ſerratis inermibus, ſquamis calycinis membranaceis acuminato-lanceolatis *J. G. Gmelin.* Cnicus centauroides, foliis pinnatifidis, calycibus ſcarioſis, ſquamis acuminatis *Linn.* Engl. Pyrenean Cnicus, wächſt auf den pyrenäiſchen Gebirgen und in Sibirien. Der Stängel wird 5 bis 6 F. hoch. Die Blätter ſind geſchlitzt,

ohne Stacheln. Die Blumen purpurroth, die Kelche rauſchend, die Schuppen ſcharf geſpitzt.

6 Niedergebeugtes, oder unter ſich hängendes Kratzkraut, Carduus foliis ex cordato lanceolatis margine ſerratis et ſpinoſis, ſquamis calycum membranaceis laceris ſpinoſis, capitulis nutantibus *Gmel.* Cnicus cernuus, foliis cordatis, petiolis criſpis ſpinoſis amplexicaulibus, floribus cernuis *Linn.* Engl. nodding Cnicus, wächſt in Sibirien wild. Der Stängel wird 6 bis 8 Fuß hoch. Die Blätter ſind herzförmig, die Stiele kraus, ſtachelig, und umfaſſen den Stängel. Die Blumen ſind einzeln, umgebogen. Man genießt in Sibirien die zarten Stängel gekocht, ſtatt anderer Kräuter.

7. Spaniſches Kratzkraut, Stechkraut, größere Fiſchdiſtel, Cnicus Acarna, foliis decurrentibus lanceolatis indiviſis, calycibus pinnato-ſpinoſis *Linn.* Carduus Acarna *Mill.* Engl. Fish - Cnicus, wächſt in Spanien auf Aeckern wild. Der Stängel iſt drey Fuß hoch. Die Blätter ſind herunterlaufend, lanzetförmig, ungetheilt, weißgraulich, mit doppelten gelblichen Stacheln gefranſet. Die Blumen ſind gelb, in gefiedert=ſtacheligen Kelchen, in welchen ſie beynahe verborgen ſitzen, und alſo ein geringes Anſehen haben.

8. Wildes Kratzkraut, Carduus lanceolatus ferox; Carduus lanceolatus, validiſſimis aculeis munitus *J. B.* et *Tourn.* Eriocephalus capite oblongo maximo, flore albo *Pluken.* Cnicus ferox, foliis decurrentibus lingulatis dentato-ſpinoſis; caule ramoſo erecto *Linn.* mit herunter laufenden, zungenförmigen gezahnt=ſtacheligen Blättern, und einem äſtigen aufrechten Stängel. Dieſe Pflanze, die Gerard, und nach ihm Linne alſo beſchrieben hat, wächſt in bergigen und unfruchtbaren Gegenden in dem ſüdlichen Europa, und iſt nur zweyjährig.

Krätz=

Krätz-Mühle. 1. Eine Maſchine, welche dazu dient, die Krätze der Gold- und Silberarbeiter wieder zu gute zu machen, auch das Gold und Silber, welches ſich bey dem Schmelzen in die Schlacken, Schmelztiegel, oder Herde eingeſogen hat, wieder zu nutzen. Siehe Krätze 2.

2. Eine Art von Werkmühlen (das iſt, Maſchinen, welche bey Manufakturen und andern Gewerben gebraucht werden,) worauf insgemein die ungariſchen und polniſchen Schnüre verfertigt werden, und welche einige auch Schnurmühle nennen. Siehe Schnur.

Krätz-Milbe, Acarus exulcerans *L.* Acarus humanus *Wichm.* ſ. Krätze 3.
Krätz-Mulde, ſ. Krätze 2.
Krätz-Pochwerk, ſ. in P.
Krätz-Salbe, ſ. Krätze 3.
Kratz-Wolle, Flockwolle; ſ. im XIV. Th. S. 272; und Bourre lanice, im VI. Th. S. 285.
Kratze, (die) ein Werkzeug zum Kratzen.

Bey den **Wollarbeitern** iſt es eine Art Kämme, die Wolle zu kämmen, welche in Anſehung der Feine unmittelbar auf die Reiß- oder Brächkämme folgen, und auch **Kratzkämme**, imgleichen **Krämpeln** in der engſten Bedeutung genannt werden. Siehe **Woll kämmen.**

Bey den **Minierern** iſt es eine vorn gekrümmte Schaufel, die Erde an ſich zu ziehen, welche auch **Krücke**, oder **Erdräumer**, genannt wird; Fr. Drague; Fig. 2776. Man kann ſie aber auch bey Reinigung der Brunnen, und andern Sachen, brauchen.

Die **Kratze der Bergleute**, Fig. 2777, iſt eine ähnliche Art einer Krücke. Es iſt ein eiſernes Werkzeug, welches beynahe einer Axt gleicht, und an der ſchmahlen Seite ein Oehr (Auge) hat, worin ein 2½

F. langer Stiel (Helm) ſteckt, welcher mit der Kratze einen rechten Winkel macht. Man zieht mit derſelben die Mineralien in den Trog, die man hernach von einem Orte zum andern ſchüttet, oder ſtüezt.

Eine Kratze mit einem Wiederhaken am Stiele, ſ. Th. XLII. Fig. 2338.

Die Hutmacher haben eine Kratze, Fr. Carrelet welches eine kleine Krämpel iſt, das Haar an den gefärbten und rein geſtrichenen Hüten damit wieder aufzukratzen. Siehe im XXVII. Th. S. 71, 127 und 136.

1. Krätze, (die) Diminut. das Krätzlein, ein nur in einigen oberdeutſchen Gegenden übliches Wort, ein geflochtenes Gefäß, einen Korb zu bezeichnen, wo es auch im männlichen Geſchlechte der Krätz, oder der Krätzen, gebraucht wird, und auch wohl Krächzen, lautet.

Im Schwabenſpiegel Kräntz, vielleicht nach einer falſchen Leſeart für Krätz. Bey dem Friſchlin, Altenſteig, und Daſypodius der Krätt und Kratten. Es iſt mit dem Lat. Crates, unſerm Hürde und Ruthe eines Geſchlechtes. Siehe dieſe Wörter; imgleichen Kräbe. In einigen Gegenden werden auch die Wiegen Krätzen genannt, vermuthlich, ſo fern ſie oft aus geflochtenen Körben beſtehen.

2. Krätze, (die) im Bergbaue, und bey den Metallarbeitern, alles, was unter den Händen der Hüttenarbeiter und Künſtler von den Metallen, inſonderheit bey dem Feilen derſelben, abgeht, und in kleinen Stückchen beſteht, und zuweilen auch das Krätz, das Gekrätz (ſ. Th. XVI, S. 716.) genannt wird; Fr. Faiſil. Die Krätze waſchen, im Hüttenbaue. Etwas in die Krätze werfen. Das geht in die Krätze, figürlich und im gem. Leben, das geht verloren, wird verderbt; im Niederſ. britſch gehen.

Im Franz. wird auch der Abgang von der Wolle im kämmen Cratuiſe und Gratuſe und im mittlern Latein Gratus genannt, wo es unmittelbar von kratzen herkommt.

So

So fern es von Metallen gebraucht wird, ſcheint es zunächſt den Begriff der Kleinheit der Theile auszudrucken, und zu Graus und reiſſen zu gehören. Im Isländ. iſt kras, dilaceratio, im Engl. craſe, in Stücke gebrochen werden, im Franz. écraſer, zerreiben. Siehe Graus, Grus, Schroten, Kreiſen. 1. Die Schweden haben die Redensart gä i kras auch, welche Ihre durch in Stücken gehen, erklärt. Bey den Goldſchlägern heißt der Abgang die Schabine (Schawine ſ. Th. XIX S. 578) vermuthlich von dem Zuſammenſchaben oder Fegen, ſo wie einige die Krätze von dem Zuſammenkratzen herleiten.

Bey den Glockengießern iſt die Krätze der Schaum, welcher bey dem Schmelzen ſich auf der Glockenſpeiſe ſammelt. Er wird abgenommen, in einem metallenen Mörſer zerſtampft, und die Metallkörner durch das Sieben von den erdigen Theilen abgeſondert.

Bey den Goldſchlägern iſt die Krätze derjenige Abgang, der von den Gold- und Silberblättern abgeſchnitten wird, und dadurch in Menge in der Werkſtätte des Goldſchlägers entſteht, aber bey dem Einſchmelzen einer neuen Maſſe wieder mit eingeſchmolzen und genutzet wird. Siehe im XIX. Th. S. 578.

Auf dem Kupferhammer, und bey den Kupferſchmieden verſteht man unter Krätze den Schaum bey dem Schmelzen des Kupfers, und die Schlacken des Kupferſchmiedes, die alſo durch das Glühen und Hämmern entſtehen. Sie werden durch zwey Stampfen auf dem Kupferhammer geſtampft, und zu gute gemacht. Die Stampfen fallen bey dieſer Arbeit in einen eiſernen ſtarken Keſſel, worin die Krätze liegt, der aber auf einer Seite ein Loch hat. Eine Rinne führt von dem Waſſergerinne Waſſer in den K,ſſel, und durch das Loch des Keſſels läuft es wieder ab. Daher ſind dieſe Stampfen auf der Hütte ſo angebracht, daß ſie neben der Wand des Gebäudes an

dem Waſſergerinne liegen. Die Stampfen zerſtoßen den erkalteten hart gewordenen Schaum, und die Schlacken in kleine Stücke; das Waſſer führt das Erdige weg, die Kupfertheilchen aber bleiben auf dem Boden des eiſernen Keſſels, und werden hernach durch das Einſchmelzen zu gute gemacht.

Auf den Meſſingwerken iſt Krätze der Schaum von dem geſchmolzenen Meſſing, der ſich in dem Monthale des Ofens ſammelt. Man läſſet ihn im Waſſer weichen, bis die Meſſingkörner, die ſich etwa in dem Schaume befinden, zu Boden fallen, welche man hernach ſammelt, und Steinkupfer nennt.

Bey der Münze beſteht die Krätze in zerſchmolzenen Schmelztiegeln, dem Kehricht der Arbeitsſtuben, in dem Schleime, den das geſottene Geld, wenn es geſcheuert und getrocknet wird, zurück läſſet, in dem Scheuerſande, in dem Gießſande, und in dem Tiegelſande. Wie dieſe Krätze zu gute gemacht wird, werde ich im Artickel Münze zeigen.

Die Zinngießer nennen Krätze den von dem geſchmolzenen Zinne abgenommenen Schaum, welcher nach dem Erkalten dem Staube gleicht, und von den Berglenten zu gute gemacht wird.

In den Schmelzhütten verſteht man unter Kirchenkrätze, oder Hahnen- und Teſtkörner, die Knörchen Silber, die am Treibeherde abſpringen, oder ſich an dem Blicke oder Brandſtücke ſetzen, und der Kirche gehören.

Der Abgang vom Golde und Silber, welcher bey dem Feilen und vom Schmelzen herrührt, wird von den Gold- und Silberarbeitern ſorgfältig aufbewahrt, damit ſie, wenn ſie eine Menge beyſammen haben, das Gold und Silber wieder zum Gebrauch zurichten können. Es geſchieht dieſes vermittelſt einer aus Räderwerke, Drillingen und Mahlſtangen zuſammen geſetzten Maſchine, welche Amalgamirquick,

oder Krätzmühle genannt wird. Um dieſelbe in Bewegung zu ſetzen, bedient man ſich gemeiniglich des Waſſers. Es kann dieſelbe aber auch ſo eingerichtet werden, daß man ſie entweder durch Menſchen oder Thiere in Bewegung bringen kann; doch behält die erſtere Art den Vorzug vor der letztern.

Die Krätzmühlen, welche durch Menſchen in Bewegung gebracht werden, ſind eine Art Maſchinen, welche unter die Mörſer oder Reibeſchalen zu rechnen ſind. Sie ſind von gegoſſenem Eiſen, mehr weit als tief, oder ſchalenförmig, und wird ein ſo genannter Läufer, der aus einem Kreutze beſteht, darin gleich einem Mühlſteine herum getrieben.

Es gehört hiezu eine Krätzmulde (Krätzmolle), Fig. 2778, eine Art von Seigertrögen. In derſelben iſt a, ein Geſenke, worin ſich die runden Körner ſetzen; b, b, b, b, b, ſind Einſchnitte, welche quer durch den Trog laufen, und diejenigen Körner aufhalten, die noch unter der leichten Unart befindlich ſind, und durch das Waſſer mit derſelben würden fortgeführet werden. Nachdem nun die zerſtoßenen Tiegel, und der aus den Werkſtätten der Gold- und Silberarbeiter, Münzen ꝛc. zuſammen gefegte Unrath in erwähnten Krätzmulden verwaſchen, geſchlämmt, und ſolcher Geſtalt die größten Körner zuſammen gebracht worden ſind, thut man das Abgeſchlemmte in die Krätzmühle, gießt Queckſilber und Waſſer hinzu, und dreht vermittelſt einer Kurbel den Läufer um, ſo nimmt das Queckſilber die zarten Gold- und Silber-Flitſchen, welche noch in dem Schlamme zerſtreuet liegen, und durch das Schlämmen oder Seigern nicht haben zuſammen gebracht werden können, an ſich. Der über dem Queckſilber ſtehende Schlamm wird weggeworfen. Weil aber doch ein Beträchtliches vom Golde und Silber in dem Schlamme bleibt, und dabey nicht wenig Queckſilber verloren geht, welches ſich

als

als ein ſchwarzer Schlamm mit dem andern Unrathe vermenget, und auf keine andere Weiſe, als durch eine Deſtillation aus eiſernen Gefäßen, und alſo nicht ohne Koſten und Mühe erhalten werden kann, ſo werde ich weiter unten einen Weg zeigen, wie mit weniger Mühe und Koſten, mit weniger Zeit und Arbeit, der Gold- und Silbergehalt, ja auch das Kupfer, aus ſolcher Krätze aufs reinſte zu erhalten ſey.

Die Einrichtung einer Handkrätzmühle, zeigen Fig. 2779 a) und 2779 b). Sonſt reibt man auch den Schlich bloß in einem eiſernen Mörſer mit einer hölzernen Keule an.

Wo viel gold- und ſilberhaltige Schliche aus den Bergwerken vorfallen, werden die Krätzmühlen durch das Waſſer getrieben. Ehe aber die Krätze auf die Mühle gebracht wird, muß dieſelbe vom Staube, Kohlen, und anderm Unrathe gereiniget werden. Dieſes geſchieht, wenn man dieſelbe mit Waſſer übergießt, das oben ſchwimmende Unreine fleißig abgießt, wieder friſches darauf bringt, und ſo, bis auf 8 Tage lang mit dem Auf- und Abgießen fortfährt, und endlich wieder abtrocknen läſſet. Iſt aber Gold oder Silber bey dem Scheiden, in den Schlacken, dem Schmelztiegel ꝛc. eingeſchloſſen, ſo werden dieſe Stücke auf einer Stampf- oder Stoßmühle zu Pulver geſtoßen, ehe ſie auf die Krätzmühle gebracht werden können. Iſt nun das erſtere abgetrocknet, und das letztere zerſtoßen, ſo wird die Krätze in die Mahlkufe (Bütte) eingeſchüttet, und eine verhältnißmäßige Quantität Queckſilber zugeſetzt. Alsdann wird die Maſchine angelaſſen, und durch die Mahlſtange das daran befindliche Kreutz herum gedrehet, und dadurch das Gold oder Silber von dem Queckſilber angezogen, von welchem hernach die Metalle auf gehörige Art geſchieden werden.

Man

Man findet dergleichen Krätzmühlen, z. B. in Norwegen zu Königsberg, deren Einrichtung, wie ſie Schlüter (*) und Hr. v. Cancrin (**) beſchrieben, folgende iſt.

Fig. 2780 a), Grundriß der Krätzmühle.
a b, das Waſſerrad.
c d, das darauf ſtehende Stirnrad.
e f, der Drilling.
g h, das Kammrad mit den ſtehenden Drillingen, woran die Reiber ſind.

Fig. 2780 b), perſpektiviſcher Riß der Krätzmühle.
a b, das Waſſerrad.
c d, das Stirnrad.
e f, der Drilling.
g h, der Kumpf.
i k, das Kammrad.
l, der Drilling an dem Reiber.
m, die Bütte
n, die eiſerne Reibeſchale in der Bütte.
o, das Kreuz mit der Stange, und dem ſtehenden Drillinge über der Bütte.
p, Die Bütte im Durchſchnitt.

Der Ingenieur und Architekt, Lukas Voch (***) beſchreibt dreyerley Arten der Krätzmühlen; nämlich: 1. eine der beſten Einrichtung, wenn durch ein Waſſerrad fünf neben einander ſtehende Mahlkufen wirken ſollen; 2. eine Maſchine, wo ſechs Mahlkufen, und zwar auf jeder Seite drey ſind; 3. eine Mühle, wo nur drey Mahlkufen, und die Kammräder, nebſt dem Stirnrade, an einer aufrecht ſtehenden Welle oder Axe ſich befinden.

I. Die

(*) In ſeinem Unterricht von Hüttenwerken, (Brſchw. 1738, f.) S. 213, fgg.

(**) In ſeiner Anleitung zur Scheide- oder Aufbereitungskunſt der Mineralien, Frf. am Mayn, 1782, 8. S. 154, f.

(***) In ſeiner Beſchreibung der Krätzmühlen, Augsb. 1781. 8.

I. Die zum Krätzmahlen geſchickteſte, und dermalen üblichſte Maſchine, ſtellen Fig. 2781, 2782, und 2783 dar.

Fig. 2781. A, das obere Waſſerbett. a, die zwey Wände von Zimmerſtücken. b, die langen; c, die kurzen Roſthölzer. In beyden ſind die Löcher 3 Zoll breit, und 6 Zoll lang, angedeutet, wodurch die Schwingen oder Poſten, wie aus dem Durchſchnitte A, Fig. 2782, zu erſehen iſt, eingeſchlagen werden. Dieſer Roſt iſt in der Abbildung ungebohlt gelaſſen, damit man deſſen Anlage beſſer ſehen könnte.

B. das Roſtwerk oder der Grundbau unter dem Gefälle. f, die Grundſchwelle, worauf die Docken oder Griesſäulen eingezapfet werden. p, q, die Stellen der Pfähle mit den Zapfen, worauf die Querlagerhölzer liegen und aufgezapft ſind, auf welche die Ankröpfung und der Schlußladen der wüſten Gerinne, oder leeren Gaſſen zu liegen kommt und befeſtigt iſt. m. die in die Quere; l, die in die Länge liegenden Roſthölzer des untern Roſtes; in dieſen ſind auch Löcher durchbohrt, um die Schwingen o, n, B. Fig. 2782 durchſchlagen zu können.

C. das Waſſerrad; dieſes iſt mit dem Geſchäufel 11 Fuß hoch. Eine Schaufel iſt 2 F. 9 Z. breit, und $1\frac{1}{2}$ F. hoch; folglich iſt der Flächeninhalt einer Schaufel 4 Quadratfuß, und 18 Quadratzoll. Der Durchmeſſer der Radwelle iſt $1\frac{1}{2}$ Fuß. Der Radzapfen ruhet auf dem Lagerholze r, welches auf 2 Ständern s und t, C Fig. 2782, gezapft iſt. Die Länge der Radwelle oder Grindel von einem Zapfen zum andern, iſt 12 Fuß. An dieſer Welle iſt der Drilling oder Kumpf u, von 47 Spindeln, deſſen Schrift $4\frac{1}{4}$ Zoll iſt, d. i. eine Spindel oder Stecken iſt von Mitte zu Mitte $4\frac{1}{4}$ Zoll der Theilung nach, von einander, wie ſolches in F Fig. 2781, nach einem größern Maßſtabe vorgeſtellt iſt. Um nun den Durchmeſſer a b von F zu finden, darf man nur die Anzahl der Stecken oder Spindeln mit der Theilung multipliciren, ſo bekommt man den Umkreis des Drillinges oder Kumpfes nach ſeinem Schriftriß. Wir haben 48 Stecken mit $4\frac{1}{4}$ Theilung, kommen für den Umkreis 204 Zoll, oder 17 Fuß; alsdann kann man aus dem Umkreiſe den Durchmeſſer finden, womit der Schriftriß geriſſen wird. Wenn man die Gleichung macht,

wie

wie 22 : 7 = 204, kommen $64\frac{10}{11}$ Zoll, oder dafür 65, welches 5 Fuß, 5 Zoll ſind; daher der Halbmeſſer oder Radius 3 Fuß $2\frac{1}{2}$ Zoll iſt; und mit dieſem wird die Schrift beſchrieben.

v iſt das Lagerholz, in welchem die Pfanne oder Anwelle iſt, worin der Zapfen läuft. Damit die Friction vermindert werde, kann dieſelbe aus Meſſing gemacht werden.

Der Drilling oder Kumpf u, ergreift das Stirnrad w, von D, welches ebenfalls 48 Kämme oder Zähne hat. Die Theilung iſt auch $4\frac{1}{4}$ Zoll; alſo iſt der Umkreis, wie bey dem Drilling 204 Zoll oder 17 Fuß, und der Durchmeſſer 5 F. 5 Z. Bey G iſt dieſes Stirnrad der Theilung wegen, nach einem größern Maßſtabe gezeichnet.

x und y ſind die zwey Lagerhölzer, worauf die Welle z mit ihrem vordern und hintern Zapfen läuft. Die Stärke der Welle iſt 15 Zoll. In einer Entfernung von 4 F. 9 Z. iſt das Kammrad 1, welches 44 Kämme hat, und die Theilung iſt abermal $4\frac{1}{4}$ Zoll. Wenn man nun den Umkreis des Theilriſſes oder die Schrift wiſſen will, ſo müſſen die 44 Kämme mit $4\frac{1}{4}$ Z. multiplicirt werden, ſo bekommt man 187 Zoll. Alsdann wird folgende Gleichung gemacht. 22 : 7 = 187, kommen für den Durchmeſſer $59\frac{1}{2}$ Z., oder 4 F. $11\frac{1}{2}$ Z. Aus dieſem iſt H entworfen worden. Eben dieſelbe Theilung und Maße hat auch das Kammrad 2, welches vom Kammrade 1, auf 3 Fuß 3 Zoll entfernt iſt. Nahe an dem Kammrade 1 ſind 2 Drillinge, 3 und 4 zu ſehen, welche an einer geraden oder ſenkrecht ſtehenden Welle 5, D Fig. 2781, und B und C Fig. 2783 befeſtigt ſind. Der mit 4 bezeichnete wird von dem Kammrade 1 ergriffen und herum gedrehet, und hat 24 Spindeln oder Triebſtecken, deren Theilung auch $4\frac{1}{4}$ Zoll iſt. Bey I Fig. 2781 iſt dieſer Drilling größer vorgeſtellt. Wenn man alſo deſſen Durchmeſſer wiſſen will, ſo müſſen die 24 Stecken oder Spindeln, mit der Theilung von $4\frac{1}{4}$ Zoll multipliziret werden, ſo ergiebt ſich der Umkreis des Theilriſſes 102 Zoll; und aus dieſem kann nach der Gleichung, wie 22 : 7 = 102, der Durchmeſſer gefunden werden, welcher $32\frac{1}{2}$ Zoll, oder 2 Fuß $8\frac{1}{2}$ Zoll ſeyn wird. Wenn alſo das Kammrad ein Mal herum kommt, ſo wälzet ſich der Drilling $1\frac{5}{6}$ Mahl herum. Daß das Kammrad 2, etwas weiter von dem Drillinge 4 abſteht, iſt die Ur-

Urſache, weil die Mahlſtangen bald von der rechten, bald von der linken Hand ſich herum drehen müſſen, und man alſo die Einrichtung zu machen hat, daß die Welle 5, gegen das Kammrad 2, hingeſchoben werden kann, wenn der Drilling 4 von dem Kammrade 2 ergriffen werden ſoll. Was den Drilling 3 betrifft, ſo iſt derſelbe oberhalb des untern, und zwar in einer Weite von drey Fuß 1 $\frac{1}{2}$ Zoll, an der ſtehenden Welle befeſtigt; wie ſolches aus B und C Fig. 2783, deutlich zu erſehen iſt. Dieſer Drilling hat 28 Stecken, oder Spindeln, mit 4$\frac{1}{4}$ Z. Theilung. Werden dieſe zwey Zahlen mit einander multiplicirt, ſo ergiebt ſich der Umkreis des Theilriſſes von 119 Z. oder 9 F. 11 Z. Vermittelſt dieſes bekannten, kann der Durchmeſſer gefunden werden, wenn 22 : 7 = 119 : 37$\frac{19}{22}$ oder dafür 38 Zoll, welche 3 Fuß, 2 Zoll für den Durchmeſſer geben. K ſtellt dieſen Drilling im Großen vor.

Dieſer eben beſchriebene Kumpf oder Drilling faſſet mit ſeinen Spindeln das liegende Stirnrad 6 E Fig. 2781 und B und C Fig. 2783. Dieſes liegende Stirnrad iſt an eine ſtehende Welle befeſtigt, und hat 60 Zähne mit 4$\frac{1}{4}$ Zoll Theilung. Werden alſo die 60 mit 4$\frac{1}{4}$ Zoll multiplicirt, ſo kommen für den Umkreis des Theilriſſes 255 Zoll, 21$\frac{1}{4}$ F.; und der Durchmeſſer kann durch die bekannte Gleichung 22 : 7 = 255 : 81$\frac{3}{22}$ Z. = dem Durchmeſſer oder 6 Fuß 9 Zoll. gefunden werden. Dieſes Stirnrad greift hernach in die kleinen Drillinge 7 ein, deren jeder 12 Spindeln hat, woran die Theilung ebenfalls 4$\frac{1}{4}$ Zoll iſt. Um nun den Theilriß zu finden, multiplicirt man 12 mit 4$\frac{1}{4}$ Z., ſo kommen für den Umkreis 51 Z., oder 4 F. 3 Z. Der Durchmeſſer wird gefunden, wenn man ſagt: 22 zu 7, = 51, wird der Durchmeſſer 16$\frac{5}{22}$ oder 16 $\frac{1}{2}$ Z. oder 1 F. 4$\frac{1}{2}$ Zoll ſeyn. Das liegende Stirnrad iſt bey *L* und der kleine Kumpf von 12 Spindeln bey M, mit der Eintheilung zu ſehen.

Fig. 2782. A, das obere Fluth- oder Waſſerbett. Bey c ſind die Querroſthölzer nach der Stirn zu ſehen; ihre Stärke iſt 8 und 10 Z. b ſind die langen Roſthölzer, welche dieſelbe Stärke haben. Beyde Zimmerſtücke ſind auf die Hälfte abgeſchnitten, und auf einander gepaſſet. Dieſes Roſtes Felduugen ſind mit trockner Erde oder Kieſe ausgefüllt, und feſt geſtoßen. Um dieſem Roſte genugſame Haltung zu geben, werden durch die, im

Grundriſſe bey A, Fig. 2781 angedeuteten, Löcher die Schwingen geſchlagen, davon bey d eine nach der breiten Seite, e aber nach der ſchmalen Seite, zu ſehen iſt. Uiber dem Roſte kommt das Waſſerbett, welches aus zwey- bis dreyzolligen Bohlen aufgenagelt wird. Bey h iſt das ſo genannte Abwerk angedeutet, zu welchem man durch die angezeigte Thür kommt. Der Nutzen dieſes Abwerkes iſt, daß man zu den Schutzbretern oder Fallen kommen könne, wenn dieſelben geöffnet oder geſchloſſen werden ſollen. Unter dem Roſte iſt auf 2 F. 5 Z. ein Schwellholz f, in welchem die Docken oder Griesſäulen g mit ihren Zapfen ſtehen. Oben ſind ſie mit einem Holben- oder Kronholze zu ſammen verbunden.

Das untere Waſſerbett nebſt dem Kropfe und der Ankröpfung, iſt bey B zu ſehen, wo bey p nnd q zwey Pfähle eingeſchlagen ſind, auf welcher Quer-Lagerhölzer aufgezapfet ſind, um die Ankröpfung i zu tragen, welche aus einem Eichenſtücke ausgearbeitet wird. Darauf iſt bey m ein Quer- und bey l ein langes Roſtholz, nebſt den durchgeſchlagenen Schwingen oder Pfoſten, o und n, auf welchen der Kopf k liegt. Zu Ende des Kropfholzes wird der Roſt gebohlet, und die Bohlen oder Laden gegen daſſelbe in gleicher Höhe angeſtoßen. Alle Felder des Roſtes werden mit guter trockner Erde oder anderm trocknen Zeuge ausgefüllet, und feſt auf einander geſtoßen, damit nirgends eine Höhlung bleibe.

Das Rad C, iſt, bereits erwähnter Maßen, nebſt dem Geſchäufel 11 F. hoch. Weil voraus geſetzt wird, daß genugſames Waſſer vorhanden iſt, ſo iſt das Geſchäufel 2 F. von einem Schaufelbrete zum andern, und es werden wegen Breite der Schaufeln auf beyden Seiten Radſchwingen 1 angebracht, weche 2 Z. ins Gevierte ſtark ſind. Der Radzapfen liegt und drebt ſich in einer Anwelle, die in das Lager oder Zapfenholz r eingelaſſen iſt; das Lagerholz aber ſteht auf den zwey Ständern oder Säulen, s und t. Dieſes Gerüſt wird der Radſtuhl genannt. Die Radwelle, welche hier über Hirn anzuſehen iſt, zeigt ſowohl ſeine Verjüngung, als auch die eiſernen Reifc, womit der Wellenzapfen befeſtigt wird.

D zeigt, wie ſich das Kamm- und Stirnrad, von der Seite anzuſehen, darſtellt, und wie Kämme und Zäh-

ne in einander greifen. Bey 2, iſt der hintere Radſtuhl, und bey 3 der vordere des Stirnrades, zu ſehen.

Da die Mahlkufe und Mahlſtange eines der nöthigſten Theile der maſchine ſind, ſo ſind dieſelben, nebſt dem Grunde des Drillinges, in welchem die Mahlſtange befeſtiget iſt, bey E, F, und G, nach einem größern Maßſtabe vorgeſtellt. E, hat keine fernere Erklärung nöthig, weil ſolches ſchon bey Fig. 2781 geſchehen iſt. Doch hat man nicht unterlaſſen, mit der Hälfte zu zeigen, wie der Drilling von vorn anzuſehen iſt, bey F aufzureiſſen. Die von E herabgezogenen punctierten Linien zeigen das Hülfsmittel an, deſſen man ſich bey der Aufreiſſung F bedienen muß. Die Malſtange iſt bey a gekröpt, um dem Mahlkreuze beſſern Schwung zu geben. Das Stück b, und der gekröpte Haken c, ſind 1½ Z. ins Gevierte ſtark; der Haken d iſt 1 Z. ſtark. Das Stück b muß recht ſenkrecht auf die Mitte des Mahlkreuzes treffen, wie ſolches die punctierte Linie zeigt. Die Stange a iſt oben und unten gekröpft, oben um 5 und unten um 4 Zoll. Unten iſt ſie bey e in der Mitte des Kreuzes befeſtigt, und ſo auch der verkröpfte Haken f bey g, damit das Kreuz einen beſſern Schwung erhalte, um feſt auf die eingeſchüttete Maſſe von Krätze und Queckſilber zu drücken. Es beſteht aber dieſes Mahl-Kreuz, welches bey G im Grunde vorgeſtellt iſt, aus Holz, woran unten eine convexe ſtarke eiſerne Platte befeſtigt iſt, wie das Schwarze in F zeigt. Unter dem Kreuze iſt in der Kufe ein anderes Stück Eiſen, welches wie eine flache Schüſſel ausgehöhlt iſt. Neben dieſen Eiſenplatten wird die Mahlkufe noch einige Zolle hoch mit Eiſenblech beſchlagen, damit das Queckſilber nicht in das Holz eindringen könne. Vermittelſt dieſer untern Platte und des Mahl-Kreuzes werden die Krätze und das Queckſilber unter einander gemenget, ſo, daß das Gold und Silber ſich mit lezterm vereinigt, und erſt durch das Scheiden wieder abgeſondert wird. Die Mahlkufe an ſich ſelbſt, iſt von Eichenholztafeln gemacht, und von auſſen mit ſtarken eiſernen Reifen beſchlagen. Ihre Höhe iſt 2 F., und der obere Durchmeſſer 3, der untere aber 2 F. 6 Z. G, iſt der Grund der Mahlkufe nach dem obern Durchmeſſer und dem Durchmeſſer des Malkreuzes.. Der ganz ſchwarze äuſſere Kreis zeigt den obern eiſernen Reif, das weniger Schwarze aber die Tafelſtärke, an. Die 4 Quadranten neben dem Mahlkreuze bedeuten die eiſerne Mahlſchüſſel.

In

In Fig. 2783, ſind dreyerley durchſchnitte vorgeſtellt. A, zeigt die Kräzmühle, wie ſolche von vorn bey den Mahlkufen anzuſehen iſt. B, wie ſolche von der Seite, und C, wie ſie von hinten ausſieht.

In A, iſt a, das Waſſerrad; dieſes iſt nebſt dem Geſchäufel 11 F. hoch. b, zeigt den Raſtuhl von der Seite, und wie der Zapfen auf die Hälfte im Lagerholze c, auf der eingelaſſenen Anwelle liegt. d, die Radwelle, deren Stärke bereits bey Erklärung der Fig. 2781 angezeigt iſt. An dieſer Welle oder Grindel iſt der große Kumpf oder Drilling e, von 48 Spindeln oder Stecken, wie ſolcher von vorn ausſieht. f, der Radſtuhl von der Seite, auf welchem die Radwelle g, an welcher das Stirnrad h, und die zwey Kammräder k, ſich befinden, wovon man aber wegen der Mahlkufen nur ein kleines Stück ſieht. i, der hintere Radſtuhl der gedachten Welle g. Bey l iſt das Gerüſte, worauf die Mahlkufen m ſtehen, deren hier fünf ſind. n, bemerkt den untern Drilling, in welchen die Kammräder wechſelsweiſe eingreifen nach dem die Mahlſtangen links oder rechts herum gedrehet werden ſollen. Dieſer Drilling hat 24 Stecken oder Spindeln; er iſt an der ſtehenden Welle o befeſtigt. p, zeigt die Mahlſtangen an, welche durch die kleinen Drillinge oder Getriebe d, die 12 Spindeln haben, hindurch gehen, und in welche das liegende Stirnrad s eingreift, welches den Drillingen und den daran befeſtigten Mahlſtangen die Bewegung mittheilt. Bey r iſt über die Stirn das Stückholz zu ſehen, welches oben an die Decke befeſtigt iſt, damit der Wellenzapfen in der darin angebrachten Pfanne laufen könne.

In dem Seitenaufriſſe B, ſieht man das Kammrad von 44 Kämmen von der Seite, welches in den untern Drilling 4 eingreift, und wodurch die ſtehende Welle s, o in wewegung gebracht wird. Der Drilling 4, hat 24 Spindeln. Auch wird durch dieſe Umdrehung der ſtehenden Welle der obere Drilling von 28 Spindeln, 3, in Bewegung gebracht, welcher die Zähne des liegenden Stirnrads 6 ergreift, welches 60 Zähne hat, und an der kleinen ſtehenden Welle t befeſtigt iſt. Dieſe Welle iſt 5 F. 3 Z. lang, und hat oben ihre Spielung in dem Holze r, un-

ten aber in dem Kornholze u, welches auf einem Pfahle v ruhet. Dieſes große Stirnrad 6, bringt hernach die kleinen Drillinge 7, woran die Mahlſtangen p ſind, in Bewegung. Dieſe kleinen Drillinge, deren jeder 12 Spindeln hat, muß man ſo zurichten, daß, wenn nicht alle Mahlſtangen gehen ſollen, man den Drilling zurück ſchieben, oder ihn, nach **Sturm's** und **Belidor's** Angabe, zertheilen könne. Bey m, ſind die Mahlkufen von der Seite zu ſehen, wie ſolche ihrem Gerüſte l ſtehen. Weil nun aus dieſer Art von Mühlen noch immer ein Geheimniß gemacht zu werden pflegt, wird der obere Theil in das Gehäuſe verſchloſſen.

C, ſtellt die Maſchine ſo vor, als wenn ſie von hinten angeſehen würde. Bey d ſieht man ein Stück von der Welle oder dem Grindel des Waſſerrades, und des daran befindlichen Getriebes c, Der Radſtuhl dieſer Welle iſt bey u. Hinter dieſer Welle iſt die kleinere horizontal liegende g, wo f, der vordere, und i der hintere Radſtuhl iſt. Auch ſieht man ein Stück des Stirnrades h. Bey k ſind die zwey Kammräder, wovon das zur Rechten zeigt, wie es in den untern Drilling oder Getriebe 4 eingreift; dagegen das zweyte Kammrad zur Linken etwas von dem Getriebe 4 entfernt iſt. Wenn nun das Kammrad zur Rechten eine Weile gewirkt hat, und die Mahlſtangen eine umgekehrte Bewegung machen ſollen, wie bey t, wo die Lücke iſt, das Schwellholz w gegen t geſchoben; alsdann kann hernach das Kammrad zur Linken wirken, und die Mahlſtangen verkehrt arbeiten; dagegen das Kammrad zur Rechten von dem Drillinge 4 ſo weit abſteht, als zuvor das zur Linken abſtanden hat. Bey l, iſt das Gerüſt, worauf die Kufen m ſtehen, von hinten zu ſehen. 5, zeigt die ſtehende Welle, woran das obere Getriebe 3, welches in das Stirnrad 6, von 60 Zähnen eingreift, und wodurch die Drillinge 7, woran die Mahlſtangen p ſich befinden, in Bewegung gebracht werden. Mit s iſt das Gehäuſe bezeichnet, womit der obere Theil der Maſchine verſchloſſen wird, und worin auch das Stück Holz r zu ſehen iſt, worin die obere Welle eingezapft, in ſeiner Pfanne läuft.

II. Eine andere Art einer **Krätzmühle**, wo durch ein **Waſſerrad**, daran ein **Getriebe** iſt, zwey **Werke** jedes

jedes von 3 Kufen, in Bewegung geſetzt werden, ſtellt Fig 2784 im Grundriß dar. Wenn man nicht immer beyde Werke nöthig hat, kann die eine oder andere Welle zurück geſchoben werden, um dadurch den Stirnrädern das Eingreifen oder Faſſen der Spindeln oder Strecken am Getriebe zu verhindern.

Bey A, ſieht man, wie das überflüſſige Waſſer a, welches man, das Waſſerrad in Bewegung zu ſetzen, nicht nöthig hat, neben dem Damme, werlcher mit Wandhölzern b verwahrt iſt, abfließt. Bey c, ſind Lagerhölzer, worauf man Bohlen legt, worüber man zu der Radſtube, Schutzbret (Falle), und dem Rade ſelbſt, kommen kann. d, der hölzerne oder eiſerne Rechen, welcher verurſachet, daß kein Strauchwerk, oder ſonſt etwas, was dem Gange des Waſſerrades hinderlich ſeyn kann, ſich durchſchleichen könne, ſondern daſelbſt ſich anhänge, welcher Unrath zum öftern mit Haken herausgezogen werden muß, damit das Einfließen des Waſſers nicht gehemmet werde. e, iſt der Damm, welcher auf dieſer Seite mit den Wandhölzern f verwahrt iſt.

B, zeigt den Canal oder das Gerinne, worinn das Waſſerrad h ſeinen Lauf hat. Seine Breite iſt 2 F. 3 Z. bey dem Waſſerrade, nach dem Rechen d zu, und unterhalb dem Rade, wird das Gerinne weiter gemacht; bey dem Rechen, um dem Waſſer einen ſchnellern Einfluß, und unterhalb dem Rade, um dem Waſſer einen ſchnellern Abfluß zu verſchaffen. Bey x iſt das Mauerwerk des Mühlengebäudes mit Holz ausgefüttert.

Auf dem Damme e, iſt bey g der Anwellblock, worauf der Tragezapfen der Radwelle i, in einer meſſingenen Unterlage oder Anwelle läuft oder auch ruhet. Dieſer Anwellblock oder Jochſtück iſt auf zwey Jochpfählen aufgezapfet. Seine Länge iſt 6 F., ſeine Stärke aber 9 F. und 12 Z. Die Länge der Waſſerradwelle i, iſt von einem Halſe zum andern, 14 F. 4 Z. Der Durchmeſſer iſt 21 Z. an den äuſſern Theilen des Getriebes; bey dem Getriebe ſelbſt aber hat es einen Durchmeſſer von 2 F. 6 Z. An beyden Wellhälſen und bey dem Getriebe k, iſt die Waſſerradwelle mit eiſernen Reifen beſchlagen, welche 3 Z. breit und ½ Z. ſtark ſind. Die Trage- oder Wellenzapfen haben im Durchmeſſer 4 Z. Derjenige, welcher auf dem Anwellblocke g ruhet, iſt 6, der auf dem Blocke l lie-

l liegende, 8 Z. lang. Das Waſſerrad h iſt, nebſt dem Geſchäufel, 14 F. hoch. Die Höhe einer Schaufel iſt 18 Z., und ihre Breite 2 F.; folglich iſt der Quadratinhalt einer Schaufel 3 □ F. Der an der Radwelle angebrachte Kumpf oder das Getriebe k hat 24 Spindeln. Die Theilung iſt hier $4\frac{1}{4}$ Z. Wenn man alſo die 24 mit $4\frac{1}{4}$ multiplicirt, kommen 102. Z. für den Umkreis des Theilriſſes oder der Schrift. Will man nun den Durchmeſſer des Getriebes wiſſen, ſo verfährt man nach der bekannten Gleichung, nähmlich 7: 22 = 102, ſo erhält man $32\frac{5}{11}$ Z., oder dafür 33 Z., welche 2 F. 19 Z. geben; und ſo viel hält der Durchmeſſer des Getriebes k. Durch dieſes Getriebe k an der Waſſerradwelle, werden die beyden Geſchirre zur Linken und Rechten in Bewegung gebracht, indem ſolches die Zähne der Stirnräder o ergreift. Dieſe Stirnräder hangen an den Wellen oder Grindeln p. Die Länge derſelben iſt, mit beiden Hälſen, 13 F. 3 Z., und der Durchmeſſer hat 18 Z. Die beyden Stirnräder haben 48 Zähne; wenn man dieſe mit der Theilung von $4\frac{1}{4}$ Z. multiplicirt, wird der Umkreis des Theilriſſes ſeyn = 204 Z. Die Gleichung iſt 22: 7 = 204, kommen für den Durchmeſſer $64\frac{10}{11}$ Z., oder dafür 65, welche 5 F. 5 Z. betragen. In einer Entfernung von $4\frac{1}{4}$ F. ſind die Kammräder q, von 36 Kämmen, deren Theilung abermahl $4\frac{1}{4}$ Z. iſt. Werden nun die 36 mit $4\frac{1}{4}$ multiplicirt, wird der Umkreis der Theilriſſe ſeyn 153 Z., und der Durchmeſſer gibt die Gleichung 22: 7 = 153: $48\frac{15}{22}$ Z.; wofür man 49 Z., oder 4 F. 1 Z. annehmen kann. Auf eben dieſe Art werden auch die Kammräder q, welche von den erſtern 3 F. entfernt ſind, eingetheilet. Sie greifen in den Drilling r wechſelsweiſe ein, nach dem er dem einen oder andern Kammrade zugeſchoben wird, wenn die Mahlſtangen bald von der Rechten gegen die Linke, oder von der Linken gegen die Rechte, umgetrieben werden ſollen. Dieſer untere, wie auch der obere Drilling hat 18 Spindeln, wie aus C und D, in Fig. 2785, zu erſehen iſt. Der Umkreis des Theilungsriſſes iſt alſo, wenn die 18 mit $4\frac{1}{4}$ multipliciret werden, $76\frac{1}{2}$ Z., und der Durchmeſſer, nach der Gleichung 22: 7 = $76\frac{1}{2}$: $24\frac{7}{22}$ Z. wofür man 25 Z., oder 2 F., 1 Z., nehmen kann. In dem Grundriſſe C, Fig. 2784, iſt dieſer Drilling r mit punctierten Linien angedeutet, wie auch das liegende Stirnrad s, welches in dem Unterlager v an ſeiner Welle herum

herum läuft. Damit man aber, wenn nicht genugſam Arbeit vorhanden iſt, nicht nöthig habe, alle beyde Geſchirre wirken zu laſſen, kann man die Einrichtung ſo machen, daß man den Lagerzapfen bey y, auf den Anwellblock m zurück ſchieben könne, wenn das eingeſchobene Stück Holz y heraus gezogen wird; auf dem Anwellblocke n aber bleibt der Lagerzapfen liegen. Damit die Einrichtung der Maſchine, woraus eine ſolche Krätzmühle beſteht, nicht von jedermann beſehen werden könne, wird ein Verſchlag w von Bretern herum gemacht, und nur das Gerüſte t, worauf die Mahlkufen ſtehen, frey gelaſſen, weil man nach dieſen öfters ſehen muß. Was den Grundriß des Mauerwerkes betrifft, ſo muß bey x eine Thür ſeyn, durch welche man auf das Abwerk und zu dem Waſſerrade kommen kann.

In Fig. 2785, ſind dreyerley Anſichten des Geſchirres, imgleichen ein Grundriß des obern Maſchinenwerkes, und eine Mahlkufe mit der Mahlſtange, entworfen.

A, der Durchſchnitt des Getriebes k, ſammt den beyden Wellen p, woran die Stirnräder o ſind. Das Getriebe iſt hier nach dem Theilriſſe in 24 Spindeln getheilt, wovon die Theilung $4\frac{1}{4}$ Z. iſt. Man ſieht deutlich, wie die Zähne der Stirnräder zwiſchen die Spindeln oder Getriebeſtecken eingreifen. Ein jedes Stirnrad o, hat 48 Kämme, mit eben der Theilung als das Getriebe hat, nämlich $4\frac{1}{4}$ Z. Da ſich das Getriebe zum Stirnrade verhält, wie 24 zu 48, oder wie 1 zu 2: ſo erhellt, daß das Getriebe ſich zweymal herumwälzt, wenn das Stirnrad einmal herum kommt. Das Waſſerrad iſt deswegen durch Puncte vorgeſtellt, weil daſſelbe auſſer dem Mühlgebäude liegt. Ein Schaufelbret iſt von dem andern (verſteht ſich auf dem äuſſern Zirkelkreiſe) 2 F. $7\frac{1}{2}$ Z. entfernt. Dergleichen ſind auf dem ganzen Umfange des Rades 16.

B zeigt, wie ſich das untere Geſchirr von vorn darſtellt. Man ſieht hier, wie der Anwellblock g auf dem Jochpfahle ſteht, in deſſen gefütterten Anwelle der Tragezapfen läuft. Bey h iſt ein Stück des Waſſerrades zu ſehen, wie ſolches ſich zeigt, wenn man davor ſteht. i, iſt der Grindel oder die Waſſerradwelle, woran das Getriebe von 24 Spindeln iſt, wovon man nur oben und un-

unten ein Stück erblickt, weil es theils durch die Welle p, theils von dem Stirnrade o, bedeckt wird. Die ganze Länge des Getriebes, nähmlich der Spindeln oder Stecken, iſt 1 F. 10 Z. Das Stirnrad o wird hier von der Stirn geſehen, und iſt 9 Z. breit; die Höhe iſt 5 F. 5 Z. Ferner drehen ſich auch die zwey Kammräder q, an der Welle p. Jedes hat 36 Kämme mit 4 $\frac{1}{4}$ Z. Schrift oder Theilung. Dieſe Stirnräder ſind hier von der Seite Anſicht angezeigt, und iſt die Höhe der Felgen 4 F. 6 Z., die Breite aber 9 Z. Zwiſchen den beyden Kammrädern q befindet ſich der Radſtuhl l, worauf der Tragezapfen der Waſſerradwelle i, ſein Lager hat. Von dem Anwellblocke iſt nur ein Stückchen zu ſehen, weil er durch die Welle p verdeckt iſt. Bey n erblickt man den Radſtuhl mit ſeinem darauf befindlichen Anwellblocke, wo der Tragezapfen des Grindels p aufliegt. Die Stärke der Anwellblöcke iſt 10 und 11 Zoll.

Bey C, iſt das obere Geſchirr, durch welches die Mahlſtangen in Bewegung gebracht werden, im Grundriß vorgeſtellt. In der Mitte bey s, iſt das liegende Stirnrad, welches durch den aufrecht ſtehenden Drilling, oder das Getriebe R, in Bewegung gebracht wird. Dieſes Stirnrad ergreift hernach den kleinen ſenkrecht ſtehenden Drilling T, an welchem din Mahlſtangem befeſtiget ſind.

Das Stirnrad s, hat 48 Zähne, die Theilung iſt 4 $\frac{1}{4}$ Z.; daher wird der Theilriß, wenn 48 mit 4$\frac{1}{4}$ multiplicirt wird, 204 Z. seyn. Nach der Gleichung 22 : 7 = 204, ergibt ſich, daß der Durchmeſſer dazu 64 $\frac{10}{11}$ Z., oder dafür 65 Z., iſt; oder 5 F. 5 Z. Die Breite der Felgen 1, iſt 10, und der Arme 2, 5 Zoll; der Grindel 3 hat 1 F.; das Getriebe hat 18 Spindeln oder Stecken, und die Theilung iſt 4$\frac{1}{4}$ Zoll. Daraus entſteht der Umkreis des Theilriſſes von 76$\frac{1}{2}$ Z.; deſſen Durchmeſſer aber findet man, wenn die Gleichung gemacht wird, 22 : 7 = 76 $\frac{1}{2}$: 24 $\frac{7}{22}$, oder dafür 25 Z., d. i. 2 F. 1 Z. In der Mitte des Drillinges R iſt die Oeffnung angedeutet, durch welche die Welle geht, woran er ſich umwälzt. Die Scheibe hat zum Durchmeſſener 2 $\frac{1}{2}$ Fuß.

Der kleine Drilling T, durch welchen die Mahlſtange herum gedrehet wird, bekommt 8 Spiendeln. Die Theilung iſt 4 $\frac{1}{4}$ Z. Um nun den Umkreis ſeines Theilriſſes

zu finden, multiplicirt man 8 mit $4\frac{1}{4}$, ſo kommen 34 Z. zum Umkreis. Um den Durchmeſſer zu finden, macht man abermal die Gleichung 22 : 7 = 34, ſo kommen für den Durchmeſſer $11\frac{9}{11}$ Z., oder dafür 12 Z., oder 1 F. Der Durchmeſſer der Scheibe hat 1 F. $4\frac{1}{2}$ Z. In der Mitte iſt ein geviertes Loch, durch welches die Mahlſtange geht.

D, ſtellt dieſe Art einer Krätzmühle von der Seite vor, aber nur, um Raum zu gewinnen, mit 1 Mahlkufe. Bey dem untern Geſchirre erblickt man bey q eines von den zwey Kammrädern, wie ſolches durch die Felgen und Arme an den Grindel oder Welle befeſtigt und verbunden wird. r, iſt das aufrecht ſtehende Getriebe, deſſen Höhe 1 F. 5 Z., ſammt den beyden Scheiben hat. Die Länge der Spindeln, wogegen das Kammrad q wirkt, beträgt ohne die Zapfen 1 F.; alſo iſt jede Scheibe $2\frac{1}{2}$ Z. dick. Die ſtehende Welle hat zum Durchmeſſer 1 F., und zur Länge vom Ende des Halſes bis zum andern 7 F. $1\frac{1}{2}$ Z. Von der Mitte des untern Drillinges r, bis an die Mitte des obern R, ſind 4 F. Dieſer Drilling hat, wie der untere, 18 Spindeln, welche ohne Zapfen 1 F. $1\frac{1}{2}$ Z. hoch ſind. Die Scheiben haben die Stärke wie bey dem untern; und weil der untere Drilling r, 18 Spindeln hat, das Kammrad q aber 36 Kämme, ſo kommt der Drilling zweymal herum, ehe das Kammrad einmal herum kommt. Da der obere Drilling R, 18 Spindeln, und das liegende Stirnrad s, 48 Zähne hat, ſo kommt der Drilling R, $3\frac{2}{3}$ mahl herum, ehe das Stirnrad ſich einmal herum dreht. Das liegende Stirnrad s, iſt an die ſtehende Welle 3 mit ihren Armen befeſtigt, und dieſe Welle iſt 4 F. 3 Z. lang, und hat im Durchmeſſer 1 F. Durch dieſes Stirnrad wird der kleine Drilling T, von 8 Spindeln, in Bewegung gebracht; ſeine Höhe iſt dem bey R gleich, und ſein Verhältniß iſt wie 8 zu 48, oder wie 1 zu 6; d. h. bis das Stirnrad einmal herum kommt, muß der Drilling T ſich ſechsmal herum drehen, mit welcher Geſchwindigkeit die Mahlſtange mit ihrem daran befindlichen Reiber in der Malkufe herum kommt. Die Mahlſtange Z, mit ihren obern und untern gekröpften Haken, A und B, geht durch den Drilling T hindurch und läuft in dem obern Holze y, worin auch die Wellen 3 und 4 in ihren Pfannen ſich herum drehen. Die

ganze Länge der Stange Z, iſt 8 F. 7 Z. Des gekröpften Hakens bey B Vorſprung iſt 1 F.; der ſenkrechte Theil auch 1 F., und der horizontale Strebehaken 1 F. 6 Z. Die Stange iſt bey der Mitte des Reibers, bis auf die Hälfte eingelaſſen; der gekröpfte Haken A aber geht ganz durch; deſſen horizontaler Theil ſowohl, als der ſenkrechte, welcher in den Reiber geht, iſt 9 Z. lang. Die Kufe t ſteht auf dem Gerüſte v, welches 4 F. 6 Z. breit, und 3 F. 6 Z. hoch iſt. w, iſt der aus Bretern gemachte Verſchlag, wodurch das untere Geſchirr verborgen wird. Das obere Geſchirr iſt in dem Gehäuſe, welches um das Gebälk y und x gemacht iſt, eingeſchloſſen, daß man alſo nichts, als einen Theil der Mahlſtange, und die Mahlkufe, zu ſehen bekommt.

E, zeigt die Mahlkufe im Großen, nebſt einem Theile der Mahlſtange, und wie dieſelbe in den Reiber a eingelaſſen iſt. Die Haupt- oder Mittelſtange hat 2 F. ins Gevierte. Bey b iſt das Bodeneiſen, auf welchem die Krätze und das Queckſilber herum getrieben wird, welches vermittelſt des Reibers, oder Läufers, b, geſchieht. Die Kufe wird aus guten eichenen Dauben gemacht, und mit 6 eiſernen Reifen gebunden. Die obere Weite der Mahlkufe hat 2 F. 6 Z., die untere aber 2 F.

F, der Grund der Mahlkufe, wo der Reiber oder Läufer a ſich befindet. Dieſer hat hier eine ganz andere Geſtalt, und iſt in der Mitte das Loch, worein die ſenkrechte Mahlſtange eingelaſſen wird; das kleinere Loch gehört zu dem gekröpften Haken, und geht durchaus. Das übrige bey b, zeigt das Bodeneiſen an. Eine andere Art einer Mahlſtange, iſt bey D, Fig. 2783, vorgeſtellt.

III. Noch eine andere Art einer **Krätzmühle**, wo **ſich drey Mahlkufen befinden, und die Kammräder wie auch das liegende Stirnrad an einer ſtehenden Welle befeſtigt ſind.** Dieſe Art der Krätzmühle unterſcheidet ſich von den beyden vorhergehenden durch die Kammräder und das liegende Stirnrad an einer ſtehenden Welle, da man hingegen bey den erſtern die Kammräder an den horizontal liegenden Wellen oder Grindeln ſieht. Es werden bey dieſer zwey Grindel erſparet, und der obere Drilling, weil hier die Kammräder nur durch einen horizontal liegenden Drilling in Bewegung geſetzt werden.

Fig.

Fig. 2786. A, der Grundriß der Maſchiene. Sie beſteht aus dem Waſſerrade a, welches mit dem Geſchäufel 11 F. 8 Z. hoch iſt. Die Höhe einer Schaufel iſt 19, und die Breite 24 Z.; folglich iſt der Flächeninhalt einer Schaufel, wogegen das Waſſer ſtößt, 456 □ Z.; oder 3 □ F. 24 □ Z. Dieſes Waſſerrades Grindel oder Welle c, liegt mit ſeinen Tragezapfen auf den Anwellblöcken d und e. Die Waſſerradwelle c, iſt von dem einen Ende des Halſes bis zum andern, 15 F. lang und ihr Durchmeſſer 19 $\frac{1}{2}$ Z. Jeder Hals iſt 15 Z. lang, und verjüngt ſich auf 12 Z. Die Tragezapfen ſind 6 Z. lang, und ihr Durchmeſſer hat 4 Z. An dieſer Welle iſt das Getriebe b, von 48 Spindeln. Die Schrift oder Theilung hat hier 4$\frac{1}{2}$ Z. Aus dieſem ſoll der Umkreis des Theilriſſes gefunden werden, und wenn dieſer bekannt iſt, wird der Durchmeſſer dazu durch Gleichung geſucht. Es werden daher die 48 Spindeln mit der Theilung von 4$\frac{1}{2}$ Z. multiplicirt, ſo kommen 216 Z., oder 18 F. für den Umkreis des Theilriſſes. Ferner, nach der Gleichung 22 : 7 = 18 F., kommen für den Durchmeſſer des Theilriſſes 5 F. 8 $\frac{8}{11}$ Z. Die beyden Scheiben ſind, jede 2 $\frac{1}{2}$ Z. ſtark, und gehen über den Theilriß auf beiden Seiten 2 Z. hervor. Die Spindeln oder Stecken des Getriebes b, ergreifen das Stirnrad h, an der Welle q. Leztere iſt 8 F. 6 Z. lang; der Durchmeſſer iſt 18 Z., und ruhet mit ſeinen Lagerzapfen auf dem Anwellblocke f. Das Stirnrad h, hat 48 Zähne; es iſt hier von der Stirn anzuſehen, und die Felge 9 Z. breit. Der Durchmeſſer iſt 5 F. 8 Z. Am Ende der Welle q iſt das Getriebe i von 16 Spindeln, mit 4 $\frac{1}{2}$ Z. Theilung. Will man den Umkreis des Theilriſſes wiſſen, ſo muß man die 16 mit 4 $\frac{1}{2}$ Z. multipliciren, kommen 72 Z. für den Umkreis des Theilriſſes. Und nach der Gleichung 22 : 7 = 72, kommen 22 $\frac{10}{11}$ Z. für den Durchmeſſer, wofür man 23 nehmen kann, welche 1 F. 11 Z. geben. Dieſes Getriebe iſt zwiſchen den Scheiben 14 Z. breit. Es ergreift entweder das untere oder obere Kammrad k, an der ſtehenden Welle l, nach dem man es für nöthig befindet, das Getriebe zu heben oder zu ſenken. Die Kammräder haben 32 Kämme, mit 4 $\frac{1}{2}$ Z. Theilung; dieſe in einander multiplicirt, kommen für den Umkreis

kreis des Theilriſſes 144 Z. Der Durchmeſſer aber wird gefunden, wenn 22 : 7 = 144 Z., kommen $45\frac{9}{11}$ Z., dafür 46 Z.; oder 3 F. 10 Z. iſt der Durchmeſſer zum Theilriſſe der Kammräder k. Bey m ſind die Mahlkufen im Grunde vorgeſtellt, deren bey dieſer Mühle nur drey ſind. n, zeigt die Scheibe mit den Spindeln des kleinen Getriebes, welches an die Mahlſtange befeſtigt iſt, und dieſelbe herum drehet.

B, der Aufriß dieſer Mühle. a, das Waſſerrad, welches mit ſeiner Welle oder Grindel c, vermöge des Lagerzapfens auf dem Anwellblocke d, des Radſtuhles 1, liegt. Wegen Mangel des Raumes, iſt von dem Rade nur ein Theil zu ſehen. Das Getriebe b, kann auch nicht ganz geſehen werden, weil der Grindel g, und das Stirnrad h, einen Theil deſſelben bedeckt. Dieſes Getriebe hat, wie bereits bey dem Grundriſſe gemeldet iſt, 48 Spindeln oder Getriebeſtecken. Bey 2, liegt der Lagerzapfen auf dem mit Meſſing gefütterten Anwellblocke des Radſtuhles e, f, zeigt den vordern Radſtuhl; und p, den hintern, worauf der Grindel oder die Welle g mit ihrem Lagerzapfen liegt. Denn, ſoll das untere Kammrad k wirken, ſo wird das eingeſchlagene Stückholz bey s und p heraus gezogen, und durch Hülfe der Schrauben der Anwellblock herunter gelaſſen, damit die Spindeln des Getriebes i die Kämme des Kammrades k ergreifen können. Soll aber das obere Kammrad k wirken, ſo werden zwar die eingeſchobenen Hölzer ausgezogen, der Anwellblock s und p ſo hoch geſchraubet, bis die Spindeln die Kämme des obern liegenden Kammrades ergreifen, und daſſelbe dadurch in Bewegung bringen. Damit aber die Anwellblöcke genugſamen Wiederſtand leiſten können, müſſen ſo dicke Hölzer, als der Zwiſchenraum erfordert, ſtatt der kleinern eingeſchoben und feſt verkeilet werden. Das Stirnrad hat 48 Zähne, und wälzt ſich alſo, mit dem Getriebe b und Waſſerrade a, einmal, dagegen das Getriebe i, weil es 16 Spindeln hat, dreymal herum kommt, bis das Stirnrad h ſich einmal um ſeine Axe drehet.

Die Welle, oder der ſtehende Grindel, woran die zwey liegenden Kammräder und das liegende Stirnrad befindlich ſind, iſt von einem Ende des Halſes, bis zum andern, 14 F. lang. Bey 3 läuft er in einer Pfanne, die

in dem Lagerholze p von Meſſing eingelaſſen iſt, und oben in dem Holze s. Von dem Ende des untern Halſes der Welle, bis in die Mitte des untern liegenden Kammrades k, ſind 2 F. 8 Z. Von der Mitte dieſes, bis zur Mitte des obern liegenden Kammrades k, ſind 3 F. 8 Z.; und von dieſem bis zum liegenden Stirnrade o, ins Mittel genommen, ſind es 2 F. 8 Zoll.

Von den liegenden Kammrädern k, iſt bereits, dem Theilriſſe nach, bey Erklärung des Grundriſſes das Nöthigſte geſagt worden. Was die Stärke ihrer Felgen und Arme betrifft, ſo ſind ſie auf der Stirn 9, und auf der Seite, wo die Kämme eingeſetzt ſind, 6 Z. ſtark. Ihre Geſchwindigkeit verhält ſich zu dem Getriebe, wie 1 zu 2; wenn alſo das Kammrad einmal umläuft, ſo läuft das Getriebe zweymal um ſeine Axe. Die Armen haben 4 und 6 Z.

Das liegende Stirnrad o, hat 48 Zähne, mit $4\frac{1}{2}$ Z. Theilung. Der Umkreis des Theilriſſes iſt, wie bey dem Stirnrade h, an der liegenden Welle g; nähmlich der Umkreis des Theilriſſes iſt 216 Z., oder 18 F.; der Durchmeſſer aber 5 F. 8 Z. Die Breite der Stirn von den Felgen iſt 10, und von der Seite 8 Z. Die Armen haben 7 und 9 Zoll. Dieſes liegende Stirnrad ergreift mit ſeinen Zähnen das kleine Getriebe oder den Drilling n, durch welchen die Mahlſtange q in Bewegung gebracht wird. Dieſer Drilling hat 8 Spindeln, und ſeine Theilung iſt, wie durch die ganze Maſchine, $4\frac{1}{2}$ Z. Multiplicirt man die 8 durch $4\frac{1}{2}$, ſo kommen für den Umkreis des Theilriſſes 36 Z., oder 3 F.; und nach der Gleichung der Durchmeſſer $22 : 7 = 36 : 11\frac{5}{11}$ Z., oder dafür 12 Z. voll. Dieſer Drilling hat eine andere Einrichtung als die vorhergehenden, denn er iſt mit eiſernen Reifen beſchlagen. Auch die Mahlſtange q iſt anders eingerichtet. Sie iſt ohne das Stück, welches durch den Drilling n geht, vom Drilling an, bis zu unterſt in die Kufe, 4 F. 9 Z. lang. Ihre Stärke iſt 2 Z. ins Gevierte, oder wenn man ſie rund macht, ſo iſt der Durchmeſſer ſo ſtark. Die Mahlkufe m, iſt oben von innen ohne Holzſtärke im Lichten 2 F. 2 Z. unten aber 1 F. 11 Z. Die Höhe iſt 1 F. 10 Z. Sie iſt von auſſen mit eiſernen Reifen beſchlagen; man kann auch eiſerne Haken daran machen, um die Mahlkufe damit hinweg zu heben.

Sn

In der Grafſchaft Vallangin, nicht weit von Locle à la Jaluſa, befindet ſich nach des Hrn. Oberbergrathes **Ferber** Bericht (*), eine Amalgamirmühle, worin alle Abgänge der Uhrmacher und Goldſchmiede, die in dieſer Gegend wohnen, amalgamirt werden. Die Maſchine iſt ſo beſchaffen, wie Fig. 2787 zeigt. A, iſt der Grundriß dieſer Mühle, und B, der Profilriß. An den Spillen a a, ſind zwey Steine in der Art wie die Mühleſteine, welche um die Spillen laufen. In b b iſt das Amalgama, und durch die Röhre c kann es abgeſtochen werden. Nachdem es nun einige Stunden gemahlen worden iſt, wird der Schmutz in Waſſer abgekläret, durch Leder gepreßt, und hernach das Queckſilber abgetrieben.

Das Zugutemachen der Krätze, oder des Metalles, welches in den Laboratoriis verſtreuet, und unter allerley Unrath, als: Aſche, Sand ꝛc. gekommen iſt, oder ſich an Tiegel, Gläſer oder andere Gefäße gehängt hat, oder in Filtris hängen geblieben iſt, geht eingentlich auf Gold und Silber, und iſt eine ſolche Zerſtreuung unmöglich ganz zu vermeiden, der Unglücksfälle zu geſchweigen, da oft Scheidegläſer und Tiegel durchgehen, oder auf andere Weiſe verſchüttet werden. Da ſolches in Laboratoriis, wo viele Arbeit vorfällt, ein Anſehnlichrs beträgt, muß alle trockne Krätze an einem reinen Orte, flüſſige Krätze in einer eiſernen gegoſſenen Pfanne, in großen eiſernen Töpfen, oder andern dichten Gefäßen, die kein Scheidewaſſer durchdringt, aufbewahret werden.

Alle dieſe geringhaltige Krätze, was nähmlich nicht über 1 oder 2 Mark im Centner hält, gehört in die Schmelzhütten, und zwar in die Kiesarbeit, wo nähm-

(*) In ſeinen mineralogiſchen und metallurgiſchen Bemerkungen in Neuchatel, Franche Comté und Bourgogne, im J. 1788 angeſtellt. (Berl. 1789, gr. 8.) S. 33.

nämlich guter Schwefelkies zu haben iſt. Iſt der Schwefelkies ein wenig kupferhaltig, und hat im Centner ein oder etliche Pfund, wie ſolcher gemeiniglich zu halten pflegt, iſt es deſto beſſer. Bey ſtrenger Krätze, worunter Schmelztiegel, Steine, Sand ꝛc. befindlich ſind, wird auch Flußſpath oder anderer Fluß erfodert. Iſt ſowohl der Fluß als auch der Kies gut, ſo iſt von jedem der 6te Theil in Anſehung der Krätze hinlänglich.

Es wird aber alles, ſowohl Krätze, Kies als auch Fluß, was in Stücken beſteht, gleich einem groben Grande gepocht, wohl unter einander gemengt, und ſo durch den Schmelzofen geſetzt. Wenn weder der Kies noch die Krätze kupferig iſt, kann es nicht ſchaden, wenn auf jeden Ctn. Kies 2 bis 3 Pfund Kupferaſche, welche bey den Kupferſchmieden zu haben iſt, oder, in deren Ermangelung, andere Vorſchläge, die ungefähr ſo viel Kupfer geben; oder aber ſo viel bleyiſche Vorſchläge, das auf jeden Ctn. Kies, 10 bis 12 ℔ Bley kommen, zugeſetzt wird, welches zum Niederſchlagen des Silbers und Goldes viel beyträgt. Der Kies nimmt dann das Silber und Gold in ſich; der Fluß bringt die Schmelztigel, Sand, und was ſonſt Schwerflüſſiges bey der Krätze iſt, zur Verſchlackung; das Gold und Silber ſammelt ſich in den Kiesſtein, welcher hernach wieder, gleich einem Kupferſteine, 5 bis 6 mal geröſtet, und mit ſo viel bleyiſchen Vorſchlägen, als: Bleyſchlacken, Herd, Teſte, Capellen, welche vorher von der anhängenden Aſche vermittelſt eines Siebes zu reinigen ſind, abermahl durch den Schmelzofen geſetzt wird, das auf jeden Centner Stein ungefähr 12 bis 15 ℔ Bley kommen. Die erfolgenden bleyiſchen Könige werden auf einem Treibherde, oder, wenn es wenig iſt, auf einem Teſte abgetrieben, auf die Feine und auf Gold probiert, und, wenn es der Mühe werth iſt, geſchieden. Der vom

Schmel-

Schmelzen bleibende wenige Stein wird wie ſilberhaltiges Bley = und Kupfererz tractiert, und hält im Centner 3 bis 4 Loth, wenn er kupferreich iſt; hat aber das Bley den Vorzug, 1 bis 2 Loth, und muß bis zum nächſten Krätzeſchmelzen aufgeſammelt werden, wenn er nicht zugleich mit andern ähnlichen Erzen, oder dergleichen Steine, kann zu gut gemacht werden; denn im nächſten Krätzeſchmelzen kann er mit Nutzen, wie auch die erfolgten Roſtſchlacken (das ſind vom geröſteten Steine) mit zugeſchlagen werden.

In Laboratoriis, wo viele Krätze vorfällt, kann man einen beſondern kleinen Schmelzofen mit einem doppelten Handgebläſe zu ſolchem Schmelzen vorrichten.

Sehr reiche trockene Krätze, die über 12 bis 50, und mehr Mark hält, wird in beſondern Gefäßen aufbehalten, und wenn deren nicht viel vorhanden iſt, kann man ſie in Schmelztiegeln verſchmelzen. Man vermengt ſolche nähmlich mit gleichen Theilen geläuterter Pottaſche, eben ſo viel Glätte, und dem 4ten Th. Weinſtein, thut das Gemenge in einen heſſiſchen Schmezltiegel, bedeckt es mit Salze, und läſſet es eine halbe Stunde lang in ſtarkem Feuer fließen. Die Tiegel kann man erkalten laſſen und aufſchlagen, oder auch in einen Einguß ausgießen, und das Bley vom Silber auf einem Teſte abtreiben. Iſt die Krätze ſehr ſtrenge, ſo kann man von Pottaſche und Glätte die Hälfte, oder noch mehr, zuſetzen.

Sud, welcher bey den Goldſchmiden, vornehmlich aber in Münzen häufig vorfällt, wird in eiſernen oder hölzernen Gefäßen, in welche leztere Eiſen gelegt werden muß, niedergeſchlagen; das Waſſer weggegoſſen, weil es keinen Gehalt mehr hat; der Schlamm geſammelt, und am beſten in ſilberhaltigen Kupferſteinröſten zuſammen gebrannt, und mit denſelben verſchmol-

ſchmolzen. Iſt aber dazu keine Gelegenheit, kann man ſolchen mit etwas klein gepochtem Schwefelkies vermengen, und ſo durch den Schmelzofen ſetzen, daraus dann ſilberhaltiger Stein erfolgt; im übrigen wird wie mit ſilberhaltiger Kupferarbeit verfahren. Iſt kein Kies vorhanden, ſo hat man allezeit etwas mehr Kupfer- auch Silberabgang. Es muß aber in den beyden letzten Fällen der Schmelzofen mit keinen groben, ſondern kleinen, Kohlen, gefüllt ſeyn, davon die größten kaum als ein Hühnerey ſeyn dürfen; auch muß das Gebläſe nicht ſtärker gehen, als nur eben nöthig iſt, das Metall im Heerde fließend zu erhalten. Werden dieſe Vortheile nicht beobachtet, ſo geht viel Metall verloren.

Mit dem Verwaſchen hat man ſich bey der Krätze wohl vorzuſehen; und wenn die Beſchaffenheit derſelben nicht wohl bekannt iſt, ſind erſt Verſuche mit einem kleinen Seigertroge zu machen, nachdem zuvor eine genaue verjüngte Probe genommen worden iſt. Wenn das Verwaſchen geſchehen iſt, muß nicht nur das Zurückbleibende, ſondern auch das Abgeſchlämmte, ſo gar auch die Trübe (d. i. der zarte Schlamm, welcher lange im Waſſer bleibt, ehe er ſich ſetzt,) probirt werden. So iſt die Trübe, welche vom Verwaſchen des Gießſandes aus den Münzen abgeſchlämmet wird, noch ſilberreich, und hält der Centner in einigen Fällen 6 bis 8 Loth, und darüber; daher es beſſer iſt, den ganzen Gießſand in die Rotharbeit mit Kies und Fluß zu nehmen, als das Silber durch das Verwaſchen mit großem Verluſte in die Enge zu bringen.

Wo der geringſte Verdacht von Vitriol- und Salpeterſäure bey der Krätze iſt, da erfordert die Vorſicht, etwas Krätze in ein Filtrum zu thun, Waſſer darauf zu gießen, dasjenige was durchgeht, einzuſieden, und das Rückſtändige auf Silber zu probiren, weil

oft bey dem Verwaſchen ein großer Theil Silber durch das Waſſer verführt wird.

Gemeiniglich wird die grobe Kräße, als: Gießſand, Nachſand von zerſtoßenen Tiegeln, u. d. gl. in die Bleyarbeit genommen; es muß aber dieſes nur im Nothfall und aus Mangel des Kieſes geſchehen. Es iſt ſolche nämlich viel koſtbarer, wegen des großen Bleyverluſtes, auch bringt man das Silber ſo rein nicht heraus, als durch die Kiesarbeit.

Bey allen Gold- und Silberarbeiten, bey allen Verſuchen mit dieſen koſtbaren Metallen, iſt der Verluſt unbeträchtlich, wenn die Kräße wohl zuſammen gehalten, und auf eine geſchickte Art zu gute gemacht wird; denn dieſe Metalle ſind durch alle Operationen, welche mit ihnen vorgenommen werden, keiner wahren Zerſtörung, auch keiner wahren Verſchlackung unterworfen, und nur in wenigen Fällen, und doch meiſtens durch unvorſichtige Behandlung, wird ein merklicher Theil von denſelben verflüchtigt. Insbeſondere hat man ſich bey dem Zugutemachen der Kräße vor einigen Salzen zu hüten. Man nehme z. B. ungereinigte Pottaſche, welche viel Glasgalle bey ſich führt, zum Einſchmelzen der Kräße, ſo bekommt man, wenn dieſe arm iſt, nichts; iſt ſie ſehr reich, hält die ſalzige Schlacke oft 10 bis 20 Mark im Centner, nach dem viel oder wenig Glasgalle bey der Pottaſche iſt; daher darf keine Pottaſche ungeläutert genommen werden, auch kein anderes alkaliſches Salz, welches wegen der Glasgalle verdächtig iſt. Dieſe ſalzige Schlacke zerfällt in der Luft, oder zerfließt an einem feuchten Orte gar, und nimmt das Silber und Gold damit; deswegen ſolche ſogleich, als ſie erkaltet iſt, unter die Kräße geworfen werden muß.

Alle Schlacken von den kleinen Schmelzen der reichen Kräße, die in Laboratoriis vorfallen, pflegen noch ein oder etliche Loth Silber und vieles Bley zu enthalten, und können bey dem großen Schmelzen von geringer Kräße mit vielem Nutzen zugeſchlagen werden, da dann das Silber von Ctn. bis auf ½ Quent nach, nebſt noch vielen Bley, heraus zu bringen iſt.

J. A. Cramers Metallurgie, 2 Th. (Blankenb. und Quedlinb. 1775, f.) S. 106, fgg.

Kön.

Kön. Preuß. Edict, daß keine Gold- und Silberkrätze aus der Gold-Fabrique von den Arbeitern gekaufet werden ſolle. De dato Cölln an der Spree, d. 21 Nov. 1704, ſt. in Mylius Corp. Conſtit. March. V Th. 2 Abtheil. 5 Cap. No. XI. Col. 457, f.

3. **Krätze**, eine Krankheit der Haut bey Menſchen und Thieren, da ſie von den darunter verborgenen ſcharfen Feuchtigkeiten durchfreſſen wird, und auf den durchfreſſenen Stellen eine rauhe Rinde bekommt; L. Scabies, Malum mortuum; Fr. Gale, Gratelle, Grattelle, Rogne, Ital. la Rogna.

Daher krätzig, L. Scabioſus, Fr. Galeux, Grateleux, mit der Krätze behaftet, die Krätze habend. Krätzig ſeyn. Imgleichen, in der Krätze gegründet, derſelben ähnlich. Krätzige Ausſchläge.

Ohne Zweifel von dem Kratzen, der natürlichen Folge dieſer eckelhaften und empfindlichen Krankheit, daher ſie auch im Niederſ. und Holländ. Krauwaſie, Krauwaeje, genannt wird, von krauen, kratzen, voraus im gem. Leben oft Kuraſche wird, als wenn es das Franz. Courage wäre. In andern niederſ. Gegenden heißt ſie Kley, Klegge, im Dän. Kloe, von kleyen, kratzen, Jök, das Jucken, Purrjack; im Hoch- und Oberdeutſchen die Gnatz, Gnätze, entweder von dem Niederdeutſchen gniden, reiben, oder auch von dem damit verbundenen Näſſen; die Raude oder Räude, entweder von der rauhen Rinde, welche aus dieſer Krankheit entſteht, daher ſie in einigen Fällen auch der Grind genannt wird, oder auch von dem damit verbundenen rauhen oder reiben; in den gemeinen Sprecharten die Schäbe oder Schabe, von ſchaben, ſtark und mit einem dieſem Zeitworte eigenthümlichen Geräuſche reiben. Im Engl. Cratches. In einigen alten Bibelüberſetzungen ſteht 5 Moſ. 28, 27. auch das Wort Knibbe, welches mit dem Griech. Κνιφη bey den LXX Dolmetſchern überein kommt.

I. Bey Menſchen.

Im weitläuftigen Verſtande giebt man die Namen Krätze, oder Räude, einem jeden chroniſchen, juckenden und ſchwärenden Ausſchlage der Haut. Daher kommen die Eintheilungen in die gutartige, (Scabies benigna) und bösartige, Krätze, Scabies maligna oder ferina); in die feuchte, (Sc. humida) und trockne (Sb. ſicca); in die allgemeine und beſondere Krätze, je nachdem ſolche entweder den ganzen Leib oder nur einen Theil deſſelben, als: die Augenlieder, die Backen, das Kinn, die Geburtsglieder ꝛc. allein einnimmt. Von der ſo genannten bösartigen Krätze hat man wieder einige Arten durch die beſonderen Namen Impetigo und Pſora unterſchieden; und einige haben ſelbſt den Ausſatz (Lepra) nur als eine Art bösartiger Krätze betrachtet. An ſtatt dieſer unbeſtimmten Eintheilungen aber iſt es beſſer, nur eine einzige wahre oder eigentliche Krätze anzunehmen, diejenige nämlich, welche aus einem eigenen krätzigen Miasma entſteht, und durch Anſteckung ſich fortpflanzt; andere chroniſche Ausſchläge aber, die nicht aus dieſer, ſondern aus andern Urſachen entſtehen, ſie mögen übrigens mit der wahren Krätze ſo viele Aehnlichkeit haben, als ſie wollen, krätzige Ausſchläge zu nennen.

Die wahre oder eigentliche Krätze iſt demnach eine anſteckende Art von Ausſchlag, da an den Händen, beſonders zwiſchen den Fingern, auch an den Fauſt- und Kniegelenken, Schenkeln und Beinen, und oft am ganzen Körper, das Geſicht ausgenommen, kleine, mit einer ſcharfen eiternden Feuchtigkeit angefüllte Blätterchen erſcheinen, die ein empfindliches Jucken und Brennen verurſachen. Wenn die Krätze nur wenig eitert, wird ſie die trockne Krätze, L. Scabies ſicca, Fr. la Grattelle, la Gale ſèche, Gale de chien, oder Gale canine, oder die Hundskrätze, L. Scabies canina, genannt,

nannt, weil ſie eben diejenige iſt, welche die ſchäbigen Hunde an ſich haben. Es ſind hiebey die Blätterchen ganz klein wie Hirſekörner, jucken höchſt empfindlich, und ſetzen kleine trockne Krüſtchen ab. Bey der feuchten Krätze, L. Scabies humida, Fr. la Gale humide, ſind die Blätterchen größer, und geben mehr Eiter; ſie heißt daher auch im Fr. la Gale groſſe, oder boutonnée, und iſt die eigentlich ſo genannte Räude, welche etwas leichter zu heilen iſt, als die eigentlich ſo genannte Krätze.

Ob gleich alle Theile des Körpers von der Krätze angegriffen werden können, ſo zeigt ſie ſich doch gemeiniglich zuerſt an den Händen, und vornämlich zwiſchen den Fingern. Anfangs ſieht man eine oder zwey kleine Blattern, welche mit einem klaren Waſſer angefüllt ſind, und ein ſehr beſchwerliches Jucken verurſachen. Wenn man durch häufiges Kratzen dieſe Blattern geöffnet hat, theilt das heraus fließende Waſſer den benachbarten Theilen das Uebel mit. Im Anfange iſt es ſchwer, die Krätze zu erkennen, wenn man ſich nicht beſonders darauf gelegt hat; in der Folge aber vermehren und vergrößern ſich die Blattern. Wenn man ſie durch Kratzen öffnet, ſo ſetzen ſich eckelhafte Rinden, und das Uibel bereitet ſich über den ganzen Körper aus. Wenn ſie lange anhalten, erzeugen ſie kleine Geſchwüre, und ſind alsdann ſehr anſteckend.

Die Krätze iſt wohl eine urſprüngliche Krankheit der Haut, denn es ſind viele Umſtände, welche dieſes wahrſcheinlich machen; und was die Einwürfe betrifft, die man dagegen zu machen pflegt, ſo laſſen ſie ſich ſehr leicht beantworten. Es iſt falſch, daß ein Theil des Körpers nicht voll verdorbener Säfte ſtecken könne, wenn nicht die ganze Maſſe der Säfte verdorben wäre. Das faulende Zahnfleiſch vieler der geſundeſten Perſonen, die den Mund nicht rein halten, beweiſet das Gegentheil. Es iſt falſch, daß dieſes wenigſtens in

dem Falle nothwendig ſey, wenn die Säfte eines Theiles, der, wie die Haut, den ganzen Körper umgiebt, verunreinigt ſind; denn die Krätze ſteckt den Geſundeſten unmittelbar, und zwar nie durch die Luft, die er athmet, ſondern bloß durch die Berührung der Haut, an; ſie nimmt ihren Anfang in der Haut; und da ſich die überhand nehmende Unreinigkeit in den Säften der Haut, endlich der ganze Maſſe der Säfte mittheilen kann, ſo beweiſet auch das nicht, daß ſie nicht eine urſprüngliche Krankheit der Haut wäre, wenn bey Perſonen, die dieſes Uibel eine Zeitlang haben überhand nehmen laſſen, die Säfte wirklich verdorben gefunden werden, wenn ſolche Perſonen durch Purgieren und Schwitzen gereiniget werden können, und wenn ihnen der zurück getriebene Ausſchlag Lebensgefahr bringt. Es iſt faſch, daß dieſe Krankheit von ſalzigen, fetten und andern ſchlechten Speiſen hervor gebracht werde, ob ſie ihn gleich, wenn er vorhanden iſt, verſchlimmern; denn die Perſonen, die lange Zeit nichts als ſolche Nahrungsmittel genießen, die Matroſen, die Bauern, ſind nicht diejenigen, die ſie am meiſten haben, wohl aber ſolche, deren Haut auf mancherley Weiſe gereizt wird; Leute, die wider ihre Gewohnheit in einer Luft leben, die mit ſcharfen Dünſten von einer beſondern Art angefüllt iſt, die vom feſten Lande an Seeörter reiſen; Schneider, denen die kleinſten Fäſerchen der Wolle des Tuches, welches ſie ſchneiden, zwiſchen den Fingern ſitzen bleibt, und ihnen ein Jucken verurſachet, andere Wollarbeiter (*) u. ſ. w. dieſes iſt ſo gewiß, daß

(*) *Mich. Ern. Ettmüller* progr. de ſcabie ejusque ortu ab impura lana Lipſ. 1731, 4.

Nach Hrn. Tode Bericht, im 1 St. des 6 B. ſeiner medizinisch-chirurgiſchen Biblioth. S. 178, iſt im Erziehungshauſe zu Kopenhagen die Krätze auf keinerley Weiſe zu tilgen, weil die Knaben in einer Tuchmanufaktur arbeiten müſſen; wie denn auch, nach Werlhof's Meinung, die Krätze ihren erſten Urſprung von der Wolle räudiger Schafe hat, und deswegen bey allerley Handwerkern ſo gemein iſt.

daß die zurückgetriebene Krätze ſich durch Kunſt wieder hervor bringen läſſet, wenn man die Hand mit groben wollenen Tüchern und Garne ſtark reibet (*). Endlich iſt es auch falſch, daß keine Krätze je innerlicher Arzeneyen bedürfen würde, wenn ſie eine urſprüngliche Krankheit der Haut wäre, theils weil, wie ich ſchon geſagt habe, eine zuerſt in der Haut um ſich freſſende Unreinigkeit endlich die ganze Maſſe der Säfte anſtecken, theils, weil der Gebrauch der äuſſerlichen Arzeneyen einen bloß in der Haut befindlichen Ausſchlag in edlere Theile zurück treiben kann, welches durch innerliche Arzeneyen zu verhüten iſt, und theils, weil eine Krankheit der Haut, die den ganzen Körper umgiebt, wodurch ſie vielfältig erhitzt, entzündet und vereitert wird, mit eben dem Rechte, wie andere leichte Entzündungen äuſſerlicher Theile, mit innerlichen Arzeneyen allerdings beſtritten werden kann und muß.

Daß in den Krätzblattern Inſecten ſich aufhielten, wußten die Grönländer, und die alten Weiber in Deutſchland und Italien früher, als die Gelehrten. Zuerſt beſchreibt **Moufet**, 1634, die kleinſten Thierchen in der Krätze (**), die 1650 **Hauptmann** Rietlieſen nannte, und dem Käſemilben verglich: der Italiä-

(*) *Car. Fr. Hundertmark* diſſ. de ſcabie artificiali. Reſp. *Car. Gottl. Zieger.* Lpſ. 1758, 4. 5 B.

(**) Moufet ſagt, die Deutſchen nennten dieſe Inſekten Seuren, welches Wort vielleicht von Siro herkommt, wie auch Friſch, in ſeinem Wörterbuche, S. 281, behauptet, wo er anzeigt, daß das alte Vocabularium von 1482 Sur oder Ließ habe, und ſelbſt hinzu ſetzt: man nennt ſie noch an einigen Orten Reitließen, weil ſie in der Haut fortfreſſen, daß es ausſieht, als die Reitmäuſe auf dem Felder ihre Gänge haben. Nach Hrn. Beckmann Vermuthung, im 3 St. des 14 B. ſeiner phyſik. ökon. Biblioth. S. 430, hat wohl Phalangium cancroides die erſte Veranlaſſung zu Auſſuchung der Krätzmilben gegeben, als welches Inſect ebenfalls ſich in die Haut naget, ſich durch den Schmerz ankündigt, auch groß genug iſt, um bemerkt zu werden.

ner Bonomo aber, 1682, erſt recht genau als Milben in einem Briefe an Redi beſchrieb, den Mead in einem Auszuge in die Transactionen drucken ließ (*). Bonomo ſetzte die Krätzmilbe auſſer Zweifel, beſchrieb ihre Oekonomie unter der Haut, und nahm ſelſt ihr Eyerlegen wahr; es machte aber wenig Senſation, bis Linné ſeine Exanthemata viva heraus gab, und den Acarus exulcerans in das Naturſyſtem einführte (**). Linné hielt aber noch die Mehlmilbe, die

(*) *Hiac. Ceſtoni* hiſtoria animalculorum, quae in puſtulis ſcabioſis habitant, ſub nomine *Cosmi Bonumo* primum edita; ſt. bey *Franc. Redi* degli animali viventi negli animali viventi. Firenze, 1682, 4.

Oſſervazioni intorno a pellicelli del corpo umano fatte D. G. C. B. (*Coſm. Bonuomo*) in una lettera al S. Fr. Redi. Firenze, 1687, 4

An abſtract of part of a Letter from D. *Bonomo* to Signior Redi, containing ſome obſervations concerning the Worms of humane bodies. By *Rich. Mead*, ſt. n. Abbild. im XXIII. B. der Phil. Tranſact. N. 283. for. Jan. & Febr. 1703. S. 1296 — 1299.

(**) Linne ſchreibt: „Die Mehlmotte, ein ſo kleines Thier, daß man ſie mit bloßen Augen kaum wahrnehmen kann, welche das Mehl verderbt, iſt mit dem Hautwurme an den Menſchen einerley. Es greift die Körper der Menſchen eine Krätze an, wovon die Urſache verborgen iſt: und eine unendliche Menge von abgekochten und blutreinigenden Tränken ſind oft kaum vermögend, ſie zu heben. Viele werden davon ausgezehrt, und ſehr lange damit geplagt, ja ſterben wohl gar daran. Ich zweiſle nicht, daß ſehr wenige seyn werden, die da glauben, daß dieſe Krätze von Inſecten verurſachet werde. Wenn ſie aber die Krätze, z. B. an den Händen, genauer anſehen, ſo werden ſie erſtlich ein Bläschen aufgezogen finden, wenig davon aber in der Runzel oder Falte der Haut einen ſchwarzbraunen Punct bemerken, der ſich noch nicht zu einen Bläschen erhoben hat, jedoch nach zwey Tagen auch dazu wird. Mit einer Nadelſpitze läſſet ſich daraus eine ſehr kleine Niſſe herausnehmen; und wenn man dieſe auf den Nagel ſetzt, und mit dem Hauche aus dem Munde anbläſet, ſo läuft ſie auf dem Nagel herum. Durch die Vergrößerungsgläſer zeigt ſich hernach weiter, daß dieſes Inſect 8 Füße, auf dem Rücken aber einige Borſten habe, und die ſchon erwähnte Motte ſey. Wenn einige davon auf einen für ſie ſchmackhaften Körper fallen, ſo vermehren ſie ſich allzu ſehr, und umringen den gan-

die Käſemilbe, und die Krätzmilbe, für Eins. Von Linne's Zeiten an, der noch 1766, in der 12ten Ausgabe ſeines Syſt. Nat. bey dem Milben behauptete: er habe unter den Milben des Mehles, der Krätze, und der Schwindſucht ꝛc. keinen andern Unterſchied, als den Ort ihres Aufenthaltes, gefunden, iſt man unter den Naturforſchern und Aerzten über die Krätzmilben nicht recht einig geweſen. Der eine hat ſie für Mehlmilben gehalten, die mit dem Mehle, womit gemeine Leute die Kinder bey der Krätze zu beſtreuen pflegten, hinein kämen. Der andere hat ſie mit Bonanni und Baker (*) für eine beſondere Art ausgegeben. Hr. Bar. Degeer zeigte zuerſt den Unterſchied, der zwiſchen Mehl- und Krätzmilben ſich findet (**):

ganzen Körper, als wenn er von Haupte bis zu Fuße mit dem Ausſatze behaftet wäre; denn ſie wachſen innerhalb des ſo genannten Häutchens an dem Körper, wie die Kopfläuſe bey den Kindern. An neugebornen Kindern hat man viele Beobachtungen deßfalls gemacht, als welche man unter dem Kinne, unter den Armen und an den Schamtheilen mit der Zinkblüthe, oder mit dem weiſſen Nihilum, zu beſtreuen pflegt, die Feuchtigkeiten abzutrocknen und dem Abſchälen der Haut vorzubeugen. Wenn es ſich nun getroffen, daß die Mutter oder Amme das Kind mit Mehl von Getreide, worin ſich die Motten oft aufhalten, beſtreuet hat, ſo hat das Kind erſt an dem Theile, und hernach endlich am ganzen Leibe die Krätze bekommen. Beſchmiert man einen Krätzigen mit etwas, das dieſen Hauswürmern zuwider iſt, ſo nehmen ſie ihre Zuflucht in den Körper ſelbſt, wo ſie einen oder den andern weſentlichen Theil mit Schmerzen quälen, oder auch ein Fieber erregen, daß nicht eher nachläßt, als bis die Krätze ausgeſchlagen iſt. Viele haben die trockne und rauhe Krätze vertrieben; aber ſie haben nachher Flußſchmerzen und ein Fieber gehabt, bis die Krätze ſich wieder eingefunden hat. Durch Mittel von Queckſilber, durch ſchwefelige Dinge, und durch die Kälte, wird dieſe Krätze vertrieben; durch ſüße Dinge aber vermehre ſie ſich."

(*) Baker hat ſie, in ſeinem zum Gebrauch leicht gemachten Mikroskop, S. 181. beſchrieben, und Tab. 10, Fig. 2. a, b, abgebildet.

(**) Er ſagt, in ſeinen Abhandlungen zur Geſchichte der Inſecten, (nach der Ueberſez. und Ausgabe des Hrn. Paſt. Göze,)

endlich hat ihn der Hofmedicus zu Hannover, Hr. Wichmann (*) durch Beſchreibung im Kupferſtiche, ſo deutlich und ſinnlich gemacht, daß bey niemand ein Zweifel mehr obwalten kann. Nach ihm, und ſeinen richtigen Beobachtungen, iſt es nun Acarus humanus. „Die Krätzmilbe iſt,“ ſagt Hr. W. allein und ohne „Ausnahme in denen Bläschen gegenwärtig, welche „erſt entſtehen, oder eben erſt eine wäſſerige durchſich- „tige Feuchtigkeit faſſen. Man muß ſie alſo nicht in „verhältnißmäßger Menge bey Kranken zu finden hof- „fen, welche ſchon Monate mit dieſem Uibel behaftet „geweſen ſind, ſondern bey denen, wo die Krankheit „ſich kürzlich erſt zwiſchen den Fingern, an dem Hand- „gelenke ꝛc. geäuſſert hat. Ein ſcharfes Auge endeckt „alsdann in einem ſolchen Bläschen, ſchon ohne Ver- „größerungsglas, oft ein weißes, von der Farbe der „Feuchtigkeit ſelbſt unterſchiedenes Pünctchen; und „gerade dies iſt, mit einem Inſtrumente behutſam her- „aus genommen, die Milbe, welche ſich an das me- „tallene Inſtrument oder Federmeſſer ſehr feſt hält, „auf grünes Tuch geſtrichen, beſſer in die Augen fällt, „und ſich in Bewegung ſetzt. Noch ehe ein ſolches „durchſichtiges Bläschen entſteht, findet ſich ſchon oft „eine

Göze,) 2 B. 1 Th. Nürnb. 1778, 4. S. 61: Die Krätze, dieſe eckelhafte Plage, womit die Kinder und unreinliche Perſonen behaftet ſind, entſteht bloß von Milben, die nicht ſo groß ſind, als ein ordentliches Sandkorn, die ſich unter die äuſſerliche Haut eingraben, darunter fortwühlen, und von dem Safte leben, den ſie aus der Haut und aus dem Fleiſche ſaugen. Durch ihr Nagen entſtehen die Wunden, die ſo lange forteitern, als ſie darin ſitzen. Dieſe Geſchwüre nennt man die Krätze, die durch nichts anders, als durch die Vertilgung der Milben, kann curirt werden. Ich habe ſie unter dem Vergrößerungsglaſe unterſucht, und von ganz anderer Geſtalt als die Mehlmieten, gefunden, woraus ich ſchließe, daß ſie eine andere Art ausmachen.“

(*) Aetiologie der Krätze, von J. Ernſt Wichmann Hannov. 1786, 8. 9 B. mit 1 Kupfert.

„eine Spur von der Milbe an den Fingern oder der Hand, „nämlich ein röthlicher Strich, gleichſam eine Furche, „welche dieſes Inſect in die Haut gegraben hat; und „noch gewöhnlicher iſt es, die Milbe in dieſen kleinen „Canälen, aes in den Bläschen ſelbſt, anzutreffen." Da Bonomo die Krätzmilben zuerſt gezeichnet und genau beſchrieben hat, ſo hat Hr. Wichmann auch dieſe Zeichnung beygefügt, aber zugleich eine doppelte neue nach eigener Beobachtung geliefert; und um den Unterſchied von der Mehlmilbe, den einige geläugnet haben, zu zeigen, findet man dieſe hier ebenfalls abgezeichnet.

Nicht alles, was juckt, (behauptet Herr Wichmann mit Recht,) iſt Krätze, und nicht jeder juckende Ausſchlag entſteht von Inſecten (vielleicht noch mehrere, als wir bis dahin wiſſen.) Die wahre Krätze fängt mit zerſtreut ſtehenden juckenden weißen Knötchen an, die ſich in Bläschen verändern, und gemeiniglich an den Händen zuerſt ſichtbar werden, von da ſie ſich über den Leib, das Geſicht ausgenommen, verbreiten. (So gemeiniglich. Oft aber auch zuerſt am Leibe, und beſonders an den Beinen.) Nachher wird die wäſſerige Feuchtigkeit mehr oder weniger eiterig, und giebt eine kleine weißliche Borke. Der Unterſchied zwiſchen feuchter und trockner Krätze iſt wohl überflüſſig. (Nicht ganz. Jene heilt merklich leichter.) Das durch Bettwärme vermehrte Jucken iſt faſt characteriſtiſch. Wer das nicht empfindet, hat die wahre Krätze nicht. (Iſt das nicht zu allgemein?) Die wahre Krätze ſteckt allein durch Berührung an. (Iſt auch dies es nicht?) Am erſten werden mit der Krätze verwechſelt: die Urtication, der veneriſche Ausſchlag, der nicht Krätze heißen ſollte, (ſehr richtig. Krätze iſt der Stoff. Veneriſch ſind die Grinde und Mäuden,) und der juckende Ausſchlag der Alten, (der aber doch der wahren Krätze ſich ſo ähnelt, daß ich ihn nicht zu unterſcheiden wüßte, wenn ich nicht mit Hrn. W. den Unterſchied darin ſetzen will, daß er Finger und Hände frey läßt, welches er auch nicht immer thut, ſo wenig als jede Krätze durchaus zuerſt an den Händen ſich äuſſert. Für veneriſchen Urſprunges ihn zu halten, iſt mir unmöglich.)

Die Frage: Sind die Inſecten Urſache der Krätze, oder ſind ſie eine Folge davon? veranlaßt eine lehrreiche Unterſuchung über den mediciniſchen Skepticismus, und die häufige Verwechſelung der Urſachen und Wirkungen. Hr. W. hält die Krätzmilbe für die alleinige Urſache der Krätze, und geſteht der Unreinlichkeit mit Recht nur die Beförderung des Niſtens und die Hägung der Krätzmilben zu.

Gibt es aber keine kritiſch metaſtatiſche Krätze? Wohl eben ſo wenig, als eine veneriſche, ſagt Hr. W. Wenn man anführt, daß chroniſche übel nicht eher gehoben ſind, als bis die Krätze über den ganzen Körper erſchienen iſt, ſo glaubt er, die Beobachtungen ſeyn hauptſächlich aus Hoſpitälern und Feldlazarethen, wo die Milben in den Bettdecken ꝛc. ſich fortpflanzen, und dies macht ihm dieſe Kriſe verdächtig. Von ſelbſt, ſagt er, entſteht ſie nie, ſondern allezeit durch Berührung. Wirkt die Krätze zum Beſten der Geſundheit, ſo wirkt ſie als ein allgemeines Veſicatorium, und durch ſo ein künſtliches Geſchwür genas dann auch bloß der Muzelſche Melancholikus.

Auch Mineralwaſſer, ſelbſt ſchwefelige, treiben keine Krätze aus, als höchſt zufällig, und wenn der Brunnengaſt in Betten kommt, die der Wirth von Krätzmilben nicht ſäubern konnte.

Wenn jemand, der die Krätze hat, von einer hitzigen Krankheit befallen wird, ſo verſchwindet die Krätze, und man ſchreibt dem Verſchwinden die Krankheit zu, zumal wenn bey der Geneſung die Krätze wieder ausbricht. Hier, ſagt Hr. W., wird Urſache und Wirkung verwechſelt. Krätze iſt kein Präſervativ einer andern Krankheit. Dieſe, welches man am deutlichſten bey Pocken ſieht, treten auch Krätzige an, die Krätze geht dabey weg, und kommt nach den Pocken wieder. Da hat doch gewiß die verſchwundene Krätze die Pocken nicht verurſacht, alſo wohl eben ſo wenig die übrigen Krankheiten (?) So unrichtig alſo dieſes Zurücktreten in Betrachtung der Milbentheorie iſt, ſo mußte Hr. W. doch demſelben begegnen, weil man daraus einen Einwurf wider den Gebrauch bloß topiſcher Mittel hernimmt, die nach der Milbentheorie allein anzuwenden ſind.

Und wenn es auch nie Zurücktreiben der Krätze gäbe, ſo ſind die Mündungen der einſaugenden Gefäße doch ſo groß,

groß, daß, wenn auch nicht die Milben ſelbſt, doch wenigſtens die Eyer gar füglich von denſelben können aufgenommen, in die Blutmaſſe gebracht, und nach innern Theilen herum geführt werden. Wird doch das Kügelchen vom Queckſilber reſorbirt, und werden dadurch weit gröſſere Geſchöpfe in Umlauf gebracht, z. B. Bandwürmer nach der Leber bey Haſen, nach den Muskeln bey Schweinen, nach dem Gehirne bey Schafen. Aber auch dieſer Theorie bedarf es nicht. Bey dem Fieberſchauder gerathen die Milben, wie vom kalten Bade, in Schlummer; Hautröthe, Jucken ꝛc. verliert ſich; die Milben ſterben wohl gar; aber wenn ſie am Ende auch nicht wieder belebt würden, ſo bringen die Eyer doch die vorige Krätze wieder hervor. So eine Belebung bringt auch vielleicht das warme Schwefelbad wieder hervor, wodurch ein Reiz auf der Haut entſteht, der die Bruſt alsdann befreyet, und andere Zufälle hebt.

Die Anſteckung der Krätze, da ſie beſonders durch Berührung, und zwar an Händen und Füßen, geſchieht, beſtätigt die Milbentheorie ungemein. Auch das, daß einige Menſchen ſo gar nicht von der Krätze angeſteckt werden. Die Milben müſſen in der Ausdunſtung derſelben etwas ihnen ſpecifiſch Widriges finden. (Alſo auch wohl anderwegen etwas ſpecifiſch Günſtiges.)

Vorzüglich beſtätigt die Cur der Krätze die Milbentheorie. Schwefel und Queckſilber ſind die Baſis bey allen Curen. Eine eigene Dyskraſie der Säfte hat man zu allen Zeiten bey der Krätze annehmen wollen, hat aber doch endlich zu Localmitteln ſeine Zuflucht nehmen müſſen, ſo, daß **Boerhaave, Schmucker, u. a. ſelbſt** mit Schmieren ꝛc. die Thierchen haben tödten müſſen. Krätze iſt bloß Hautkrankheit. Hat man ſie durch innere Mittel curirt, ſo war es entweder nicht wahre Krätze; oder war ſie es, ſo ſind Schwefel und Queckſilber die Mittel geweſen, die beyde von innen auch nach auſſen wirken. **Grant** und **Werlhof** entſcheiden für die Localmittel.

Hr. W., der ein Zurücktretten der Krätze aus kränklicher innerlicher Urſache nicht zugeben will, giebt am Ende doch ein ſchädliches **Zurücktreiben**, als möglich zu; aber eigentlich nur vom Mißbrauche der ſpecifiſchen Mittel, wenn ſie unzeitig, verkehrt und in zu groſſer Menge ꝛc. angewandt worden ſind, alſo nur ein Zurücktreiben als

Folge

Folge der äuſſern Mittel. Und da ſind grade die wirkſamſten auch die gefährlichſten. Man ſchmiere einen geſunden Menſchen unbedachtſam mit Schwefel- oder Queckſilberſalbe, ſetze ihn der Erkältung aus, und ſehe, was für eine Krankheit derſelbe auch ohne zurückgetriebene Krätze, bloß von unterdrückter Ausdunſtung bekommen werde. (Aber die Zufälle haben doch einen ihnen eigenen Verlauf. Und wenn nun Krätze wieder erſcheint, und der Kranke geneſet, iſt ſie dann auch die Kriſe der Mittel?)

Unter den äuſſerlichen Mitteln hat man, neben Schwefel und Queckſilber, auch Arſenik angeprieſen, mit dem man aber noch vorſichtiger ſeyn muß. Sollte es des Heraustreibens von Krätze bedürfen, ſo würde Schwefel wohl meiſtens, ſonſt auch Umgang oder Handſchuh eines Krätzigen zureichend ſeyn.

Die Milben ſind nur bey den erſten Krätzblaſen, und bey den eiternden Puſteln ſind ſie nicht mehr da, wie ſoll man dann die größern eiternden Schwären noch durch Schwefel zu heilen ſuchen? Auf dieſe wichtige Frage antwortet Hr. W. ſehr kurz; eben deswegen iſt die Heilung der eingewurzelten Krätze ſo ſchwer, weil der Schwefel nicht eigentlich die Urſache, die Milben, mehr angreifen kann. Und giebt es keine kleine Puſteln, welche Milben enthalten, zwiſchen den großen mehr, ſo ſind in dieſem Zeitpuncte überhaupt Schwefel und Queckſilber äuſſerlich überflüſſig, und würden, wo offene Stellen ſind, gar die Geſchwüre verſchlimmern. Dann ſind ſie wie eine einfache Excoriation oder Wunde anzuſehen, und allenfalls durch trocknende äuſſerliche Mittel zu behandeln.

Hr. W. hofft alſo, die Entſtehungsart der Krätze, daß ſie eine durch Milben erregte ſimple Hautkrankheit ſey, die Heilung durch bloß äuſſerliche Mittel, die Entbehrlichkeit aller innern Arzeneyen, die freye Wahl der Nahrungsmittel, dargethan, ſo wie die verſchiedenen Erſcheinungen erklärt zu haben, und will, man ſolle die Behandlung dieſer äuſſerlichen Krankheit allein den Wundärzten überlaſſen.

Da Hr. **Wichmann** uns die Wahrnehmungen des **Bonomo** wieder in das Gedächtniß bringt, und er nun dieſelben durch eigene ſo augenſcheinlich macht, wird nicht leicht jemand ſich finden, der an der Milben-

theo-

Theorie zweifle. Sie iſt auch von Hrn. W. zu Erklärung mancher Erſcheinungen ſehr richtig angewandt. Man begreift die häufigſte Fortpflanzungsart; man verſteht die Entſtehung der erſten Krätzblaſe; man wird dreiſter gemacht; um diejenigen, die ſie durch Berührung empfangen, und deren ſind viele, ſogleich und rüſtig von ihrem Uibel zu befreyen. Das iſt ſchon wahres Verdienſt, wenn man auch ſonſt Manches, ſo ſinnreich es auch dargelegt wird, doch noch für ganz entſchieden nicht achtet. Denn, wenn man auch die ewigen Wanderungen der Krätzmilbe von Menſchenkörper zu Menſchenkörper — denn andere thieriſche Körper haben gewiß andere Milbenarten — zugeben möchte, werden wir dann alles vorher und alles nachher auf dieſe Milbe beruhen laſſen können? Sollten wir nicht, Unreinlichkeit hier nicht gerechnet, eine Diſpoſition annehmen müſſen, die ihre Erzeugung begünſtige? Für die Urmilbe wenigſtens in jedem Welttheile nicht nur, ſondern auch für die Urmilbe in jedem Lande, wo ſie häufig iſt, und in jeder Epidemie, in der ſie ſo vielen ſich mittheilt, müſſen wir dergleichen Diſpoſition dazu noch wohl voraus ſetzen, eine der Krätzmilbe günſtige, wo ſie niſtet, wie eine ihr widrige, wo ſie nicht hauſen kann. Und warum dann nicht auch mehrmals, wenn zu derſelben Zeit einer leicht und der andere ſchwer und hartnäckig krätzet, und ein Dritter auf keine Weiſe angeſteckt wird? Muß ja doch das Mehl, muß der Käſe doch ſeine Diſpoſition haben, ehe die verſchwiſterte Milbe in Mehl oder Käſe ſich erzeugen, oder, wie die Eyertheorie will, ehe eine Milbe den Käſe beſteigen kann. In friſchem kann ſie nicht dauern, noch niſten, noch brüten. Und ſo iſt es mit jedem Inſecte oder Wurme, und allen untern Claſſen der belebten Schöpfung. Sie müſſen ihre Blume, ihr Blatt, ihren Saft, und was noch mehr, jedes in ſeiner Diſpoſi-

poſition dazu finden, ehe ſie das werden, was ſie ſeyn wollen. Ich will die Eyertheorie nicht beſtreiten, ſie iſt im Großen wie im Kleinen ein großer Naturweg; aber ob der einzige in der Fortpflanzung, daran zweifle ich noch, da man die Natur nirgends ſo eintönig findet, da jeder nicht nur thieriſche, ſondern auch vegetabiliſche Saft, wenn er auſſer ſeinen Kreislauf, und auſſer ſeine Beſtimmung geſetzt wird, ſeine plaſtiſche Natur, oder, wie man es nennen will, ſeinen Bildungstrieb in einer andern Verbindung verräth, die bis zu einer ſimpeln Organiſation ſich erheben kann. In viel mehrern verirrten Säften, Sauchen und Abſonderungen wird nach und nach das Mikroskop dem Forſchungsgeiſte ſeine Mühe belohnen, und Thierchen entdecken, von denen unſere Phyſik noch nicht geträumt hat. Aber laß es ſeyn ſwas es will, ohne eine Diſpoſition leben und gedeihen ſie nirgends auf oder in einem Körper im Naturzuſtande, und wenn es im thieriſchen Körper geſchieht, nicht ohne eine ihnen angemeſſene Diſpoſition, ohne eine im widernatürlichen Zuſtande vorhandene Dyskraſie der Säfte. Und wäre es dann ſo widerſprechend, daß auch für die Krätzmilbe eine im menſchlichen Körper ſeyn müſſe, bey der allein ſie gedeihet? Iſt es nicht höchſt wahrſcheinlich, daß dieſe vorher da ſeyn müſſe, wie ſie es im Mehle und im Käſe ſeyn muß? Und bedarf es einer Dyskraſie vorher, damit ſie entſtehe, und die Milbe anbeiße, ſo wird das Daſeyn derſelben nachher durch Vervielfältigung und Erhöhung der Dyskraſie auch wohl um ein Vieles unläugbar und richtiger, die weitern Erſcheinungen deutlicher zu macheu. Denn, wenn wir der Natur einen Theil ihres Geheimniſſes abgelauſcht haben, und es zuverläſſig wiſſen, daß ein Würmchen oder ein Inſect dieſes Uibel und viele andere mehr in ſeinem Anfange veranlaſſe, haben wir dann alles abgethan, und ſind wir mit allen Uibeln auch in der Folge fertig?

Laß

Laß das Inſect das Korn in der Milch anſtechen, den Saft auslaufend machen, und das, was Korn werden ſollte, in den monſtröſen Kornzapfen ſich bilden. Sind wir dann fertig, wenn wir wiſſen, das Inſect habe es veranlaßt? Das Inſect hat dem Korne nichts an, wenn nicht vorher ſchon Diſpoſition da iſt, aber auch ganz unabhängig vom Inſecte hat der Kornzapfen ſeine ihm eigene Eigenſchaft; eine Eigenſchaft, die ihm mit allem übrigen auch geſund ſcheinenden Korne gemein iſt; ein wichtiger Umſtand, den eben Hr. W. ſo richtig zuerſt dargethan hat, und in dem die Schärfe, oder Dyskraſie liegt, woraus die fürchterliche Kriebelkrankheit ſehr wahrſcheinlich entſteht. Und anders iſt es mit der Krätze wohl auch nicht. Nachdem der erſte Auftritt, die Periode des Inſectenſtiches vorüber iſt, ſo iſt es nun Krätze, ein Uebel, welches ohne Diſpoſition ſchwerlich gedeihet, mit geringer leicht vorüber geht, und bey ſtarker gewaltig um ſich greift und gewaltig mitnimmt, wie ein Ferment die Säfte beſchmitzt, und wenn ſie auf edle Theile zurück getrieben wird, dieſelben mächtig erſchüttert, und ſchwer zu heben iſt. Das ſind Ereigniſſe, die man nicht wegerklären wird, und bey welchen des Hrn. W. Milbentheorie doch ihre Wahrheit, und ſelbſt bey der Cur ihre Verdienſtlichkeit behält. Aber wenn die Milbe ihre Exiſtenz geendigt hat, ſo iſt das Mehl verdorben; der Käſe, ein alter Käſe für den Liebhaber; und der Menſch hat die Krätze. Dieſer Zuſtand aber iſt ein eigener, auf den die Milbe weiter keinen Einfluß hat, da ihre Exiſtenz vorher ſchon aufhörte; und dieſer Zuſtand iſt es erſt, der, wenn die Milbe nicht ſogleich ertödtet worden iſt, wie ſie es nun ſicher kann, alle Sorgfalt des Arztes erfordert.

Faſt ähnliche Gedanken hat unſer berühmter Hr. Prof. Selle, welcher dieſer Aetiologie ebenfalls, wiewohl mit einiger Einſchränkung, beytritt. Er ſagt, im 3 Th. ſeiner neuen Beyträge zur Natur- und

Arzeneywiſſenſchaft, (Berl. 1786, gr. 8.) S. 126, f. „Hr. Hofmedicus Wichmann zu Hannover, hat kürz„lich durch ſeine Aetiologie der Krätze, einer Lehre „neue Stützen gegeben, die faſt ſchon wieder in Ver„geſſenheit war, und nur von wenigen Aerzten aner„kannt wurde. Mich haben ſeine Gründe vollkommen „davon überzeugt, daß die Milben zum Weſen und „zum Daſeyn der Krätze gehören, und keine bloß zu„fällige Folge derſelben ſind. Aber ich kann nicht läug„nen, daß mir manche ſeiner Erklärungen immer noch „zu gezwungen ſcheinen, und es giebt, dünkt mich, in „dieſer Theorie einen Mittelweg, der alle Erklärungen „erleichtert, zu ſeinen Beobachtungen von dieſen Thie„ren paßt, und aller praktiſchen Gefahr dieſer Theorie „vorbeugt. Es iſt mir nämlich wahrſcheinlich, daß es „bey der Krätze hauptſächlich auf eine beſondere Be„ſchaffenheit der Haut und der in ihr enthaltenen Flü„ßigkeiten ankomme, ohne welche keine Erzeugung der „Krätzmilben Statt finden kann, ſo wie auf der an„dern Seite bey dieſer Beſchaffenheit der Haut nicht „eher Krätze zum Vorſchein kömmt, als bis ſich dieſe „Inſecten erzeugt haben. Unter dieſem Geſichtspuncte „betrachtet, machen die Milben einen weſentlichen Theil „der Urſache der Krätze aus, und dieſe könnte ohne jene „nicht da ſeyn. Ich würde jene Beſchaffenheit der Haut „die prädisponirende, und die Inſecten die Gelegen„heitsurſache der Krätze nennen; und wie dieſe ihre „Wirkſamkeit verliert, oder nicht äuſſern kann, wenn „jene fehlt, ſo würde ich in der Cur mehr auf die prä„disponirende, als auf die Gelegenheitsurſache ſehen, „weil die erſtere eigentlich das zu ſeyn ſcheint, was, es „möge nun bloß topiſch, oder Folge einer allgemei„nen innern Beſchaffenheit ſeyn, durch ſein Zurück„treten ſchädlich und durch ſeinen Ausbruch kritiſch „werden kann.“

Hr. D. Juſti, in Annaburg, äuſſert, in ſeinem Etwas über die Krätze; als Beſtätigung und Beytrag zu Wichmanns Aetiologie derſelben (*), über dieſes Urtheil des Hrn. Prof. Selle folgende Gedanken.

„So viel Ehrfurcht ich auch vor die längſt entſchiedenen Verdienſte dieſes ſchätzbaren Mannes um mediciniſche Gelehrſamkeit habe, ſo kann ich nicht umhin, diesmal zu zweifeln. — Er ſagt: es komme auf eine beſondere Beſchaffenheit der in der Haut enthaltenen Flüſſigkeiten an, und dies ſey die prädisponirende Urſache, u. ſ. w.

1. Wenn dies wirklich wahr wäre, ſo könnte dieſe manchmal Jahre lang da ſeyn, (man könnte ſie auch, weil man kein Zeichen davon hat, nicht erkennen,) ehe Krätze zum Vorſchein käme, weil doch dieſe nicht eher entſtehen könnte, als bis dem, bey welchem dieſe prädisponirende Urſache wäre, von ungefähr Milben mitgetheilt würden. Und wenn nun wirklich dieſe fehlerhafte Beſchaffenheit ſo lange verborgen da wäre, würde die nicht, ehe Krätze entſtände, ſchon mancherley andere Uebel hervor bringen? und würde ſie ſo lange topiſch bleiben?
2. Erfahrung lehrt, daß die geſundeſten Leute, die augenſcheinlich und ganz unläugbar die beſten und reinſten Säfte haben, nicht davon verſchont bleiben.
3. Es bekommen im Gegentheil wieder ungeſunde Leute mit den übelſten Säften, deren Natur wir bisweilen auch kennen, Krätze, und dieſe kann geheilt werden, ohne daß ſich die Beſchaffenheit der Säfte weder verſchlimmert noch verbeſſert.

Uebrigens mache ich mir die nämliche Indication; ich ſuche gegen beyde Urſachen zu wirken; aber die prädisponirende halte ich für weiter nichts, als Schmutz und Unreinigkeit in der äuſſern Haut; dieſe alſo räume ich durch fleißiges Waſchen und Baden, durch reine Wäſche und Kleidungsſtücke aus dem Wege, die Milben aber durch Mittel, welche dieſe tödten.“

Jo. Chriſt. Jonas diſſ. Quedam dubia circa aetiologiam Wichmannianam ſcabiei. Hal. 1787, 8. 2 u. e. h. B.

(*) In Hrn. g. R. Baldingers neuen Magazin für Aerzte, 10 B. 3 St. S. 204, fgg.

Man pflegt gemeiniglich in der Cur der Krätze den Unterſchied zu machen, daß man die äuſſerliche Cur, die ſie gewiß vertreibt, in dem Falle, wenn man ſie bloß durch das Anſtecken bekommen hat, ohne den Gebrauch innerlicher Arzeneyen in dem Falle zugleich mit verordnet, wenn das Uebel, ohne Anſtecken, von ſelbſt gekommen zu ſeyn ſcheint. Allein, wenn auch der Grund der letzten Verordnung zugegeben werden müßte, daß nämlich im letzten Falle ein allgemeines Verderben der Säfte der Urſprung der Krätze wäre, ſo iſt doch dieſe Unterſcheidung in der Curart ungründlich, weil man nicht bloß, der Theorie zu Dienſte, die innerliche Cur der Krätze zur Reinigung der ganzen Maſſe der Säfte, ſondern auch in der Abſicht, die ſich in traurigen Erfahrungen gründet, verordnen muß, weil zuweilen die äuſſerlichen Mittel, die einen auch ganz ſuperficiellen Ausſchlag der Haut gewiß vertreiben, denſelben, durch eine unglückliche Zuſammentreffung der Umſtände, in edle Eingeweide zurück treiben, und plötzliche Gefahr verurſachen.

Daß ſich dieſes zutragen könne, beweiſen die Beobachtungen vieler Schriftſteller. Unter andern führt Hr. D. Unzer, im 300 St. des Arztes, folgendes Beyſpiel, welches warnend genug iſt, an.

„Ein geſunder, ſtarker, junger Menſch, ein Candidat der Theologie, war von der Krätze angeſteckt worden, und befand ſich deswegen auf einem Krankenhauſe, wo ich ihm die von einem berühmten Medico verordneten Arzeneyen, die bloß in Purganzen und blutreinigenden Mitteln beſtanden, vorſchreiben, und ihm den Gebrauch aller äußerlichen Sachen verbieten mußte. Weil es mit dieſer Cur langſam hergieng, und der Candidat eine Predigt zugeſagt hatte, die er am folgenden Sonntage halten, und wobey er gern reinlich ſeyn wollte, ſo gab er einer Krankenwärterin Gehör, die ihm eine ſonſt ganz unſchuldige Schwefelſalbe vorſchlug, womit er ſich eines Morgens heimlich, bloß zwiſchen den Fingern und Zehen ſalbete. An eben dem Tage gegen Mittag,

tag, beklagte er ſich über Aengſtlichkeit der Bruſt und kurzen Athem. Ich war abweſend, und kam um Mittag nach Hauſe, da er mir auf der Treppe entgegen kam, und geſchwinde bey mir vorbey herunter ſtieg. Auf meine Frage, wohin er gedächte, ſagte er mir, daß er ſeit einer Stunde einen heftigen Stuhlzwang (Tenesmus) hätte. Er eilte fort, und ich gieng auf mein Zimmer, wo ich kaum einige Minuten geweſen war, als man mir die Nachricht brachte, daß er auf ſeine Stube zurück gekommen wäre, und auf dem Bette todt läge. Ich fand ihn mit ſehr aufgetriebener Bruſt und Unterleibe wirklich entſeelt. Bey der Eröffnung des Leichnames fanden ſich alle Eingeweide geſund, aber das Zwerchfell war ſehr tief nach dem Unterleibe herab gedrückt, und die Lunge war erſtaunlich aufgetrieben. Der Ausſchlag auf der Haut war ganz trocken; und als man einige Einſchnitte in die Subſtanz der Lunge machte, ſprützte eine dünne eiterige Materie heraus, wovon die ganze Lunge ſo ausgedehnt war. Dieſes erklärte die Engbrüſtigkeit, den Stuhlzwang, die Erſtickung und den Tod. Man kann nicht umhin zu bekennen, daß ſich dieſe Materie des Ausſchlages unglücklicherweiſe nach der Lunge gewendet, und dieſen betrübten Ausgang veranlaßt haben müſſe. Ein Zuſammenfluß von Umſtänden muß die Gelegenheit hiezu gegeben haben, denn der einzige Gebrauch ſo weniger Schwefelſalbe ſcheint nicht hinlänglich zu ſeyn. Genug, dieſer Zufall beweiſet, wie nöthig es ſey, die ſonſt geſundeſten Leute, ob ſie gleich die Krätze nur durch Anſteckung erhalten haben, bey dem Gebrauche äuſſerlicher Mittel, die dieſelbe vertrieben, um der Gefahr möglicher Zufälle willen, mit innerlichen Arzeneyen zu präſerviren. Die Erfolge dieſer Art ſind gar nicht ſelten, und ein Arzt iſt ſchuldig den Weg der größten Sicherheit immer zu wählen."

Ich rathe demnach einem Jeden, wer ſich zum Gebrauche äuſſerlicher Arzeneyen wider die Krätze und andern ähnlichen Ausſchlag der Haut entſchließt, die innerlichen Arzeneyen und die gehörige Lebensordnung damit zu verbinden. Der Zweck von beyden muß dahin gehen, die Maſſe der Säfte von allen Unreinigkeiten zu befreyen, es mag nun ſeyn, daß ſie der Urſprung der Verunreinignng der Haut, oder daß ſie von

der Haut reſorbirt ſind, oder daß ſie auch nur die Verunreinigung der Haut unterhalten könnten. Man beobachtet es bey ſonſt geſunden krätzigen Leuten ſehr oft, daß die Blaſen am Abend juckender, entzündeter, voller von Eiter und bösartiger ſind, wenn ſie am Mittage Speck, Schweinfleiſch, eingeſalzene oder hitzige Speiſen genoſſen haben. Dieſes ſind demnach die Gründe, warum bey ſolchen Kranken die vornehmſten Ausführungen täglich befördert, und ihnen keine andere Nahrungsmittel und Arzeneyen geſtattet werden müſſen, als die den reinſten und unſchuldigſten Nahrungsſaft in das Blut bringen, und der Entzündung und Eiterung in der Haut auf keine Weiſe beförderlich ſind.

Zur Diät gehört vornämlich, daß man alle geſalzene, geräucherte, fette, ſcharfe und hitzige Speiſen, ins beſondre Speck, Schweinfleiſch, thranige Fiſche, hitzige Gewürze, wie auch Wein, Branntwein und ſtarke Biere vermeide. Das beſtändige Getränk, wovon man täglich viel trinken muß, kann eine Ptiſane von Eichorien= oder Klettenwurzel mit ein wenig Salpeter (*); oder Milch, mit Waſſer vermiſcht, Molken, Haberptiſane, oder Getränk von Kletten= Eichorien= Althäen= Sauerampfer= Mengelwurz, oder Scorzonerwurzel; oder Holztränke mit rohem Spießglanze verſetzt, ſeyn, welcher letztere zuweilen die hartnäckigſte Krätze, die allen andern Arzeneyen widerſtand, curirt hat.

In der trocknen Krätze, die unter den Häuten der Blaſen nur wenig dünnen, wäſſerigen, ſcharfen Eiter enthält, ſind alle ſcharfe Speiſen und Arzeneyen, ſie mögen auch ſonſt für noch ſo blutreinigend gehalten werden, z. B. die Kreſſe, die Bachbungen, das Löffel=

(*) Man läßt 6 Unzen von der großen Klettenwurzel (Rad. Bardanae) eine halbe Stunde lang, mit 1 Quent Salpeter und 2 Quart Waſſer kochen, und ſeihet es hernach durch.

ſelkraut, die Pimpinelle, welche die Schärfe, und die Ptiſanen von harzigen trocknen Hölzern, als: Saſſafras- und Franzoſenholz, welche die Trockenheit vermehren würden, und ſo auch die ſcharfen Arzeneyen, als: die Holzeſſenz, die Tinctur von Weinſtein und Spießglanz, zu vermeiden; wogegen man ſich der Ptiſanen von Sarſaparille, Seifenkraut, Althäe und geraſpeltem Hirſchhorn, Eſelsmilch, oder Bitterklee, oder Erdrauch, in ſüßen Molken friſch gekocht, zum beſtändigen Getränke, und der Arzeneyen vom Bernſtein, und anderer, mit Nutzen bedienen kann. In der feuchten Krätze, wo die Blaſen von einem dicken, gelben Eiter ſtarren, und die Zähigkeit und Klebrigkeit der Säfte mehr in Betrachtung kömmt, ſind die Ptiſanen von der Chinawurzel, Saponaria, mit der Winteriſchen Rinde, beſonders für fette Perſonen, wie auch Molken- oder Grupenptiſanen, am dienlichſten.

Ueberhaupt aber gehören noch zur Lebensordnung: eine reine Luft, leichte Speiſen, öftere mäßige Leibesübung in freyer Luft, und eine ſorgfältige äuſſerliche Reinlichkeit, in Abſicht des öftern Waſchens, des Wechſelns der Wäſche, und der Vermeidung ſchmutziger Hanthirungen.

Zur Cur der Krätze mit innerlichen Arzeneyen werden hauptſächlich die hiezu ausgeſuchten Purganzen, wie auch die Blutreinigungen, welche die übrigen Abführungen durch den Schweiß und Urin befördern, von den beſten Aerzten verordnet, wenigſtens iſt auf dieſe weit mehr, als auf alle andere, zu bauen, die die voraus geſetzte üble Beſchaffenheit der Säfte verbeſſern ſollen, ohne ſie auszuführen, wie z. B. die erdigen, abſorbirenden Mittel ſind, die häufig verordnet werden und hier nichts taugen.

Die beſten Purganzen, die ſich zu dieſer Cur ſchicken, ſind diejenigen, welche zugleich die übrigen Ab-

führungen befördern, und nicht hitzig ſind. Die Jalappenwurzel und Senna, mit Cremor Tatari verſezt, das ſedlizer, das Polychreſt= das Seignetteſalz, der Salpeter, die Rhabarber mit kühlenden Salzen, die Tamarinden= und Mannatränke mit Salzen, ſind von allgemeinem Nuzen, und müſſen alle 4 oder 6 Tage, ſo lange die Krankheit dauert, wiederholt werden. Insbeſondre aber ſcheinen hier das verſüßte Queckſilber, und der Spießglanzſchwefel der dritten Präcipitation, am meiſten ſpecifiſch zu ſeyn. Das erſte haben viele berühmte Aerzte, als: **Etmüller**, **Riverius**, **Hundertmark** und **Junker**, einmüthig geprieſen. Den leztern hat **Hundertmark** mit dem erſten verbunden, und **Junker** verordnete ihn im ganzen Verlaufe der Cur täglich, ſo, daß man am erſten Abend 1 Gran, ſodann alle folgende Abende täglich 1 Gran mehr, bis auf 8 Gran, hienächſt wieder täglich 1 Gran weniger, bis auf 1, und ſo fort, ſtets ſteigend oder abnehmend, einnahm, wobey er dennoch die Purganzen aus verſüßtem Queckſilber und andere Blutreinigungen zu Hülfe nahm. Man kann dieſen Schwefel mit Mittelſalzen verſetzen; und da er auf ſolche Weiſe nicht nur die Leibesöffnung, ſondern auch den Urin und andere Ausführungen befördert, auch das Zurücktreten des Ausſchlages verhindert, ſo iſt er zu dieſer Cur in aller Abſicht vortrefflich. **Sydenham**, **Willis**, und Andere, nehmen im Anfange der Cur den Aderlaß zu Hülfe, welcher auch, nach Beſchaffenheit der Umſtände, bey Vollblütigen, bey ſtarker Entzündung der Haut, bey Hitze und Wallung im Blute ꝛc. allerdings beyzubehalten iſt.

Was die ſchweißtreibenden Arzeneyen betrifft, die **Sydenham**, **Ettmüller**, u. a. rathen, ſo könnten ſie zwar in den Zwiſchenzeiten der Purganzen, die doch nicht täglich fortgeſezt werden dürfen, Statt finden; allein, man kann ſich völlig mit der oben beſchriebenen

Di-

Diät und den äuſſerlichen Mitteln begnügen, die gewiß die Krankheit bald heben werden. Ich warne vor hitzigen ſchweißtreibenden Mitteln, welche die Entzündung der Haut vermehren; und wer, um dieſe zu vermeiden, ſeine Zuflucht zu warmen Getränken, zum Theewaſſer u. d. gl. nehmen will, der bedenke die Warnung des Tiſſot, daß nichts die Kräze länger zu unterhalten vermögend ſey, als der Mißbrauch des warmen Waſſers.

Da die mercurialiſchen Arzeneyen in dieſer Krankheit für vorzüglich gehalten werden, ſo hat der Rath des Hrn. **Störk** hievon ſein Gewicht, daß man in einem hartnäckigen Ausſaze das Sublimat, nach der Methode des Hrn. v. **Swieten** verſuchen müſſe, welcher Rath aber die Direction eines gelehrten Arztes erfordert.

Wenn das Uebel hartnäckig iſt, und ſehr lange dauert, ſo erſchöpft es den Kranken durch Schlafloſigkeit von dem immerwährenden Jucken, wozu noch bisweilen ein Fieber kommt; er wird ſehr mager, und verliert ſeine Kräfte. In ſolchem Falle giebt **Tiſſot** den Rath, nach einer gelinden Purganz einige lauliche Bäder zu verordnen, den Kranken zur Diät der Geneſenden zu halten, und ihn 14 Tage lang, morgens und abends ein Pulver, von 15 Gran rohen Spießglanz, und eben ſo viel Salpeter vermiſcht, nehmen zu laſſen. Dieſe Arzeney iſt unter den ſchweißtreibenden die einzige, die in den Zwiſchentagen der Purganzen verordnet werden müßte. Allein, in der hier vorgeſchriebenen Form werden ſie Perſonen von empfindlichem Magen nicht vertragen. Man kann dem abhelfen, wenn man ein Bündel rohen Spießglanz in die Ptiſanen, die oben zum beſtändigen Getränke empfohlen worden ſind, und die man mit etwas Salpeter kocht, hängt.

Die äuſſerliche Reinlichkeit kann in dieſer Krankheit nicht genug beobachtet werden. Man muß täglich 2 mal den ganzen Leib in laulichem Waſſer oder Milch mit venetianiſcher Seife waſchen; die Hände und den Hals, nebſt den Beinen, noch öfter. Hiedurch hat Störk viele curirt, welcher auch das Waſchen der Kranken mit ihrem eigenen Urin für gut hält, gleichwie Willis das öftere Baden und Schwimmen in Seewaſſer empfiehlt. Borellus ließ die Kranken mit ſchwarzer Seife waſchen, und gleich nachher dieſelbe mit reinem Waſſer wieder abſpühlen, weil ſie ſonſt die Haut anfreſſen würde. Das öftere Baden in kaltem Flußwaſſer iſt heilſam und ſicher. Wenn aber der Ausſchlag zu hartnäckig wäre, müßte man ſich ſchwefeliger mineraliſcher Wäſſer, oder, in deren Ermangelung, eines Waſſers, worin Gyps gekocht worden, nach Plater's Rathe, zum Baden und Waſchen bedienen, welches leztere die Haut nicht ſo rauh macht, als das Kalkwaſſer. Doch iſt es beſonders bey dem Gebrauche der mineraliſchen ſchwefeligen Bäder nöthig, den Gebrauch der Purganzen ſowohl voran zu ſchicken, als auch damit zu verbinden. Von den Kräuterbädern, deren die mediciniſchen Schriftſteller eine große Menge vorſchlagen, iſt darum nicht viel zu halten, weil die hier angezeigten zur Reinigung der Haut ſchon hinlänglich, da aber, wo ſie nicht hinlänglich ſind, auch die Kräuterbäder gemeiniglich zu ſchwach, und zuweilen noch durch Nebenwirkungen ſchädlich ſind. Daher iſt es beſſer, im nöthigen Falle, nur gleich zu den wirkſamſten äuſſerlichen Arzeneymitteln zu ſchreiten, welche, wenn nur die innerliche Cur dabey nicht allein vorher gegangen iſt, ſondern auch fortgeſezt wird, ohne die geringſte Gefahr gebraucht werden können. Man bedient ſich hiezu verſchiedener Zuſammenſetzungen aus Bley, Kalk, Glätte, Campher, Tobak, u. ſ. w. Allein, einige von dieſen ſind zu gefährlich,

andere zu unwirkſam. Unter allen äußerlichen Arzeneyen ſind nur zwey von bewährtem Nutzen, nämlich das Queckſilber und der Schwefel.

Vom Queckſilber ſind die Urtheile zwar noch ſehr getheilt. Willis verwarf die Queckſilberſalben als gefährlich, und pries den Schwefel. Hundertmark verwirft noch beyde; wenn aber die innerliche Cur nur nicht verabſäumet wird, ſo weiß ich in der That nicht, was beyde ſchaden könnten. Störk empfiehlt ſie beyde im Nothfalle, und Tiſſot curirte öfters die Krätze mit Queckſilberſalbe allein, ohne den Schwefel zu gebrauchen. Man macht, nach ſeiner Vorſchrift, aus 2 Loth gereinigten rohen Queckſilber, $\frac{1}{2}$ Quent venet. Terpenthin, und 4 Loth friſchen Schweinſchmalz, eine Salbe. Mit dieſer Salbe reibt man, nach und bey gehöriger innerlichen Cur, alle Morgen die krätzigen Glieder dergeſtalt, daß man jeden Morgen einen 8ten Theil von der hier verordneten Quantität der Salbe verbraucht. Tiſſot hat angemerkt, daß dieſes Mittel eben ſo ſicher, aber etwas langſamer, als die Schwefelſalbe, wirke. Bey dem Gebrauche dieſer Salben iſt überhaupt, beſonders aber bey der Queckſilberſalbe, zu beobachten, daß man alle Kälte und Feuchtigkeit vermeide, weil ſonſt die letztere nicht nur eine Geſchwulſt des Halſes und Zahnfleiſches, und einen Speichelfluß, der bey einer ſcorbutiſchen Krätze ſehr zu verhüten iſt, ſondern auch das Zurücktreten derſelben, und viele noch gefährlichere Zufälle, veranlaſſen könnte. Sonſt hat die Mercurialſalbe darin einen Vorzug vor der Schwefelſalbe, daß ſie den ſtarken Geruch nicht hat, der bey der Schwefelſalbe ſchwerlich verbeſſert werden kann.

Von der Schwefelſalbe wird man nie nachtheilige Folgen bemerken. Sie hat die Autorität der größten Aerzte. Sydenham, der zu dieſer Salbe Schwe-

fel-

ſelblumen nahm, verbeſſerte ihren Geruch durch ein wenig Roſenholzöhl. Die einfache, aus Schwefel, ein wenig Salmiak und Schweinſchmalze beſtehende Salbe, deren Pringle, Tiſſot, und Mehrere, ſich bedienen, iſt am beſten. Man nimmt 8 Loth Schwefel, ½ Loth Salmiak, und ſo viel Schweinſchmalz, als nöthig iſt, um eine Salbe daraus zu machen. Wenn nun der Leib zuvor innerlich zu wiederholenmalen gereinigt worden iſt, gebraucht man dieſelbe folgendermaßen. Der 4te Theil der hier verordneten Portion muß jeden Tag auf einmal eingerieben werden; und ob dies gleich etwas viel iſt, muß man ſich doch ſo viel Zeit dazu nehmen, daß es geſchehen könne. Man kann das Salben des Morgens oder Abends verrichten, nur muß man die naſſe Witterung und die Erkältungen vermeiden. Mit dem erſten Viertel der Salbe reibt man nicht den ganzen Leib, ſondern nur entweder einen Arm mit der Hand, oder einen Schenkel mit dem Beine und Fuße. Am folgenden Tage reibt man eins der andern Glieder; und ſolchergeſtalt muß in den 4 erſten Tagen ein jedes der vier äuſſerlichen Glieder ein Viertel der Salbe empfangen. An eben denſelben 4 Tagen, wird alle Tage einmal, es ſey morgens oder abends, gleich nach dem Salben ein Pulver, entweder von 6 Gran Spießglanzſchwefel der dritten Präcipitation, mit 10 Gr. Salpeter vermiſcht, oder ein Pulver von 12 Gr. gemeinen Schwefel, mit ein wenig warmer Ptiſane genommen. Nach Verlauf dieſer 4 erſten Tage, wird der 5te zum Purgieren angeſetzt, wozu man ſich einer der oben angezeigten Arzeneyen bedienen kann. An dieſem Tage wird keine Salbe gebraucht. In den folgenden 8 Tagen, wird am Abend des erſten wieder ein Viertel der Salbe an einem Arme oder Fuße verrieben; am zweyten des Morgens, das obige Pulver von Spießglanzſchwefel; am dritten, des Abends, ein Viertel der Salbe an einem andern Arme oder Beine;

ne; am vierten, des Morgens, ein Pulver von Spießglanzſchwefel, und ſo dieſe 8 Tage fort, täglich eine von beyden Arzeneyen wechſelsweiſe gebraucht. Zuletzt wird wieder purgirt.

Ich habe oben geſagt, daß man den Schwefel entweder allein, oder in Verbindung mit andern Dingen, gebraucht. Der Verbindung deſſelben mit Salmiak, iſt bereits Erwähnung geſchehen. Eine andere neuere Verbindung des Schwefels enthält die Krätzſalbe, welche Hr. Jaſſer, Regimentschirurgus des v. Lengefeldſchen Regimentes, in Schmucker's vermiſchten chirurg. Schriften, 3 B. S. 169, fgg. mitgetheilt hat. Dieſe Salbe, welche Hr. Jaſſer wider die Krätze ſehr bewährt gefunden hat, beſteht aus weißem Vitriol, Schwefelblumen, und geſtoßenen Lorbeeren, zu gleichen Theilen, welche mit einer hinlänglichen Quantität Leindöhl zu einer flüſſigen Salbe gemacht werden. Von dieſer Salbe läßt er den Kranken täglich, morgens und abends, einer Haſelnuß groß ſich in die flachen Hände reiben. In den erſten Tagen tritt die Krätze, unter heftigem Jucken, ſtärker hervor, nachher aber fängt ſie an, abzutrocknen, und innerhalb 14 Tagen iſt die Cur gemeiniglich geendigt. Einige Tage vor dem Gebrauche dieſer Salbe läßt er einige warme Bäder und gelinde Purgirmittel, während dem Gebrauche der Salbe aber alle Abend ein Pulver aus Schwefelblumen, rohem Spießglanz, gereinigten Salpeter, und Violenwurzel, von jedem zu 6 Gran, nehmen. Nie hat er auch nur den geringſten Anſchein einer übeln Folge beobachtet, da er doch viele von ſeinen Kranken noch lange nachher vor Augen hatte, und er hat ſie bey einer großen Menge von Kranken gebraucht. Was ſehr merkwürdig iſt, auch in denen Fällen, wo von zurück getretener Krätze üble Zufälle entſtehen, ſchaffet ſie herrlichen Nutzen. Einem Soldaten, der nach einer zurückgetriebenen Krätze die

Waſ-

Waſſerſucht bekommen hatte, verordnete er die Salbe nebſt dem Pulver nach der angezeigten Methode; den vierten Tag kam die Krätze wieder zum Vorſchein, und nach und nach verlor ſie ſich nebſt der Waſſerſucht. In einem Anhange verſichert Hr. **Schmucker**, daß er, Hr. **Theden**, und verſchiedene andere Aerzte und Wundärzte, dieſe Methode des Hrn. **Jaſſer** an ſehr vielen Kranken immer mit dem beſten Erfolge, und jederzeit ohne alle üble Folgen, angewendet haben. Die eingewurzelteſte Krätze wurde dadurch längſtens in 4 Wochen curirt.

Herrn D. Bücking in Wolfenbüttel, Raiſonnement über die Wirkung des Jaſſerſchen Mittels, ſt. in Hrn. g. R. Baldingers neuen Magaz. 5 B. 5 St. S. 401, fgg.

Hr. Bergrath **Buchholz** in Weimar, bediente ſich ebenfalls der **Jaſſerſchen** Methode, doch mit einiger Veränderung. Er ertheilt davon in Hrn. **Baldinger's** neuen Magazin, 6 B. 3 St. S. 217, fgg. folgende Nachricht.

„Seit der erſten Ausgabe des vortrefflichen Buchs über die Kinderkrankheiten vom ſel. Ritter Roſen von Roſenſtein, habe ich bey der Cur der Krätze genau nach der Vorſchrift deſſelben den Schwefel angewendet, und fand, daß ich bald in kürzerer, bald in längerer Zeit mit der Cur dieſer häßlichen und ekelhaften Krankheit zu Stande kam. Ich freuete mich ſehr, endlich ein zuverläſſiges Mittel gefunden zu haben, zumal ich nicht lange hernach Arzt des hieſigen Waiſenhauſes ward, wo faſt keine Perſon, ſelbſt der Informator deſſelben, ohne Krätze war. Hier gab ich denn, nach Beſchaffenheit des Alters und der Conſtitution, und ohne mich darum zu bekümmern, ob die Krätze von kleinen unſichtbaren Würmern in der Haut, wie der ſel. Roſenſtein glaubt, herrühre oder nicht, den Schwefel nach des Ritters Vorſchrift, 8 bis 14 Tage, und ließ hernach in die Gelenke früh und abends die Schwefelſalbe einreiben, und zwar mit der Vorſicht, daß der innerliche Gebrauch des Schwefels daneben fortgeſetzt wurde. Mit dieſer Curart war ich ſo lange zufrieden, bis

mir

mir der dritte Band der vermiſchten Schriften vom Hrn. Gen. Chir. Schmucker in die Hände fiel, wo ich fand, daß eine Salbe wider die Krätze aus Schwefelblumen, weiſſem Vitriol geſtoßenen Lorbeeren und Leinöhl, als unfehlbar wider dieſes Uebel empfohlen wurde. Der Verf. des Aufſatzes, Hr. Reg. Chir. Jaſſer nennt dabey noch einige Gewährsmänner, nämlich die Herren Schmucker, Theden und Roloff, wodurch ich denn bewogen wurde, die Salbe bey der erſten vorkommenden Gelegenheit anzuwenden. Das Pulver, welches Hr. Jaſſer daneben brauchen läßt, und das aus gleichen Theilen Spießglas, Schwefelblumen, Salpeter und geſtoßener Violenwurzel, in ſo geringem Gewicht neben dem Gebrauch der Salbe zu geben empfohlen wurde, hielt ich nicht für die Mühe werth.

Nicht lange darnach traf ich in hieſigem Waiſenhauſe 5 Kinder an, welche die Krätze hatten. Ich verſchrieb ihnen die obgedachte Salbe, jedoch mit der Abänderung, daß ich die überflüſſigen, oder zum äuſſerlichen Gebrauch untauglich geſtoßenen Lorbeeren wegließ, und an deren Stelle daſſelbe Gewicht von Lorbeeröhl der Salbe beymiſchte. Ich befahl dem Waiſenvater, dafür zu ſorgen, daß jedem Kinde alle Abend einer Schminkbohne groß von dieſer Salbe in die hohle Hand eingerieben, darauf die Hände mit alten flanellenen oder leinenen Lappen zugebunden, und ſie alſo zu Bette gehen mußten. Nach 14 Tagen hatte ich das Vergnügen, dieſe 5 Kinder gänzlich von der Krätze befreyet zu ſehen, und auf den Händen fand man nur wenig Spuren einer da geweſenen Krätze. Da ich, wie ich ſchon geſagt, hiebey gar nichts Innerliches von Arzeneyen gebraucht hatte, ſo ſieht wohl Jeder leicht ein, daß dieſe Salbe eines der kräftigſten Mittel wider die Krätze iſt, und daß man dabey der innerlichen Mittel, beſonders bey Kindern, welche nicht gern Arzeney nehmen, entbehren kann, worauf denn doch ſo viele Aerzte, und ſelbſt Roſenſtein, dringen, und wähnen: man müſſe bey jedem Gebrauche einer Salbe fleißig innerlich Schwefel geben, damit die Krätze nicht zurück ſchlage. Man hat viele Beyſpiele, daß durch unvorſichtiges, vielleicht allzu häufiges Schmieren mit den gewöhnlichen Krätzſalben aus Schwefel, Lorbeeren und Baumöhl, oft Schaden, auch wohl unheilbare Taubheit, Blindheit, Hypochondrie, u. d. gl.

d. gl. bewirkt worden ſind; allein, ich ſchreibe hier bey der Salbe vieles auf die Rechnung des weißen Vitrioles, und dem Einreiben in die hohle Hand. Wollte jemand einwenden, die Folgen könnten wohl noch nachkommen, und erſt nach einiger Zeit ſchaden, ſo dient zur Antwort: ich habe dieſe 5 Kinder nun über ein halbes Jahr lang beobachtet, und geſunden, daß ſie in dieſer ganzen Zeit nicht den geringſten Anfall irgend einer Krankheit gehabt haben, und ſie ſind auch ſeit dieſer Zeit immer von der Krätze befreyet geblieben, ungeachtet ſie durch einige neue Ankömmlinge im Waiſenhauſe der Gefahr des Anſteckens durch das Berühren ausgeſetzt geweſen ſind.

Ein noch auffallenderes Beyſpiel von der großen und gewiſſen Wirkſamkeit dieſer Schwefelſalbe mit dem weißen Vitriol, habe ich noch verwichenen Nov. 1783 an einer ganzen jüdiſchen Familie erfahren. Die Judenfrau und 4 ihrer kleinen Kinder bekamen durch Anſteckung von einer Kindermagd die Krätze. Die Jüdin nahm täglich 3 mal von einem Pulver: aus Schwefelblumen, 2 Th., Zucker und präparirten Krebsaugen, von jedem 1 Th., jedesmal einen Theelöffel voll ein, und ſalbte ſich alle Abend mit der Schwefelſalbe mit weißem Vitriol. Jedem Kinde wurde von dieſer Salbe alle Abend einer Erbſe groß in die hohle Hand eingerieben, und der Mutter einer kleinen Haſelnuß groß. Den Kindern konnte man nicht das mindeſte von einer Arzeney beybringen. Morgens mußten ſie ſich alle mit venediſcher Seife waſchen. Dieſes wurde alſo 3 Wochen lang fortgeſetzt, und ich ſah mit Vergnügen, daß dieſe 5 Krätzige auf dieſe Manier geheilt wurden, ohne daß die übrigen von der Familie angeſteckt worden wären; ich habe ſie alle noch heute, da ich dieſes ſchreibe (d. 7 Febr. 1784), geſehen, und ſie ſind ſämmtlich noch von der Krätze befreyet, und zwar ohne den mindeſten übeln oder nachtheiligen Zufall, den eine, wie man ſagt, zurückgetriebene Krätze hervorbringen kann, erfahren zu haben."

Hrn. D. Ackermann Beobachtung über die Wirkſamkeit der Jaſſeriſchen Krätzſalbe wider die Krätze, ſt. in Hrn. Baldinger's neuen Magazin, 8 B. 2 St. S. 145, fgg.

Hier-

Hierher gehört auch Hrn. Fielitz, Wundarztes zu Luckau in der Niederlauſitz, Wahrnehmung (*): „In unſerm Waiſenhauſe herrſcht ſeit 2 Jahren die Krätze, die theils durch Anſteckung, theils durch Wollarbeit, unterhalten wird. Die Abſonderung der Kranken, die Beobachtung der größten Reinlichkeit, die ſorgfältigſte Diät, und Verſuche mit allerhand Heilungsmethoden vermogten nicht, dieſes Uebel auszurotten. Immer hatten eine anſehnliche Menge Kinder die Krätze. Endlich ließ ich die Jaſſerſche Curmethode verſuchen; und dies geſchah mit einem ſo glücklichen Erfolge, daß innerhalb 6 Wochen alle Kinder ohne die mindeſten übeln Zufälle von dieſem Uebel befreyet waren. Bey den meiſten trat nach den erſten Einreibungen der Salbe die Krätze heftiger heraus, aber nach ein Paar Tagen ſchon fing ſie an, ſich zu mindern. Auch verſchiedene andere Verſuche hatten denſelben guten Erfolg.“

An ſtatt der Jaſſerſchen Salbe, empfiehlt Hr. D. **Vogler** (**) eine Miſchung aus $3\frac{1}{2}$ Unzen Schweinſchmalz, 2 Quent Schwefelblumen, eben ſo viel weißem Vitriol, und 20 Tropfen Bergamottenöhl.

Was ſonſt bey Anwendung der Schwefelſalbe, in Anſehung der Kleidung und Betten, inſonderheit in Waiſenhäuſern, zu beobachten iſt, erſieht man aus nachſtehender Nachricht, wie die in ſo vielen Waiſenhäuſern eingeriſſene Krankheit der Krätze, ohne Nachtheil der Geſundheit, am ſicherſten geheilet werden könne, in No. 36 des leipz. Int. Bl. v. J. 1768, S. 380, f.

„Als in einer Stiftung hieſiger Lande die eben benannte Krankheit bey 200 Kindern auf das heftigſte eingeriſſen war, wurde das Mittel des *Sgr.* Creſcenzo in Dresden, gegen dieſes Uebel in Vorſchlag gebracht. Man hielt es aber damals für bedenklich, und in der Folge für ſchädlich, bis es hernach

(*) In Hrn. Hofr. Richter's chirurg. Biblioth. 7 B. 4 St. (Gött. 1784, 8.) S. 776, f.

(**) *Io. Phil. Vogler* Pharmaca ſelecta, obſervationibus clinicis comprobata. Wetzlar, 1788, 8.

hernach auf höchſten Befehl gebraucht wurde. Die Abſicht iſt auch dadurch völlig erreicht worden, die Krankheit wurde aus dem Grunde gehoben, und ſeit einigen Jahren findet man nicht die geringſten übeln Wirkungen dieſer Cur, ja die Kinder ſind nie geſünder, als jezt, geweſen, wie der Augenſchein beweiſet. Um zur Nachahmung den gehörigen Unterricht zu bekommen, ſo folgt die ganze Behandlungsweiſe bey dieſer Cur in Nachſtehendem. 1. Die völlige Cur dauerte eigentlich nur 11 Tage, nämlich von und mit d. 4 Jun. 1766, bis zum 14ten ej.; und da ſolche in warmen Tagen geſchahe, ſo hat man den Knaben ihre Leinwandhoſen und Zwillichkittel, die ſie zu ſolcher Zeit zu tragen pflegen, nebſt den ordentlichen wollenen Strümpfen, gelaſſen, dagegen aber die tuchenen Kleider, nebſt dem zweyten Paar wollenen Strümpfen, inzwiſchen in Verwahrung genommen, damit ſie von dem Schwefelgeruche nicht angeſteckt werden möchten. 2. Weil die Knaben keine Federbetten, ſondern, ſtatt derſelben, je zwey und zwey einen gefüllten Strohſack, eine Matratze mit Pferdehaaren, ein dergleichen Kopfküſſen, und eine doppelte gefütterte Friesdecke, haben: ſo wurden, aus gleicher Urſache, um nicht den Schwefelgeruch hinein ziehen zu laſſen, ihnen ſowohl die Matratzen und Kopfküſſen, als auch die Friesdecken, weggenommen, und indeſſen dieſe Stücke alle wohl ausgeſömmert, dahingegen ſie die Strohſäcke mit darüber gebreiteten Betttüchern zur Lagerſtatt behielten, und dazu alte unbrauchbare Kopfküſſen und dergleichen alte Friesdecken bekamen, welche, ob ſie gleich ſehr zeriſſen, doch bey der Sommerwärme noch auf etliche Tage zu gebrauchen waren. 3. Die Hemden, welche die Knaben, als ſie zum erſten Mahl geſchmiert wurden, ſo d. 4 Jun. abends an einer Mittwoche geſchahe, am Leibe hatten, behielten ſie die folgenden Tage bis zum Sonntage, an welchem Tage ſie früh die Arme und Beine, wo ſie ſich geſchmiert hatten, mit warmem Seifwaſſer abwaſchen, und, nachdem ſie ſich getrocknet hatten, friſche Hemden anziehen mußten. Hierauf gab man ihnen auch ihre tuchene Kleider nebſt dem zweyten Paar wollenen Strümpfen wieder zurück, damit ſie ſich reinlich anziehen, und den Sonntagsgottesdienſt in der Kirche abwarten konnten. 4. Als ſie Sonntags gegen Abend ihre tuchene Kleider und gute Strümpfe wieder ausgezogen, und an Ort und Stelle gebracht hatten, legten ſie ihre Leinwandhoſen und Zwillich-

kittel,

kittel, nebſt den vorigen wollenen Strümpfen, abermal an, und wurden abends beym Schlafengehen wieder geſchmiert; auch wurde ſolchergeſtalt die ganze Woche hindurch bis zum 14 Jun., d. i. bis zu des Sonnabend Abends fortgefahren, da endlich Hr. Crescenzo die Cur für vollendet erachtete, und daher verlangte, daß ſie den Sonntag früh, nämlich d. 16 Jun., in warmen Seifenwaſſer gebadet, und hernach mit friſcher Wäſche verſehen werden ſollten. Das inzwiſchen ausgeſchmmerte gute Bettzeug an Matratzen, Kopfküſſen und Friesdecken, wurde alles mit friſchen Tüchern verſehen, den Knaben wiedergegeben, hingegen die währender Cur gebrauchten Strohſäcke wurden wieder gereinigt, und mit friſchem Stroh angefüllt, um die Lagerſtatt zu completiren. 5. Der Geruch war, wegen der unter der ſo genannten Schmierpomade mit befindlichen Schwefel blumen, lange Zeit ungemein ſtark, und es haben auch etliche Wochen Zeit dazu gehört, ehe ſolcher aus den Hoſen und Kitteln gänzlich vertilget werden konnte. Dieſes alles aber müſſen Leute, die ſich der Auferziehung der Jugend gewidmet haben, nicht achten. 6. Sonſt iſt von Hrn. Crescenzo währender Cur keine Diät vorgeſchrieben worden, ſondern die Speiſung der Knaben bey der ordinären Einrichtung geblieben. Im Fall an andern Orten keine untaugliche Bettgeräthſchaften vorhanden wären, möchte bloß Stroh in den Bettſtätten mit Betttüchern darüber, auf eine ſo kurze Zeit, zumal bey der Sommerhitze, gar füglich die Stelle der Strohſäcke vertreten können.“

In No. 52 der Gazette ſalut. v. J. 1772, wird die innere Rinde des Ulmbaumes als ein ſehr wirkſames Mittel wider Ausſchläge der Haut, beſonders wider Krätze, Ausſatz ꝛc. empfohlen. Man nimmt 4 Unzen von der innern Rinde des Ulmbaumes, die erſt friſch von dem Baume abgeſchält worden iſt, läſſet dieſelbe in 2 Nößel (Pintes) Waſſer bis zur Hälfte einkochen, und nimmt ſodann auf 2 Mal des Tages ein Nößel von dieſem Tranke, worunter man zuweilen ein wenig Salpeter, oder, um die Wirkung deſto ſicherer zu befördern, einige Doſes Calomel abwechſelnd gemiſcht hat. Hr. Lyſons, welcher dieſes Re-

hernach auf höchſten Befehl gebraucht wurde. Die Abſicht iſt auch dadurch völlig erreicht worden, die Krankheit wurde aus dem Grunde gehoben, und ſeit einigen Jahren findet man nicht die geringſten übeln Wirkungen dieſer Cur, ja die Kinder ſind nie geſünder, als jezt, geweſen, wie der Augenſchein beweiſet. Um zur Nachahmung den gehörigen Unterricht zu bekommen, ſo folgt die ganze Behandlungsweiſe bey dieſer Cur in Nachſtehendem. 1. Die völlige Cur dauerte eigentlich nur 11 Tage, nämlich von und mit d. 4 Jun. 1766, bis zum 14ten ej.; und da ſolche in warmen Tagen geſchahe, ſo hat man den Knaben ihre Leinwandhoſen und Zwillichkittel, die ſie zu ſolcher Zeit zu tragen pflegen, nebſt den ordentlichen wollenen Strümpfen, gelaſſen, dagegen aber die tuchenen Kleider, nebſt dem zweyten Paar wollenen Strümpfen, inzwiſchen in Verwahrung genommen, damit ſie von dem Schwefelgeruche nicht angeſteckt werden möchten. 2. Weil die Knaben keine Federbetten, ſondern, ſtatt derſelben, je zwey und zwey einen gefüllten Strohſack, eine Matratze mit Pferdehaaren, ein dergleichen Kopfküſſen, und eine doppelte gefütterte Friesdecke, haben: ſo wurden, aus gleicher Urſache, um nicht den Schwefelgeruch hinein ziehen zu laſſen, ihnen ſowohl die Matratzen und Kopfküſſen, als auch die Friesdecken, weggenommen, und indeſſen dieſe Stücke alle wohl ausgeſömmert, dahingegen ſie die Strohſäcke mit darüber gebreiteten Betttüchern zur Lagerſtatt behielten, und dazu alte unbrauchbare Kopfküſſen und dergleichen alte Friesdecken bekamen, welche, ob ſie gleich ſehr zeriſſen, doch bey der Sommerwärme noch auf etliche Tage zu gebrauchen waren. 3. Die Hemden, welche die Knaben, als ſie zum erſten Mahl geſchmiert wurden, ſo d. 4 Jun. abends an einer Mittwoche geſchahe, am Leibe hatten, behielten ſie die folgenden Tage bis zum Sonntage, an welchem Tage ſie früh die Arme und Beine, wo ſie ſich geſchmiert hatten, mit warmem Seifwaſſer abwaſchen, und, nachdem ſie ſich getrocknet hatten, friſche Hemden anziehen mußten. Hierauf gab man ihnen auch ihre tuchene Kleider nebſt dem zweyten Paar wollenen Strümpfen wieder zurück, damit ſie ſich reinlich anziehen, und den Sonntagsgottesdienſt in der Kirche abwarten konnten. 4. Als ſie Sonntags gegen Abend ihre tuchene Kleider und gute Strümpfe wieder ausgezogen, und an Ort und Stelle gebracht hatten, legten ſie ihre Leinwandhoſen und zwillichkittel,

kittel, nebſt den vorigen wollenen Strümpfen, abermal an, und wurden abends beym Schlafengehen wieder geſchmiert; auch wurde ſolchergeſtalt die ganze Woche hindurch bis zum 14 Jun., d. i. bis zu des Sonnabend Abends fortgefahren, da endlich Hr. Crescenzo die Cur für vollendet erachtete, und daher verlangte, daß ſie den Sonntag früh, nämlich d. 16 Jun., in warmen Seifenwaſſer gebadet, und hernach mit friſcher Wäſche verſehen werden ſollten. Das inzwiſchen ausgeſchmmerte gute Bettzeug an Matratzen, Kopfküſſen und Friesdecken, wurde alles mit friſchen Tüchern verſehen, den Knaben wiedergegeben, hingegen die währender Cur gebrauchten Strohſäcke wurden wieder gereinigt, und mit friſchem Stroh angefüllt, um die Lagerſtatt zu completiren. 5. Der Geruch war, wegen der unter der ſo genannten Schmierpomade mit befindlichen Schwefel blumen, lange Zeit ungemein ſtark, und es haben auch etliche Wochen Zeit dazu gehört, ehe ſolcher aus den Hoſen und Kitteln gänzlich vertilget werden konnte. Dieſes alles aber müſſen Leute, die ſich der Auferziehung der Jugend gewidmet haben, nicht achten. 6. Sonſt iſt von Hrn. Crescenzo währender Cur keine Diät vorgeſchrieben worden, ſondern die Speiſung der Knaben bey der ordinären Einrichtung geblieben. Im Fall an andern Orten keine untaugliche Bettgeräthſchaften vorhanden wären, möchte bloß Stroh in den Bettſtätten mit Betttüchern darüber, auf eine ſo kurze Zeit, zumal bey der Sommerhitze, gar füglich die Stelle der Strohſäcke vertreten können.“

In No. 52 der Gazette ſalut. v. J. 1772, wird die innere Rinde des Ulmbaumes als ein ſehr wirkſames Mittel wider Ausſchläge der Haut, beſonders wider Krätze, Ausſatz ꝛc. empfohlen. Man nimmt 4 Unzen von der innern Rinde des Ulmbaumes, die erſt friſch von dem Baume abgeſchält worden iſt, läſſet dieſelbe in 2 Nößel (Pintes) Waſſer bis zur Hälfte einkochen, und nimmt ſodann auf 2 Mal des Tages ein Nößel von dieſem Tranke, worunter man zuweilen ein wenig Salpeter, oder, um die Wirkung deſto ſicherer zu befördern, einige Doſes Calomel abwechſelnd gemiſcht hat. Hr. Lyſons, welcher dieſes Re-

cept an das mediciniſche Collegium zu London übergeben hat, verſichert, mit dieſem Tranke ſehr viele Perſonen curirt zu haben, die mit allerley Ausſchlägen, beſonders mit einem Ausſatze, welcher den ganzen Leib, von oben bis unten, mit einer trocknen Rinde überzogen hatte, befallen waren.

In No. 51 der Gazette ſalut. v. J. 1773, wird der Liquor nitri fixi in der epidemiſchen Krätze gerühmt. Man nimmt wohl gereinigten Salpeter, und läſſet ihn in einem ſtark glühenden Tiegel ſchmelzen. Von Zeit zu Zeit legt man ſo lange friſche Kohlen an, doch nur wenig auf ein Mal, bis die Flamme keine Wirkung mehr auf den Salpeter äuſſert. Alsdann gießt man dieſe Maſſe in einen warmen Mörſer, und ſetzt ihn in den Keller, um die Maſſe daſelbſt ſchmelzen oder zergehen zu laſſen. Hr. Link, welcher ſich dieſes Mittels in einer epidemiſchen Krätze bediente, hat bey demſelben angemerkt, daß dieſer Liquor, wenn er wohl zubereitet iſt, eine blaßgelbe Farbe und einen ſehr laugenhaften Geſchmack habe. Seiner Anzeige nach, iſt derſelbe mit Schwefeltheilchen geſchwängert, die aus der Vereinigung der Salpeterſäure mit den brennbaren Theilchen der Kohlen entſtanden iſt. Die Wirklichkeit eines ſchwefeligen Grundſtoffes zeigt ſich in dem entzündbaren Niederſchlag, den man, durch die Sättigung dieſes Liquors mit einer Säure, daraus erhält. Zur Verfertigung dieſes Mittels will Hr. Link, daß man einen Salpeter, der von aller Beymiſchung des Meerſalzes völlig frey iſt, und unter allen andern Kohlen, vorzüglich Büchenkohlen wähle.

Als die kön. Societät der Arzeneykunde zu Paris, im J. 1778, die Frage aufwarf: wodurch man die Krätze ſicher und ſchnell curiren könne, trug ein franzöſiſcher Arzt, Hr. Sumeire den Preis davon. Er empfahl

empfahl zu dieſer Abſicht die Wurzel der europäiſchen Bleywurz, Plumbago *Linn.*, die auch ſchon von ältern Aerzten mit gutem Erfolge dawider gebraucht, und neuerlich von einigen Aerzten, Mitgliedern gedachter Societät, welche dazu erwählt waren, verſucht, und dem Zwecke völlig entſprechend befunden worden iſt. Man brühet die friſche Wurzel, nachdem man ſie geſtampft hat, mit kochendem Baumöhl an, rührt ſie damit 3 bis 4 Minuten um, ſeihet das Oehl durch Leinwand durch, drückt das übrige etwas ſtark aus, bindet die Leinwand wie ein Säckchen zuſammen, taucht dieſes Säckchen bey jedesmahligem Gebrauch in in das Oehl, welches man vorher wohl erwärmt hat, und reibt ſo damit dem Krätzigen, von 12 zu 12 Stunden, die ganze Oberfläche des Körpers, bis alle Krätze verſchwunden iſt. So oft man das Säckchen in das warme Oehl tunkt, muß das Oehl umgerührt werden. Bey gewöhnlicher Krätze hat dieſes Mittel den beſten Erfolg gehabt, in veneriſcher hingegen keinen. Hr. Sumeire hält die Rinde der Wurzel für das kräftigſte; Hr. Bouteille hingegen, (Mitglied der Societät,) gießt bloß Blätter, Stängel und Spitzen, einen Finger hoch, mit Baumöhl an, läßt es 6 Stunden lang bey gelinder Wärme, an der Sonne oder im heißen Sande, darüber ſtehen, ſeihet es durch, und läßt dann einen krätzigen Theil nach dem andern, jeden 3 Mal, damit beſtreichen. Die Pflanze zieht den Ausſchlag mächtig nach der Oberfläche, und trocknet ihn, ohne ihn zurück zu treiben. Die mediciniſche Societät hat durch verordnete Commiſſarien das Mittel in Paris und Verſailles verſuchen laſſen, und bewährt gefunden. Ihr Gutachten iſt bey der Hiſtoire de la Societé royale de Médecine, Année 1779, (à Par. 1782, 4.) unter den Mémoires befindlich. Beyläufig wird darin von Hrn. Vicary, einem andern Mitgliede der erwähnten Societät, die gemeine

Waldrebe (Clematis vitalba), und die ſtinkende Nieſewurz, zugleichem Gebrauch vorgeſchlagen.

Nach dem Berichte des Hrn. D. F. H. Brückmann (*), iſt dem fürſtl. Waiſenhauſe in Braunſchweig, von einem Biedermanne eine gewiſſe Zubereitung der Alantwurzel (Inula Helenium *L.*) als ein Geheimniß gegen die Krätze der Waiſenkinder anvertrauet worden, wovon er, um des gemeinen Beſten willen, ſeine beſtätigte Erfahrungen öffentlich bekannt macht. Man nimmt ½ Pfund geſchälte Alantwurzel, ſchneidet dieſelbe in Stücke, gießt auf dieſe Portion etwa ein Stübchen Waſſer, und läſſet alles bis zur Conſiſtenz eines Breyes einkochen, thut ſodann ¼ Pfund ungeſalzene Butter hinzu, und ſo läßt man dieſe Miſchung, welche die Beſchaffenheit einer weichen Salbe bekommen muß, erkalten. Während des Kochens iſt vorher noch zu merken, daß man die in der Hitze des Waſſers aufgelöſeten Wurzelfäſerchen ſorgfältig mit einem Spatel wegnimmt, damit nichts hartes zurück bleibe, welches ſonſt dem Patienten bey dem Einreiben in die Haut Schmerzen verurſachen würde. Die eben beſchriebene Quantität von ½ Pfund der Alantwurzel darf nur zubereitet werden, wenn in einer Familie mehrere Patienten der Salbe bedürfen, wie dieſes bey der Krätze öfters der Fall iſt, ſonſt kann man mit einer geringern Portion erſt den Verſuch machen. Mit dem Gebrauche dieſer Salbe verfährt man auf folgende Art. Des Abends vor Schlafengehen werden alle Stellen des Körpers, die von der Krätze angegriffen ſind, eingerieben, und zu gleicher Zeit trinkt der Patient morgens und abends ein Paar Taſſen von einem Aufguſſe der Alantwurzel, welcher wie gewöhnli-

cher

(*) Im 79 St. der gl. Beytr. zu den braunſchweig. Anz. v. J. 1763; und 21 St. des hannov. Magaz. v. eb. d. J.

cher Thee zubereitet wird, nur daß man denſelben etwas ſtärker ziehen läßt. Hierbey iſt noch zu bemerken, daß jedes Mahl den folgenden Morgen nach dem Einreiben, die Salbe von der Haut mit Seife und Waſſer abgewaſchen wird, um beſtändig eine freye Ausdunſtung durch die Schweißlöcher zu erhalten. Eben ſo iſt höchſt nöthig, um eine neue Anſteckung zu vermeiden, öfters reine Wäſche anzulegen. Dieſe ſimple Cur zeigt, nach dem die Krätze mehr oder weniger heftig iſt, in einigen Tagen die beſte Wirkung. Der Ausſchlag trocknet an den eingeriebenen Stellen merklich ab, und ſo lange noch Unreinigkeiten im Körper ſind, treibt die Salb mit dem Thee von der Alantwurzel alles heraus, bis die Blutmaſſe völlig gereinigt worden iſt. Es wäre zu wünſchen, daß die Apotheken dieſe Salbe von der Alantwurzel zu jedermanns Gebrauch auf die oben beſchriebene Weiſe vorräthig haben möchten, um dadurch den täglich vorkommenden Patienten dieſer Art auf die bequemſte Weiſe behülflich zu ſeyn. Dieſe Salbe könnte alsdann unter dem officinellen Namen: Vnguentum Helenii contra ſcabiem, verſchrieben werden.

Jo. Phil. du Roi Beyträge zu einer leichtern Heilung der Krätze, ſt. im 43 St. der gel. Beytr. zu den braunſchw. Anz. v. J. 1784.

Von einer Erdart, welche Räude und Schäden an Menſchen und Vieh heilet, ertheilt der kön. ſchwed. Hofmedicus, Hr. D. Odelius, im 24 B. der überſ. Abhandl. der kön. ſchwed. Akad. der Wiſſ. a. d. J. 1762, (Hamb. und L. 1765, gr. 8.) S. 163, fgg. folgenden Bericht.

„Die von den Landleuten ſo genannte Räude-Erde (Skabbjorden), findet ſich am Abhängigen ſolcher kleinen Anhöhen und Bergrücken, wo kleine Waldungen von Birken, Tannen und Wachholdergebüſchen, wachſen, und wo ſich einige Feuchtigkeit aufhalten kann, auch auf Steinen, die unter der Erdrinde liegen, wo ein Fußſteig geht. Der

Farbe nach iſt ſie weißgrau, oft auf der äuſſern Fläche rauh, aber nicht allzeit. Im Frühlinge ſoll ſie ſchäumen, und wie ein Teig, der in Brodlaibe gebildet und noch nicht gebacken iſt, ausſehen; wenn aber die Hitze zunimmt, begibt ſie ſich nieder, und bildet ſich meiſt in runde Flecke, wie zinnerne Teller. Auf ihr wächſt kein anderes Gras, als zuweilen das allgemeine Steinmos, und manchmal ein ganz zartes weißes Mos. Will man ſie aufnehmen, ſo muß man ſie mit einem dünnen Meſſer abſchälen; denn einen Zoll oder etwas tiefer herunter trifft man meiſt eine andere Erdart an, die mit jener nicht vermenget werden muß, weil man ſie für deſto kräftiger hält, je weißer und krauſer ſie ausſieht. Sie iſt feucht, etwas zähe und zuſammenhängend; ſobald ſie aber trocken wird, iſt ſie ſo locker, daß ſie von der geringſten Berührung in ein ganz feines weißgraues Pulver zerfällt.

Dieſe Erde nun brauchen die Landleute in Südermannland, Bettna, Halla, Biörkwick, und andern Kirchſpielen an der Seite von Wingäcker, wenn ihr Vieh, von was für Gattung es auch ſeyn mag, von Räude und Ausſchlag geplagt wird. Sie reiben ſie trocken mit der Hand auf die ſchadhafte Stelle, des Tages ein Mal. Iſt der Schade freſſend, ſo vermengen ſie ſolche mit der Muria *L.*, und behaupten, daß es allezeit hilft. Hunden und Kratzen geben ſie ſolche auch innerlich eine Meſſerſpitze voll, nur etliche Mal, welches allezeit geholfen hat.

Aber für die Krätze bey Menſchen wiſſen unſere Bauern kaum ſie zu brauchen, ſondern einige vornehme Herrſchaften haben zuerſt die gute Wirkung derſelben auch in dieſem Falle verſucht, und gefunden, wovon ich einige Beyſpiele anführen will.

Ein vierjähriger Knabe hatte einen hartnäckigen Ausſchlag am Munde, wogegen ſeine Aeltern verſchiedenes gebraucht hatten, ohne daß die erwünſchte Wirkung erfolgt wäre; aber ein Knecht, welcher geſehen hatte, daß man Hunden mit dieſer Erde geholfen hatte, gab dem Kinde eine Meſſerſpitze voll in Milch, nur etliche wenige Tage nach einander, und machte daraus mit Schmeer eine Salbe, es äuſſerlich zu ſchmieren, wovon dem Kinde völlige Hülfe wiederfuhr.

Ein

Ein halbjähriges Kind, welches ſehr von der Krätze geplagt war, verlor ſie gänzlich auf dieſe Art, doch ohne einige äuſſerliche Salbe; und als der Ausſchlag einige Zeit darauf ſich von neuem einfand, brauchte man eben dieſes Mittel mit eben dem Erfolge.

Ein Schmid, der den Branntwein ſehr liebte, und alle Heilmittel verachtete, bekam einen Ausſchlag über den ganzen Körper. Man vermengte ihm, ohne daß er es wußte, dieſe Erde in ſeine gewöhnliche Speiſe täglich, ungefähr eine Woche lang, und er ward völlig geſund."

Hundertmark empfiehlt folgende Cur der Krätze für arme Leute. Man purgiert ſie zuerſt mit Mercurialpillen. Alsdann preſſet man aus dem Kraute der gemeinen Gänſeblumen oder Tauſendſchön (Bellis minor pratenſis vulgaris), nachdem es zerſchnitten worden iſt, den Saft, wovon, nachdem der Schaum davon abgenommen worden iſt, täglich 3 Mal ein oder ein Paar Loth getrunken werden. Aus dem übrigen Kraute wird mit friſcher Schmelzbutter, die damit gebraten werden muß, eine Salbe verfertigt, womit man ſich in feuchter und trockner Krätze fleißig ſalbet.

In der auf königl. Specialbefehl vom Obercollegio Medico zu Berlin herausgegebenen Anleitung für die Wundärzte auf dem platten Lande, wie ſolche bey der Cur der innerlichen Krankheiten unter den Menſchen verfahren ſollen, (Berl. 1785, 8.) iſt, S. 142, fgg. Folgendes verordnet worden.

„Man zieht ſich die Krätze gemeiniglich durch Anſteckung zu; doch kann ſie auch, obgleich ſeltener, von ſelbſt, und zwar durch ſchlechte Lebensart, beſonders von Unreinlichkeit entſtehen. Manchmal iſt ſie eine heilſame Kriſis der Natur in verſchiedenen chroniſchen Krankheiten; und dann muß ſie ja nicht frühzeitig vertrieben, noch weniger durch Salben ꝛc. zurück getrieben werden. Eben dies gilt, wenn ſie nach langwierigen Fiebern entſteht.

„Zeigt ſich die Krätze bey einer Perſon, wo man keine Anſteckung vermuthen kann, ſo muß man die Cur mit einer gänzlichen Enthaltung von allen geſalzenen, ſauern, fetten und gewürzhaften Sachen anfangen. Man läßt eine Ptiſane von Kletten- und Graswurzel, oder die No. 1 (*), oder 2 (**), trinken, purgiert nach 4 Tagen mit No. 3 (***), oder (****), oder auch mit 2 Loth Glauberſalz. Hernach läſſet man, einige Tage nach einander, das Pulver No. 5 (†), oder 6 (††), 3 Mal des Tages, zu einen Theelöffel nehmen, läſſet

(*) Ptiſane, No. 1. Man nimmt zerſchnittene Graswurzel, und Klettenwurzel, Süßholzwurzel, Gujac- und Saſſafrasholz, friſche Tannzapfen, von jedem ½ Loth; Fenchelſamen, 1 Quent; läſſet ſolches mit 3 Quart Waſſer bis auf 2 Quart einkochen, und zum ordentlichen Getränk trinken.

(**) Ptiſane, No. 2. Man nimmt eine Handvoll friſche Graswurzel, und eben ſo viel Gerſte, läſſet es mit 3 Quart Waſſer eine Stunde lang kochen, und thut, nachdem ſolches durchgeſeihet worden, zu jedem Maß 4 Eßlöffel voll guten Weineſſig, und 1 bis 2 Löffel voll Honig hinzu.

(***) Brechmittel, No. 3. Man löſet Brechwein-Stein 3 bis 4 Gran, in 6 Unzen Waſſer auf, und läſſet nach und nach davon nehmen, bis einige Mal Brechen erfolgt.

(****) Laxierpulver, No. 4. Jalappenwurzel, 30 bis 40 Gran: Weinſteinrahm, 20 Gran, mit einander vermiſcht.

(†) Pulver, No. 5. Schwefelblumen, 2 Loth; fein geriebenen weißen Zucker, 1 Loth; gereinigten Salpeter, 2 Quent, mit einander vermiſcht, und zu 1 Theelöffel voll zu nehmen.

(††) Pulver, No. 6. Präparirtes rohes Spießglas, 2 Loth; feinen Zucker, 1 Loth; Zimmet, 1 Quent, mit einander vermiſcht.

läſſet dabey fleißig von einer der angeführten Ptiſanen trinken, allemal um den 6ten oder 8ten Tag purgieren, und fleißig baden, des Sommers am beſten in See- oder Flußwaſſer, des Winters aber in einem ſehr lauwarmen Bade, welches mit ſchwarzer Seife und Weizenkleyen gemacht iſt. Nachdem dieſes 14 Tage hindurch ordentlich gebraucht worden iſt, kann man die Salbe No. 7 (*), oder 8 (**), einreiben, jedoch mit der Vorſicht, daß man erſtlich die Hände, nachher auch die Füße, und ſo nur nach und nach die übrigen krätzigen Theile des Körpers einſchmiert. Während des Schmierens muß man aber ſowohl mit dem Pulver, als der Ptiſane und dem Baden, fortfahren, auch immer um den 6ten oder 8ten Tag purgieren.

„ Fleißiges Waſchen mit einem ſehr concentrirten Decocte von der Alantwurzel, trägt oft auch viel zur Heilung der Krätze bey.

„ Iſt man gewiß verſichert, daß der Kranke ſich das Uebel bloß durch Anſteckung zugezogen hat, und man wird gleich in den erſten Tagen gerufen, ſo kann man ganz ſicher nach gegebenem Purgiermittel die Salbe einreiben.

„ Iſt das Uebel aber ſchon alt und vernachläſſigt, ſo muß man wenigſtens 4 Wochen lang die vorgeſchriebenen Mittel genau brauchen, reichlich die Ptiſane trinken, und zu wiederholten Mahlen purgieren, ehe man zum Einreiben ſchreitet.

„ Bey

(*) Salbe, No. 7. Fein pulveriſirten Schwefel, 2 Loth; gereinigten Salmiak, ½ Loth; friſches Schweinfett, 3 bis 4 Loth; wohl unter einander gemiſcht.

(**) Salbe, No. 8. Man vermiſcht ½ Loth Mercur. præcip. alb. mit 3 Unzen friſchem Schweinſchmalz; oder, bey Vornehmen, mit eben ſo viel Vngu. pomat.

„ Bey dieſer Cur iſt Reinlichkeit und gute Diät durchaus nothwendig, deswegen fleißiges Waſchen und Baden, und öfters Wechſeln der Hemden und Betttücher nicht genug angerathen werden kann. Nach vollbrachter Cur muß man alle Kleidungsſtücke (NB. in freyer Luft) fleißig mit Schwefel durchräuchern, und oft in die Luft hängen, ehe man ſie anzieht, die Wäſche fleißig gewaſchen, die Betten ausgeſtürzt und die Ueberzüge gewaſchen, die Federn aber ausgekocht werden.

„ Es wird nochmals wiederholt, daß man nie die Salbe, oder andere die Krätze geſchwinde vertreibende Mittel, zu früh und unvernünftiger Weiſe gebrauchen ſolle. Es iſt kein Uebel, das nicht durch allzu geſchwinde Hebung derſelben entſtehen könnte, beſonders aber wirft ſich die Schärfe leicht auf die Bruſt, das Gehirn, die Augen und die Gedärme, und verurſacht Engbrüſtigkeit, Schwindſucht, Schwindel, Schlagfluß, Tobſucht, Blindheit, Taubheit und andere Krankheiten.

„ Sollte man einige dieſen Krankheiten eigene Zufälle wahrnehmen, ſo iſt der Ausſchlag zu früh vertrieben und zurück getreten. Man muß ihn aufs ſchleunigſte, jedoch behutſam, wieder hervor zu bringen ſuchen. Zu dem Ende läſſet man den Kranken fleißig mit wollenen Tüchern über den ganzen Leib reiben, ſodann in ein lauwarmes Bad, worin man etwas Seife und Kleyen thut, ſetzen, läſſet ihn einen Thee von Kamillenblumen, oder die Ptiſane, No. 1, warm trinken, und gibt ihm von dem Pulver, No. 5, täglich $\frac{1}{2}$ Quent mit 1 Gran Campher. Kommt die Krätze hierauf nicht zum Vorſchein, und ſind die Umſtände dringend, ſo läſſet man Veſicatoria an den Waden ſetzen, und ſucht dem Kranken entweder dadurch, daß man ihn bey einem Krätzigen in das Bette legt, oder ein Hemd, welches ein ſolcher eben ausgezogen hat, anziehen läſſet, die Krätze wieder beyzubringen.

„ Iſt

„Iſt man ſo glücklich, dies zu bewerkſtelligen, ſo muß man ſich vor allem Einſchmieren und äuſſerlichen Mitteln hüten, und lange die vorgeſchriebene Mittel gebrauchen laſſen.

„Wäre der Kranke ſehr vollblütig, und hätte ſehr ſtarke Hitze, ſo kann man auf dem Arme zur aderlaſſen, und mit den andern Mitteln kühlende verbinden.“

Etwas über die Heilung der Krätze, von Hrn. D. J. B. Keup (*), in Sohlingen, im Herzogthum Bergen.

„So wahr es iſt, daß wir in der Medicin keine Panaceen haben: ſo gewiß iſt es auch, daß wir mit dem nämlichen Mittel die Krätze nicht immer heben und vertilgen können. Ein Mittel kann aus ſehr verſchiedenen Gründen mehr als 50 Mal recht wirkſam ſeyn, und deswegen doch die nämliche Krankheit nicht allemal heilen. In der peruvianiſchen Rinde erkennen alle Aerzte das gröſte Specificum wider kalte Fieber; in dem Queckſilber und deſſen verſchiedenen Zubereitungen das gröſte Genesmittel aller veneriſchen Krankheiten. Nichts deſto weniger haben wir Fälle genug, die Erfahrung lehrt es, in denen das eine ſo wenig, als das andere, unſerer Hoffnung und Erwartung entſpricht. Die verſchiedenen Zeitpuncte einer Krankheit, die bereits vorhin verwendete Curmethode, die Verwickelungen derſelben mit einem andern Uebel, die Jahrszeiten, der Character herrſchender Epidemien, die verſchiedene Art den Körper zu nähren, die beſondere Miſchung der Säfte, die einem Jeden insbeſondre eigene Anlage zur mehrern oder mindern Empfänglichkeit eines Krankheitsſtoffes, und hundert andere Umſtände, tragen dazu das ihrige bey. Eben dieſes trifft denn auch bey der Krätze ein. Daher kann auch die von ſo vielen würdigen Männern gerühmte Krätzſalbe aus weiſſem Vitriol, Schwefelblumen, Lorbeer- und Lein-, oder Baumöhl, dieſe verdriesliche Plage nicht allemal vertreiben. Oft habe ich zwar ſelbſt das Vergnügen gehabt, meine Krätzige mit dieſer Salbe glücklich von ihrem Uebel zu befreyen; Kinder und Erwachſene ſind damit

(*) In Hrn. Baldinger's neuen Magazin rc. 8 B. 6. St. S. 495. fgg.

mit in kurzer Zeit von mir geheilt worden; oft aber hat mich die Wirkſamkeit dieſes Mittels verlaſſen, und genöthigt, andere Wege einſchlagen zu müſſen. Schädliche Folgen nach dem Gebrauche dieſer Salbe habe ich zwar nie geſehen; allein auch dieſes iſt immer Schade genug, wenn in einem beſondern Falle ein Mittel nicht hilft, wo es doch unſerer Erwartung nach helfen ſollte. Einige Beyſpiele ſollen meine Behauptung näher beweiſen. Krätze haben wir in hieſiger Gegend in Menge, beſonders häufig iſt ſie eine Stunde von hier an der B*, wo viele Wolle zu Decken verarbeitet wird, und wo nebſt dieſer, Scharbock, Scropheln und engliſche Krankheit, gleichſam ihren Wohnort aufgeſchlagen zu haben ſcheinen. Es hat mir alſo nicht an Gelegenheit gefehlt, den Gang dieſes Uebels und deſſen verſchiedene Verwickelungen genau beobachten zu können. Daß die Wirkung der Jaſſeriſchen Salbe allein in dem weißen Vitriol und Schwefelblumen beruhe, iſt ſchon längſt bekannt und geſagt worden. Ich habe deswegen auch mehrentheils das überflüſſige Lorbeer- und Lein- oder Baumöhl, theils des Geruches, theils der geringern Conſiſtenz wegen, weggelaſſen, und an deren Stelle eine wohlriechende Pomade dazu verordnet, ſo wie ich finde, daß Hr. D. Ackermann ungeſalzenes Schweinſchmeer ſtatt der Oehle genommen hat. Bey einigen habe ich keine innerliche Arzeneyen dabey nehmen laſſen; bey einigen aber ließ ich, zur Vorſorge, alle 4 oder 8 Tage ein Laxans mercuriale, mit unter Schwefelblumen, manchmal ſtatt dieſer Plummer's Pulver aus Goldſchwefel und verſüßtem Queckſilber täglich gebrauchen, und eine Ptiſane aus blutreinigenden Wurzeln häufig kalt trinken.

Eine ſäugende Frau mit einem jährigen Kinde hatte ſehr viele innerliche und äuſſerliche Mittel wider die Krätze gebraucht, worauf ſich ſelbige bald zu verlieren ſchien, bald aber von neuem hervor kam. Ich verordnete ihr und ihrem Kinde die Jaſſeriſche Salbe. Sie rieb ſich hiervon morgens und abends in beyden Händen, dem Kinde aber, wegen des geringern Umfanges ſeiner Hände, in beyde Fußſohlen ein. Sie beobachtete dabey die ſtrengſte Lebensordnung, nahm täglich 3 Mal Plummer's Pulver, mit Fenchelſamen vermiſcht, und trank fleißig von einer Ptiſane aus Graswurzeln den ganzen Tag durch; alle Woche nahm ſie aus eigenem Antriebe ein abführendes Mittel. Fünf

Wo-

Wochen verſtrichen unter dieſer Behandlung, die Kräze blieb, das Jucken ward unausſtehlich, das daher nothwendige Krazen ſo übermäßig, daß ich gezwungen wurde, andere Mittel anzuwenden, nachdem ſie und das kleine Kind in der ſechsten Woche ſich vergeblich geſchmiert hatten; dagegen genas ein älterer Knabe der nämlichen Frau, zur nämlichen Zeit und in dem nämlichen Hauſe, durch das Einreiben der Jaſſeriſchen Salbe, ohne dabey innerliche Arzeneyen zu nehmen, in 18 Tagen vollkommen. Hier war nun ganz gewiß das Uebel das nämliche; die Mutter hatte es von dieſem Knaben, dieſer Knabe in der Schule von andern Kindern angeſteckt, bekommen, und dennoch war die Wirkung der Kräzſalbe von ſo verſchiedenem Erfolge.

Ein Jude von etlichen 50 Jahren, der, ſeiner Verſicherung nach, jezt zum erſten Mahl in ſeinem ganzen Leben die Kräze hatte, übrigens aber geſund war, brauchte, bey der pünctlichſten Beobachtung einer genauen Lebensordnung, und bey der größten Reinlichkeit, die ſonſt bey dieſer Nation ſo ſelten iſt, 4 Wochen nach einander dieſe Salbe, nahm alle Stunden Alantertract in Vitriolſäure verdünnt, alle Abend beym Schlafengehen 1 Quent Schwefelblumen, und um den 4ten Tag ein Laxans mercuriale ohne allen Erfolg. Ich ſuchte ihn zu bereden, daß er wenigſtens noch 14 Tage bey dem Einſchmieren der Salbe bleiben möchte, allein der Mangel des Zutrauens dagegen und ſeine Ungeduld waren zu groß, als daß ich ihn noch auf 4 Tage dazu hätte bewegen können. Ich mußte alſo eine andere Curart wählen, wodurch ich ihn in 12 Tagen, ohne daß er ferner die eben genannten Mittel nahm, gänzlich von ſeiner unangenehmen Krankheit entledigte. Bey dieſem Manne waren keine Zeichen einer innerlichen Schärfe, welche ſeine Kräze hätte unterhalten können, er war auſſer dieſer vollkommen geſund, und dennoch heilte die Jaſſeriſche Salbe ſeine Kräze nicht.

Ein 36 jähriger hypochondriſcher Schneider, der von einem wandernden Geſellen angeſteckt wurde, theilte ſeiner Frau, und dieſe ihren zwey Kindern, die Kräze mit. Ich verordnete allen die Jaſſeriſche Salbe. Sie gebrauchten dieſelbe 24 Tage, mit dem beſondern Erfolge, daß die Frau, welche zugleich ſchwanger und ihrer Niederkunft

nahe

nahe war, nebſt den beyden Kindern, bey einer ſchicklichen Diät, ihrer Krätze entledigt wurden, der Schneider ſelbſt aber, welcher noch immer bis in der 4ten Woche ſich ſchmierte, ſeine Krätze behielt, und auf eine andere Weiſe demnächſt curirt werden mußte.

Um die Jaſſeriſche Salbe noch bekannter und ihre Anwendung allgemeiner zu machen, ließ ich dieſelbe, ihrer in Schmucker's Schriften befindlichen Beſchreibung der Zuſammenſetzung nach, in das Jülich und Bergiſche Wochenblatt einrücken, und nannte alle die berühmte Männer, die ihre Wirkſamkeit wider die Krätze bewährt gefunden hatten. Viele Aerzte und Wundärzte brauchten dieſe Salbe, viele ſahen die herrlichſten Wirkungen davon, andern im Gegentheil hat ſie keine Hülfe geleiſtet. Es iſt daher immer gut, daß wir einem ſo häßlichen und verdrießlichen Uebel, wie die Krätze, mehr als Ein wirkſames Mittel entgegen zu ſetzen haben, damit, wenn eins nicht helfen will, das andere verſucht werden könne.

Unter der großen Menge ſolcher Mittel habe ich, obgleich ich ſehr viele gebraucht habe, keins, ſowohl ſeiner Zuſammenſetzung als Wirkſamkeit nach, würdiger gefunden, der Jaſſeriſchen Salbe zur Seite geſetzt zu werden, als folgendes **Waſchwaſſer**, deſſen ſich der **Leibarzt und geh. Rath Hoffmann in Münſter** ſchon länger als 20 **Jahr zur Tilgung der Krätze** bedient hat; nämlich: 20 Gran Sublimat werden in 8 Unzen Waſſer aufgelöſet. Bey gemeinen Leuten wird nur gemeines Waſſer, bey Vornehmen ein deſtillierter wohlriechendes Waſſer hierzu genommen. Hiermit werden die ausgefahrnen Stellen, eine nach der andern, täglich gewaſchen. Hierbey iſt zu bemerken, daß man mit dem Waſchen nicht ſogleich aufhöre, wenn man die Theile naß gemacht hat, ſondern eine kurze Zeit damit anhalte, damit das Waſſer deſto beſſer in die Haut eindringen könne. Nach Hoffmann's Rath werden zugleich innerlich Schwefelblumen genommen, welches ich aber faſt immer überflüſſig gefunden habe. Wer ſieht nicht mit mir ein, daß dieſes Krätzmittel der größten Empfehlung würdig iſt? Erſtlich verdient ſchon die einfache Form der Zuſammenſetzung, die Abweſenheit alles widrigen Geruches, der Mangel einer ekelhaften Farbe, und die Leichtigkeit der Anwendung, allen Beyfall. Zweytens erfüllt dieſes Waſſer alle Anzeigen,

gen, die man ſich bey der Kräze, als Krätze, nur immer denken kann. Drittens, hat daſſelbe mit der Jaſſeriſchen Salbe das vorzüglich gemein, daß es die Schweißlöcher der Haut nicht verſtopfen, und dadurch die Kräze zurücktreiben kann. Seine Wirkung iſt vielmehr zweyfach; auf der leidenden Stelle angebracht, iſt es ein gelinde einſchneidendes, und durch die Einſaugung in den Körper ſelbſt ein auflöſendes, die Säfte verbeſſerndes Mittel. Auch da iſt es vom größten Nutzen, wo entweder die Kräze veneriſcher Art iſt, oder wo zu dieſer veneriſche Zufälle hinzu kommen. Nicht minder wirkſam iſt dieſes Waſſer da, wo nach zurück getretener Kräze andere beſchwerliche Zufälle entſtehen. Die Kräzigen, von denen ich oben geſagt habe, daß ſie wochenlang ohne Beſſeruug ſich die Jaſſeriſche Salbe einſchmierten, fanden am Ende ihre Geneſung in dieſem Mercurialwaſſer.

Ein Umſtand ſcheint dit Anwendung dieſes Waſſers bey der Kräze in etwas einzuſchränken; nämlich es finden ſich leicht Verbothen eines Speichelfluſſes alsdann ein, wenn daſſelbe zu häufig, oder zu anhaltend, gebraucht wird. Scorbutiſche Perſonen ſind beſonders zum Speichelfluß geneigt, und können überhaupt keine Mercurialmittel vertragen. Bey dieſen verdient die Jaſſeriſche Salbe, zur Tilgung der Kräze, den Vorzug. In jedem andern Falle ziehe ich das Mercurialwaſſer vor. Ich laſſe die oben beſchriebene Portion von 8 Unzen Waſſer und 20 Gran Sublimat in 4, 5 bis 8 Tagen verbrauchen, nach dem ich finde, daß jemand es ohne in einen Speichelfluß zu verfallen, vertragen kann. Die Vorbothen eines Speichelfluſſel wendet ein Laxiermittel ab, oder der Gebrauch des Sublimatwaſſers wird einige Tage ausgeſetzt, ſo verſchwinden dieſe von ſelbſt. Sollte man nicht zuweilen mit Vortheil die Jaſſeriſche Salbe mit dem Mercurialwaſſer zugleich gebrauchen können, wenn eins von dieſen Mitteln für ſich allein nicht helfen will? Sollte nicht dieſe Verbindung dann vorzüglich anwendbar ſeyn, wenn die Kräze zurück getreten iſt, oder, wie zuweilen der Fall iſt, nicht recht hervorkommen will? wenigſtens ſcheint keine Gegenanzeige dieſen Verſuch zu widerrathen.

Wenn jemand durch den Gebrauch des Sublimat waſſers von der Kräze befreyet iſt, ſo iſt es hernach ſeh

gut, um ſelbige deſto gründlicher zu tilgen, das Waſchen noch eine Zeitlang fortzuſetzen.

Zum Beſchluß wird es nicht überflüſſig ſeyn, noch eine Bemerkung hieher zu ſetzen, die nicht nur dem Arzte, ſondern auch jedem Kranken, der von der Krätze gründlich befreyet zu werden wünſcht, nicht gleichgültig ſeyn kann. Man weiß nämlich, daß die Vornehmen, welche oft, während der Krätze, mit ihren Kleidern wechſeln, nicht ſo leicht befreyet werden, als Geringe, welche nur ein Kleid haben, es ſey denn, daß ſie eben ſo wohl beſtändig bey demſelben Kleide bleiben. Die Urſache davon iſt dieſe, daß ſie ihre verſchiedene Kleider anſtecken, und durch ſelbige, wenn ſie wechſeln, wieder angeſteckt werden. In einem Hauſe waren 5 Krätzige, ſie wurden curirt, aber der Hausherr bekam ſie 3mal wieder. Jederzeit zeigte ſie ſich an der rechter Hand zuerſt. Er hatte ſich gewöhnt, die Hand vorn in die zum Theil aufgeknöpfte Weſte zu ſtecken. Er verunreinigte ſie, und dieſe Weſte ſteckte die Hand jedesmal von neuem an.“

Die Uebel, welche auf eine zurückgetretene Krätze folgen, ſind mannigfaltig, als: allerley Fieber, Auszehrung, Waſſerſucht, hitzige und langwierige Krankheiten der Bruſt und anderer Eingeweide, und Nervenzufälle von allerley Art, als: Convulſionen, Lähmung, Schlagfluß, Blindheit, u. a. m. Man findet bey allen Schriftſtellern, welche von der Krätze geſchrieben haben, Beyſpiele von den gefährlichen und nicht ſelten tödlichen Folgen einer zurück getriebenen Krätze. Die gewöhnlichſte Urſache einer zurück tretenden Krätze, iſt der unzeitige oder ungeſchickte Gebrauch äuſſerlicher Mittel. Dergleichen iſt das oben von einem Candidaten angeführte Beyſpiel. Es giebt aber auch innerliche Urſachen, als: zu ſtarkes Laxieren u. a. m.

In Krankheiten, die von zurück getretener Krätze entſtehen, muß man zuvörderſt die Krätze wieder auf der Haut zum Vorſchein zu bringen ſuchen. Hiezu dienen äuſſerlich Erwärmung, inſonderheit an Händen

und

und Füßen durch wollene Handſchuhe und Strümpfe, und in dringenden Fällen blaſenziehende Pflaſter. Von innerlichen Mitteln befördern den Ausbruch einer ſolchen Krätze vornehmlich der Campher, entweder allein oder mit Salpeter gegeben, Schwefelglanz, Spießglanzarzeneyen, und von Mercurialmitteln der mineraliſche Mohr, das Plummeriſche Pulver, und das verſüßte Queckſilber in kleinen Doſen, entweder allein, oder mit Campher vermiſcht. In hartnäckigen Fällen muß man die Krätze entweder durch Anlegung ſolcher Kleider, die ein Krätziger getragen hat, oder auf die nämliche Weiſe, wie mit den Pocken geſchieht, einpfropfen. Aber nicht nur in Krankheiten, die von zurück getretener Krätze entſtanden ſind, ſondern auch in andern, wobey die gewöhnlichen Hülfsmittel unſerer Kunſt ohne Erfolg ſind, kann die Einpfropfung der Krätze zuweilen ein vortreffliches Heilungsmittel abgeben. Der Hr. geh. Rath. Muzell hatte zuerſt den ſinnreichen und glücklichen Einfall, dieſe Einpfropfung als ein neues Heilmittel zu verſuchen. Er brachte dadurch einen Menſchen von 28 bis 30 Jahren, welcher mit einer hartnäckigen Melancholie und ſtarken Unempfindlichkeit behaftet war, nach vergeblicher Anwendung aller in dergleichen Fällen gewöhnlicher Mittel, wieder zu ſeinem richtigen Verſtande und völligen Geſundheit. „Ich glaubte“, ſchreibt er: „daß die Materie der Krätze, wenn ſie ins Blut käme, wohl ein Fieber zuwege bringen könnte, das dem Patienten, bey ſeiner anhaltenden Unempfindlichkeit, gute Dienſte leiſten würde. Ich ſchritt daher, ohne weitere Vorbereitung, zur Einimpfung derſelben, und ließ an beyden Armen und Füßen ziemlich tiefe, beynahe 1 Zoll lange Einſchnitte mit der Lanzette machen, die Materie von einem Patienten nehmen, der ſich, auſſer den Zufällen einer feuchten Krätze, ganz munter befand, und dieſelbe völlig in die Wunden einſchmieren, mit einer Nuß-

ſchale bedecken, und dann mit einer Bandage befeſtigen. Der Kranke, war bey ſeiner Unempfindlichkeit gegen alles gleichgültig. Am 3ten und 4ten Tage war ſein Puls geſchwinder. Er aß nichts, und da er ſonſt faſt beſtändig im Bette ſaß, lag er jetzt, der Länge nach, in demſelben ausgeſtreckt. Den 5ten und 6tee Tag nahm die Hitze und die Geſchwindigkeit des Pulſes merklich zu; der Patient ward unruhig. Am 7ten und folgenden Tage ſpürete man alle Zufälle eines ſtarken Fiebers. Nach einem erfolgten heftigen Schweiße zeigte ſich am 9ten Tage ein ſtarker krätziger Ausſchlag über den ganzen Leib, und man traf den Kranken dabey, im Bette ſitzend, ſo vernünftig an, daß er mit vieler Munterkeit, alle Fragen beantwortete, und geſtand, es wäre ihm, da er von allem Vorgehenden nichts gewußt, als ob er von einem tiefen Schlafe erweckt worden. Den 12tag nach der Operation hatte ſein Puls, der vor derſelben ungemein langſam ging, ſeine gehörige Geſchwindigkeit; der Kranke war indeſſen ohne Fieber, ſo munter, lebhaft und freundlich, als er vorher dumm, einfältig und trotzig ausgeſehen. Kurz, er war von ſeiner Melancholie, und bald darauf auch von der künſtlichen Krätze völlig wieder hergeſtellt.“

Ein neuer ſinnreicher Einfall, der mit einem ſo glücklichen Ausgange begleitet war, konnte nicht lange ohne Nachahmung bleiben. Hr. D. Hirſchel, der nicht leicht eine neue Erfindung unbemerkt und unverſucht ließ, hatte einen Patienten, dem eine convulſiviſche Engbrüſtigteit den Tod zu drohen ſchien. Er verſuchte dabey die kräftigſten Mitttel lange vergebens, zumal da ihm die wahre Urſache des Uebels noch immer verſchwiegen worden war. Endlich brachte er es heraus, daß dieſer Kranke ſich ehemals eine feuchte Krätze zu eilig durch äuſſerliche Mittel vertrieben habe. Er richtete ſeine Cur darauf, dieſe wieder hervor zu locken,

locken, konnte aber durch gewöhnliche Mittel ſeine Abſicht nicht erreichen. Zuletzt fiel ihm die angeführte Inoculation, die Hr. Muzell mit Krätze ſo glücklich verſucht hatte, wieder ein. Er ließ alſo den Kranken in ein Laken, worauf ein Krätziger gelegen hatte, wickeln, um demſelben die Krätze durch eine Art der Inoculation von neuem beyzubringen. Beſonders wurden die unreinen Stellen des Lakens an die Theile, die noch von den ſpaniſchen Fliegen wund waren, gebracht. Der Kranke mußte auf dieſem Bettuche ſchlafen, und es kam wirklich etwas von Krätze heraus. Die Umſtände änderten ſich dadurch nur wenig, weil der Ausſchlag nicht häufig genug hervor kam; indeſſen wurde, nach dem Gebrauche der Fontanelle und anderer dienlicher Mittel, auch dieſer Kranke völlig wieder hergeſtellt. Man wird hiebey nicht ohne Nutzen den 6ten Brief, in Hirſchels Briefe über verſchiedene Gegenſtände aus der Arzneywiſſ. 3ter Samml. (Berl. 1771, 8.) nachleſen.

Caſus von einer ſehr hartnäckigen Melancholie, welche mit einer Unempſindlichkeit verknüpft war, aber dennoch durch Inoculirung der Krätze curirt wurde, ſt. in F. H. L. Muzell's medicin. und chirurg. Wahrnehmungen, 2 Samml. (Berl. 1764. 8.) S. 60, fgg.

Franz. überſ. u. d. T. Relation d'un gueriſon ſingulière d'une eſpece d'engourdiſſement & d'inſenſibilitè d'un homme de 29 ans, operée par l'inoculation de la Galle, dans l'Hopital Royal de Berlin, par Mr. *Mutzell*, ſt. in No. XXX der *Gazette ſalut.* v. J. 1761; und im *Journ. encyclop. du Juill. 1761*, S. 124 — 127.

Diſſ. med. inaug. caſum ſtuporis ſcabiei inoculatione curati exhibens, Aut. *Jo. Vlr. Toggenburger*. Argent. 1760, 4. 2. u. e. h. B. ſt. auch im *Excerpto totius Ital. nec non Helvet. Litterat. pro A.* 1761, To. II. p. 224—247.

Endlich muß ich noch beſonders der merkwürdigen ſo genannten ſcorbutiſchen Krätze Erwähnung thun, welche vornehmlich unter den Soldaten in Lazarethen gemein iſt, und deren genaue Kenntniß man dem berühmten Hrn. geh. R. Baldinger zu danken hat, eſſen vortreffliche Beſchreibung, ſo wie er ſie, nach ſeiner

ſeinen eigenen, in dem ſiebenjährigen Kriege gemachten häufigen Erfahrungen davon, in ſeinem lehrreichen Werke von den Krankheiten einer Armee. (1765, 8.) mitttheilt, hier eingerückt zu werden verdient.

„ Dieſe Krätze, die bey uns ſo allgemein war, und die ich ſelbſt erlitten, erfolgte meiſt auf jede unſerer faulen Krankheiten, vorzüglich auf die Fieber, und hatte mit dieſen und dem Scorbut die nächſte Verwandſchaft. Ich habe ſie ſorgfältig von dem veneriſchen Ausſchlag unterſchieden, und man muß ſie auch von andern Krätzen, die von chroniſchen Uebeln, verletzten Eingeweiden, u. ſ. f. entſtehen, wohl unterſcheiden. Die meiſten Soldaten, welche aus dem Felde in das Lazareth gebracht wurden, und welche dieſe Krätze hatten, waren an den Armen, Händen, Füßen, Schenkeln, Lenden, Rückenmuskeln, dem Geſäße, ganz mit einer dichten grünlichen Borke überzogen. Dieſes war meiſt ſchon der ſchwärende Zuſtand. Der Soldat war unter dieſem Zuſtande ganz ſteif und unbeweglich.

Man hat auch hier drey Perioden zu unterſcheiden: den Ausbruch, die Schwärung und Abtrocknung. Anfangs entſtanden meiſt kleine Kryſtallbläschen, die mit einer durchſichtigen, ſcharfen und juckend freſſenden Feuchtigkeit angefüllt waren. In dieſem Zuſtande hätte man in der That dieſe Krätze leicht für Frieſel halten können, beſonders wenn die Krätze nach dem Lazarethfieber zum Vorſchein kam. Es währte aber dieſes nicht lange, ſo entſtanden große ſchwärende Blattern, wie Erbſen, zwiſchen den Fingern, an den Armen ꝛc. Dieſe waren mit einem ſehr empfindlichen brennenden Schmerz begleitet, und um dieſe Blattern war ein entzündeter rother Hof. Die Geſchwüre fraßen unter ſich, und gaben eine große Menge Eiter. Wenn man auch eine ſolche Blatter öffnete, und mit Charpie allen Eiter austrocknete, ſo entſtand doch bereits in einer Stunde eine Menge eben ſo viel Eiter. Es verbreitete ſich ein großer Geſchwulſt über die Glieder, die Arme, Hände, Finger, Schenkel; und das Geſicht, das ſonſt nicht leicht von der Krätze angegriffen wird, war oft ſtark geſchwollen, und ganz mit breiten Flatſchen von ſchwärender Krätze überzogen. Die Arme brachen meiſt in der Gegend des Ellenbogens auf, und es floß eine große Menge

ſchar-

ſcharfes Serum von den faſt bloßen Muſkeln. Das Brennen, der Schmerz, die Unruhe, Schlafloſigkeit, das Fieber, waren in dieſem Zeitpuncte ganz unertägliche Zufälle. Selten konnte man die Luft temperirt genug erhalten. Bey der mindeſten Erkältung entſtand ein unerträglicher Kopfſchmerz, und das, was Tortura nocturna venerea heißt, kann in der That wohl nicht empfindlicher ſeyn. Sobald nur die mindeſte Erkältung vorging, ſo ſchwollen die Drüſen unter den Achſeln, in den Weichen, u. ſ. f. Wenn die Hitze des Zimmers wirkte, ſo war der brennende Schmerz, die Unruhe, und die Unmöglichkeit ohne Schmerz zu liegen, ganz unerträglich. Der Kranke konnte nicht ſitzen, nicht gehen, nicht ſtehen und nicht liegen, und war oft der Verzweiflung nahe. Die freſſenden Geſchwüre nahmen oft gar ſehr überhand, dieſe veränderten ſich ſodann in eine Borke oder Kruſte, welche die Theile ganz überzog. An den Armen, Lenden, Schenkeln, Füßen und Rücken-Muskeln war die Borke immer am ſtärkſten, und an den Lenden und Schenkeln entſtanden oft große Verhärtungen, dunkelblaue, ſchwarzrothe Flecken, die ſchwer zu erweichen waren, und faſt wie Scorbutflecken ausſahen. Wenn man dieſe mit einem ſcharfen Meſſer ritzte, ſo kam etwas dickes ſchwarzes Blut zum Vorſchein, und die Empfindung war beym Einſchnitt ſehr geringe. Ich habe oft Soldaten geſehen, die gerade am ganzen Körper mit der ſtarken Krätzborke überzogen waren, und wo auch der Hals, die Gegend des ſchildförmigen Knorpels, die Bruſtmuskeln, und die Bauchmuskeln ſelbſt, nicht frey blieben. Dieſe Art Krätze ſcheint den Soldaten vorzüglich eigen, und in Bürgerhäuſern wird ſie niemals ſo bösartig.

Die Ausdunſtungen des Lazareths, und die Menge der Kranken, die beyſammen eingeſchloſſen ſind; die große Schwäche, die entkräfteten Soldaten eigen iſt; die Fäulniß, wozu ihre Säfte geneigt ſind, die Unordnung in der Lebensart; der Mangel der Reinigkeit, die unterdrückte Perſpiration, u. ſ. w. ſcheinen mir die Urſachen. Der hohe Grad der Fäulniß iſt aber auch die Urſache, daß faſt Niemand bey der Armee von der böſen Krätze befreyet bleibt, er ſey Officier, Arzt oder Wundarzt. Da ich dieſe Krätze ſelbſt erlitten, ſo bin ich mit ihren Zufällen genau bekannt, und ich will hier das beſchreiben, was ich an mir ſelbſt empfunden habe. Den Monat April 1762, war ich

von der Frieſelkrankheit geneſen, empfand aber eine groſſe Schwäche. Da ich einen widernatürlichen Hunger empfand, ſo gebe ich ganz gern zu, daß ich in quantitate aſſumendorum gefehlt; und da ich ſchon anfangs des Maymonathes mein Lazareth wieder beſuchte, ſo iſt kein Zweifel, daß die Schwäche des Körpers zur Infection ſehr geſchickt geweſen. Im Monat Julius zeigten ſich am rechten Arm und an den Fingern der rechten Hand kleine kryſtalliniſche Bläschen, wie Frieſelbläschen. Dieſe waren mit einer hellen durchſichtigen Feuchtigkeit angefüllt, welche ein ziemliches Jucken verurſachte, ſo mich in meiner Beſchäftigung am Schreibtiſch oft unterbrach. Gegen Ende des Auguſts empfand ich eine ziemliche Trägheit, und Fieberanfälle mit Fröſteln, etwas Hitze, Kopfſchmerz und Uebelkeit. Am 9 Sept. verließ ich Torgau, und ritt unter einem ſtarken Regen und naſſen Kälte, in Geſellſchaft eines Freundes, nach Wittenberg. Bey meiner Ankunft daſelbſt erkältete ich mich ſtark. Ich weiß nicht, ob es alle Herbſte in Wittenberg nebelig, finſter und naßkaltes Wetter iſt; aber das weiß ich, daß es damals ausnehmend nebeliges Wetter war. Ich fand mein Lazareth im Collegio, meiſt in kleinen Stuben, und der Geſtank der Abtritte war für mich unvermeidlich. Nach einigen Tagen fieng ich des Abends immer heftiger zu fiebern an. Die Nächte waren unruhig, und der Kopfſchmerz heftig. In einer der folgenden Nächte war der brennende Schmerz ſehr groß; ich empfand ſonderlich in den Fingern einen brennenden Schmerz, und früh morgens waren an allen Fingern große Blattern ausgefahren, die auch bereits ſchon in die Vereiterung gingen, und große entzünndete Höfe hatten. Die Finger und Hände waren ſehr geſchwollen, und der rechte Arm war doppelt ſo ſtark geſchwollen, als er natürlich zu ſeyn pflegt. Er kam in der Ellenbogengegend bald zum Aufbruch, und in einigen Tagen ſind zuverläſſig einige Nößel ſcharfes Fließwaſſer ausgefloſſen. Die Drüſen unter den Achſeln ſchwollen ſtark, und auf dem ſchildförmigen Knorpel entſtand eine ſehr ſchmerzhafte Krätzborke. Die Vereiterung war an den Händen ſehr ſtark, und an der äuſſern Gegend des Carpus ſo ſtark, daß ich befürchten mußte, die kleinen Knochen möchten von der Caries befallen werden. Das Fieber, der allgemeine Schmerz und die Unruhe war ſehr ſtark, und verſchiedene Nächte wur-

wurden ganz ſchlaflos zugebracht. Die verdünnte Vitriolſäure war für meine empfindliche Nerven zu heftig. Eine abführende Potion aus Rhabarber mit Tamarinden, minderte das Fieber etwas. Selbſt eine Ptiſane war für meine empfindliche Nerven zu ſcharf. In dieſem Zuſtande beehrte mich der berl. Hr. Prof. Böhmer einigemal mit ſeinem erwünſchten Beſuche. Ich konnte mich nicht entſchließen, ſeinem Rathe zu folgen, das Antimonium bey mir anzuwenden, ſo wenig als den Rath des ſel. Ludolf, das verſüßte Queckſilber zu nehmen. Ich habe auch meinen Feind ohne dieſe Arzeneyen beſiegt. Nachdem der rechte Arm zu trocknen anfing, ſo entſtand eine größere Borke von Kräze an den Armen, Händen und Schenkeln. Sowohl an den Schenkeln, als an den Füßen, kamen blaue und dunkelrothe verhärrtete Flecken zum Vorſchein. Selbſt an den Fußſohlen entſtanden brennende Blattern, imgleichen zwiſchen den Fußzehen, und auf dem Tendo Achillis, wodurch eine ſo empfindliche Spannung entſteht, daß man zum Gehen ganz unvermögend wird. Ich habe dieſe Kräze nur ſo weit beſiegen können, daß ich vermögend war auszugehen, und meine Geſchäfte zu verwalten, aber nicht gänzlich zu heilen. An den Füßen hat ſie am längſten gedauert, wozu aber unſtreitig das viel beygetragen hat, daß ich beſtändig in Stiefeln gegangen, wodurch die Ausdunſtung nicht wenig verhindert wird. Ich bin mit der Kräze im Jänner 1763 nach Magdeburg, und retour nach Torgau gereiſet. An dieſem Orte habe ich immer ein ſieches Lebens geführet, und öftere Anfälle vom Fieber erlitten. Ich habe auch meine Kräze und chroniſche Geſchwüre nicht eher völlig verlohren, als bis in die Mitte des Sommers 1763, wo ich am Ende des Feldzuges durch kleine Reiſen, und die öftere Veränderung des Ortes meines Aufenthaltes, beſtändig neue und friſche Luft geſchöpft, mehr Bewegung und eine vegetabiliſche Nahrung genoß. Die Kopfſchmerzen waren unerträglich, wenn ich mich bey meinen chroniſchen Geſchwüren nur etwas erkältete. Gegen Abend vermehrte ſich der Schmerz ohnehin allemal, und bey dem heftigſten Anfall litt die Kräze gar keine Bettwärme, und ich bediente mich nur eines doppelten leinenen Lakens, der mich aber gegen Morgen nicht ſattſam erwärmte, und wenn ichs verſahe, mich gegen dieſe Zeit mit noch einer Decke zu verſehen, ſo war die

Strafe eine Erkältung und ein ſehr heftiger Kopfſchmerz. In dem Zeitpuncte, als die erſte Vereiterung bey mir am ſtärkſten war, habe ich in dem Urin eine große Menge Salze und einen flüchtigen faulen Geſtank bemerkt. Eine ganze Zeitlang ſchoſſen große lange Spieße und Kryſtallen in dem Nachtgeſchirre an. Die übrige Zeit war zwar der Urin auch triebe und wolkicht, doch waren die Spuren von Salzen nicht ſo offenbar. In jenem Zeitpuncte fand ſich ein Durchfall ein, der mir anfänglich nicht ohne Gefahr ſchien. Doch fieng ich wieder an zu hoffen, als ſich von ſelbſt ein Schweiß fand, der diesmahl ohne alle unangenehme Empfindung war. Denn auſſer dieſem Zeitpuncte mußte ich jede ſtarke Perſpiration zu verhüten ſuchen, wenn ich nicht die heftigſten Schmerzen empfinden wollte. Wenn dieſe am ſtärkſten waren, ſo genoß ich faſt nichts, als abgeſottene Milch mit Semmelſchnitten. Reifes Obſt habe ich die Menge genoſſen, und mich dabey ſehr wohl befunden. Der Salpeter im Pulver war für mich ſchon zu ſcharf, und ich habe wohl kein Quent überhaupt genommen, da ich von einigen Doſen den übeln Erfolg ſahe. Hafergrütze bekam mir beſſer. Aeuſſerlich habe ich bey dem heftigſten Schmerz ein feines und gut gemiſchtes Vngu. alb. c. camphora auf die größten Flecken gelegt, und mir dadurch Linderung verſchafft. Es trocknete keinesweges, ſondern vermehrte vielmehr die Perſpiration, erweichte den Schorf, und die verhärteten Flecken. Bäder von warmem Waſſer und feiner Seife minderten die Krätze und den Schorf, und erweichten die Flecken. Man muß ſich immer vorſtellen, daß eine Menge Waſſer in den Körper eingedrungen, und die Schärfe gemindert, denn ich erhielt für den ganzen Tag Linderung der Schmerzen, wenn ich früh gebadet hatte.

Doch konnten die Bäder das Uebel nicht ganz heben, da ſie die Schwäche der feſten Theile und die Fäulniß der Säfte nicht wegnehmen konnten. Bey der ſtärkſten Vereiterung habe ich äuſſerlich fein gepülverte Chinarinde eingeſtreuet, und mir dadurch im Decemb. 1763 ſo viel Linderung verſchafft, daß ich in den Abendſtunden die Schrifft des Hrn. Marherr beynahe gänzlich überſehen konnte. Ich habe innerlich die Chinarinde und den Campher verſucht; da ich aber in der Cur oft unterbrochen wurde, ſo habe ich mich nicht gänzlich befreyen können.

Bey

Bey unſern Soldaten war die grüne Borke oft ganz haarig, wie ein Mos.

Das Mittel, deſſen wir uns hier bedienen, war meiſt die Potio pro Scabioſis.

Rec. Aqu. menth.
foenic. aa menſ. iv.
Fl. pap. rhoe. Pj.
Ol. vitriol. ℥ij.
M. F. Potio.

Von dieſer Potion wurden anfangs täglich 4 Löffel voll, ſodann alle 3 Stunden, und endlich alle 2 Stunden 1 Löffel voll gegeben. Des Abends haben wir meiſt ein linderndes Pulver gegeben, und etwa alle 8 Tage ein gelinde abführendes Mittel. Bey dem Gebrauche dieſer Potion haben wir eine Ptiſane trinken laſſen, und fleißig mit Seiſe gebadet. Wenn die Schwäche groß war, ſo wurden zu dem Bade noch die Globuli martiales hinzu gethan.“

Im 11 Cap. des 2ten Abſchn. gedachten Werkes, wo ſonſt noch viel Nützliches von der Heilung verſchiedener Krätzen überhaupt geſagt wird, rühmt der verdienſtvolle **Baldinger** auch aus der Erfahrung in der ſcorbutiſchen Krätze die gute Wirkung des Extracti Fumariae, und vornehmlich des Extracti Enulae, deſſen Kräfte wider den Scharbock ebenfalls nützlich befunden worden ſind, wenn dieſe Extracte aufgelöſet entweder allein, oder mit Extr. Scord. Abſinth. Card. bened. und andern bittern antiſeptiſchen Dingen, zuweilen auch in Verbindung mit Vitriolſäure, den Kranken gereicht wurden.

Die Species zu der oben gedachten Ptiſane beſtanden aus Rad. Gram. ℔ß.
Liquirit. ℥ij.
Raſ. L. ſanct. ℥ iß.
L. Saſſafr. ℥ j.
Sem. Foenic. ℥ ij.
oder auch bloß aus Rad. Gram. Chin. Scorzon. u. d. gl.

U. Die

II. Die Krätze bey Thieren, iſt unter der Benennung Räude bekannter, unter welchem Artikel ich davon handeln werde.

4. Krätze oder Räude, ein Zufall der Bäume, wenn die Rinde Rauh wird und abſpringt, und der ganze Baum erſtirbt.

Von der Räude der Obſtbäume, ſiehe **Obſt-Baum.**

Von der Räude der Waldbäume, ſiehe **Flechte,** im XIV Th. S. 65, fgg.

Von der Krätze oder Räude an den Nelken, welche in einem um ſich freſſenden Flecken an den Blumenblättern beſteht, und von dem Roſte noch unterſchieden wird, ſiehe **Nelke.**

Kratzen, L. fricare, ſcabere, Fr. gratter, mit einem ſcharfen oder ſpitzigen Werkzeuge hart über die Oberfläche eines Dinges fahren.

Die Katzen kratzen, wenn ſie mit ihren Klauen oder Krallen die Haut verwunden. Die Hühner kratzen in die Erde, mit ihren Füßen, wofür doch ſcharren üblicher iſt. Jemanden mit den Nägeln kratzen. Sich in den Kopf kratzen, mit den Nägeln der Finger. Sich hinten den Ohren kratzen, im gem. Leben, zum Zeichen der Räue über etwas.

Die Metallarbeiter kratzen, wenn ſie mit der Kratzbürſte (ſ. oben, S. 721) eine erhabene oder hohle gegoſſene Arbeit reinigen oder reiben, um dadurch eine Vergoldung zu poliren oder heller zu machen.

Die Buchbinder kratzen, wenn ſie einen Schnitt, der gefärbt werden ſoll, mit der Stahlklinge, einem gezahnten Werkzeuge, beſchaben, damit der aufzuſtreichende Leim deſſo beſſer halte.

Die Schneider kratzen die Wolle neben einer Stopfnaht auf, damit man die Naht nicht ſehe.

Die Goldſchläger kratzen das vorſtehende Gold an den Goldbüchern, oder auch dasjenige Gold, welches bey dem Schlagen der doppelteen Blätter in der Dünnquetſchform auf allen Seiten herausdringt, mit einem Meſſer ab.

Die Wollkämmer kratzen die Wolle, wenn ſie ſolche mit der Kratze oder dem Krätzkamme (ſ. oben S. 727) kämmen.

Falſchgeſchriebene Buchſtaben kratzet man mit dem Federmeſſer aus.

Imgleichen figürlich, ſowohl ſchlecht ſchreiben, als auch ſtümperhaft auf einem Saiteninſtrumente ſpielen. Imgl. eine Empfindung verurſachen, als wenn man gekratzt würde. So ſagt man von einem ſauern geſchwefelten Weine, er kratze im Halſe; ſiehe Krätzer.

Bey dem Horneck chraczen, im Niederſ. kritzen, im Schwed. kratta, im mittlern Lat. gratare, Fr. grater, gratter, im Ital. grattare, im Engl. grate und ſcracth. Es drückt den mit dem Kratzeu verbundenen Schall ſehr genau aus, daher es nicht nur in ſo vielen Sprachen angetroffen wird, wo es in weiterer Bedeutung auch graben und ſchaben bedeutet, wie in dem Lat. radere, eratire, dem Griech. χαραττω, und dem Hebr. חרת, und גרר; ſondern auch von mehrern ähnlichen Arten des Schalles vorkommt. So wird das Scharren mit den Füßen, und eine Art des Räuſperns im gem. Leben kratzen genannt. Von dem Griech. χαρατειν, graben, bedeutete χαρακτηρ ein eingegrabener Zug, ein eingegrabenes Zeichen, daher denn im mittlern Lat. charaxare, ſo oft für ſchreiben überhaupt gebraucht wird. Siehe Kreide. Uebrigens iſt für kratzen in einigen Fällen auch krauen, und im Niederſ. kleyen, üblich.

Sprichw. Wer dich kratzt, den kraue. Es iſt menſchenfreundlich, Wohlthaten nicht unerwiedert zu laſſen.

Kratzer. Echinorynchus; ſiehe unter Schleim-Wurm.

Krätzer. 1. Ein Werkzeug zum Kratzen, doch nur in einigen Fällen, indem in andern die Kratze, das

Kratz-Eiſen, u. ſ. f. üblicher ſind. So iſt der Krätzer ein Werkzeug von Draht mit zwey Haken, den Lauf eines Schießgewehres inwendig damit zu reinigen, oder die Ladung aus einem geladeten Schießgewehre heraus zu ziehen; der Kugelzieher, Fr. Tirre-bourre; ſ. XXXIV Th. S. 394.

2. Ein ſaurer oder geſchwefelter Wein, welcher den Hals rauh macht, wird im Scherze ein Krätzer genannt; Fr. Chaſſe-couſin. Siehe Kopf-Reiſſer, im XLIV Th. S. 130.

Krätzerey, Gartengewächſe; ſiehe Kraut, Anm.

Kräuig, ſ. oben, S. 755.

Kräuel, ein Wort, welches im Hochdeutſchen nur ſelten gebraucht wird, eine Gabel mit gebogenen Zacken zu bezeichnen, etwas damit anzugreifen und feſt zu halten. Beſonders führt im Oberdeutſchen eine Fleiſchgabel dieſer Art den Namen eines Kräuels. Mache Aſchentöpfe, Schaufeln, Becken, Kreuel, Kohlpfannen, 2 Moſ. 27, 3. Cap. 38, 3. 4. Moſ. 4. 14. So kam des Prieſters Knab und hatte eine Kreuel (einen Kräuel) mit drey Zacken in der Hand, 1 Sam. 2, 13.

Im Bergbaue iſt der Krail (richtiger Kräuel) ein ſolches Werkzeug mit 5 Zacken, Erz und Schutt, damit in die Körbe und Tröge zu füllen.

Der Kohlen-Krail, iſt eben daſ. ein Rechen, die Kohlen damit herbey zu ziehen; ſ. im XLIII Th. S. 264.

In den monſeeiſchen Gloſſen Chrouuila. Es vereinigt den Begriff der Krümme mit dem Begriffe des Greifens, und gehört zu dem Geſchlechte der Wörter Kralle, Krauen Krapf, u. ſ. f. Bey den kraineriſchen Wänden iſt kralow krumm.

Krauen, ein Zeitwort, welches nur im gem. Leben üblich iſt, gelinde kratzen, mehr mit den Spitzen der Finger; als mit den Nägeln kratzen. Sich in den

Kopf

Kopfkrauen. Zuweilen auch für kratzen überhaupt. Sich hinter den Ohren krauen.

Ihr, die ihr gern was Neues wiſst,
Das euch die Ohren kraut.

Haged.

d. i. beluſtiget, kitzelt, nach dem Niederſ. wo krajen, ſtreicheln, liebkoſen, krauen aber kratzen iſt. Eben daſelbſt iſt auch kleyen für krauen üblich. Es drückt die Krümme der Finger im Krauen oder Kratzen aus, und gehört zu dem Geſchlechte des Wortes **Krumm.**

Kraus, L. criſpus, Fr. crépé, crepu, friſé, mehrmals gekrümmt, doch nur in einigen Fällen.

1. Von zarten, dünnen Körpern, dergleichen Haare, Wolle u. ſ. f. ſind. Krauſes Haar haben. Krauſe Locken.

2. Von dünnen Flächen, runde Falten habend. Die Manſchetten ſind kraus. Auch einige Arten von Gewächſen haben krauſe, d. i. auf und nieder gekrümmte Blätter, wie einige Arten des Kohles, des Salates, der Münze, u. ſ. f.

3. Viele kleine Zacken oder Einſchnitte habend, in einigen Fällen. So haben manche Münzſorten einen krauſen Rand; ſiehe Kräuſel-Eiſen und Kräuſeln. Manches Stangeneiſen wird auf den Eiſenhämmern kraus geſchmiedet, d. i. an Ecken mit Zacken verſehen; ſiehe Kraus-Eiſen. Krauſe Wellen des Meeres, kurze Wellen, ſ. Kräuſeln 2.

Niederſ. kruus, Schwed. krus, Walliſ. crych, im Ital. ohne Gaumenlaut rizzo, riccio, ricciuto, und im Oberd. mit Verwandlung des s in d, ehedem raid. Es gehört zu dem Geſchlechte der Wörter krumm und rund. Siehe Gekröſe, Fries. Im Lat. lautet es criſpus, und ſelbſt in einigen Mundarten ſagt man noch krausp und kruſpig für kraus. So iſt im Bergbaue krauſpes Haarſilber, ſo viel wie krauſes. Im Niederſ. iſt auch kroll und krull für kraus üblich, welches zunächſt zu rollen gehört. Ein anderer weitläuftiger Verwandter dieſes kraus iſt das in einigen gemeinen oberdeutſchen

Mund-

Mundarten übliche Krus, einen Krug zu bezeichnen, wofür die Niederſachſen Kroos ſagen, und wo es überhaupt ein Behältniß, einen hohlen Raum bedeutet, ein mit der Krümme nahe verwandter Begriff; ſiehe Krug.

Kraus-Beere, Kräuſel-Beere. 1. An einigen Orten ein Name der Preiſel-Beeren, Vaccinium Vitis idaea *L.*; ſiehe Preiſel-Beere.

2. An andern Orten ein Name der rauhen Stachel-Beeren, Ribes Groſſularia hirſuta *L.* entweder von kraus, ſo fern es ehedem auch rauch bedeutet hat, oder auch mit dem Lat. Groſſularia, und Franz. Groſſeille, von den Stacheln; Schwed. Krusbaer. Siehe Stachel-Beere.

Kraus-Diſtel, krauſe Diſtel, an einigen Orten ein Name der Mannstreu, oder Walddieſtel, Eryngium campeſtre *L.* wegen ihren krauſen Blättern, daher ſie auch Krauswurz und Raddieſtel genannt wird, vermuthlich von dem alten raid, kraus. (S. Kraus, Anm.) S. Mannstreu.

Kraus-Eiſen, auf den Eiſenhämmern, Stangeneiſen, welches auf den Ecken wechſelweiſe eingekerbt iſt, und daher auch Knoppereiſen genannt wird. Siehe im X. Th. S. 622.

Kraus bedeutet hier mit kleinen Zacken verſehen.

Kraus-Gebackenes, ſiehe Kraus-Kuchen.

Kraushärig, krauſe Haare habend. Ein kraushäriger Menſch, welcher im g. L. auch ein Kraus-Kopf heißt.

Kraus-Holz, ſiehe Kräuſel-Holz.

Kraus-Huhn, friſiertes Huhn; ſ. Huhn, Nro. 13. im XXVI Th. S. 15.

Kraus-Kohl, krauſer Kohl, Kohl mit krauſen Blättern, deſſen es ſowohl grünen als blauen giebt; ſ. im XLII. Th. S. 530, und 625.

Kraus-Kopf, ſiehe Kraushärig.

Kraus-

Kraus-Kuchen, Krauſe-Kuchen, krauſer Kuchen, Kraus-Gebackenes. Man macht von 1 Pfund Mehl und 12 Loth fein geſtoßenen Zucker, mit Eydottern, etwas Roſenwaſſer (auch wohl Cardamome) nebſt ein wenig Sahne oder Milch, auch etwas geſchmolzener Butter, einen Teig, der ſich wälgern und mangen oder rollen läſſet, arbeitet ihn wohl aus, und rollet ihn dann ſtückweiſe ſo dünn als möglich aus, damit man durch das Backrädchen etwas breite und längliche Stücke davon abſchneiden könne. Hierauf wird jedes abgeſchnittene Stück mit dem Backrädchen 3mal mitten in die Länge ſo ein- und durchgeſchnitten, daß es an den Enden noch ganz und unzertrennt bleibe. Alsdann wird ein Strieme über den andern gelegt, rückwärts durchgezogen, und in heißer abgeklärter Butter ſo gebacken, daß ſie nicht zu braun werden.

Grobes Mehl darf zu dieſer Art Kuchen nicht genommen werden. In einigen Häuſern wird der Zucker zum Teige weggelaſſen, oder deſſen nur wenig genommen; es wird aber deſto mehr auf die Kuchen in der Schüſſel geſtreuet. Wenn man die Butter ſchonen will, kann man die Hälfte Schweinſchmalz zu der Hälfte der Butter nehmen, und das Schmalz zugleich mit der Butter abgeklärt haben. Wenn dieſe Kuchen in die heiße abgeklärte Butter gelegt worden ſind, ſind ſie bald gar; es iſt daher dieſes Backwerk, wenn man gehörig dabey verfährt, eines der allerbereitetſten. Man kann dieſe Kuchen gleichſam als eine Gaſtſpeiſe der zweyten Ordnung anſehen, die man neben dem Gebackenen vom erſten Range zugleich in beſondern Schüſſeln mit aufſetzt. Sie ſind, wenn ſie recht bereitet ſind, ein leichter und wohlverdaulicher Kuchen.

Kraus-Salat, ein Salat mit krauſen Blättern; ſiehe Salat.

Kraus-Schnecke, Murex ramoſus; ſ. **Purpur-Schnecke.**

Kraus-Toback; ſ. **Toback.**

Kraus-Wurz, ſiehe **Kraus-Dieſtel.**

Krauſe. 1. Die Eigenſchaft eines Dinges, da es kraus iſt, die krauſe Beſchaffenheit, wo es auch im gem. Leben Kräuſe lautet; ohne Plural.

Die Krauſe verlieren. Die klare Krauſe, bey den Perrückenmachern, eine kurze in einander gemiſchte Krauſe.

2. Ein krauſes Kleidungsſtück. Die Krauſe (oder die ſo genannte Cruſtillje), die **Buſen-Krauſe**, von Muſſelin, Batiſt, oder Spitzen, den man vorn an den Schlitz eines Mannshemdes zur Zierde annähet, und der nebſt den Manſcheten die Garnirung des Hemdes ausmacht; Fr. Jabot. Siehe auch **Buſen-Streif**, im VII Th. S 432.

Die **Hauskrauſe**, ein krauſer Kragen um den Hals, welcher auch nur ſchlechthin die Krauſe genannt wird; im Niederſ. Kruuskragen; ſ. im XXI Th. S. 302. und im XLVI Th. S 442.

Die **Hand-Krauſe**, ſ. im XXI Th. S. 451.

Die **Prieſter-Krauſe**, eine ſolche Krauſe, wie ſie an vielen Orten noch von den Prieſtern getragen wird. Siehe **Prieſter-Kragen**, im XLVI Th. S. 442.

Sich die Krauſe zerreiſſen, im gem. Leben figürlich, einen hohen Grad des Schmerzens, der Ungeduld empfinden.

Krauſe-Kuchen, ſiehe **Kraus-Kuchen**.

Krauſe-Münze, beſſer die **krauſe Münze**, eine Art der Münze mit krauſen Blättern, Mentha criſpa *L.* Niederſ. Kruuseminte; ſiehe **Münze**.

1. **Kräuſel.** 1. Werkzeug, welches ſich im Kreiſe herum drehet; ſiehe **Kreiſel**.

2. Eine Gattung Conchylien, Trochus ſ. eb. daſ.

2. **Kräuſel**, bey den Nähterinnen, ein krauſes Kleidungsſtück eine Krauſe. So wird der krauſe Buſenſtreif an einem Oberhemde auch der **Kräuſel** genannt.

Kräuſel-Beere, ſiehe **Kraus-Beere**.

Kräuſel-Bohrer, ſ. Th. VI S. 165, und **Drill-Bohrer**, im IX Th. S. 634.

Kräuſel-Eiſen, ein Eiſen, andere Dinge damit kraus zu machen.

In den Münzen, iſt es eine ſtählerne Platte mit einer krauſen Rinne, durch welche das Geld gedrehet wird, demſelben einen krauſen Rand zu geben; Fr. Grenetis, ſiehe Münze.

Bey den Perrückenmachern, ſind es diejenigen eiſernen Werkzeuge, womit die Haare gekräuſekt werden; Fr. Fer a friſer. Siehe Th. XV, S. 141 fgg.

Kräuſel-Holz, bey den Perrückmachern, fingerlange runde Hölzer, worauf das Haar zu einer Locke gerollet, und in dem Ofen gebacken wird; Friſierhölzer, Kraushölzer; ſiehe Th. XV, S. 138.

Kräuſel-Koralle, Madrepora turbinata *L.*; ſ. im XLIV Th. S. 278. **Punctierte Kräuſel-Koralle**, Millepora ſolida *L.*; ſ. eb. daſ. S. 306.

Kräuſel-Schnäbler, Halskrauſentaube; ſ. unter Taube.

Kräuſel-Werk, ein Werk, d. i. eine Anſtalt, in den Münzen, wo die geprägten Geldſorten gekräuſelt, d. i. mit einem krauſen Rande verſehen werden. Siehe Münze.

Kräuſel-Zange, bey den Friſeuren und Perrückenmachern eine Zange, das Stirnhaar damit zu kräuſeln; das Toppeeiſen; ſ. Th. XV, S. 141.

Kräuſeln. 1. Kraus machen; kräuſen; Fr. créper, fraiſer, friſer. Die Haare kräuſeln. Die Münzen kräuſeln, ihnen in dem Kräuſel-Werke vermittelſt des Kräuſel-Eiſens einen krauſen Rand geben; Niederſ. krûſen, krullen.

2. Das Meer kräuſelt ſich, wenn es kurze, aber hohe mit Schaum bedeckte Wellen wirft.

3. Im Singen allerley kleine künſtliche Figuren machen. In welchem Verſtande criſpare und criſſare, ſchon im mittlern Lateine vorkommen. Quando criſſatur vox in aſcendendo & deſcendendo, bey dem Remigius von Antün.

Kräuſen, kraus machen, von Haaren und Kleidungsſtücken, zuweilen auch von dem Meere, obgleich in allen dieſen Fällen kräuſeln faſt üblicher iſt.

Kräuſerin, an den Höfen eigene Perſonen, welche die Krauſen auf die Kleider und an die Wäſche der Großen ſetzen, und auch **Leib-Kräuſerinnen**; nach einer verderbten Ausſprache aber Grösſerinnen heißen.

Kräusler, iſt bey den neueſten Schriftſtellern eine Gattung Pflanzen mit 5 Staubfäden und 1 Staubwege, Hirtella *L.* Man kennt bisher nur Eine Art, welche den Beynamen americana führt. Sie kommt aus Braſilien, und hat das äuſſere Anſehen der glänzenden Royeniſchen Pflanze. Die Blume zeigt einen Kelch, welcher in 5 rückwärts geſchlagene ſtehenbleibende Einſchnitte getheilt iſt; 5 rundliche, vertiefte Blumenblätter; 3 oder 5 ſehr lange, ſchneckenförmig gewundene Staubfäden, und einen Griffel hat, welcher ſeitwärts an dem haarichten Fruchtkeime ſitzt. Die Frucht iſt eine eyförmige, etwas platt gedrückte, und einiger Maßen dreyeckige Beere, worin ein großer Same liegt. Der Stamm iſt holzig. Die Blumentraube iſt einfach und aufrecht.

Krauſp, ſiehe oben, S. 815. Anm.

Ende des ſieben und vierzigſten Theiles.

Joſeph Georg Traßlerſche Verlagsbücher

Adelungs Verſuch eines grammatiſch = kritiſchen Wörterbuchs der hochdeutſchen Mundart. 5 Th. gr. 4. 30 fl. netto.

Auslegung (buchſtäbliche) des neuen Teſtaments, welche dem Texte ſelbſt eingeſchaltet iſt; aus dem Franzöſiſchen des Herrn Carieres, 2 Theile, gr. 8. 2 fl. 34 kr.

Belehrung für den Huſſaren im Felde, 8. 40 kr.

Beſchreibung der Erbhuldigungsfeierlichkeit von Niederöſterreich in der Reſidenzſtadt Wien den 6 April 1790, nebſt einem Huldigungsliede, 8. 4 kr.

Dupatis Briefe über Italien vom Jahre 1785; aus dem Franzöſiſchen, vom Forſter, 2 Theile, 8. 1 fl.

Freimaurerreden, gehalten in den Jahren 1775—1782 8. 30 kr.

Freiwell, Luſtſpiel in 4 Aufzügen, gr. 8. 1791. 17 kr.

Gebet = und Erbauungsbuch für das reine aufgeklärte Chriſtenthum, auf holländ. Papier mit Schreibſchrift, Titelkupfer und Vignet, 8 36 kr.

Geſchichte, kurzgefaßte, des Landes Mähren, von dem Verfaſſer der Topographie Mährens, gr. 8. 1 fl. 15 kr.

Handbuch (phyſiognomiſch = phiſikaliſches) der Natur, oder von den Menſchen beiderlei Geſchlechts, ihren Arten, ihrer Zucht und Fortpflanzung ꝛc. ꝛc. a. d. Engl. 8. 24 kr.

Italus, ein Trauerſpiel, von Weidmann, 8. 10 kr.

Kratters philoſophiſch = ſtatiſtiſche Beobachtungen, 1ſter Th. 1791, gr. 8 1 fl.

— Deſſelben 2ter Th. mit Vignet vom Kohl, gr. 8. 1 fl. 15 kr.

— Ebenderſelbe Theil unter dem Titel: Bemerkungen, Reflexionen, Phantaſien, Skizzen von Gemälden und Schilderungen auf meiner Reiſe durch einige Provinzen Oberdeutſchlands, gr. 8. 1 fl. 15 kr.

Krünitz ökonomiſch = technologiſche Enzyklopädie, oder allgemeines Siſtem der Staats = Stadt = Haus = und Landwirthſchaft und Kunſtgeſchichte, 47 Theile, mit vielen Kupfern, gr. 8. 1787—1791. 98 fl. 45 kr. (wird fortgeſetzt.)

Lebensgeſchichten der Heiligen auf alle Tage des Jahrs, mit Uibungen und einem Gebete, 2 Theile, 8. 1 fl. 15 kr.

Millers (F.) reine Taktik der Infanterie, Kavallerie und Artillerie, mit vielen Kupfern, 2 Th. gr. 8. 3 fl. 30 kr.

Petraſch, k.k. Generalquartiermeiſt. unter dem Oberkommando des Prinzen Eugen von Savoyen, Originalerzählung des unglücklichen Treffens an der Donau nahe bei Salankement im Jahre 1717. Geſchrieben zu Konſtantinopel im Gefängniſſe der ſieben Thürme. Aus einer aufgefundenen franzöſiſchen Urſchrift überſetzt, 8. 36 kr.

Le nouveau Robinſon pour ſervir a l'amuſement & a l'inſtruction des enfans, traduit de l'allemand par Campe, 8. 1 fl. 30 kr.

Rochows Kinderfreund für katholiſche Landſchulen, 8. 36 kr.

Schrift, die heilige, des alten und neuen Teſtaments nach dem Grundtexte überſetzt v. D. Lauber 3ter B. 8. 1791, 30 kr.

Sulzers Theorie der ſchönen Künſte, 2 Theile, gr. 8. 5 fl.

Werke (hinterlaſſene) Friedrich des 2ten, Königs in Preuſſen, 16 Theile, 8. 9 fl. 15 kr.

Zauberſpiegel (der) oder angenehme und luſtige Unterhaltungen im freundſchaftlichen Zirkel; 40 Blätter, Spielkartenformat. 20 kr.

Ferner iſt zu haben.

Schrift, die heilige, des alten und neuen Teſtaments, nebſt einer vollſtändigen Erklärung derſelben, welche aus den auserleſenſten Anmerkungen verſchiedener engländiſchen Schriftſteller zuſammen getragen, und zuerſt in der franzöſiſchen Sprache an das Licht geſtellt, nunmehr aber in der deutſchen Uiberſetzung auf das neue durchgeſehen, und mit vielen Anmerkungen und einer Vorrede begleitet worden, von Dr. Romanus Teller, 19 Bände, gr. 4. ſtatt 94 fl. für 50 fl.

Originalbibel, evangeliſch, deutſche, das iſt: die ganze heilige Schrift alten und neuen Teſtaments, dergeſtalt eingerichtet, daß der hebräiſche oder griechiſche Grundtext und die deutſche Uiberſetzung Dr. Martin Luthers neben einander erſcheinen, die Blätter aber mit den Seiten der ſo gemein gewordenen Canſteiniſchen Bibel übereintreffen, 3 Th. 4. Zullichau ſtatt 7 fl. 30 kr. für 4 fl.

Bibliothek der neueſten und beſten Original-Trauer-Schau- und Luſtſpiele, 3 Bände, 8 Kölln, 4 fl. 30 kr.

Nelleri (G.Ch.) Opuſcula omnia juris eccleſiaſtici publici & civilis, hiſtorica, chronologica ac numismatica. III. Tom. 4 maj. Coloniæ, 7 fl. 30 kr.

Sammlung der beſten Schau-Luſt-und Trauerſpiele 9 Thelie, 8 6 fl. 45 kr.

Belcour und Antonie. Ein Sittengemälde nach Mercier, 2 Theile 8. 1791, 2 fl.

Geſchichte, aktenmäſſige, der berühmten ſalzburgiſchen Emigrazion, gr. 8. Salzburg, 1790, 1 fl. 12 kr.

Benekendorf Auszug, aus der Oeconomia forenſis, oder kurzer Innbegriff derjenigen landwirthſchaftl. Wahrheiten, die ſowohl hohen als niedern Perſonen zu wiſſen nöthig ſind, 2 Th. 4 Berlin 1788, 13 fl. 30 kr.

Florini, Franz, klug und verſtändiger Hausvater, wie auch adeliches Landleben, Fol. Baſel, 9 fl.

Burgsdorf, von, Verſuch einer vollſtändigen Geſchichte vorzüglicher Holzarten in ſiſtematiſchen Abhandlungen zur Erweiterung der Naturkunde und Forſthaushaltungswiſſenſchaft, 2 Theile 4 Berlin, 18 fl. 40 kr.

— — Anleitung zur ſichern Erziehung und zweckmäſſiger Anpflanzung der einheimiſchen und fremden Holzarten, 2 Theile gr. 8. ebendaſ. 2 fl. 30 kr.

Diskau Vortheile der Gärtnerei in vermiſchten Abhandlungen, 8 Kob. 3 fl. 45 kr.

Journal für die Gartenkunſt, 17 Stücke 8. 6 fl. 48 kr.

Käſtners Abhandlungen aus der Naturlehre, Haushaltungskunſt und Mechanik, 10 Thle. gr. 8. 1789, 15 fl. 54 kr.

Mayer Joh. das Ganze der Landwirthſchaft 2 Th. 4 fl. 30 kr.

Strelins (G.) Realwörterbuch für Kammeraliſten und Oekonomen, 4 Th. 8. 12 fl.

Schabols Abhandlung vom Gartenbau, 3 Th. 8 Frankfurth 3 fl. 45 kr.

Onomatologia botanica completa, oder vollſtändiges botaniſches Wörterbuch, worinn nicht nur alle Kunſtwörter überſetzt und erklärt, die bekannte Pflanzen nach der Lehrart des Ritters von Linne beſchrieben ihre verſchiedene Namen nach den berühmteſten Schriftſtellern angeführt,

und eine kleine Lebensgeſchichte der vornehmſten Kräuterkundigen beigefügt, ſondern auch die Heilskräfte und der Nutzen, den die Arzneiwiſſenſchaft, Landwirthſchaft, Färberei, Vieharznei und Scheidekunſt aus denſelben ziehen, aus den beſten Schriften dieſer Art und aus eigener Erfahrung erläutert werden von einer Geſellſchaft erfahrner Pflanzenkundiger, 9 Theile mit deutſch und lateiniſchen Regiſter, gr. 8. 22 fl.

Pfeiffers Berichtigungen berühmter Staats = Finanz = Polizei = Kammeral = Kommerz = und ökonomiſcher Schriften, 6 B. gr. 8. 8 fl.

Diezers Forſtwirthſchaftstabellen, Fol. 2 fl. 45 kr.

Mayers Beſchreibung des ganzen menſchlichen Körpers mit den wichtigſten anatomiſchen Entdeckungen, 5 Bde. gr. 8 Berlin, 9 fl. 24 kr.

— — anatomiſche Kupfertafeln nebſt den dazu gehörigen Erklärungen, 4 Hefte, 4. ebendaſ. 10 fl.

— — anatomiſche Beſchreibung der Blutgefäße des menſchlichen Körpers, 8 ebendaſ. 3 fl. 40 kr.

Sammlung auserleſener Abhandlungen zum Gebrauche praktiſcher Aerzte m. K. gr. 8. 26 fl. 15 kr.

— — der auserleſenſten Abhandlungen für Wundärzte, m. K. 8. 21 fl.

Schlegels mediziniſche Litteratur für praktiſche Aerzte, 12 Th. 8. 8 fl. 10 kr.

Schneiders chirurgiſche Geſchichte mit theoretiſchen und praktiſchen Anmerk. m. K. 11 Th. 8. 12 fl.

Hallers, chirurgiſche Diſputationen, 5 Thle. 8. 5 fl. 15 kr.

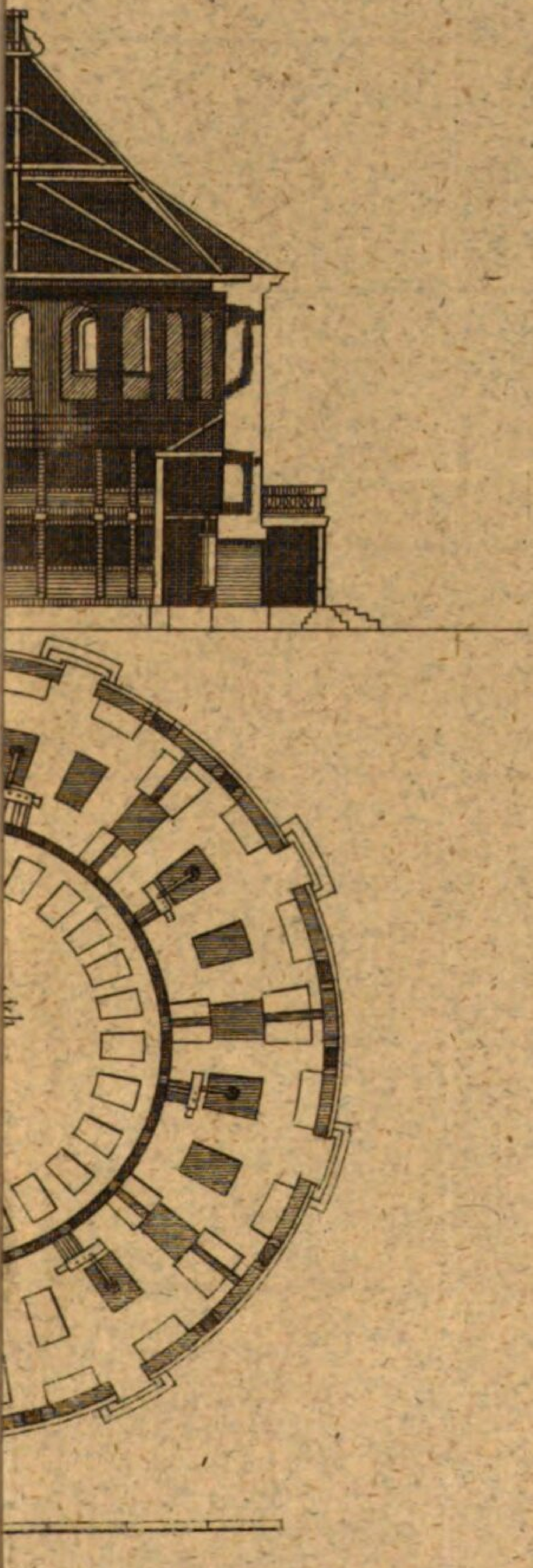
Martini, Ferd. Betrachtungen über die Lehre von den Kopfwunden, 6 Thle. gr. 8. 6 fl. 30 kr.

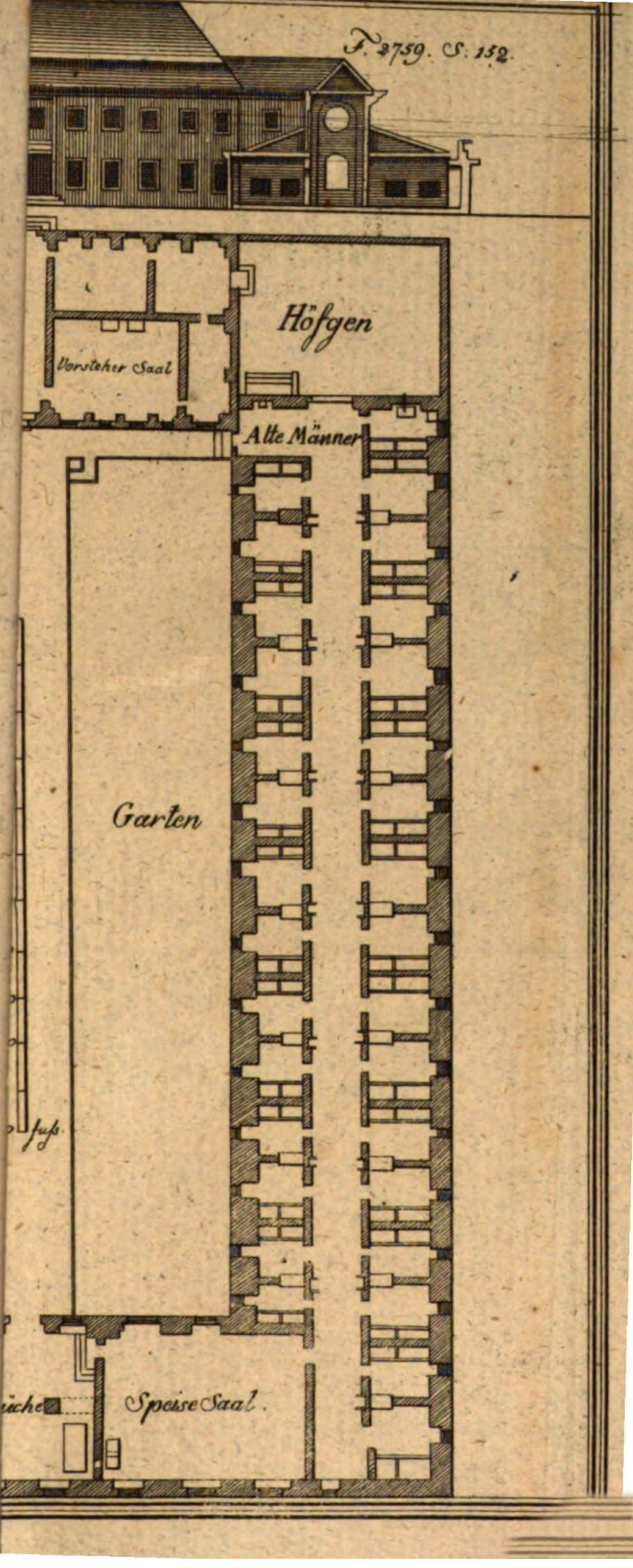
Hume Geſchichte von Großbritanien, 20 Thle. 8 Frankenthal, 1787. 9 fl.

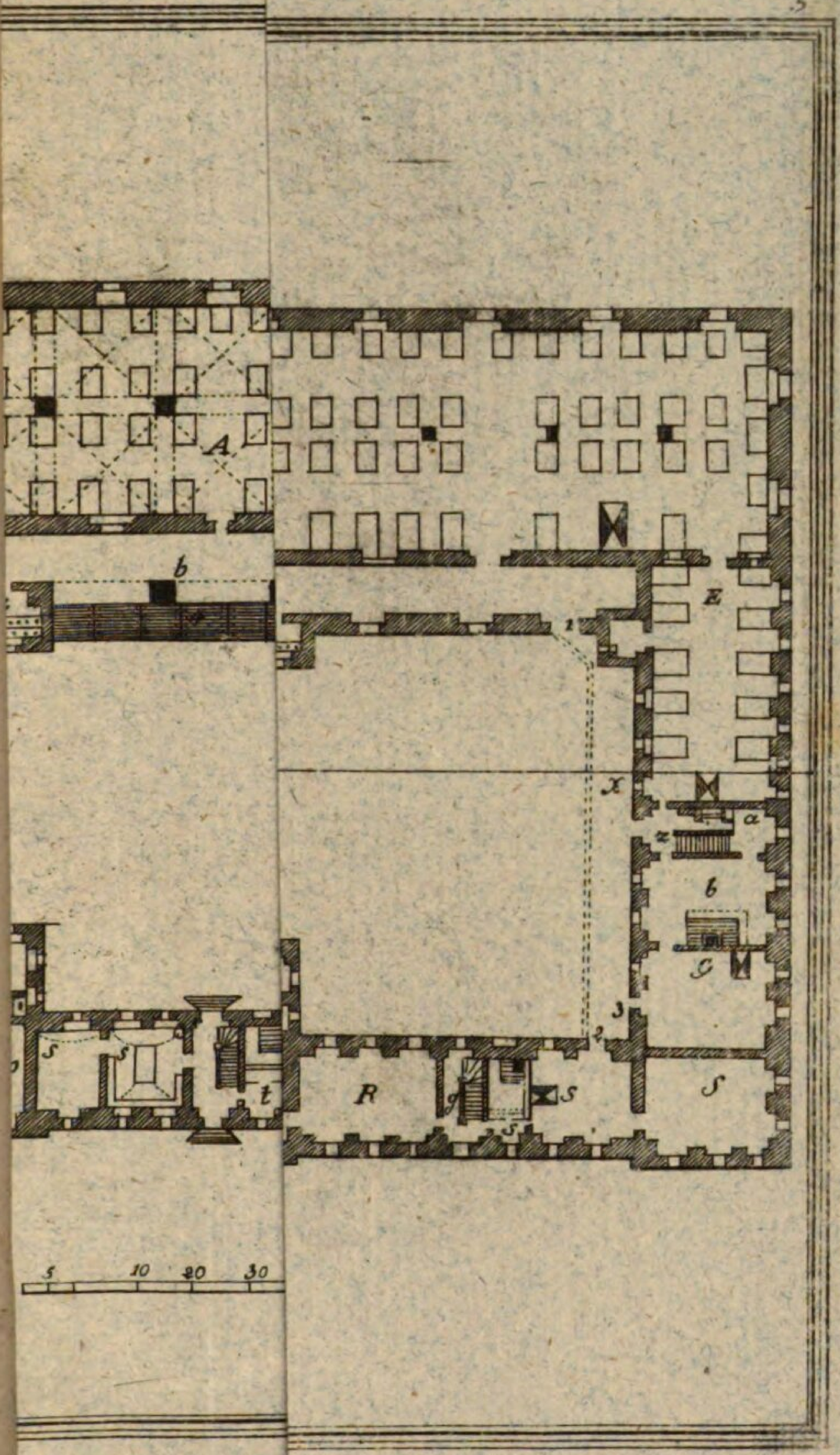
Monmorel Homilien über die ſonntäglichen Evangelien des ganzen Jahres auf alle Tage der Woche, 4 Th. 8 Augsburg 1788 8 fl.

Geſners Entdeckungen der neueſten Zeit in der Arzneygelahrtheit, 4 Theile 8 Nördlingen 1786—1788. 9 fl.

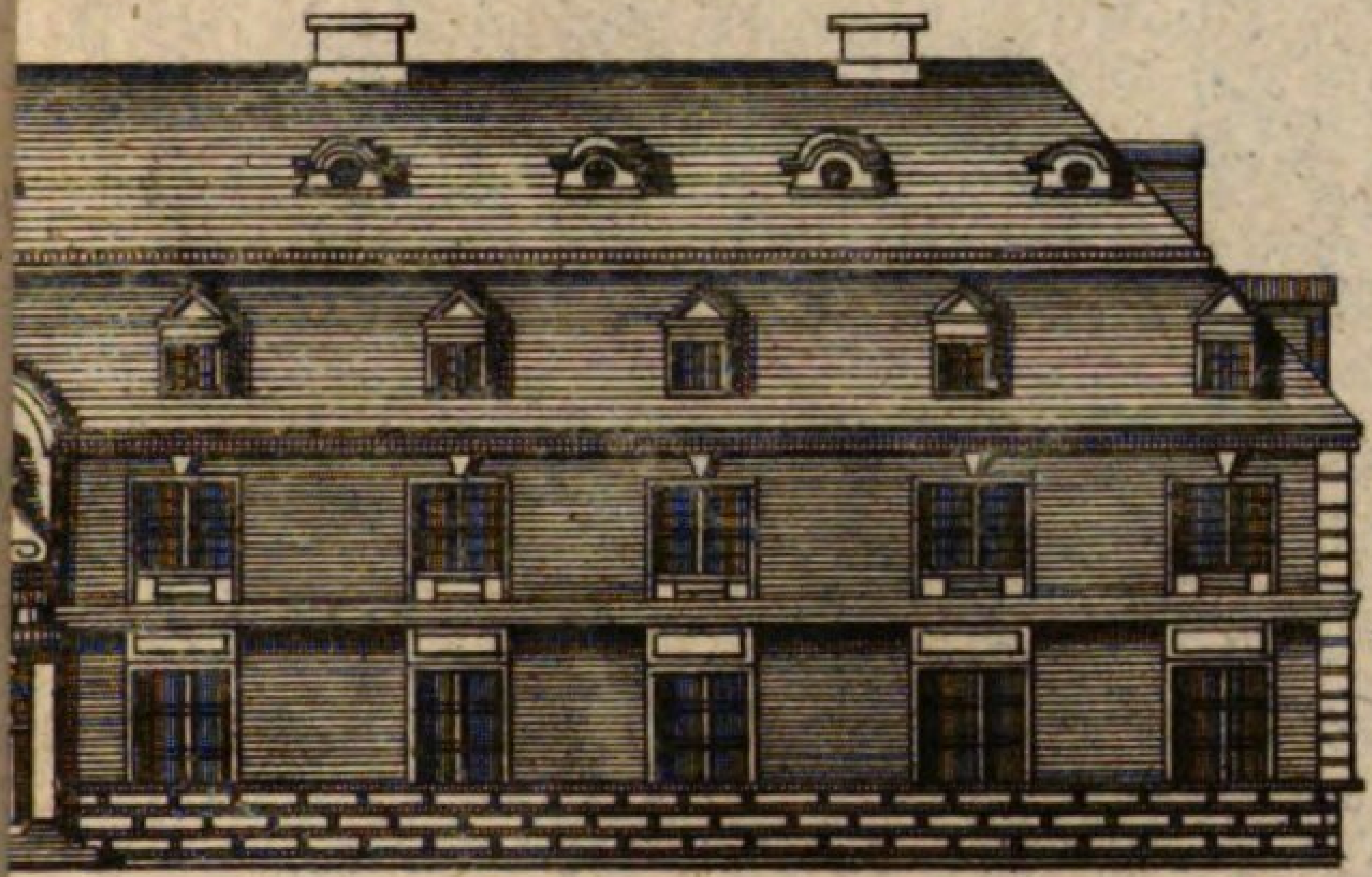
S. 150.



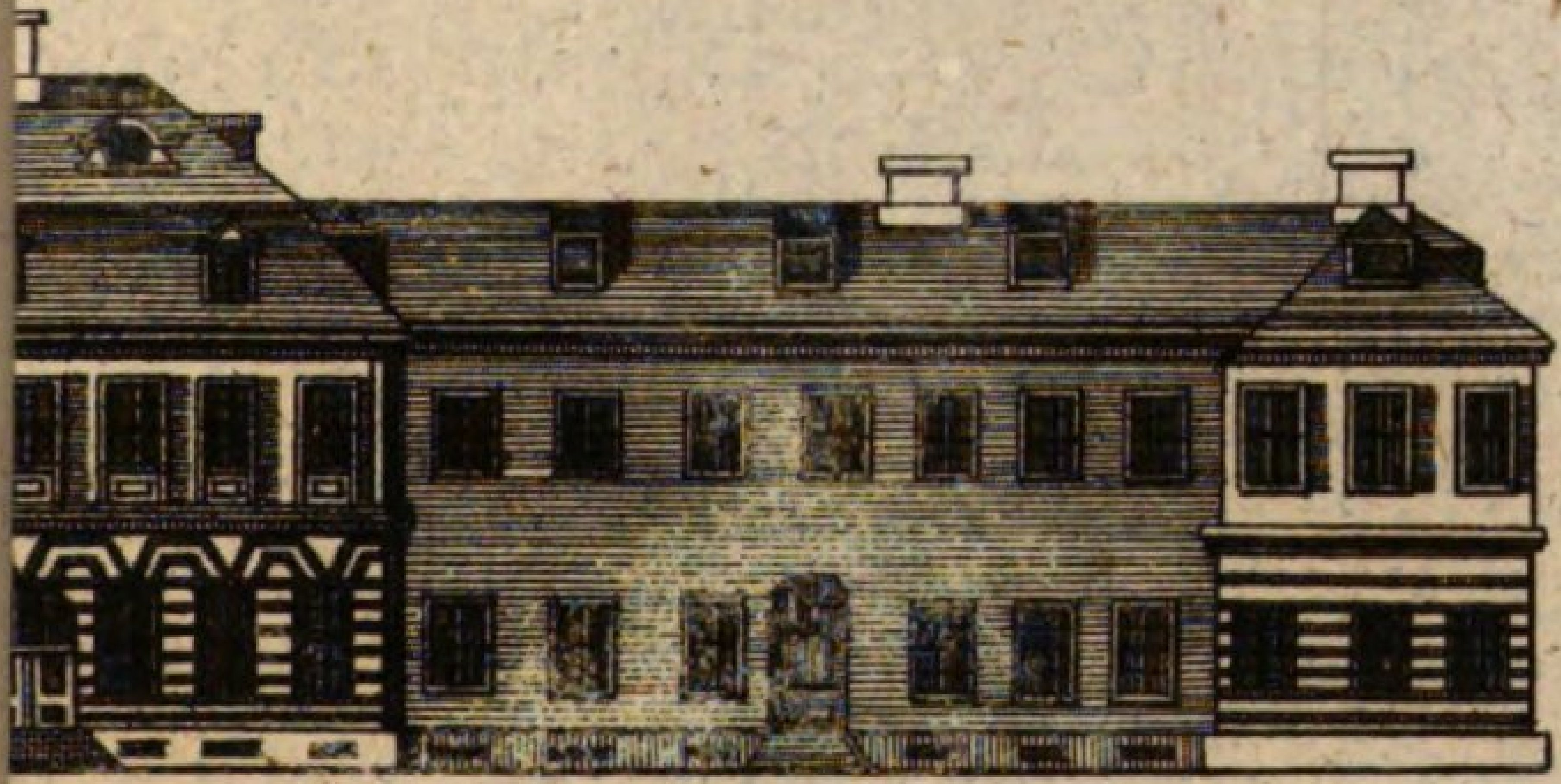

F. 2759. S: 152.
Höfgen
Vorſteher Saal
Alte Männer
Garten
fuſs.
üche
Speiſe Saal.


A
b
E
1
x
a
z
b
G
3
2
S
S
s
s
t
R
S
5
10
20
30

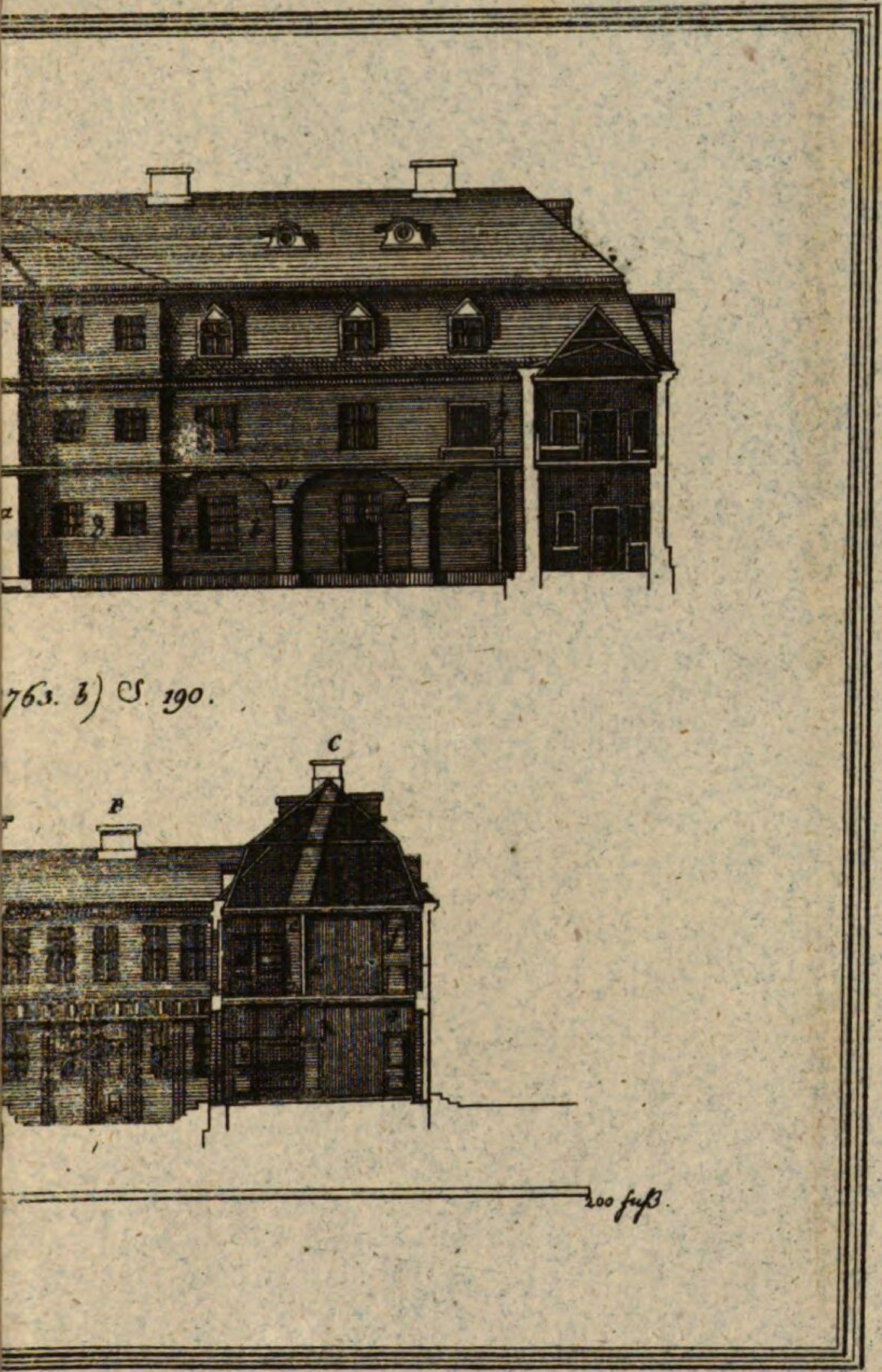
187.

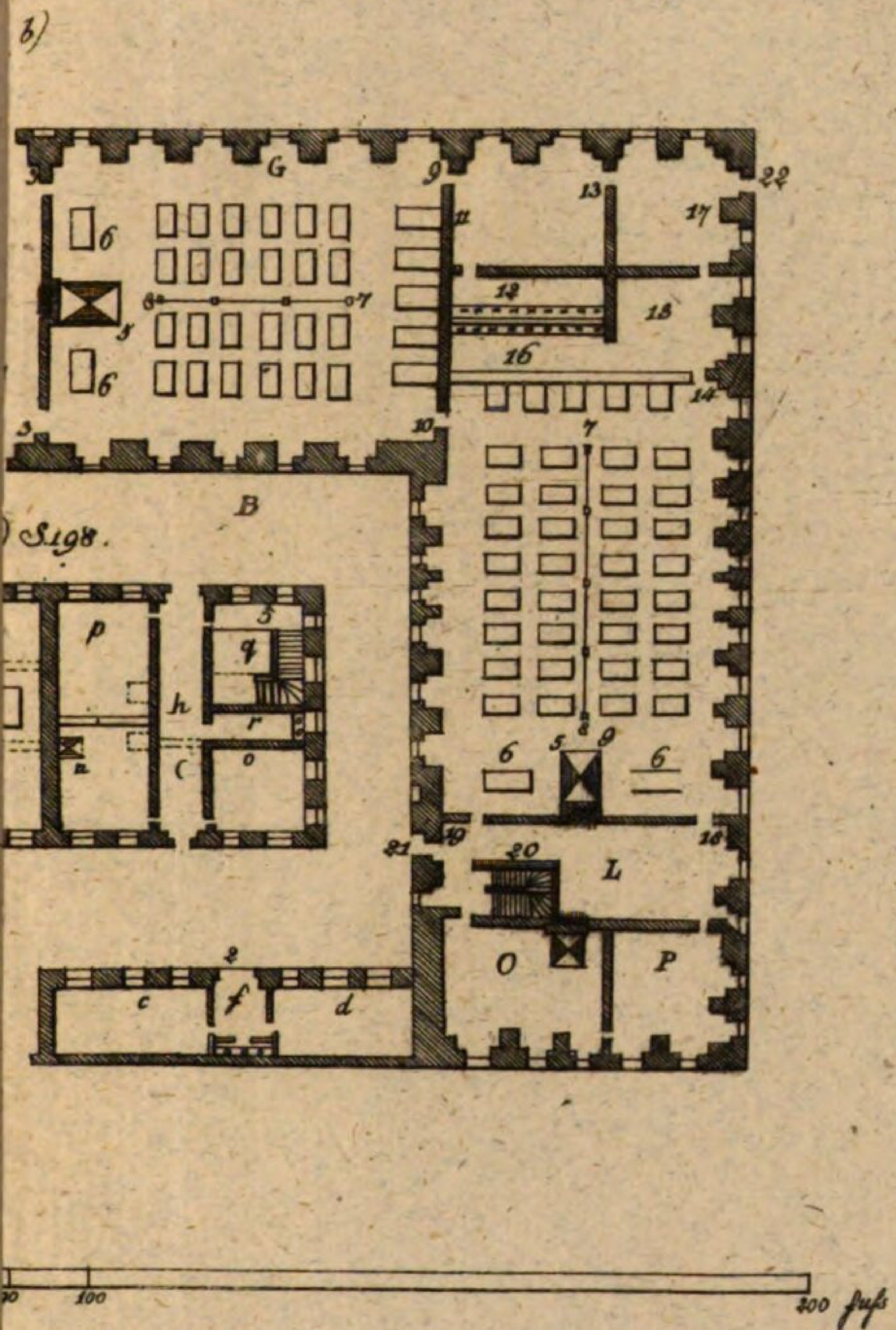


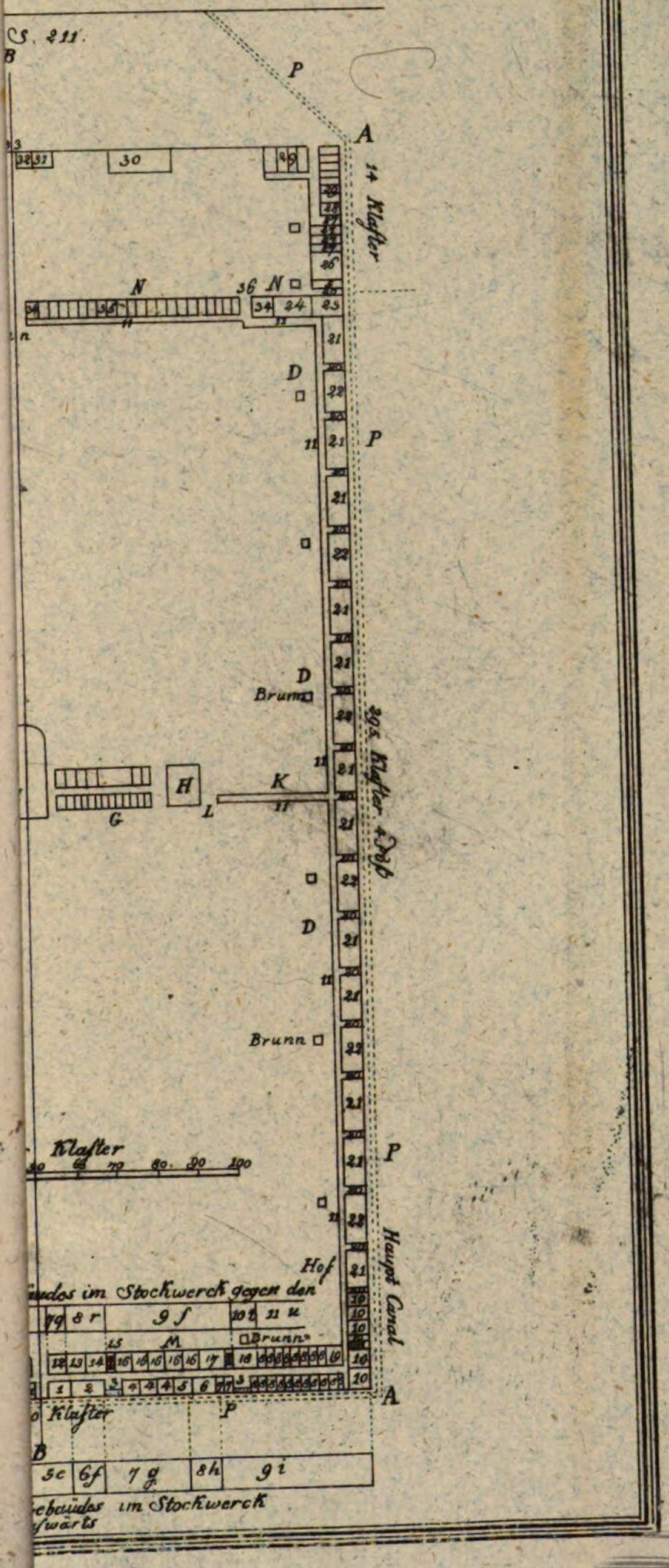
S. 188.

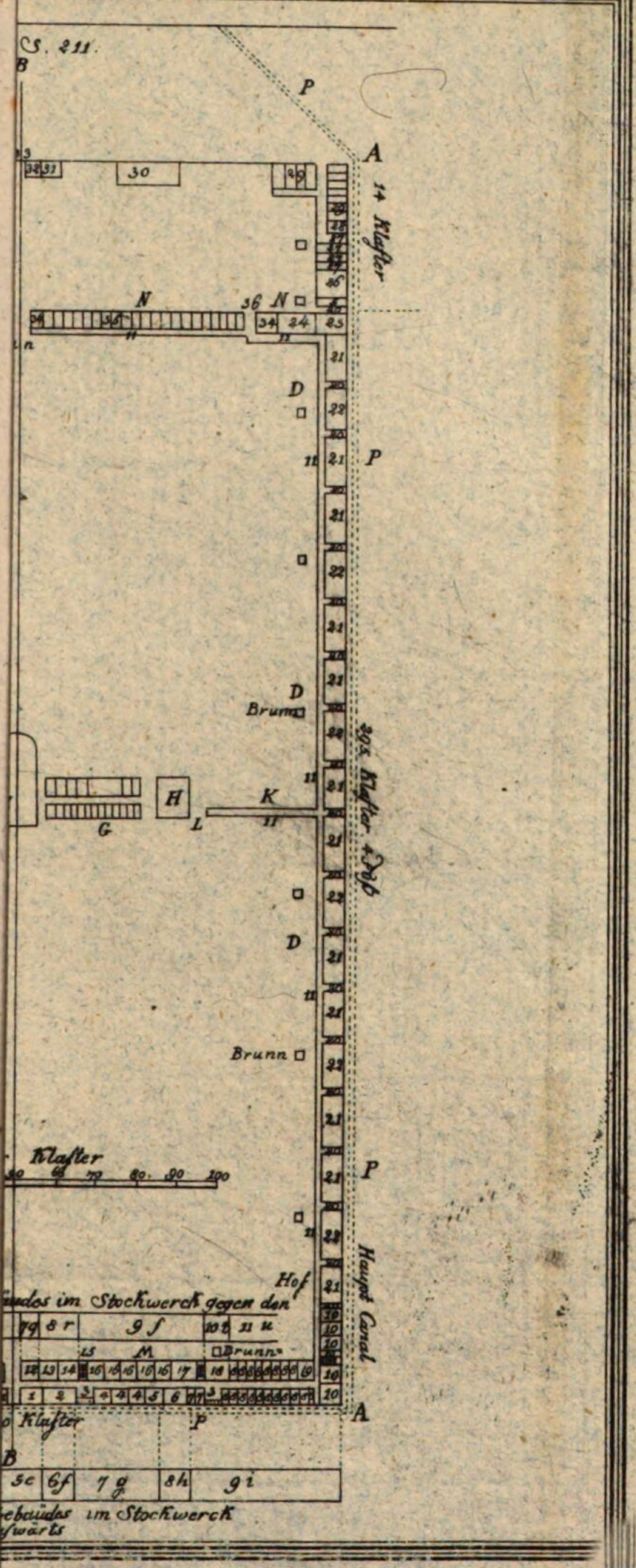


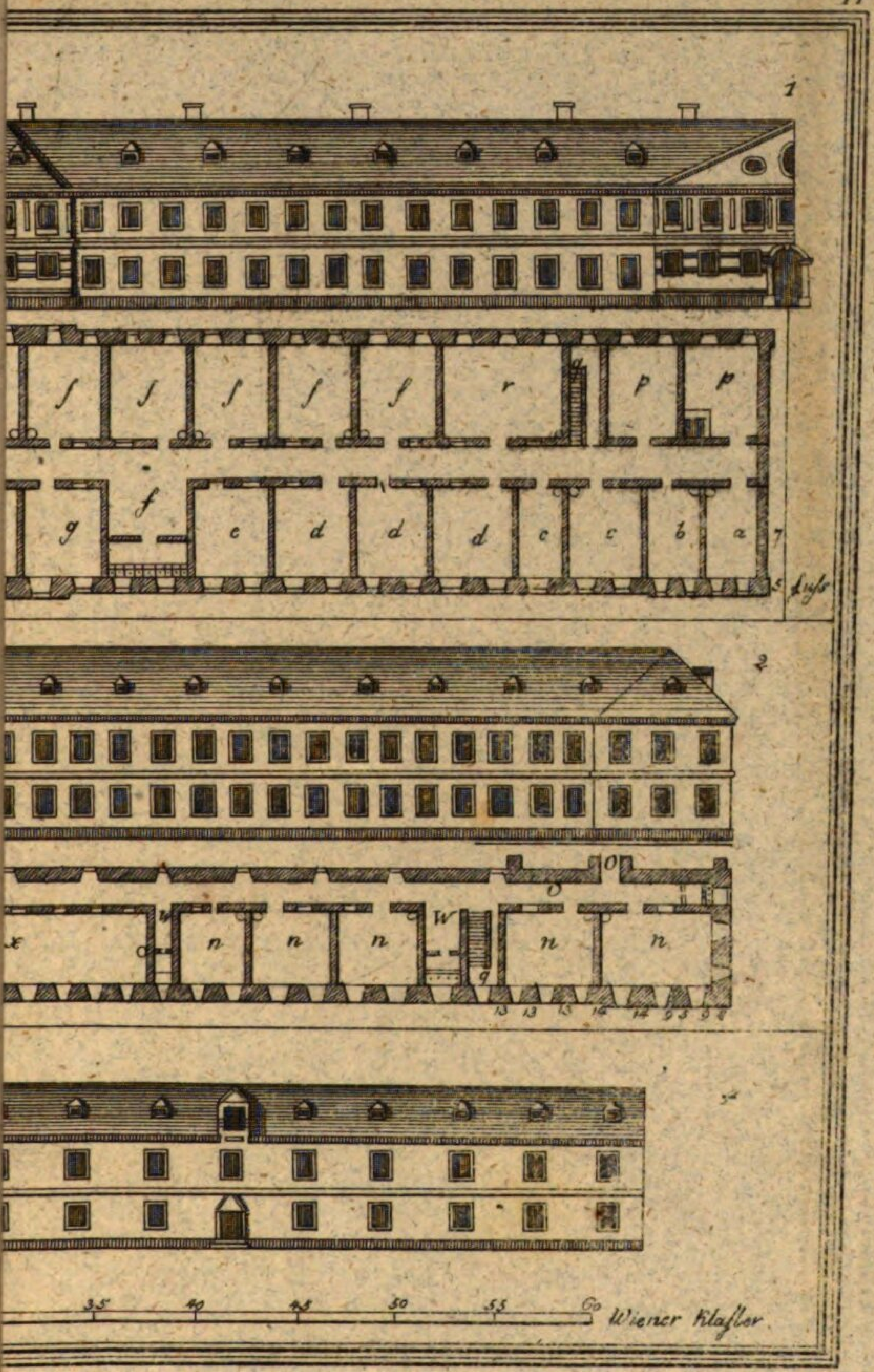
100 Fuſs

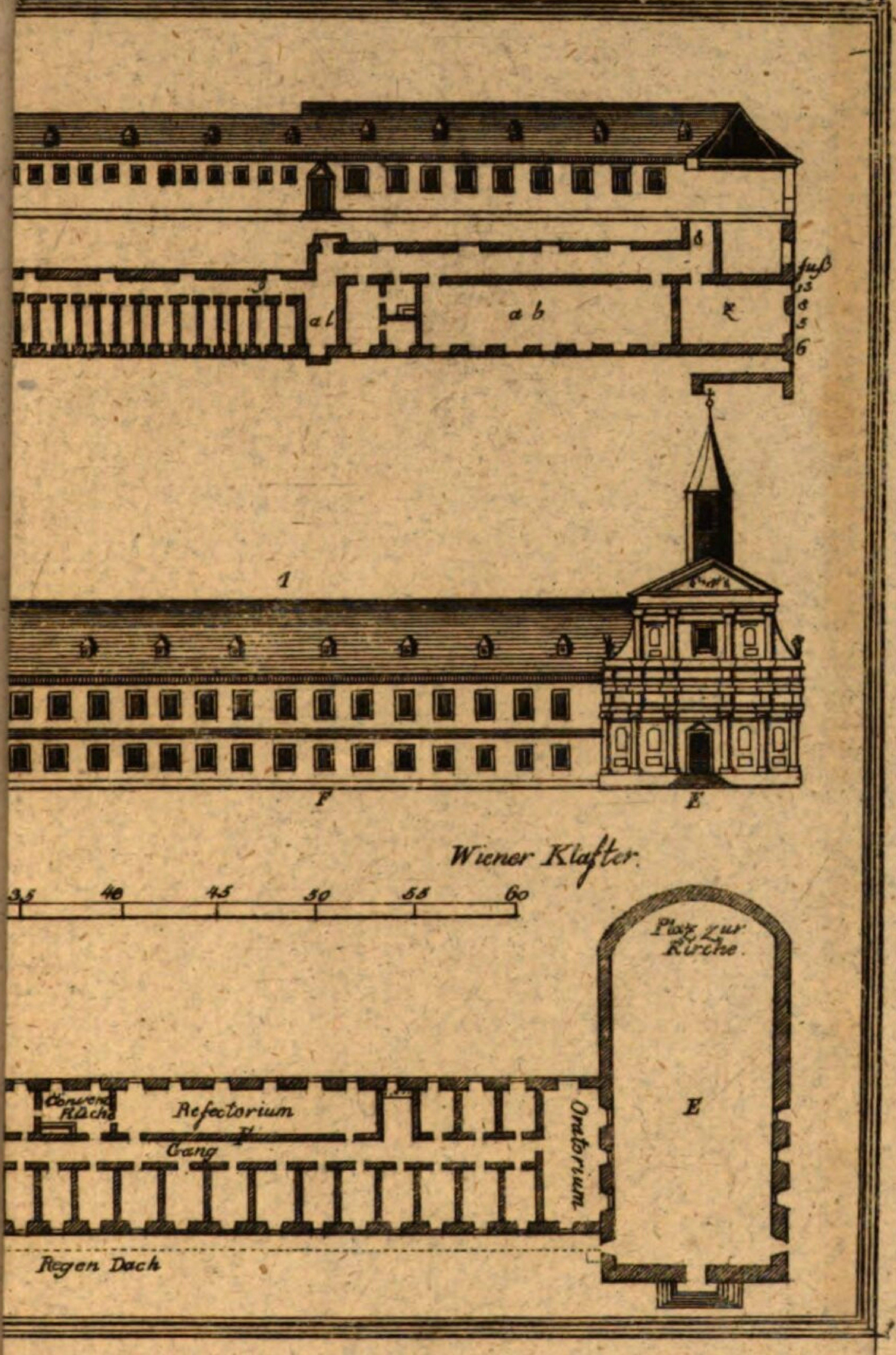

a
763. b) S. 190.
C
B
200 fuß.

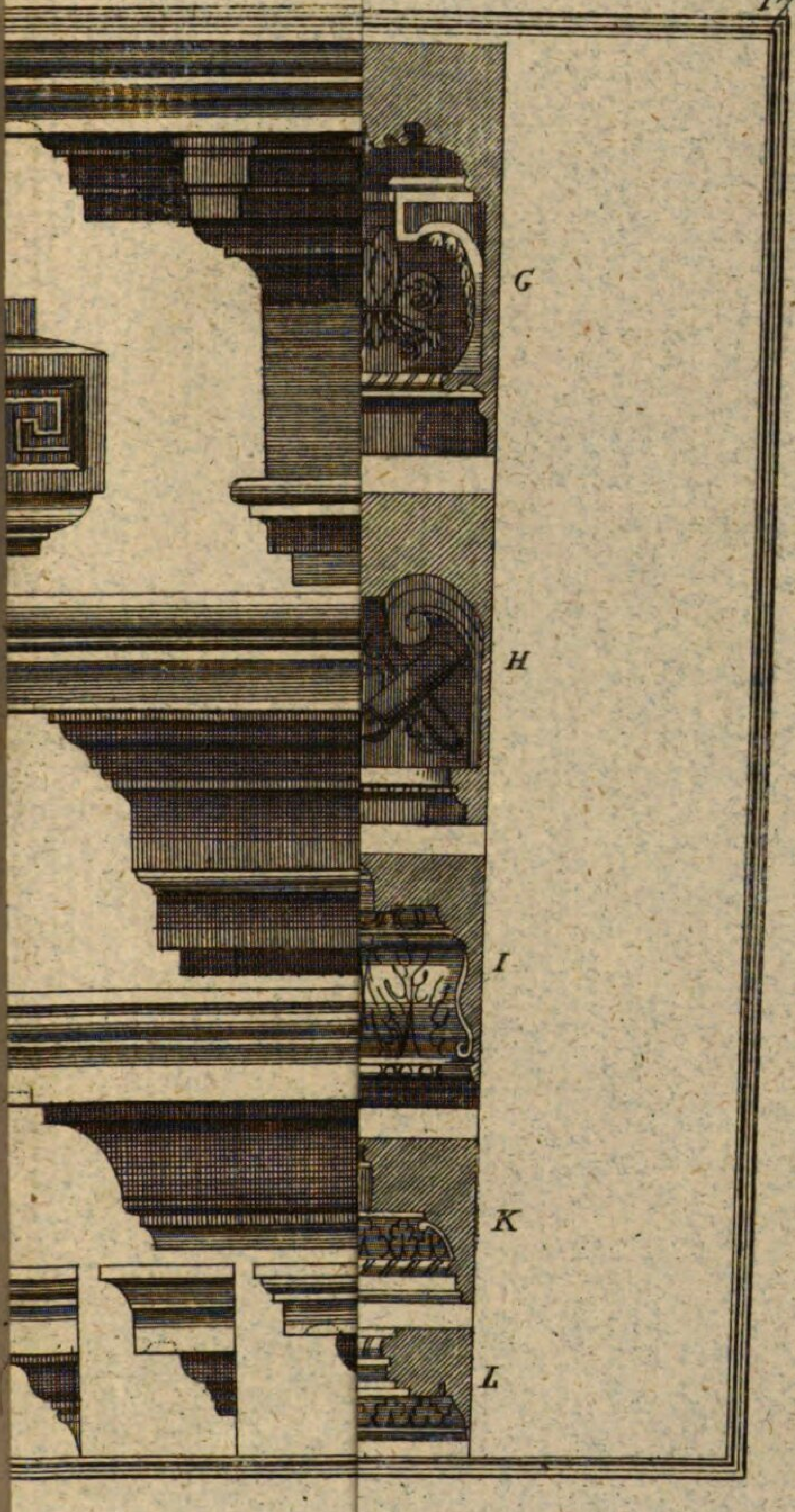

b)
G
B
) S.198.
p
q
h
r
o
L
O
P
c
f
d
100
200 fuſs

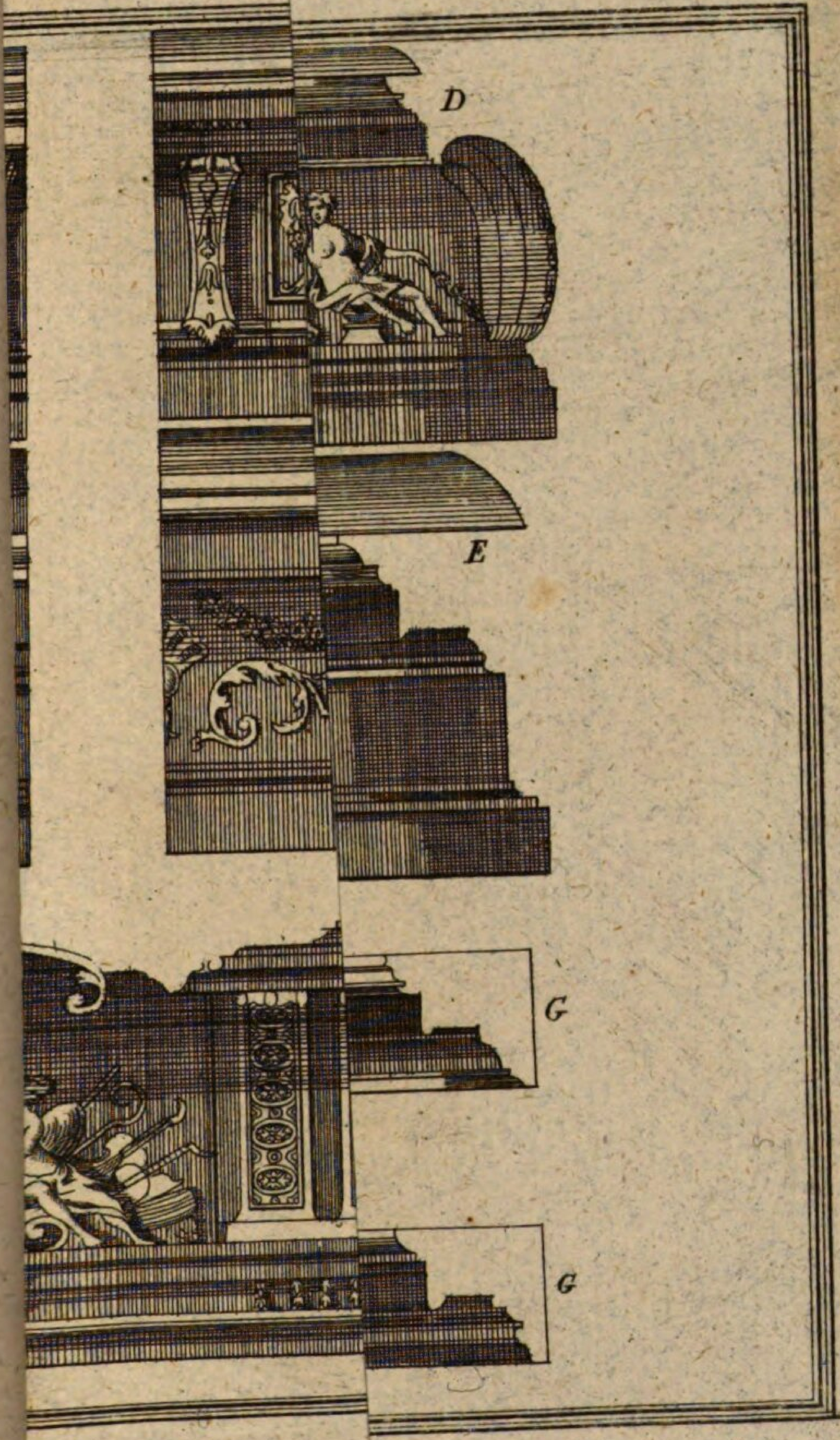

S. 211.
B
P
A
14 Klafter
30
N
36 N
34 24 25
D
Brunn
P
295 Klafter
H
K
G
L
Klafter
60 70 80 90 100
P
Hof
Haupt Canal
äudes im Stockwerck gegen den
8 r
9 f
Brunn
M
A
Klafter
P
B
5 c
6 f
7 g
8 h
9 i
ebäudes im Stockwerck
wärts

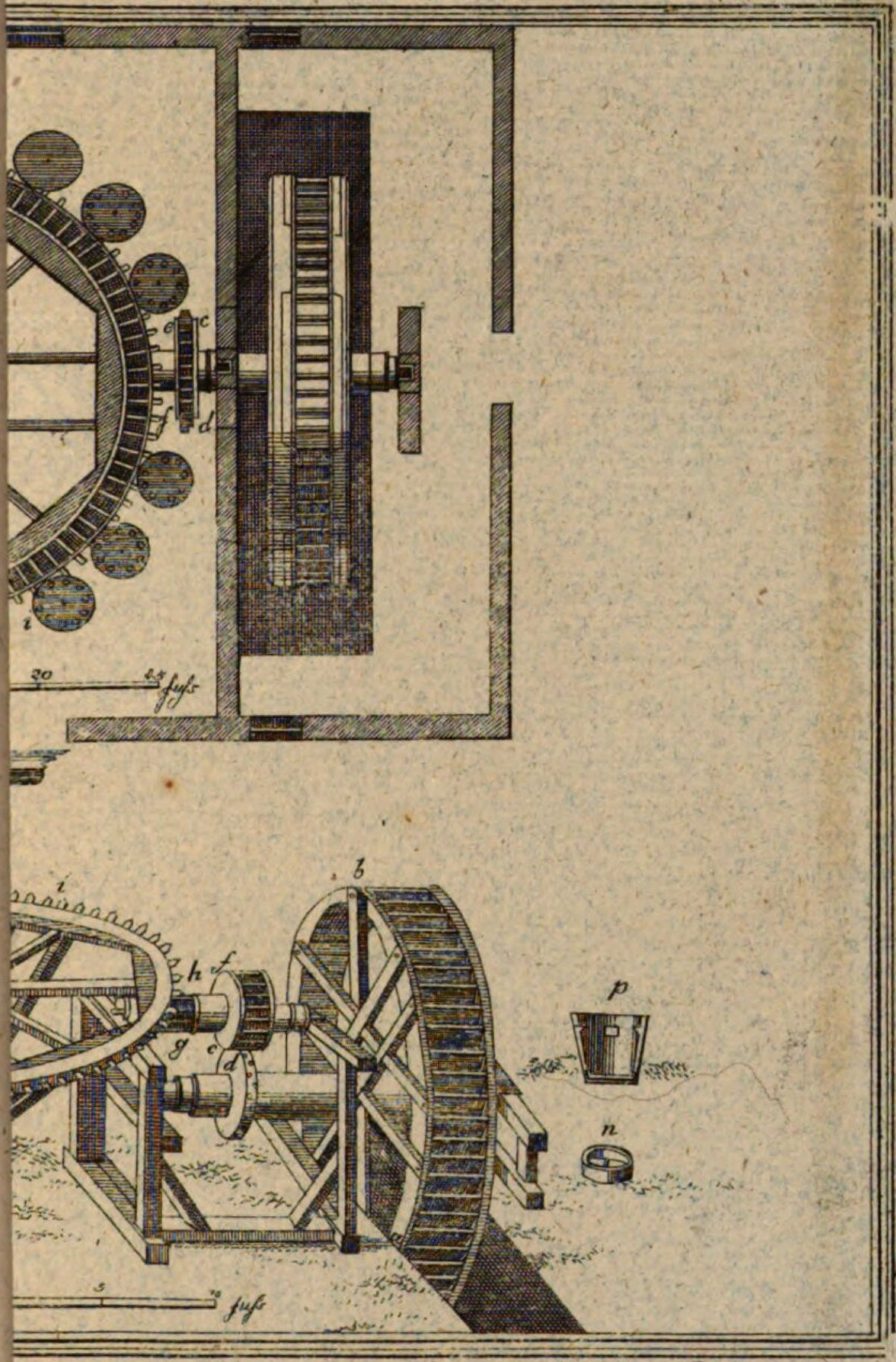

S. 211.
B
P
A
14 Klafter
30
N
36 N
D
Brunn
H
K
G
L
Klafter
50 60 70 80 90 100
Hof
Haupt Canal
M
Brunn
Klafter
ebäudes im Stockwerck

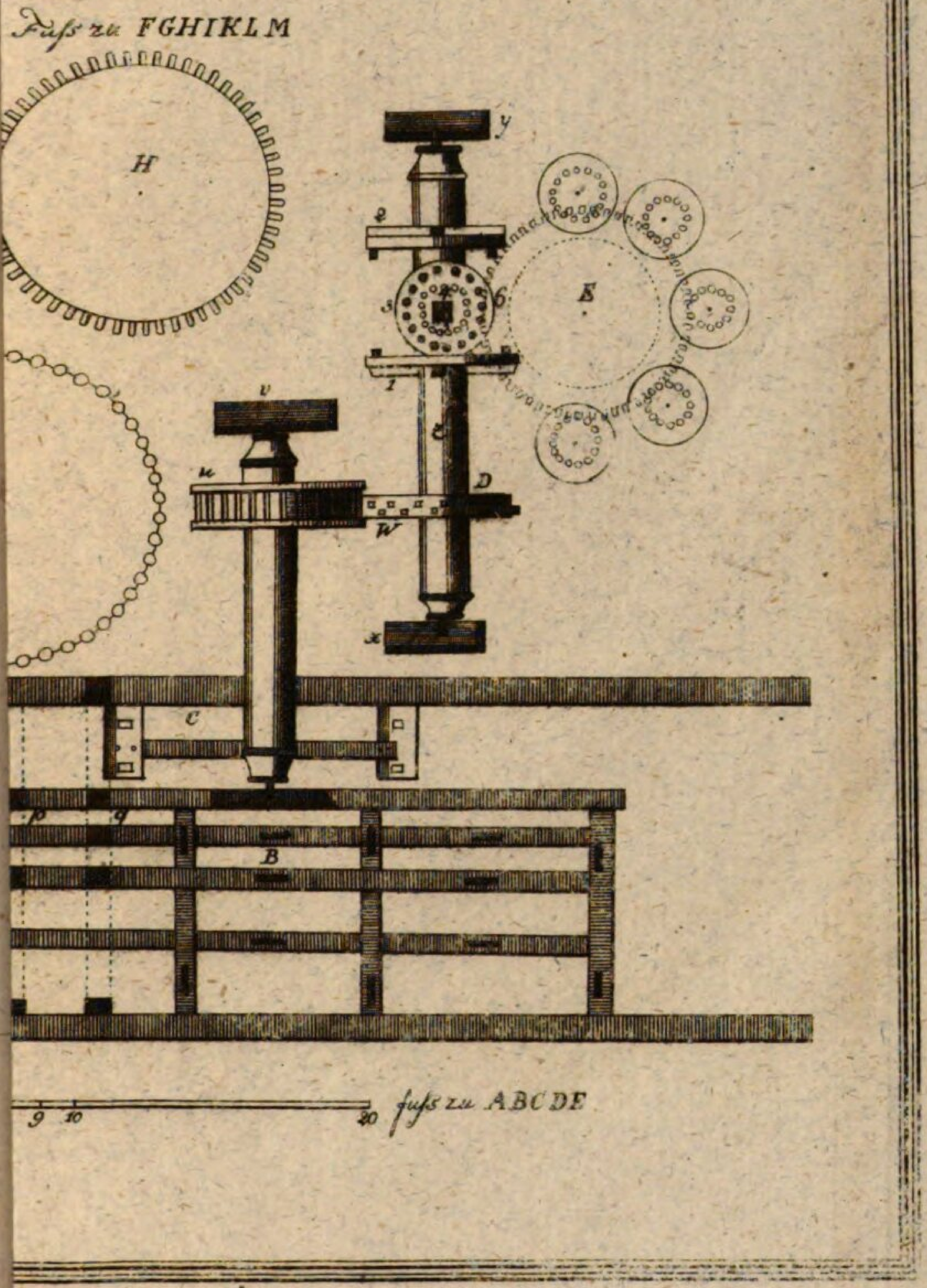

1
2
3
35
40
45
50
55
60
Wiener Klafter


Fuß
13
8
5
6
a l
a b
1
F
E
Wiener Klafter.
35
40
45
50
55
60
Platz zur Kirche.
Convent Küche
Refectorium
Gang
Oratorium
E
Regen Dach

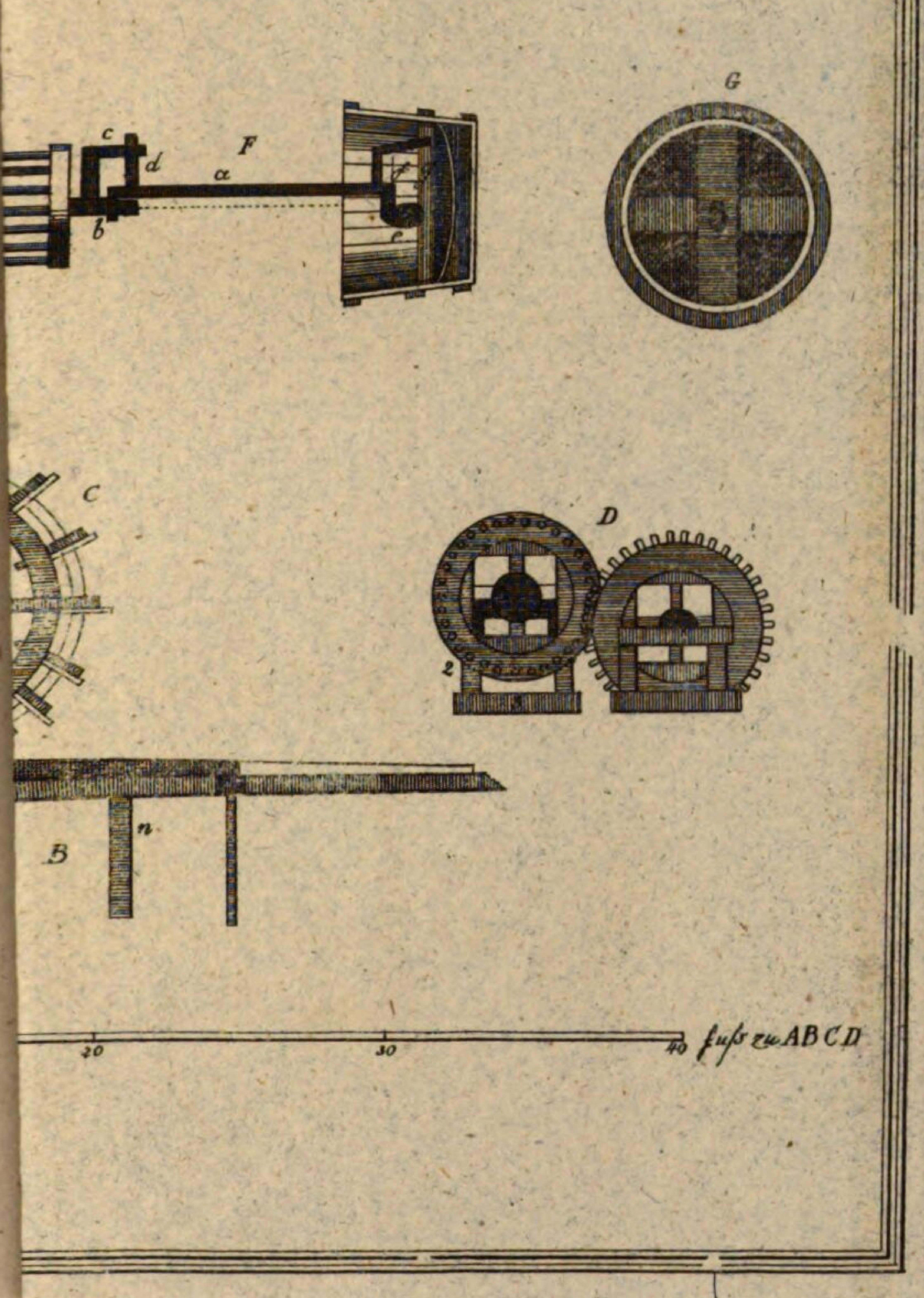

G
H
I
K
L


D
E
G
G

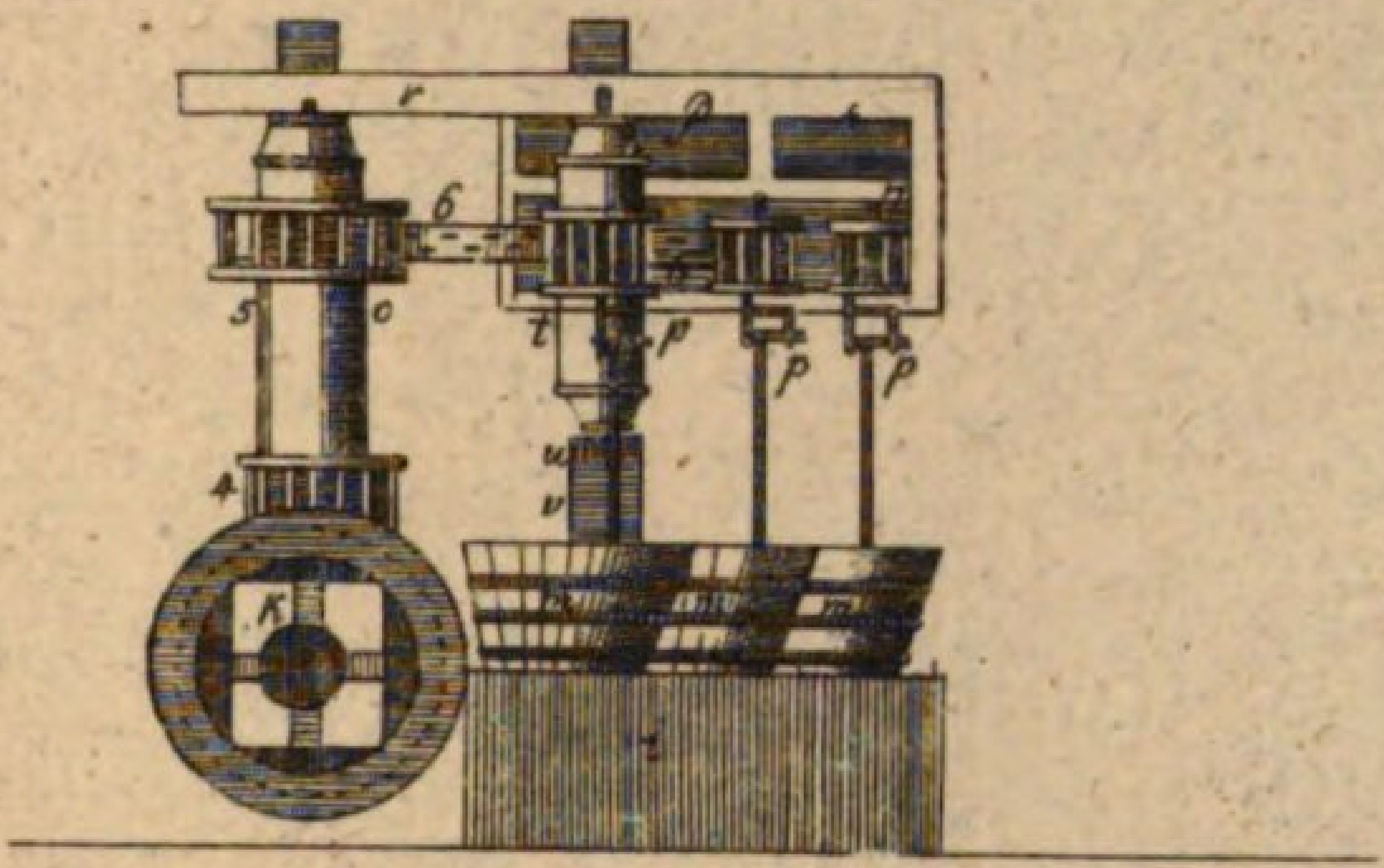

e
c
f
d
i
20
25
fuſs
b
i
h
f
g
c
d
p
n
5
10
fuſs


Fuſs zu FGHIKLM
H
y
2
6
E
v
1
u
D
W
x
C
B
p
q
9
10
20
fuſs zu ABCDE

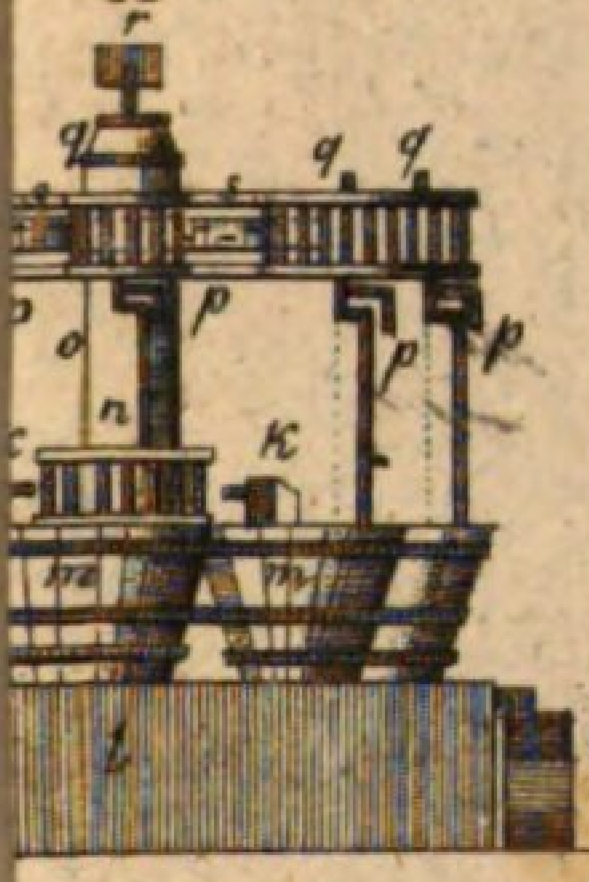
S. 736.



B

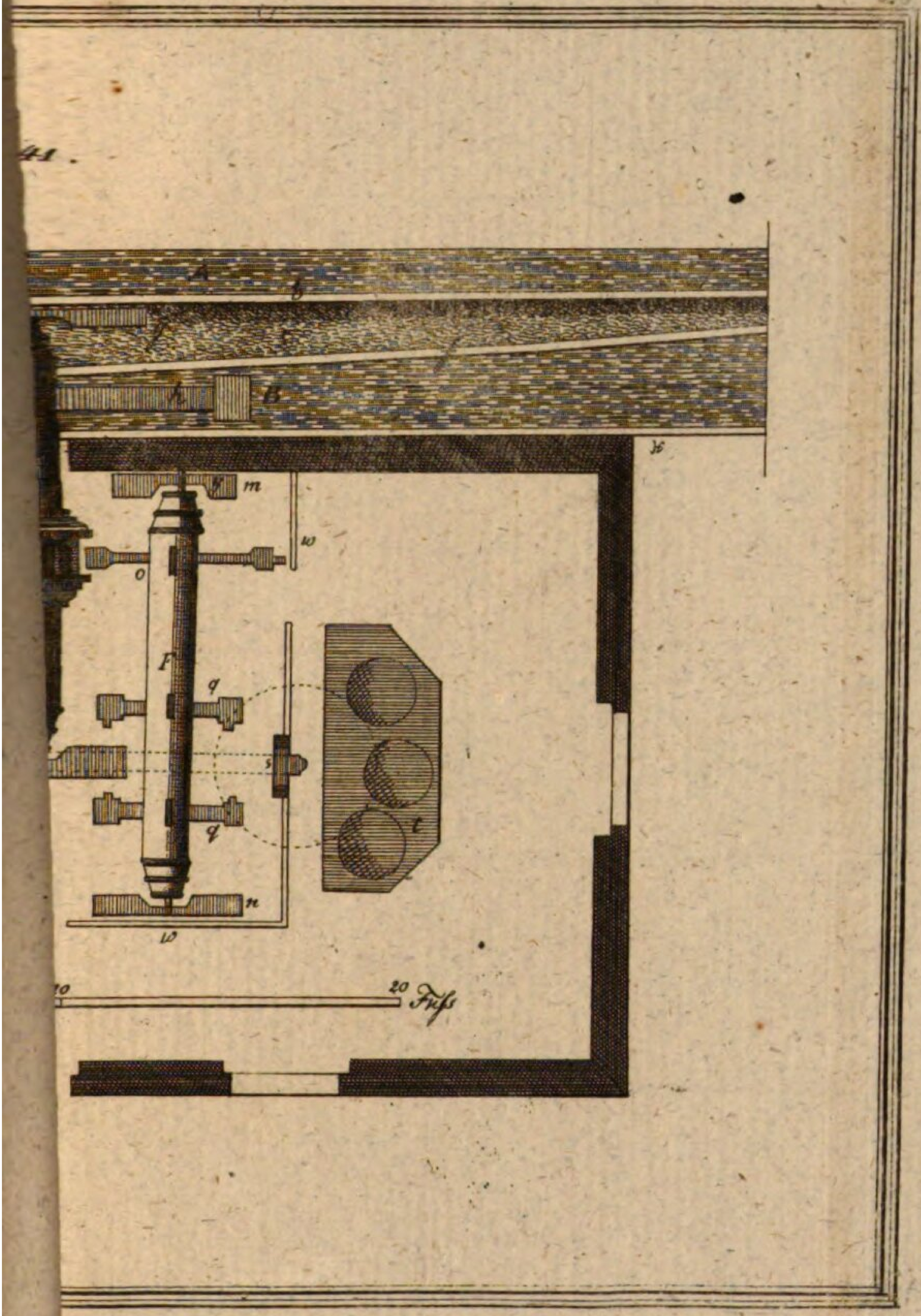


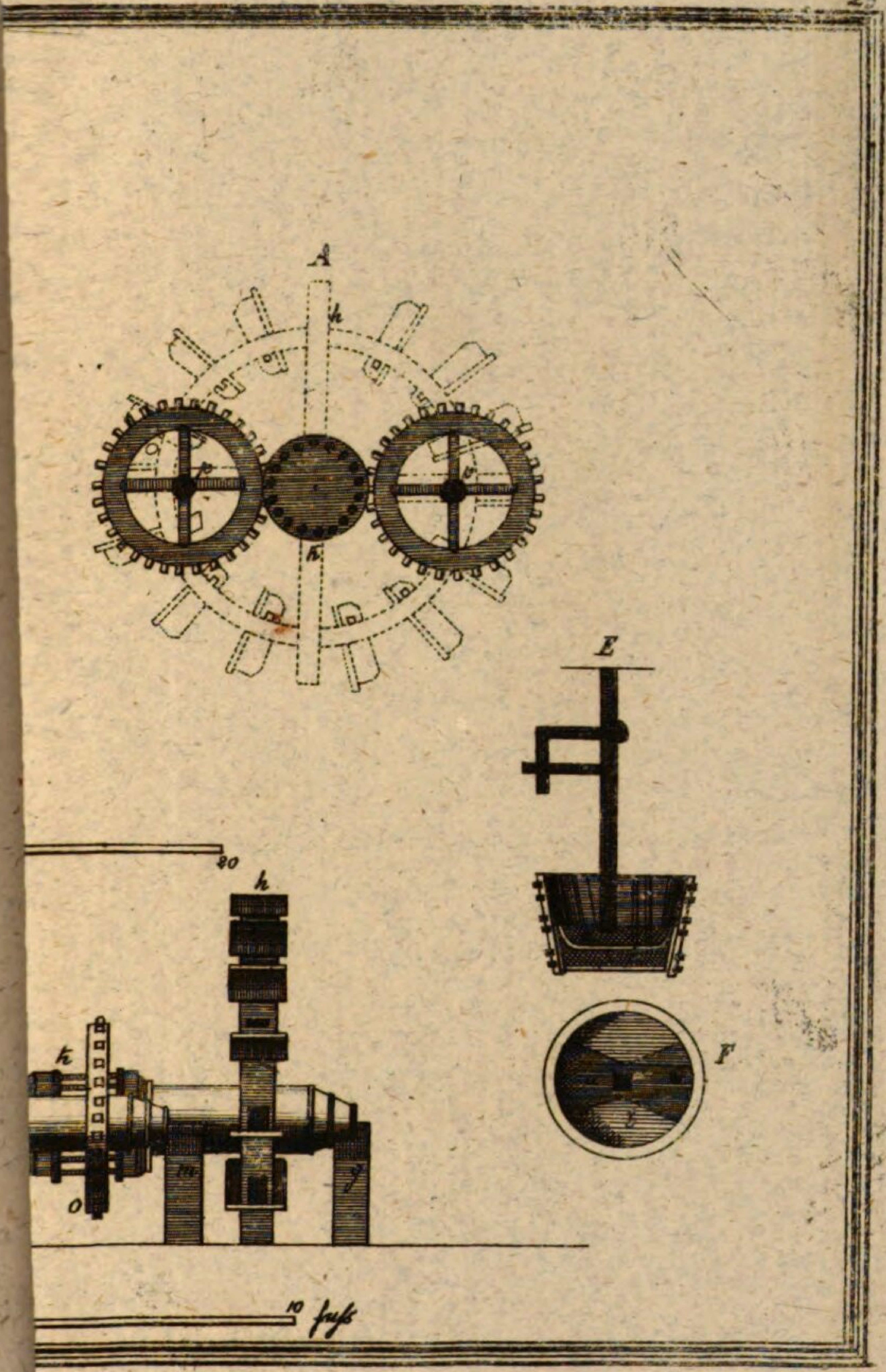
A

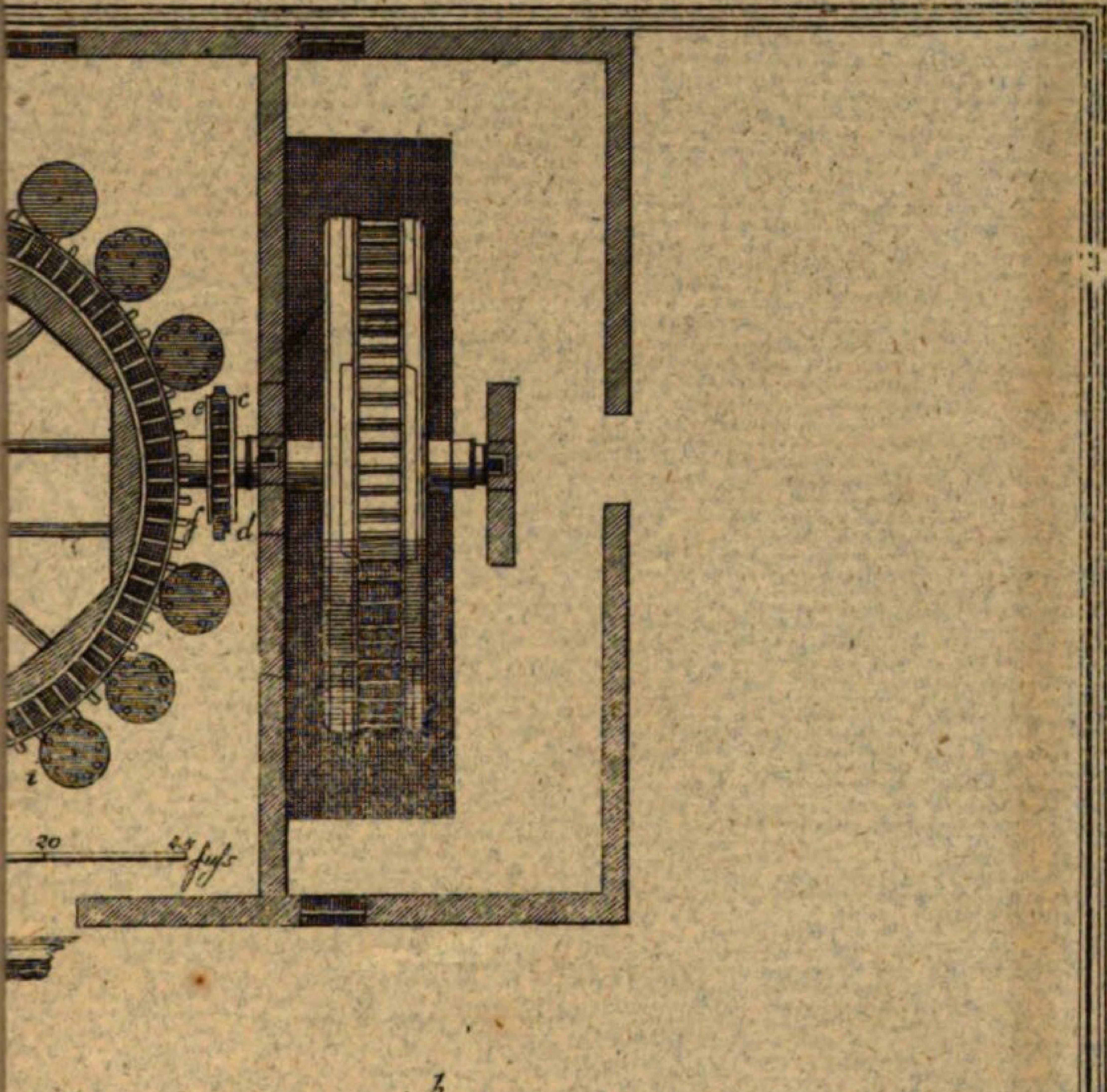


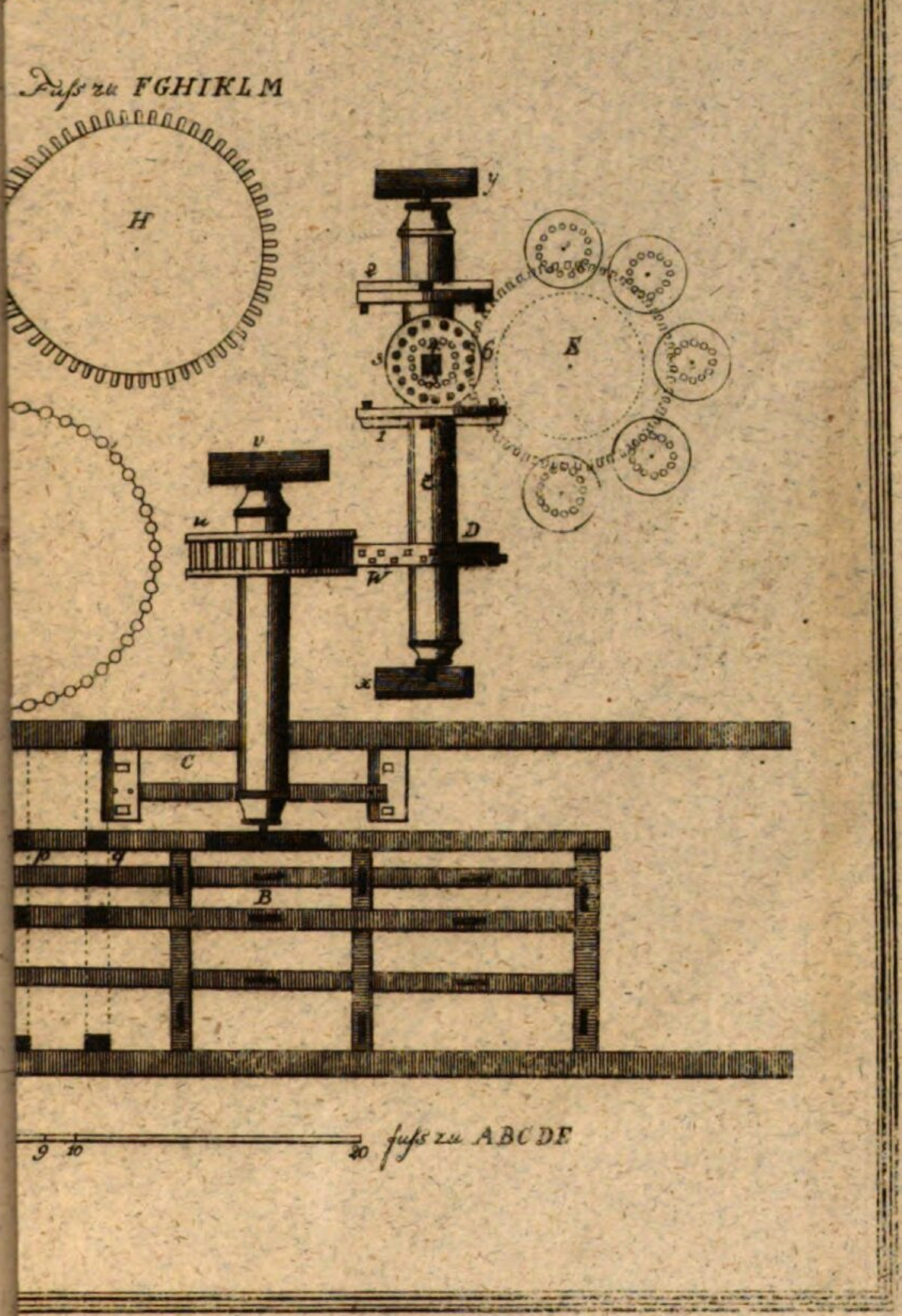
fuſs zu D

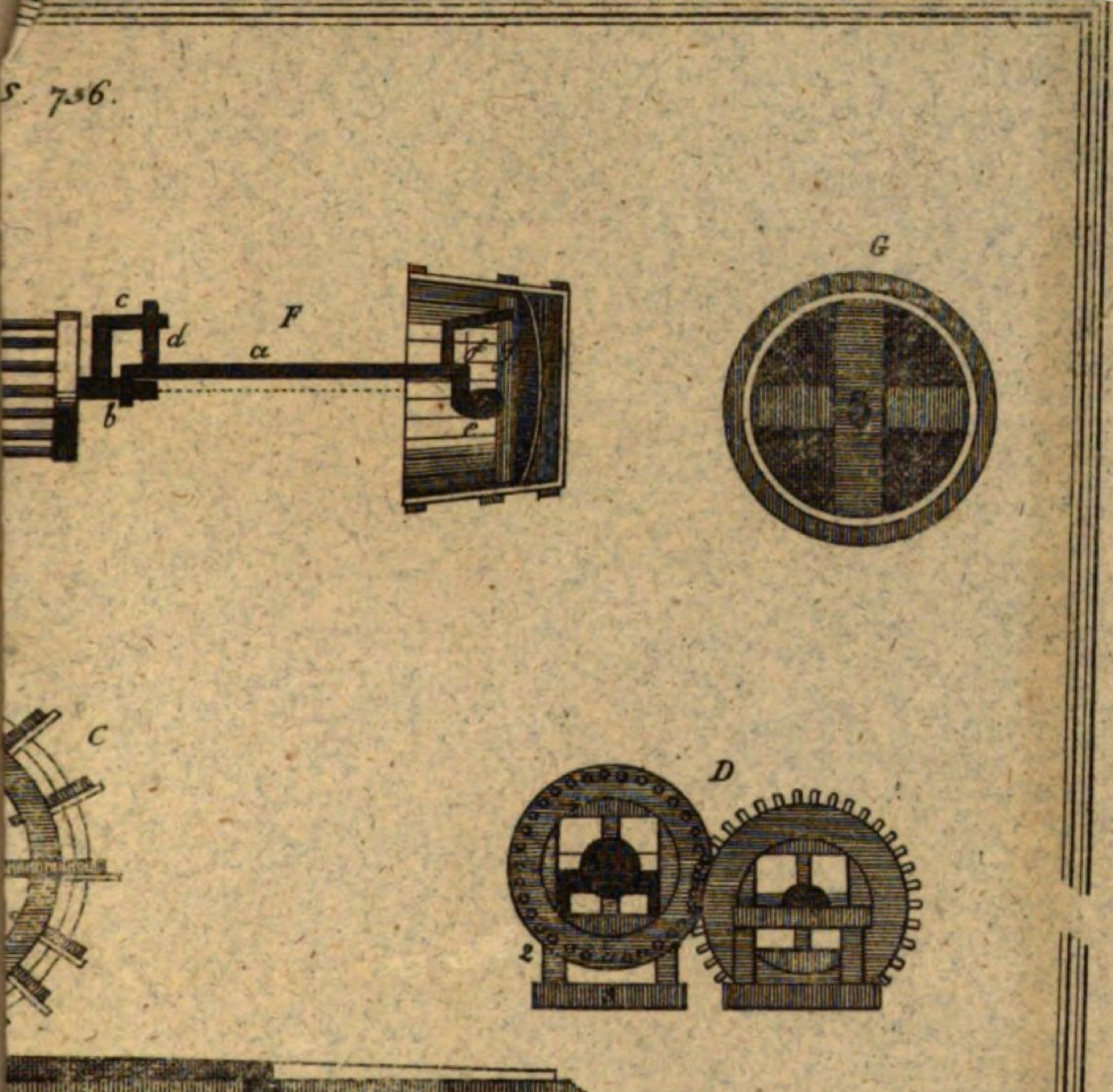
fuſs zu A B C.


41.
A
b
c
h
B
m
w
o
F
q
s
t
q
n
w
10
20 Fuſs


A
h
h
E
F
20
h
k
o
10 fuſs

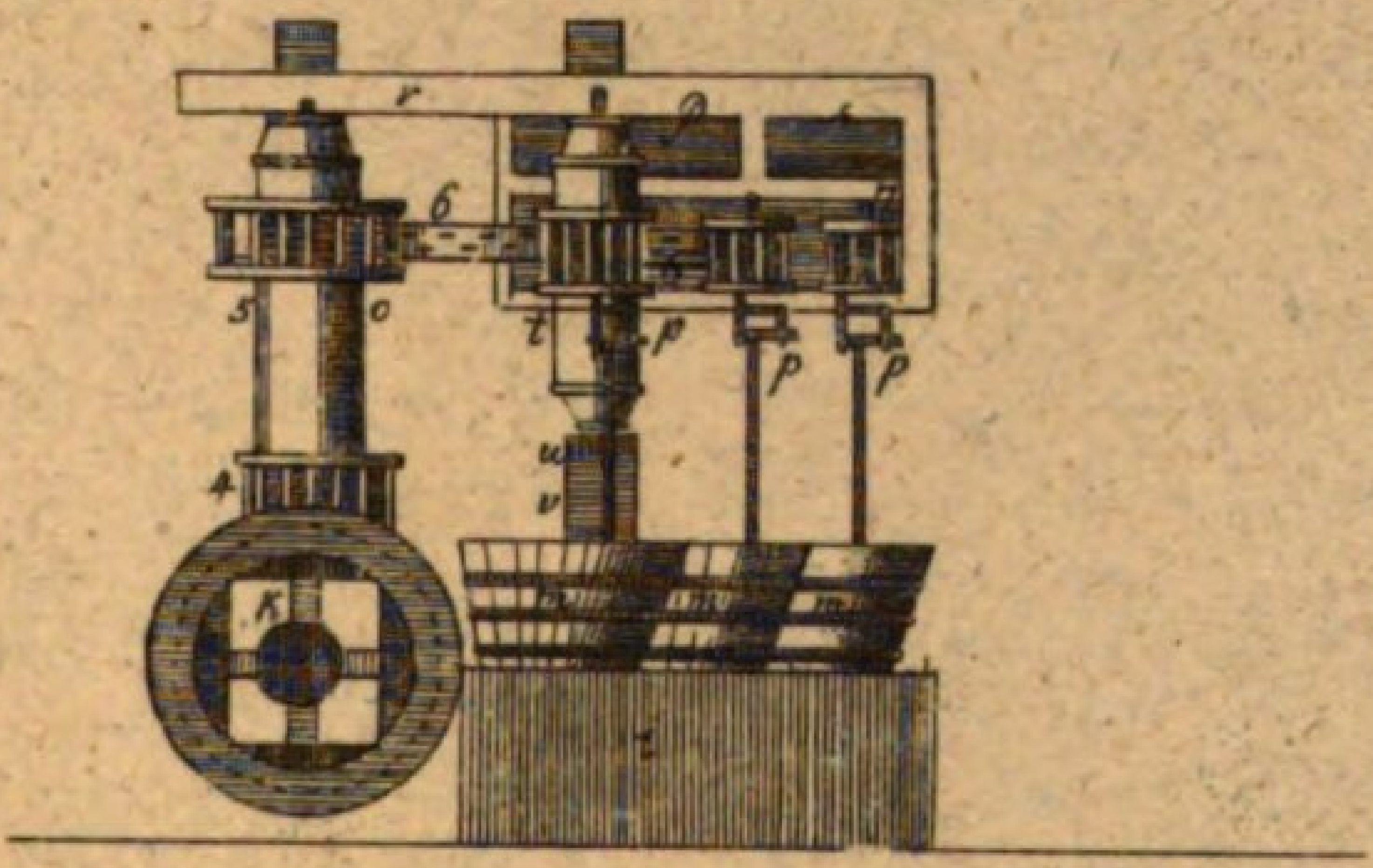

e
c
f
d
i
20
25
Fuſs
b
i
h
f
g
c
d
p
n
5
10
Fuſs


Fuſs zu FGHIKLM
H
y
2
3
6
E
1
v
u
D
W
x
C
p
q
B
9
10
20
fuſs zu ABCDE

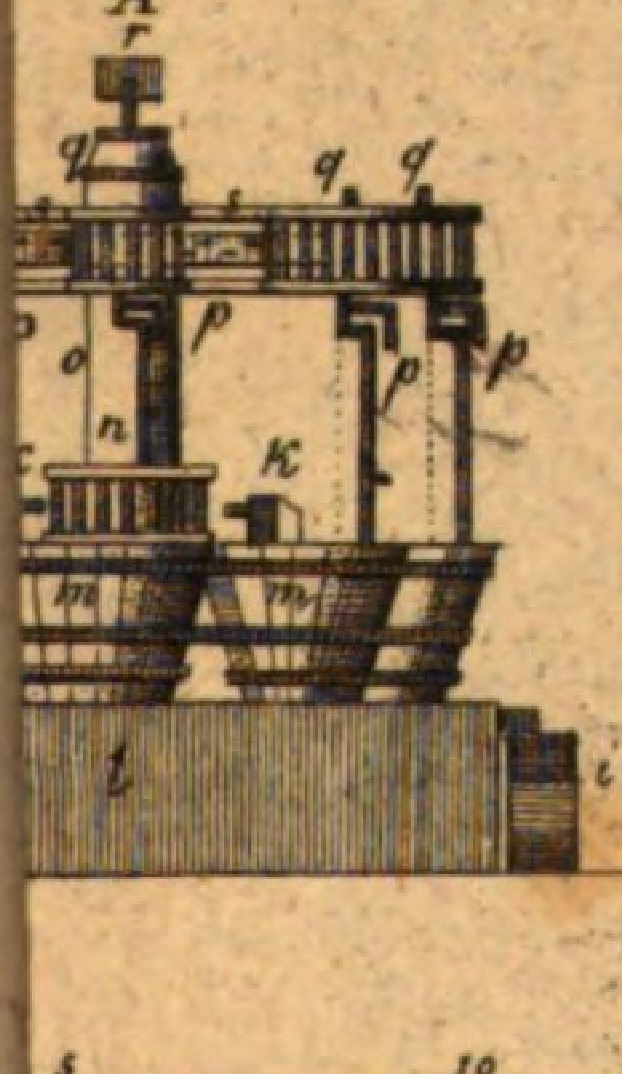

S. 736.
F
a
b
c
d
e
f
g
G
C
D
2
3
B
n
20
30
40 fuſs zu ABCD

9

B



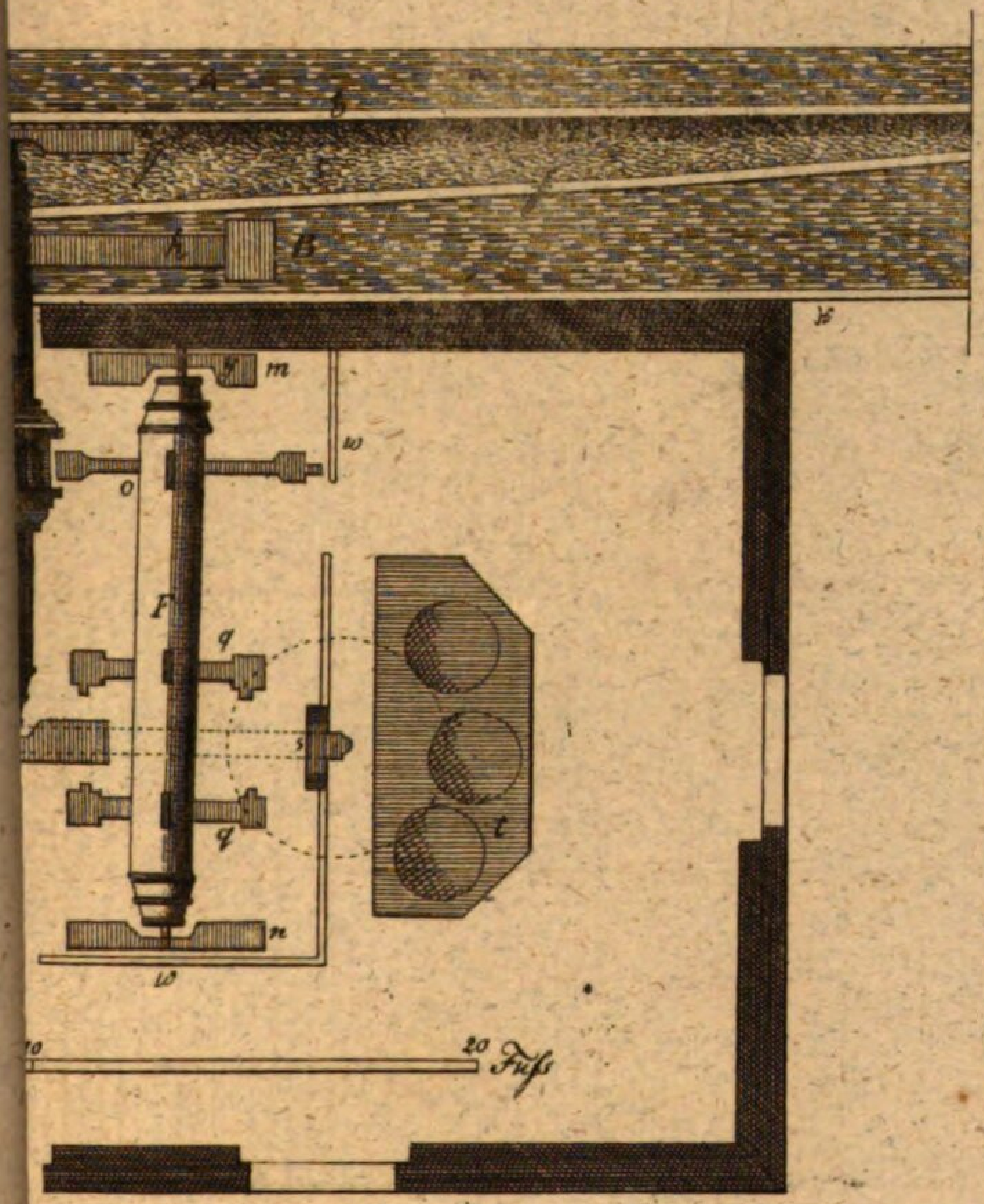
A



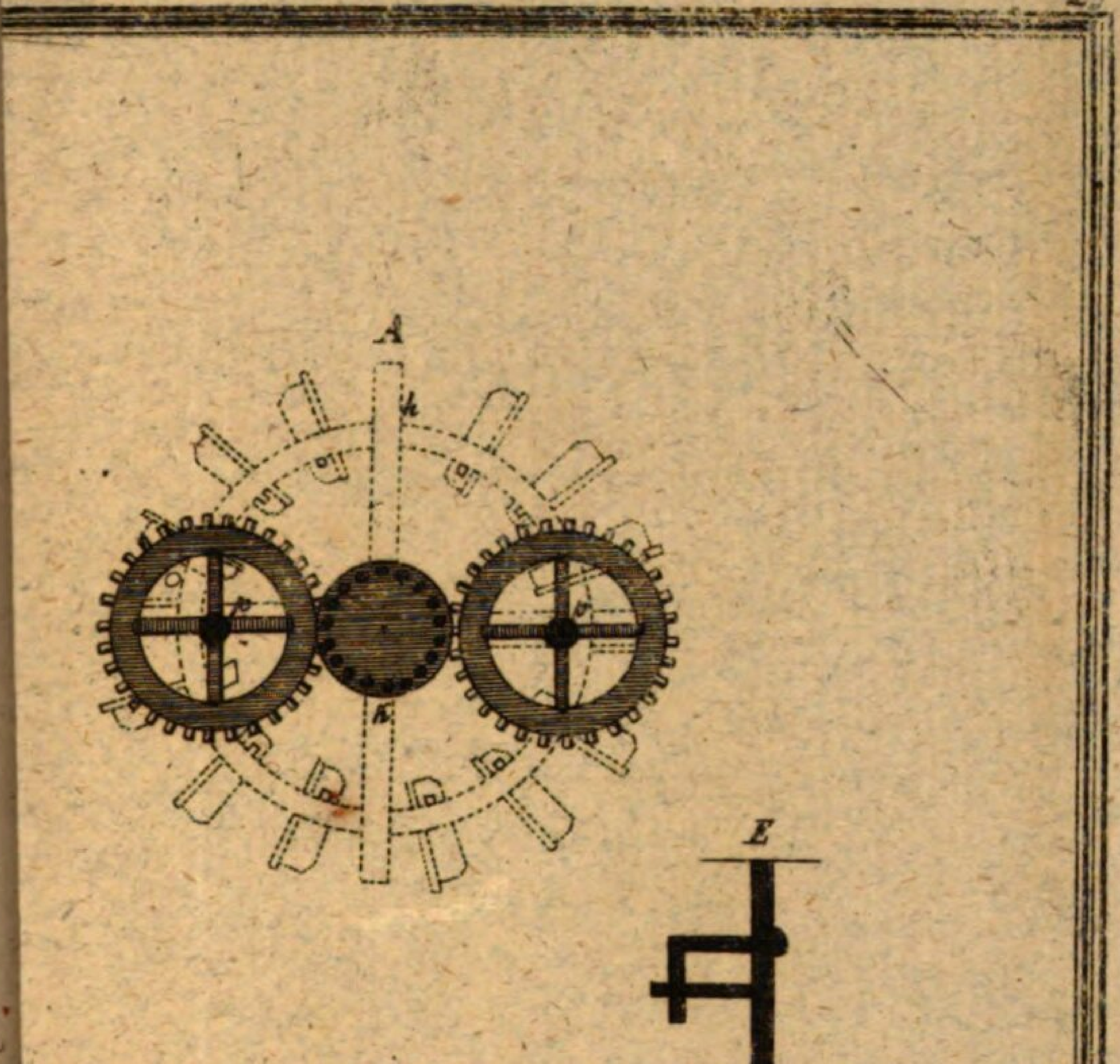
fuſs zu D

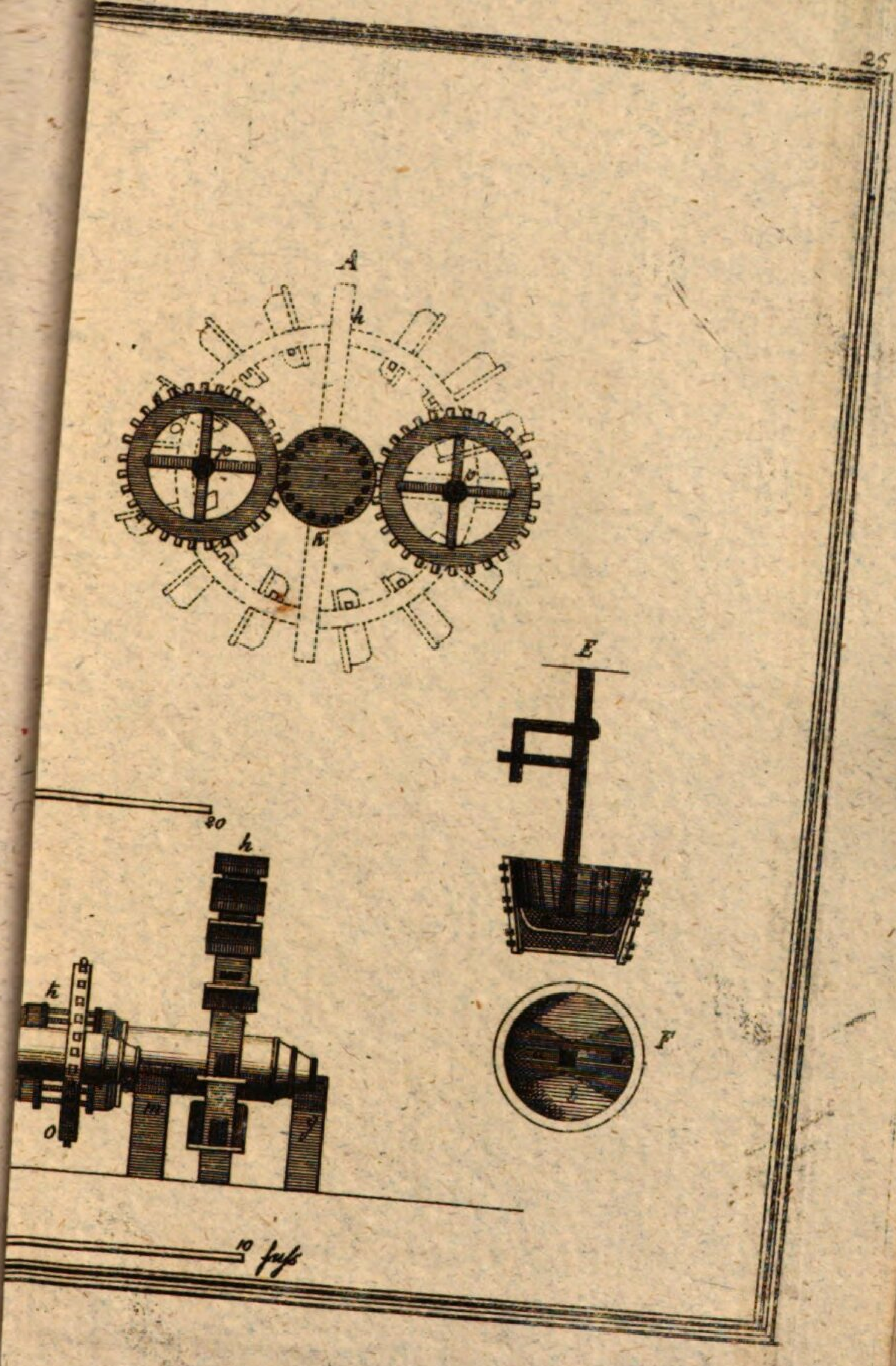
fuſs zu A B C.

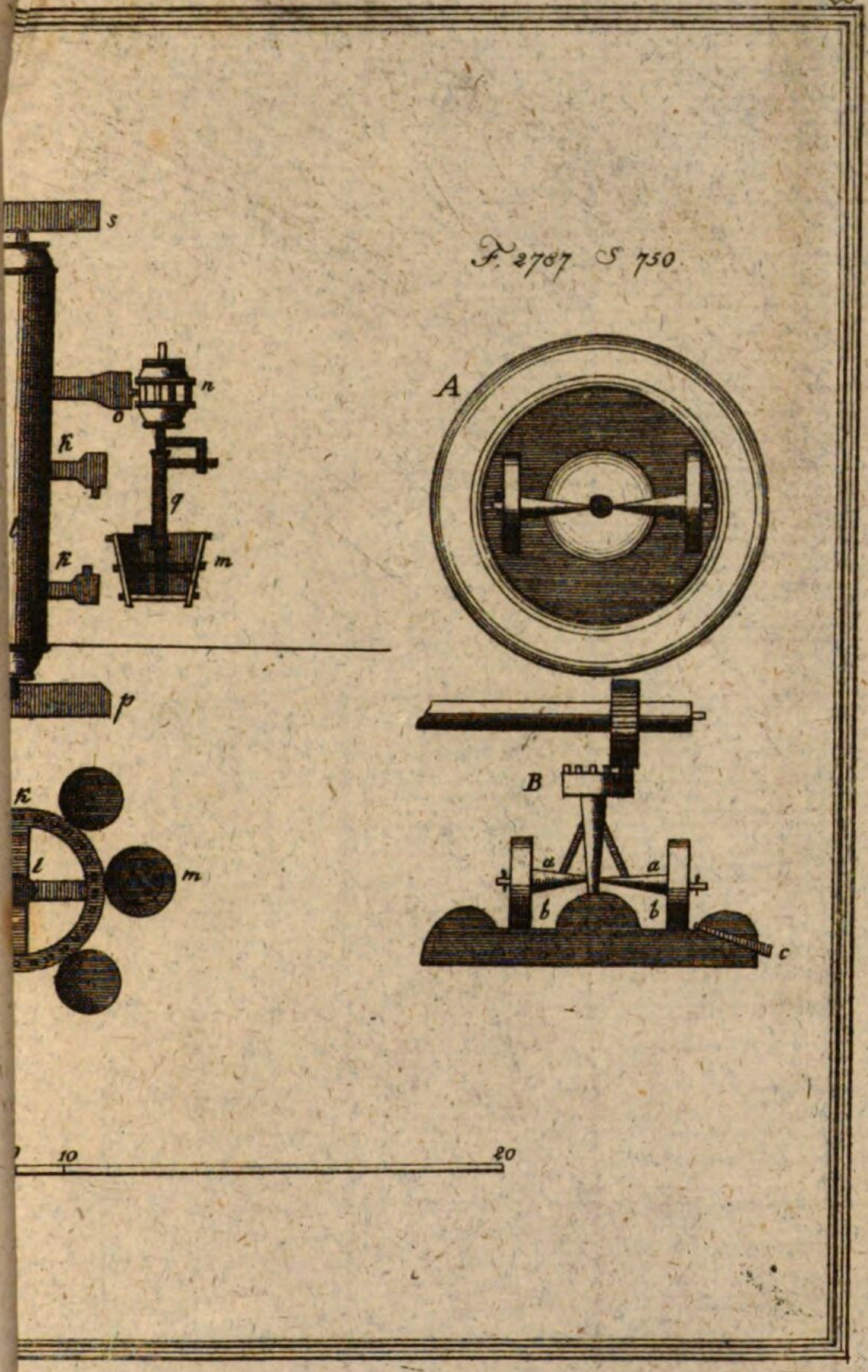
41.



25




A
E
F
20
10 fuſs


F. 2787 S 750
s
n
o
k
q
m
p
l
A
B
a
b
c
10
20

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Krünitz, Johann Georg,

Oeconomische Encyklopädie, oder allgemeines System der Staats-, Stadt-, Haus- und Landwirthschaft in alphabetischer Ordnung

Bd.: 47

Brünn 1791

Oecon. 1033-47
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10296879-3
VD18 90040449